This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

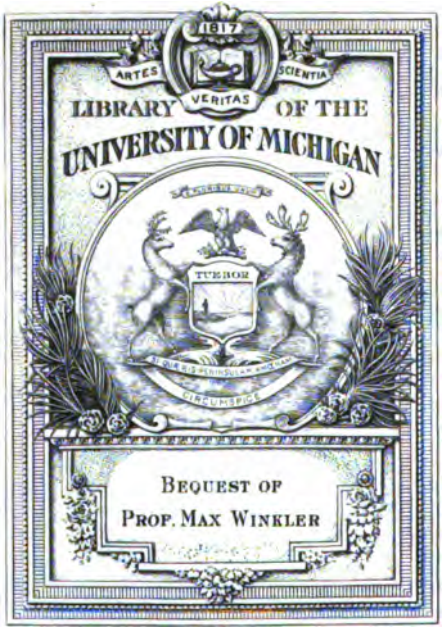
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

838
S339
1822
v.3-4

Friedrich Schlegel's

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

Studien des classischen Alterthums.

Erster Theil.

Library of
Prof. Max Winkler
6-18-48

Vorwort.

Als ich mit dieser Geschichte der griechischen Dichtkunst auftrat, wovon ich die vollendete Bearbeitung nur bis in das lyrische Zeitalter habe fortführen können, war eben damahls und zu gleicher Zeit mit jenem Unternehmen die skeptische Ansicht über die dichterische Sage und älteste Poesie mit der siegreichen Klarheit des gelehrtesten kritischen Scharfsinns aufgestellt worden. Wie wäre es möglich gewesen, so überwiegenden Gründen kein Gehör zu geben? Gleichwohl war in jener Kritik der homerischen Gesänge von den neuen Chorizonten nur Eine Seite des Gegenstandes berührt und durchgeführt; und wie unbefriedigend diese einseitige Erforschung noch für das Ganze bleibe, mußte mir besonders auf dem künstlerischen Standpunkte sehr deutlich einleuchten, den ich nach dem Vorbilde Winkelmanns, in seiner Geschichte der bildenden Kunst, obwohl auf anderm und eignen Wege, für meine Betrachtung in diesem Werke mir zum Ziele gesetzt hatte. Für das Ganze der Alterthumskunde kann

eben nur durch die Wissenschaft der Mythologie ein vollständiges Licht, und eine befriedigende Grundlage gefunden werden, so wie Creuzer dieselbe seitdem, soll ich sagen, neu begründet, oder richtiger ausgedrückt, mit umfassendem Geiste in ihre alte Würde wieder hergestellt hat. Daran fehlte es damals, als ich mit diesem Werke auftrat, noch ganz. Auf der einen Seite wurden alle mythologische Ueberlieferungen und Meynungen, mit gelehrtem Sammler-Fleiß, aber ohne hinreichende Kritik, und auch ohne alles Verständniß der tiefern symbolischen Bedeutung in unzulänglichen Handbüchern und den üblichen Commentaren ausgeschüttet. Diesem unkritischen Gewohnheitsvortrage der Mythologie, wie er aus der bloßen Tradition der ältern Zeit und Schule herstammte, mit einigen Grundsätzen der neuen Exegese verwebt, stellte sich nun von der andern Seite eine ganz verneinende und bloß verwerfende Ansicht entgegen, die eben darum nicht einmal skeptisch genannt zu werden verdient, und um so weniger kritisch genügend seyn konnte, da sie ohne alle Kenntniß und Einsicht in das Wesen der symbolischen Dichtung und Sprache, ja ohne allen Sinn dafür, mithin ganz ohne Sachkenntniß unternommen war.

So standen die Sachen in der Alterthums-

wissenschaft, als der Anfang dieses unvollendet gebliebenen Werks erschien. So sehr ich nun damals geneigt war, auch alle Gegenstände der Mythologie mit der gleichen kritischen Strenge und mit einem skeptischen Mißtrauen zu betrachten; so wird der Leser doch leicht bemerken, wie sehr ich es empfunden, und an manchen Orten hervorgehoben, wo sich eine Hindeutung auf das tiefere symbolische Verständniß irgend auf meinem Wege von selbst darbot.

Und wenn diese Arbeit, ihrer vielen Mängel ungeachtet, die bey solchem Gegenstande, und in diesem Alter kaum vermeidlich waren, dennoch von den Ersten und bedeutendsten Gelehrten in dieser Wissenschaft der Alterthumskunde günstig aufgenommen worden ist; so verdankt sie dieß wohl dem Umstande, daß sie ganz nach dem Einen rein künstlerischen Standpunkte entworfen, und daß dieser so streng darin durchgeführt worden. Dieser künstlerische Standpunkt aber, der in der griechischen Alterthumswissenschaft gewiß am rechten Orte ist, und als solcher sich immer behaupten wird, tritt hier als ein für sich bestehender hervor, ganz unabhängig von jener kritischen Forschung, welche damals alles skeptisch erschütterte, und auch geschieden von dieser symbolischen Wissenschaft, welche Deutscher Geist und Tiefsinn seitdem

neu wieder aufgestellt hat; obwohl er jene vielfältig berührt, und zum richtigeren Verständniß derselben führt, zu dieser aber überall leicht den Uebergang gewährt.

Und so mag das Werk auch noch jetzt, zwischen beyden Ansichten, zwischen der ältern und der neuen Zeit und Schule, in der Mitte stehend, da es nur auf der künstlerischen Erkenntniß des Alterthums beruht, wohl bey denen einige Liebe und eine günstige Aufnahme finden, welche sich der gleichen Grundlage des innern Sinns, im lebendigen Gefühl für die ewigen Urbilder des Schönen, erfreuen.

I.

Geſchichte

der

epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

Auf dem erſten Bogen nach der Vorrede einzulegen.

I.

Geſchichte

der

epiſchen Dichtkunſt der Griechen.

Dunkel umhüllt nicht bloß die früheſten Anfänge der helleniſchen Poeſie, deren Erfolg in allen Künſten erſt in den reiferen Erzeugniſſen ſichtbar wird, die durch ihre feſte Geſtalt ſchon dauern können. Selbſt die älteſten Geſänge der Hellenen, welche ſich Kraft ihrer Vortrefflichkeit wirklich erhalten haben, treten nur wie einzelne helle Geſtalten aus der Nacht des Alterthums hervor.

Unſer Wiſſen iſt nichts, wir horchen allein dem Gerüchte.

Ihre Herkunft iſt uns verborgen; und die ſonſt ſo vieles erzählende Sage pflegt nur über die Geſchichte ihrer eignen Entſtehung und Verbreitung zu ſchweigen. Aber auch die Schriften geben keine Antwort, wie ſchon Platon klagt. Man fragt ſie oft vergeblich grade nach dem Wiſſenswürdigſten von den Verhältniſſen der Kunſt in den vergle-

chungsweise bekanntesten Zeitaltern. Die höchsten Urbilder stehn nicht selten da, wie Bruchstücke einer untergegangnen Welt.

Länger als wir zu glauben pflegen, vertrat mündliche Überlieferung bey den Hellenen die Stelle schriftlicher Urkunden; und, mehr als wir uns denken können, fehlte es den Alten, selbst während der Reife ihrer Alterthumskunde, an Hülfsmitteln, Antrieben und Einsichten, ihre eignen Sagen so zu sichten und zu prüfen, wie es geschehen sollte. „Denn die Menschen," sagt Thukydides [1]), der unter allen helleniſchen Geschichtskünstlern am schärfsten zweifelt und urtheilt, „nehmen die Sagen der Vorfahren, auch einheimische, ohne Prüfung an. Die Meisten scheuen die Mühe des Untersuchens so sehr, daß sie lieber zu dem Nächsten greifen. Was die Dichter besangen, haben sie verschönert; und die Darstellung der Redekünstler war mehr auf den Beyfall, als nach der Wahrheit eingerichtet. Vieles gilt, was mit der Zeit unglaublich ins Wunderbare angewachsen ist."

Nur eine unerschütterliche Wahrheitsliebe kann den Alterthumsforscher durch dieses Labyrinth so verschiedner Sagen, Ansichten und Meynungen zum Ziel führen. Er muß es, wie Sokrates, schon für einen Gewinn achten, zu wissen, daß er nichts wisse. Strenge gegen sich selbst, soll er immer bereit seyn, der Wahrheit auch die liebste und eigenste Meynung aufzuopfern. Er soll, wie Pindaros fordert, „auf gradem Wege wandeln mit Kraft und Geschick." Dieser Weg ist eine schmale Mittelstraße:

1) Thuc. I. 20. 21.

Willst du Charybdis meiden, so laufet dich Scylla.

In der Alterthumskunde sind abschneidende Verdammungsurtheile, wie eines Richters, so gefährlich wie unbedingter Glauben an die Überlieferung. Die Wahrheiten der Kunstgeschichte lassen sich nicht entscheiden, wie ein Rechtshandel; noch die Gründe so baar aufzählen, wie in der Größenlehre. Alles beruht auf unzähligen Kleinigkeiten. Nichts ist unwichtig, denn nichts ist einzeln. Hier gilt es recht eigentlich, was der treuherzige Hesiodos lehrt:

Denn, wenn noch so Geringes zu noch so Geringem du legest,
Und dieß häufiger thust, bald wird ein Großes auch hieraus.

Ja oft ist eben das Wichtigste ein Etwas, was sich dem leisesten Gefühl beynah entzieht.

Darum muß der Alterthumsfreund auch das Bruchstück eines Bruchstücks heilig halten, und auch bey der fast verloschnen Spur mit Andacht verweilen. „Liebe lehrt" nicht bloß, wie Sappho singt, „die Kunst" selbst; sondern muß auch den Geschichtsforscher derselben beseelen. Nicht Vorliebe für dieses und jenes, sondern Liebe zur Kunst, zum Urbildlichen selbst, zum gesammten Alterthum; das ist das Erste, und den Geist des Ganzen zu fassen, ist das Höchste. Nur durch die stete Rücksicht auf den vollständigen Zusammenhang unterscheidet sich die Vermuthung von der willkührlichen Erdichtung. Zur allgemeinen Übersicht ist aber umfassende und genaue Gelehrsamkeit noch nicht hinreichend. „Durch Vielwisserey lernt man, wie Herakleitos sagt, noch keine Vernunft." Und die Vernunft fordert hier nichts leichtes; die Wahrnehmungen des künstlerischen Gefühls nähmlich streng zu bestimmen und begriffsmäßig zu ordnen, und auch in dem Gange des menschlichen Gei-

ſtes und in der Entwicklung der menſchlichen Künſte die nothwendigen Naturgeſetze aufzufinden. Vornähmlich aber muß jeder, der die alte Poeſie ganz kennen und verſtehen will, mit allen urbildlichen Schriften des Alterthums jeder Art und jeder Zeit ſo innigſt vertraut ſeyn, wie die großen Alexandriniſchen Kunſtrichter es waren; ſie immer von neuem durchforſchen, und gleichſam mit ihnen leben. Das iſt die Grundlage dieſer Wiſſenſchaft.

Erſtes Kapitel.

Von den Orgien und Myſterien der orphiſchen Vorzeit, und den verſchiedenen Meynungen der Alten darüber.

Alle gottesdienſtlichen Handlungen der Hellenen wurden mit feſtlicher Freude verrichtet; einige mit, andre ohne Muſik, theils myſtiſch, theils nicht 2). Tanz und Geſang war die Seele der helleniſchen Feſte; wo Gebräuche ſind, ſind auch Sagen, und Sagen wurden bey dieſem Volke zu Gedichten. Daher gab es unter den Hellenen eine eigne, der Sage und angenommenen Meynung nach uralte, myſtiſche Poeſie, als deren Haupt eine allgemeine Sage den Orpheus nennt, den Vater der Poeſie 3), den Stifter der Myſterien 4). Platon unterſchreibt 5) die Geheimlehren und Weiſſagungen des Orpheus und Muſäos ſehr beſtimmt von der ſpätern Dichtart des Homeros und Heſiodas. Eben ſo Horatius in einer Schilderung der älteſten Dichterweisheit:

Heilig und gottgeſandt, trieb Orpheus hinweg von der ſchnöden
Lebensweiſe, vom Mord die wälderdurchirrenden Menſchen.
Darum hieß es, er zähme die wüthenden Löwen und Tieger;
Hieß vom Amphion auch, der die Burg von Thebä gegründet,
Steine hab' er bewegt mit dem Klange der Zither, und ſchmeichelnd
Hin ſie geführt, wo er wollte; das war die älteſte Weisheit. —

2) Strab. libr. X. 716. ed. Cas. 1707. 3) Pind. Pyth. IV. 314.
4) Aristoph. Ran. 1032. 5) Protag. III. p. 99. ed. Bip.

So ward Ruhm und Nahme den göttlichen Sehern und ihren Liedern zu Theil 6).

Orgiasmus, festliche Raserey in gesetzlichen Gebräuchen, die einen geheimen heiligen Sinn umhüllt, war ein wesentlicher Bestandtheil des mystischen Götterdienstes. So ward Zeus und Dionysos zu Kreta verehrt 7). So beschreibt Strabo die enthusiastischen und bakchischen Priester uralter Vorzeit, die unter kriegerischem Tanz, durch Geräusch und Getöse, mit Trommeln, Cymbeln, Waffen, Trompeten und mit wildem Geschrey während der heiligen Handlung alles mit Schrecken erfüllten 8). Wir müssen uns diese Musik, welche die mystischen Tänze, Gesänge und Gebräuche begleitete, beynahe nur als ein rhythmisches Getöse denken, welches durch trunkne Begeisterung Wohllaut und gesetzmäßige Schönheit zu ersetzen suchte. Aristoteles sagt, es sey allgemein anerkannt, daß die Melodien des Olympos die Gemüther mit Enthusiasmus anfüllen 9); der Charakter der phrygischen Harmonie sey orgiastisch und leidenschaftlich 10). Die Melodien des Phrygiers Olympos hätten sich, heißt es beym Platon 11), durch ihre begeisternde Göttlichkeit bis auf die damahlige Zeit erhalten.

Das Gemählde des Lucretius 12) von dem Dienst der Cybele ist so kräftig, daß dieß Eine Beyspiel die Eigenheit der ganzen Gattung hinreichend darstellen und

6) Ep. ad Pis. 391. seq. übersetzt von Aug. Wilhelm Schlegel. 7) Strab. X. 716-726. loc. class. 8) ib. 718. Cfr. Heyne de sacris cum furore peractis. 8) Polit. VIII. 5. 10) Polit. VIII. 7. 11) Min. tom. VI. 134. 12) Lucr. II. 598—642. übersetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

zugleich lehren kann, wie man myſtiſche Gebräuche zu deuten pflegte.

Darum heißt ſie zugleich die große Mutter der Götter,
Unſres Leibes Erzeugerin auch, und Mutter des Wildes.
Weislich ſangen von ihr die alten Dichter aus Hellas,
Frey in den Höhen führe, mit Löwen beſpannt, ſie den Wagen. —
Thiere des Raubes geſellten ſie ihr, weil Pflege der Eltern
Jegliche Brut, wie wild ſie auch ſey, doch ſiegend beſänftigt.
Und ſie umgaben ihr Haupt mit einer Krone von Mauern,
Weil ſie Städte trägt, an erhabnen Orten befeſtigt.
Alſo mit Schmucke begabt, wird durch die geräumigen Lande
Schauerbringend geführt das Bild der göttlichen Mutter.
Pauken donnern von Schlägen der Hand, da rauſchen die hohlen
Cymbeln darein, und es droht das Getön rauhſtimmiger Hörner,
Und die Gemüther ſtachelt in Phrygiſchen Weiſen die Pfeife.
Waffen auch ſchwingen ſie an, die Zeichen verheerenden Grimmes,
Welch' undankbare Seelen, die frevelnden Herzen des Pöbels,
Stürzen können in Graun vor dem Wink der mächtigen Göttin.
Wenn ſie daher zuerſt in prangende Städte hinein führt,
Schweigend mit ſtillem Gruß die Menſchenſöhne beglückend,
Streuen ſie Silber und Erz auf alle Pfade des Weges,
Mit bereichernden Gabe ſie ehrend; beſchneyn mit der Roſe
Blumen ſie, ſchatten die Mutter und ihre begleitenden Haufen.
Dann die bewaffnete Schaar, der Hellene nennt ſie Kureten,
Aus dem Phrygierland, ſie ſpielen verſchlungene Reihen,
Hüpfen des Blutes froh, in gemeßnen Sprüngen, und ſchütteln
Raſch mit dem Schwunge des Hauptes die furchtbaren Büſch' auf den Helmen.
Jenen Diktäer-Kureten nun gleichen ſie, welche das Wimmern

Jupiters einst, wie die Sag' erzählt, auf Kreta verbargen,
Als um den Knaben rings in dem hurtigen Tanze die Knaben
Schön bewehrt, nach dem Maaß die Erze schlugen an Erze:
Daß Saturnus ihn nicht mit gierigen Zähnen zermalmte,
Und unheilbare Wunden senkt' in den Busen der Mutter. —

Eben so ausschweifend in wilder Begeisterung wie dieser Götterdienst selbst war auch die mystische Poesie, in der Kühnheit ihrer sinnlichen Bildersprache. Orpheus, sagt Isokrates 13), der vorzüglich den Göttern Unsittlichkeiten angedichtet habe, sey zur Strafe dafür zerrissen worden. Diogenes 14) zweifelt, ob man den Orpheus, welcher das schändlichste, was nur selten den Mund der Menschen befleckt, den Göttern ohne Maaß andichte, einen Philosophen nennen könne. Noch sinnlicher als selbst Homeros und Hesiodos mahlte Musaeos das Glück der Seeligen in der Unterwelt, indem er eine ewige Trunkenheit als den schönsten Lohn der Tugend darstellte 15). Platon 16) erwähnt unter den geheimen Gesängen zwey auf den Eros, deren einer sehr unzüchtig sey.

Der Sohn der Natur denkt sich alles belebt, und der Hellene übertrug ja noch auf der größten Höhe der Wissenschaft, welche er erreicht hat, die Gesetze und die Eigenschaften der lebenden Natur auf die leblose und sogar auf die denkende; eine allgemeine und in dem Wesen seiner lebendigen Bildung selbst gegründete V. wechslung, die viele Paradoxien der alten Denkart und Bildung erklärt. Die Wirksamkeit der Kräfte er-

13) Busir. p. 171. ed. Batt. 14) Prooem. 3. 15) Plat. Resp. VI. 218. 16) Phaedr. X. 333.

schien seiner Einbildung als eine thierische Zeugung; ihre Wechselwirkung als ein Kampf. Da es nun, wie Herodotos [17]) bemerkt, den Hellenen eigen war, die Götter *menschlich* gestaltet zu glauben; so mußte ihr Geist auf die unsittlichsten und ausschweifendsten Dichtungen verfallen, indem er sich die Veränderungen der Natur als Handlungen der Götter darstellte. Auch ist es natürlich, daß die erste Ahndung des Unendlichen den plötzlich erwachten Geist nicht so sehr mit froher Verwunderung als mit grauvollem Erstaunen und Entsetzen erfüllt. Erschrocken schaudert er vor der feindlichen Kraft zurück, deren Anstoß ihn zum Bewußtseyn weckt und deren Wiederhall er in der *eignen* Brust nachtönend mitempfindet, so lange ihm das Gottes Licht versagt oder unbekannt ist, welches allein den Abgrund der Natur mit seinem milderen Scheine sanfter zu erhellen vermag. Das lebendige Bild unbegreiflicher Allmacht mußte den noch rohen Menschen wie betäubt niederwerfen, oder nur zu einer Raserey, die durch ihre Beziehung heilig schien, erheben. Es ist nicht befremdend, daß, zumahl unter einem heißen Himmel, die Begeisterung eines geheimnißvollen Gottesdienstes so oft in selbstzerfleischende Wuth ausartete. Die höchste Leidenschaft verletzt gern sich selbst, um nur zu wirken, und sich der überflüßigen Kraft zu entledigen. Durch ein eben so natürliches Mißverständniß hielt die kindliche Vernunft ihre Ahndungen des Unbegreiflichen für Geheimnisse, die nur dem Gereinigten und Geweihten offenbart werden dürften, dem gemeinen Haufen aber verborgen bleiben müßten, von

17) lib. I. cap. 131.

welchem es den Eingeweihten, sich in priesterlichem Stolz streng abzusondern, schon frühzeitig gefiel. Es blieb fortan ein Charakterzug der hellenischen Bildung, neben der dichterischen Sage und sinnlichen Dichtung, die fürs Volk galt, die wahre Lehre als ein Geheimniß für die auserlesene Zahl der Eingeweihten zurück zu halten. Selbst bey den hellenischen Weisen bemerkt man diesen vorwaltenden Hang zum Geheimniß auch in der Wissenschaft, nach Art der Mysterien, und es war nicht immer nothwendige Verstellung allein, was die Trennung der esoterischen und exoterischen Philosophie veranlaßt.

Schon in dieser Orphischen Vorzeit der hellenischen Poesie findet sich also vielleicht der erste Keim jener allgemeinen, von spätern Dichtern, Priestern und Denkern so vielfach ausgebildeten und geschmückten Meynung der Hellenen: die Poesie komme von den Göttern, die Begeisterung des heiligen Poeten sey eine eigentliche Besessenheit und höhere Eingebung. Daher so manche schöne Anspielungen und Gleichnisse der Dichter selbst, von sich und ihrer Kunst, auch der durch Gesellschaft und Weisheit gebildetsten. „Der Chor des Aristophanes [18]) gebiethet denen" zu schweigen, und ihm auszuweichen, die unkundig solcher Reden, oder nicht reines Herzens seyen, oder „wer der echten Musen Orgien nie gesehen noch gefeyert habe." Horatius [19]) haßt, als Priester der Musen, den ungeweihten Haufen, und entfernt ihn von seinem heiligen Liede. Als erster Römischer Priester der Elegie betritt Propertius [20]) „den heiligen Hayn des Kallimachos und Philetas, um in hellenischen Chören italische Orgien zu feyern."

18) Ran. 354. 19) Od. III. 1. init. 20) Eleg. III. 1. init.

Es war nach Platon eine alte Sage [21]: „daß der Dichter, wenn er auf dem Dreyfuße der Musen sitze, nicht bey Sinnen sey, sondern wie eine Quelle alles Zuströmende willig von seinen Lippen fließen lasse.“ Die größten Weisen schlossen sich an diese Sage an, welche ihnen die bedeutendsten Bilder für ihre tiefen Ahndungen, und treffenden Bemerkungen über das Wesen der künstlerischen Hervorbringung darboten. Demokritos wird von den Spätern genannt [22], als sey er der Erfinder dieser Lehre von der Begeisterung gewesen. Horatius [23] sagt in einer Stelle gegen die Verächter der Feile, welche jene Lehre als ein Zeugniß für sich mißbrauchten:

> Angebohrner Geist sey glücklicher, meynt Democritus
> Als armseelige Kunst, und verbannt die besonnenen Dichter
> Von dem Parnaß.

„Die dritte Art der Besessenheit und Raserey, sagt der Platonische Sokrates im Phaedros [24], ist die von den Musen. Sie ergreift zarte und reine Seelen, treibt sie, ihre heilige Trunkenheit in Gesänge aller Art zu ergießen, und bildet die Nachwelt, indem sie die zahllosen Großthaten der Vorwelt schmückt. Wer sich aber ohne die Raserey der Musen den Pforten der Poesie nähert, in der Meynung, die Kunst allein könne ihn schon zum Dichter machen, der bleibt unvollendet, und gelangt nicht ins Heiligthum; er und die Poesie des Nüchternen sind nichts gegen die Poesie der Rasenden.“ Auch im Jon [25]

---

21) Plat. leg. tom. VIII. p. 191. 22) Dio. Or. de Hom. in. Cic. de Div. l. 37. de Orat. II. 46. 23) Ep. ad Pis. 295. seq. 24) Vol. X. 317. 25) Vol. IV. 186.

lehrt er, daß die Poeten nicht durch Kunst und mit Besonnenheit, sondern aus göttlicher Eingebung ihre schönen Gedichte hervorbringen. Es ist zwar jener oft erwähnten alten Feindschaft der Poesie und Philosophie und der Platonischen Eifersucht sehr angemessen, daß Sokrates auch in diesem Gespräch mit einem gutmüthig schwärmenden Rhapsoden die Selbstbestimmung des Weisen nach gedachten Gründen über die unwillkührlichen Ergießungen des Dichters, dessen Werth nicht eignes Verdienst, sondern Gunst der Natur ist, leise zu erheben sucht; welches auch eine andre Stelle bestätigt und beweist 26). Nur muß man die zarte Stimmung dieses schönen Gesprächs nicht so grob nehmen, wie gewöhnlich; und wer es weiß, wie die Sokratische Ironie das Heiligste mit dem Fröhlichen und mit dem heitersten geistigen Scherz zu verweben pflegt, wer mit der Platonischen Denkart vertraut ist, wird nicht verkennen, wie sehr es ihm mit dieser Lehre Ernst war. Vergleicht er doch selbst die sittliche Begeisterung des Sokrates mit dem Enthusiasmus der Korybanten 27). Und ist nicht der ganze Phaedros voll mystischer Anspielungen, wo er über die heilige Trunkenheit der echten Liebenden mit Attischem Geist so lieblich philosophirt, und mit jener Sokratischen Mischung von Scherz und Ernst, welche für Viele geheimer und dunkler ist, als alle Mysterien? Die hellenischen Denker, welche gern um der öffentlichen Duldung willen Künstler scheinen wollten, folgten auch hierin den Dichtern; und die schon durch ihre Erhabenheit anlockende Vorstellung ward auch durch

26) Apol. I. 51. cfr. Men. IV. 388. 27) Crit. I. 126.

die Macht der Gewohnheit bestätigt. Selbst der Priesterhassende Lucretius [28]) nennt die Erfindungen großer Naturforscher „Götterſprüche wie aus des Geistes Allerheiligstem, heiliger und weit wahrhafter, als was die Pythia vom Dreyfuß und aus dem Lorbeer weissagt." — Nach Theophrastos [29]) ist der Enthusiasmus eine der drey Quellen der Musik. Zur Zeit des Cicero [30]) war es eine gewöhnliche Meynung, daß niemand ein guter Dichter seyn könne, ohne eine Entflammung der Lebensgeister und einen gewissen Anhauch von Raserey.

Viele jener Stifter hellenischer Geheimlehren nennt die Sage Thrakier. Am kalten Haemus wars,

Wo der Bergwald kam zu dem lauten Orpheus;
Der mit geerbter
Kunst, die Flucht aufhielt der gestürzten Ströme,
So die Eil des Windes, und lockend mit der
Zauberſait' aufhorchende Eichen führte.

und nach der Meynung des Strabo [31]) deuten noch einige andre Spuren auf den Thrakischen Ursprung der uralten mystischen Poesie. Die den Musen geweiheten Berge und Gegenden wurden in grauer Vorzeit vom Thrakischen Stamme bewohnt, und die Phrygier, bey denen der Orgiasmus vorzüglich herrschend war, sollen Abkömmlinge der Thrakier gewesen seyn.

Nach dem Grundsatz, viel zu suchen, um etwas zu finden, läßt sich die Voraussetzung, daß jede allgemeine Sage Spuren wahrer Begebenheiten enthalten müsse, vollkommen rechtfertigen. Nur für die Zeitbestimmung können Sa-

28) I. 738. 29) Plut. Symp. I. Reisk. tom. VIII. p. 461.
30) Cic. de Or. II. 46. 31) X. 721.

gen, und Schriftsteller, welche sie auf Glauben annehmen, nicht das mindeste Gewicht haben; da bey den Hellenen ohnehin so oft auf das ältere Zeitalter übertragen ward, was dem spätern angehörte.

Alle geheimen Gesellschaften sind geneigt, sich für so alt als möglich auszugeben, und sind leicht auch selbst von diesem Glauben eingenommen. Die Eifersucht der leichtgläubigen hellenischen Völker, die Eitelkeit und selbst der Brodneid der erfinderischen Priester, mußten dabey mitwirken. Die wahrhaften Kreter [32]) gaben vor, sie hätten die Eleusinischen und Thrakischen Mysterien gestiftet [33]); und bald mochte sich jede mystische Brüderschaft in Hellas für die älteste, und für den reinesten Urquell geweihter Dichtung und räthselhaft sinnbildlicher Gebräuche halten. Die heidnischen Priester waren es, welche die angeblich uralten mystischen Gedichte aufbewahrten und verbreiteten; und nicht immer können wir sie von dem Verdacht oder Vorwurf einer frommen Verfälschung frey sprechen. Wie viele Verfälschungen heiliger Gesänge mögen wohl unbemerkt geblieben seyn, ehe einmahl die des Onomakritos [34]) vielleicht nur durch die Künstlereifersucht des Lasos entdeckt, und vielleicht nur wegen einer politischen Nebenabsicht vom Hipparchos bestraft ward. Überdem durfte es niemand wagen, was in den Mysterien gelehrt und von den Vorstehern derselben vorgegeben wurde, öffentlich zu prüfen. Aeschylos und Alkibiades erfuhren es, wie gefährlich der bloße Verdacht sey, die

32) Die Kreter sind Lügner immerdar. Call. in Iov. 8. 33) Diod. Wessel. V 393. 34) Herod. Polyb. 6.

Mysterien entweiht, und jene herrschende Priesterzunft beleidigt zu haben. Wer dem Aberglauben offenbaren Krieg ankündigte, und den Haß der Priester auf sich zog, wie Diagoras [35]); den fand ihre Rachsucht leicht Gelegenheit der blinden Volks-Wuth Preiß zu geben. Selbst in dem rechten Athen konnte der milde Perikles anrathen, die angeblichen Verbrecher der beleidigten Gottheit nicht bloß nach geschriebenen Gesetzen, sondern auch nach den ungeschriebenen, über welche die Eumolpiden rechtliche Gutachten ausstellten, d. h. nach der Willkühr mächtiger Priester, zu richten [36]); und ein blutdürstiger Hierophant, mit dem einfachen Tode eines Unglücklichen nicht zufrieden, forderte eine festliche und öffentliche Hinrichtung, um allgemeineres Schrecken zu verbreiten [37]).

Wenn daher zur Zeit des Platon unter dem Nahmen des Orpheus und Musaeos haufenweise Bücher vorgezeigt wurden, welche Vorschriften zu Opfern und Reinigungen enthielten [38]); so versteht es sich von selbst, daß dieses Vorgeben ohne weitere Beglaubigung gar wenig gelten kann. Aristoteles nennt jene Werke die „sogenannten orphischen Lieder," die „sogenannten Gedichte des Musaeos [39])." Schon Herodotos nennt orphische und pythagorische Mysterien zusammen [40]); und eine allgemeine Meynung, sagt Cicero [41]), hielt den Pythagoräer Kekrops für den Verfasser des orphischen Gedichts. Der prüfende Aristoteles behauptet sogar, daß es nie einen Dichter Orpheus

35) Anachars. V. 149. 150. 36) Lys. contr. Andoc. p. 204. ed. Reisk. 37) ibid. 256. 38) Rep. 1. VI. p. 221. 39) Hist. an. VI. 6. 40) Ent. 81. 41) de nat. deor. l. 38.

gegeben habe 42); eine Stelle, deren Stärke durch die gewöhnliche mildernde Auslegung nicht entkräftet wird. Sextos nennt den Onomakritos, der wie Epimenides auf seine Seherkunst reiste 43), und zu Kreta außer der Gymnastik wahrscheinlich auch kretisiren 44) lernte, gradezu als Verfasser der orphischen Lieder 45).

Die homerische Poesie ist die älteste Urkunde der hellenischen Geschichte, und was man auch von der Ächtheit der Anordnung und einzelner Stellen der Iliade und Odyssee denken mag: so hat sie doch im Ganzen genommen und besonders im Vergleich mit den Priestermährchen über Orpheus, die gültigsten Ansprüche auf Glaubwürdigkeit, und muß Grundlage und Leitfaden aller Untersuchungen über das hellenische Alterthum seyn. Schon Herodotos, der sonst jede Sage nachsagt, hält die Dichter, welche für älter ausgegeben wurden, wie Homeros und Hesiodos, für jünger 46); und nach Pindarion bey Sextos 47) war es ausgemacht, daß kein älteres Werk auf die damahlige Zeit gekommen sey, als die homerische Poesie. So urtheilten mehrere, und grade die nüchternsten hellenischen Alterthumsforscher.

Homeros kennt mehrentheils und einzelne Ausnahmen und verlohrne Anspielungen abgerechnet, weder mystische Sagen noch mystische Gebräuche; wenn man nähmlich nicht alles Bedeutende so benennt, sondern darunter nur sinnbildliche Geheimlehren über das unbegreifliche We-

42) ibid. 43) Aristot. Polit. II. 12. 44) Kretisiren hieß lügen. Suid. 45) Orph. Gessn. p. 385. 46) Enterp. 53. 47) Adv. Math. I. 203.

ſen der Natur verſteht, und Gebräuche, die ſich auf ſolche Lehren beziehen. Die homeriſche Poeſie kennt weder Orgien noch Enthuſiasmus in dem Sinne der ſpäten Prieſter, Dichter und Denker. Zwar lehrt und lenkt auch den homeriſchen Sänger, wie den Helden, eine ſchützende Gottheit. Bey allem Geſchlecht der Sterblichen, ſagt Odyſſeus [48]), werden die Sänger,

Werth der Nahrung geſchätzt und Ehrfurcht; weil ja die Muſe
Selbſt den Geſang ſie gelehrt, und huldreich waltet der Sänger;

und Telemachos [49]) ſpricht zu ſeiner Mutter:

— was tadelſt du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entbrannt wird? Nicht ja die Sänger
Sinds, nur allein iſt Zeus zu beſchuldigen, welcher es eingiebt
Allen erfindſamen Menſchen, nach Willkühr jeden begeiſternd.

Auch hier liegt überall der Gedanke der Eingebung der Muſe, oder des Gottes zum Grunde. Der homeriſche Sänger aber iſt nicht leidenſchaftlich beſeſſen und voll von ſeinem Gott, wie bey jenen Spätern. Sein Charakter iſt vielmehr eine ſtille Beſonnenheit, und nicht jene heilige Trunkenheit der orphiſchen und andern bachiſchen Lieder.

„Aber, könnte man einwenden, hat nicht vielleicht Homeros die myſtiſche Theogonie des Orpheus nur epiſirt? Die homeriſche Poeſie und der orphiſche Geiſt waren ſo durchaus verſchiedner Art, daß es uns nicht befremden darf, in jener gar keine Erinnerung an ältere Myſtik zu finden. Hätten wir noch die ſämmtlichen ſapphiſchen Ge-

48) Odyss. VIII. 479. 49) Od. I, 46.

dichte: vielleicht würden wir nirgends an Homer erinnert. Die Bemerkung des Pindaros [50]): „daß jeder große Laut unsterblich wandle, wie sich der unverlöschliche Strahl schöner Thaten über die allbefruchtende Erde und über das Meer ewig verbreite;" ist für die ganze Geschichte der hellenischen Poesie so wahr, daß sich oft auch in der spätesten Nachbildung Spuren des Ursprünglichen finden. Dürfte man also nicht vermuthen, daß ein entfernter Nachhall des echten verlohrnen Lautes sogar in den noch vorhandnen sogenannten orphischen Hymnen übrig sey? Sind nicht einige der darin vorgetragenen Lehren vorhomerisch? Ist nicht die Weise einer alten nachgebildet? Es ist doch wenigstens wahrscheinlich, daß die ersten heiligen Gesänge nichts enthielten, als solche unzusammenhängende, abgerißne Anrufungen, und an einander gehäufte geheimnißvolle Beynahmen."

Eine solche Umbildung der orphischen Götterlehre in die homerische, bis auf die Vertilgung jeder Spur von älteren Geheimlehren über die Natur und ihre Kräfte, wäre in der ganzen Geschichte des Alterthums das einzige Beyspiel seiner Art. In jeder Umbildung müssen sich wenigstens die ursprünglichen Bestandtheile wieder erkennen lassen. Überdem ist die homerische Poesie zwar keine systematische Encyklopädie, aber doch eine sehr umfassende und reichhaltige Ansicht der hellenischen Welt jener Zeit. Das bloße Stillschweigen kann also gegen das vorhomerische Alter der mystischen Sage und Lehre schon einigen Verdacht erregen.

---

50) Isthm. IV, 68.

Wichtiger aber und entscheidend ist es, daß Homeros sich nirgends zum Begriff oder zum Gefühl des Unendlichen erhebt, auf welches sich alle mystischen Handlungen und Lehren so sichtbar durchgängig beziehen. Selbst in denjenigen homerischen Stellen, wo die Deutung auf einen Gedanken in bildlicher Hülle am nächsten zu liegen scheint, findet sich nirgends auch nur die entfernteste Hindeutung auf eine alles erzeugende und alles erhaltende Urkraft. Viele derselben, die als dichterische Bilder angesehen, sehr ausschweifend erscheinen, waren den großen Kennern des kritischen Zeitalters allerdings auch verdächtig 51); und haben in der That ganz hesiodische Farbe; wie die Stelle vom Briareus 52) und die Strafe der Here 53). Sogar die Vorstellung einer unbedingten Naturnothwendigkeit, das Schicksal, wie es die Tragödie darstellt, ist dem Homeros unbekannt. Das Vermögen des Unendlichen schlummert noch in ihm, wie in der Seele des Knaben, ehe die Knospe sich bis zur Blüthe jugendlicher Begeisterung entfaltet hat. Wohl faßt er die unendliche Fülle des Lebens mit offnem Sinn auf und giebt sie wie ein heller Spiegel klar zurück; aber ein Gedanke, ein Begriff von dem Unendlichen dieser Fülle ist nicht dabey sichtbar, und nie stellt er das Unbedingte dar, weder das der Naturnothwendigkeit, noch das der Freyheit oder der Gesinnung. Er, den an Größe und Macht kein alter Dichter übertrifft, ist daher auch, streng genommen, nicht eigentlich erhaben; wenn man, wie billig,

51) Schol. Ven. Wolfii Prol. 52) Il. I. 394—406. 53) Il. XV. 18—33.

nur die lebendige Erscheinung des Unendlichen so nennt [54]). Oder will man es ja sagen, so ist es doch nur die Natur, welche erhaben in ihm ist, nicht der Dichter selbst, welchem dieser Vorzug nur unbewußt beywohnt, und der von einer sittlichen Erhabenheit, im Kampf der eignen oder der dargestellten Gesinnung, nichts weiß. Die Heldenkraft des Achilles ist bloß naturgewaltig; die Selbstständigkeit des Prometheus, die Aufopferung der Antigone erhebt sich über alle Schranken der Natur, und ist sittlich erhaben.

Mag die Ahndung des Unbedingten noch so dunkel, mag der Ausdruck des Geahndeten noch so sinnlich seyn; es ist der erste Schritt in eine ganz andre Welt, der Anfang einer neuen Bildungsstufe. Die Tänzer, welche um das Bildniß der Artemis zu Ephesos enthusiastische Waffentänze feyerten, deren Stiftung man den Amazonen andichtete [55]); der Priester, welcher die Artemis zur Natur umdeutete; der Künstler, welcher sie auf die bekannte Weise allegorisch bildete; der Dichter, welcher sie als solche besang; Herakleitos, der seine Schrift von der Natur im Heiligthume der großen Göttin niederlegte: sie

54). Erhaben ist auch der weiche und ruhige Pindaros durch das Großartige seiner allgemeinen Stimmung; der leichte und klare Herodotos durch eine stete Beziehung auf das allgewaltige Schicksal; selbst der üppige Aristophanes durch lebendige Erscheinung unendlicher Fülle; und der vollendete Sophokles durch lebendige Erscheinung unendlicher Harmonie. In erhabnem Style sind aber unter den alten Poeten und darstellenden Autoren nur Aeschylos und Thukydides. Das heißt, das Erhabne ist herrschend in ihnen; sie sind auch da nur erhaben, wo sie schön und reitzend seyn sollten.

55) Call. III. 237. seq.

alle, ſo verſchieden auch die Art ihrer Mittheilung, und die Deutlichkeit ihrer Begriffe ſeyn mochte, waren von einem und demſelben Gegenſtande begeiſtert. Sie waren voll von der lebendigen Vorſtellung einer unbegreiflichen Unendlichkeit. Iſt nun dieſe Vorſtellung Anfang und Ende aller Philoſophie; und äußert ſich die erſte Ahndung derſelben in bakchiſchen Tänzen und Geſängen, in enthuſiaſtiſchen Gebräuchen und Feſten, in allegoriſchen Bildern und Dichtungen; ſo waren Orgien und Myſterien die erſten Anfänge der helleniſchen Philoſophie, und es war kein glücklicher Gedanke, die Geſchichte derſelben mit dem Thales anzufangen, und ſie plötzlich wie aus Nichts entſtehen zu laſſen. Wir ſollten die helleniſchen Orgien und Myſterien überhaupt nicht als einen fremdartigen Auswuchs und eine zufällige Verirrung, ſondern als einen weſentlichen Beſtandtheil der alten Bildung, als eine nothwendige Stufe der allmähligen Entwicklung des helleniſchen Geiſtes mit Ehrfurcht betrachten.

Der große Ruhm des Epimenides und Onomakritos deutet an, daß ſie ihre Vorgänger weit übertrafen, daß die Ausbildung und Verbreitung der myſtiſchen Poeſie durch ſie und in ihrem Zeitalter einen gewiſſen Gipfel erreichte. Die werdende Philoſophie mußte eine wirkſame Triebfeder für die Anhänger und Vorſteher der Myſterien ſeyn, mit ihrer vernunftmäßig umgedeuteten Götterlehre in vielen Gedichten unter eignem und falſchem Nahmen ans Licht zu treten, um die höher geſtiegenen Anſprüche aller Gebildeten zu befriedigen, und mit der öffentlichen Meynung Schritt zu halten; wozu ſie vielleicht die Erfindungen der Denker ſelbſt benutzten. Indeſſen mußte doch ſchon ein

großer Vorrath mystischer Sagen vorhanden seyn, als der fruchtbare Epimenides eine so große Fülle von Gedichten dieser Art verfertigen konnte. Die Weissagungen des Bakis, deren Herodotos so oft erwähnt, und die angeblichen des Musaeos, welche Onomacritos verfälschte, müssen um ein beträchtliches älter gewesen seyn. Desgleichen die Hymnen des Olen, welche Pausanias, der doch für einen hellenischen Sagenschreiber schon ein Zweifler ist, die ältesten nennt, und noch vor Pamphos und Orpheus setzt [56]); ungeachtet die Hyperboräer darin erwähnt waren [57]), von denen Olen selbst, der Sage nach, gekommen war [58]). Der allgemeine Glaube, welchen die Priesterdichtungen von der göttlichen Stiftung mystischer Gesellschaften und Gebräuche fanden, beweist wenigstens, daß man nicht mehr wußte, wie alt sie waren. Sonst würden die jonischen Mythographen und Philosophen, welche alle Sagen hellenischer Vorzeit mit großer Wißbegierde sammelten, und hie und da zu prüfen wenigstens versuchten, die Spuren ihres irdischen Ursprungs wohl entdeckt haben.

Wie die Pelasger, nach einer Sage der dodonischen Priesterinnen, lange opferten, ehe sie Götter zu nennen, und von ihrem Leben und Thun zu dichten wußten [59]); indem der natürliche Drang, Götter zu dichten und mit sich in Verhältniß zu setzen, in stumme Handlungen ausbrach, ehe er sich zu Bildern und Gesängen ordnete: so waren wahrscheinlich enthusiastische Gebräuche und Tänze

56) IX. 27. 2. 57) Herod. IV. 32. 35. Paus. I. 18. 58) Paus. X. 5. 59) Herod. Euterp. 52. 53.

viel früher da, als die mystischen Lehren vollkommen ausgebildet und in Gedichten vorgetragen wurden.

Wenn wir weder nach bloßem wörtlichen Glauben an das Einzelne, Zufällige und Ungewisse der Sage, noch nach dem oberflächlichen, ohne Ahndung vom Geist des Alterthums vernünftelten Meynungen von dem, was natürlich und wahrscheinlich sey, urtheilen wollen; sondern nach der Gleichmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit im Gange der hellenischen Bildung, welche so wunderbar auffällt, und jenes Erstaunen erregt, welches nach Plato der Anfang der Wissenschaft ist: so müssen wir annehmen, daß der Ursprung der hellenischen Mystik mit dem Ursprunge der republikanischen Verfassung und der lyrischen Kunst der Hellenen ungefähr gleichzeitig und also entschieden nachhomerisch war; denn in diesen großen Veränderungen offenbarte sich bey den Hellenen zuerst das erwachte Streben nach dem Unendlichen und das Vermögen freyer Selbstbestimmung.

Daß die Priester schon viele Jahrhunderte vor Homeros auch bey den Hellenen klüger waren, wie der große Haufen; daß sie sich unter einander verstanden und verbunden waren; daß sie manches, was sie wußten oder zu wissen glaubten, nicht jedermann mittheilten: das alles leidet keinen Zweifel, weil es sich eigentlich von selbst versteht. Will man das Mysterien nennen, so ist ihr Ursprung vorhomerisch.

Selbst das vorhomerische Alter der hellenischen Theogonien und Kosmogonien ist mehr als zweifelhaft: denn die angeblichen Nahmen von bekanntlich untergeschobenen oder ganz ungewissen Gedichten können nicht das mindeste

Gewicht haben. Ihre eigentliche Zeit ſcheint die heſiodiſche Periode geweſen zu ſeyn; wo Rhapſoden die ältern Gedichte der beſſern Zeit ſammelten, willkührlich miſchten, zuſammenflickten und ins Ausſchweifende umbildeten; wo die epiſche Kunſt ſchon erſchöpft, zerrüttet und verwildert war. Der Gedanke einer Sammlung von Götterſagen zu einer gar nicht dichteriſchen Einheit iſt ganz gegen den Geiſt der homeriſchen Periode. Nun iſt zwar in den heſiodiſchen Gedichten ungleich mehr Lehre, in den Sagen mehr Bedeutung, als in den homeriſchen; doch iſt auch die Götterſage des Heſiodos noch keineswegs eine bildliche Geheimlehre über das Weſen der unendlichen und unbegreiflichen Natur.

Zweytes Kapitel.

Historische Andeutungen von dem frühesten Bildungszustande und der ältesten Dichtart der Hellenen.

Die ältesten Bewohner von Hellas werden uns als halbthierische Wilde dargestellt, welche ohne den Gebrauch des Feuers in den Wäldern umherschweiften oder sich in Höhlen verkrochen, und durch Kräuter, Wurzeln und Eicheln ihr dürftiges Daseyn fristeten. In der homerischen Welt finden wir dagegen schon große Ungleichheit des Vermögens und der Rechte, sehr mächtige Fürsten, und eine stärkere Bevölkerung, als eine wandernde Lebensart ohne Heimath zu gestatten scheint. Alles dieß deutet an, und setzt voraus, daß der Ackerbau, der Quell der Verfeinerung und der Knechtschaft, schon lange eingeführt seyn mußte. Dem Sänger der Odyssee war die Lebensart wilder Hirten schon so fremd, daß er sie, mit übertriebenen Farben schildernd und mit Mährchen verwebt, in ein fernes Wunderland setzt:

Und an das Land der Kyklopen, der Frevler, wild und gesetzlos,
Kamen wir, welche nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend dann mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht.

Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf;
Alles Weizen, und Gerst', und edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkühr
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern 60).

---

60) Od. IX. 106 — 115. In der Stelle Odyss. VII, 205 u. 206. werden die Kyklopen, zugleich mit dem Stamme der Giganten und dem Wundervolke der Phäaken, als ein den Göttern näher verwandtes Geschlecht genannt; was der ursprünglichen Vorstellung von ihnen unstreitig angemeßner und richtiger ist. Jene alten Zauberschmiede und Metallkünstler, welche die Sage Kreis- oder Himmelsschauer nannte, denn dieses bedeutet der Nahme der Kyklopen, gehören dem ältern magischen Götterdienste an, welcher der neuen, dichterischen Helden-Mythologie voranging. Die Gestirne und das Meer waren die beyden End- und Wendepunkte in diesem älteren psychischen Heidenthum, dessen innerstes Wesen in jenem Verse aus den arimaspischen Gedichten ausgedrückt ist:

Ὄμματα ἐν ἄστροισιν, ψυχὴν δ' ἐν πόντῳ ἔχουσιν.

Auch das meiste, was von den pelasgischen Stämmen eigenthümliches berichtet wird, ist auf jenen älteren magischen Naturglauben zu beziehen; so wie auch der Nahme der Pelasger selbst darauf deutet. Die nächste Ableitung dieses Nahmens von πέλας läßt sich wohl mit der gewöhnlichen von πέλαγος verbinden, da auch πέλαγος selbst von πέλας, als das Fluth auf Fluth nah zusammenstoßende Gedränge der Wogen bezeichnend, abstammen mag. Dieß kann zur Erweiterung und Ergänzung der im 1ten Theil. S. 21. Anmerk. vorgetragnen Ableitung dienen, da es übrigens bekannt ist, daß für solche Nahmen oft mehrere Etymologieen zugleich gültig, nämlich in der Sage selbst geltend gewesen sind. Wenn übrigens Πελασγοὶ zunächst und hauptsächlich, nach einer älteren Form, von πέλαγος abzuleiten ist, und also allerdings

Von einer ſolchen Lebensart verſteht Platon 61) auch die Worte:

— Ilions heilige Veſte
Stand noch nicht im Gefilde, bewohnt von redenden Menſchen;
Sondern am Abhang wohnten ſie noch des quelligen Ida 62).

Wenn man dieſe Stelle aber auch nur auf die Lage der ältern Stadt Dardania bezieht: ſo bleibt es doch merkwürdig, daß Homeros die Stiftung derſelben fünf Menſchenalter vor Priamos hinaufſchiebt 63). Sein bekanntes Land iſt ſchon voll volkreicher Städte, und die erſte Frage der homeriſchen Reiſenden in unbekanntem Lande iſt:

In welcher Sterblichen Land bin ich jetzo gekommen?
Sinds unbändige Horden der Freveler, wild und geſetzlos;
Oder den Fremdlingen hold, und hegen ſie Furcht vor den Göttern?

Auch ſetzt Heſiodos zwiſchen dem goldnen Geſchlecht und

Männer der See oder des Meeres bedeutet; ſo muß doch dieſe Bedeutung ſelbſt nicht bloß nach der gewöhnlichen, geſchichtlichen Bezeichnung und Erklärung von wandernden Seefahrern, der ohnehin ſo vieles entgegenſteht, verſtanden ſondern zugleich in einem viel höhern geiſtigen Sinne genommen werden, von eben jenem alten magiſchen oder pſychiſchen Naturverbande mit dem Meere, als dem Element der Tiefe, wie der Rahme der Kyklopen, oder Himmelſchauer ein eben ſolches mit den Geſtirnen andeutet; welches beydes zugleich in jenem arimaſpiſchen Verſe ſo herrlich zuſammengefaßt iſt. In der andern Stelle der Odyſſee, welche oben im Texte angeführt iſt, werden nun jene wunderbaren Himmelſchauer und alten Kyklopen, als ein ungefüges Rieſenvolk, auf fernem Eilande, wo helleniſche Seefahrer leicht auch in der Wirklichkeit wilde Stämme gefunden haben mochten, mit mährchenhafter Uebertreibung geſchildert, wie mehrentheils überall die Geſtalten der alten Götterſage in der neuern Heldenpoeſie der Hellenen in ungünſtigem Lichte erſcheinen.

61) Leg. VIII. 116. 62) Il. XX. 216 — 218. 63) ibid. 215 — 237.

dem der Helden noch zwey ungleich wildere [64]); und Ovidius bezeichnet schon das silberne Zeitalter durch den Ursprung des Ackerbau's [65]). Denn was ist das goldene Zeitalter anders, als ein verschönertes Bild von der sorgenlosen Freyheit des Wilden, den die Erde noch ungezwungen nährt? Sie ist es, nach welcher der ackerbauende und städtebewohnende Mensch, der so oft nur den Pflug der Bildung mit Schweiß und Pein treibt, ohne sich an ihren Früchten zu laben, immer sehnsuchtsvoll zurückseufzt, und ihr alle Glückseligkeit leiht, die er vergebens wünschte, und alle Sittlichkeit, die er verloren zu haben glaubt. Schon der Sänger der Ilias nennt die Pferdemelker die gerechtesten Erdebewohner [66]); wobey man sich nicht ohne Mitgefühl an manche beneidende Ansicht der Spätern von scythischen und germanischen Stämmen erinnert. Geschichtlich wahrer ist das Gemählde des Lucretius [67]) von dem Zustande des Wilden vor allem Anfang menschlicher Erfindungen und Künste:

Auch noch wußten sie nicht sich Ding' im Feuer zu bilden,
Und zu gebrauchen die Fell' und zu hüllen den Leib in die Thierhaut;
Sondern sie wohnten in Forsten, in Klüften der Berg' und in Wäldern.
Auch nicht achteten sie des gemeinsamen Gutes, und noch nichts
Wußten sie unter einander von Sitten, nichts von Gesetzen.

„Sehend sagt Prometheus beym Aeschylos [68]), sahen sie umsonst; hörend, vernahmen sie nicht: sondern Traum-

64) Op. 95 — 140. ed. Brunck. 65) Metam. I. 123. 124. 66) Iliad. XII, 5. 6. 67) Lucr. V. 951 — 963. 68) Prom. 447 — 457.

gestalten ähnlich, verwirrten sie lange Zeit alles nach Zufall, und kannten weder ziegelgewebte, hellgelegne Häuser, noch Holzarbeit; vergraben wohnten sie, wie die geschäftigen Ameisen, in Höhlen der lichtlosen Tiefen. Sie hatten kein sichres Zeichen weder des Winters noch des blumigen Frühlings und des fruchtbaren Sommers, sondern ohne Verstand thaten sie alles."

Welch' ein Zeitraum mußte verfließen, bis sich der mit den wilden Thieren und dem Hunger kämpfende 68 b) Mensch zu einer festlichen Weinlese erheben konnte, wie Homeros 69) sie beschreibt:

> Jünglinge nun, auflauchzend vor Lust und rosige Jungfraun
> Trugen die süße Frucht in schöngeflochtenen Körben.
> Mitten auch ging ein Knab' in der Schaar; aus klingender Leyer
> Lockt' er gefällige Tön', und ringsum tanzten die andern
> Froh mit Gesang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.

Von jenem hülflosen Zustande ist sogar der erste Drang in der Brust des Wilden, sich eine Empfindung festzuhalten und zu wiederholen, ein großer Fortschritt, mit dem eine ganz neue Stufe der Entwicklung beginnt. Sobald nur dieses Bedürfniß da ist, wird sich auch bald das poetische Vermögen des Menschen durch unwillkührliche Ausbrüche der Leidenschaften in gemeßnen Worten, Lauten und Sprüngen zu äußern anfangen: denn nur durch sinnliche Begränzung und sinnliche Eintheilung des Mittheilungsstoffs, durch Rhythmus, der also beym Wilden

---

68 b) Lucr. V. 964 — 1008. 69) Iliad. 567 — 572.

nicht zum Überfluß, sondern zur Nothdurft [70]) gehört, kann die Empfindung, welche sonst an ihrer Gebärdenstätte gleichsam fest kleben würde, losgetrennt, und zu einer dauernden und allgemeineren Wirksamkeit erweitert werden. Und wie groß ist nicht wiederum der Abstand von der rohesten rhythmischen Klage über einen geliebten Todten, bis zu Liedern, wie die der bestellten Sänger von Gewerbe bey Hektors fürstlichem Begräbnisse?

— Sie ordneten Sänger
Anzuheben die Klag' und gerührt mit jammernden Tönen
Sangen sie Trauergesang und ringsum seufzten die Weiber [71]).

Jahrhunderte waren vielleicht nöthig, um die Werkzeuge für die Äußerung innrer Regungen, und für die Nachahmung empfangner Eindrücke, um Sprache und Rhythmus, nur einigermaaßen zu entwickeln. Solches erwägend singt daher Lucretius [72]):

Lange vorher schon wurden die hellen Stimmen der Vögel
Nachgeahmt mit dem Mund', eh man gebildete Lieder
Durch den Gesang zu verkünden vermocht, und das Ohr zu erfreuen.
Und das Gesäusel des Zephyrs zuerst durch schwankende Rohre
Lehrte die Menschen blasen auf wildem gehöhletem Schierling.
Hierauf lernten sie nach und nach die zärtlichen Klagen,
Welche die Tibie tönt, von des Bläsers Fingern geschlagen,
Die man erfand in dem pfadlosen Hayn, in Wäldern und Thälern,
Und in einsamen Plätzen der Hirten und ruhiger Muße.

70) Siehe die Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache von A. W. Schlegel in den Horen. Besonders den dritten. 71) Iliad. XXIV. 720. seq. 72) Lucr. V. 1378. seq. übersetzt von F. A. Eschen.

In der gleichen Ansicht hielt auch Demokritos, ein Mann, der nicht nur der größte Naturkundige, sondern auch einer der eifrigsten Alterthumsforscher war, „die Musik für jünger [73]), als sie nach der gewöhnlichen Meynung seyn solle."

Und doch darf man bey jenen schon gebildeteren, aus Homeros angeführten Gesängen eben so wenig, wie bey dem Beschwörungsliede [74]), um das Blut einer Wunde zu stillen, oder bey den Gesängen [75]), um einen zürnenden Gott zu versöhnen, oder bey allen andern natürlichen Äußerungen des lyrischen Vermögens unter den Helenen vor Kallinos und Archilochos an eigentliche schöne Kunst denken, wozu sich rhythmischer Ausdruck der Leidenschaften nur durch gleichförmige Bestimmtheit der über die einzelnen Empfindungen herrschenden Richtung und Stimmung erheben kann.

Unter allen Gesängen und Gedichten, welche die homerische Urkunde kennt, sind diese erwähnten die einzigen, welche, obgleich sie durch Stellung, Nebenzüge und Farbe in die letzte Zeit der homerischen Periode zu gehören scheinen, doch wenigstens der Art nach in vorheroischen Zeit möglich waren, selbst da wo es zur epischen Poesie noch keine Veranlassung und keinen Stoff gab. „Da blühte, singt Lucretius [76]), das seegeldurchflogne Meer von krummen Schiffen; schon hatten sie Hülfe und Bundesgenossen nach Vertrag, als die Dichter anfingen, die ausgeführten Thaten in Gesängen zu überliefern." Überdem erfordert es schon eine ungleich freyere und ausgebrei-

73) Philod. de mus. p. 135. 74) Od. XIX. 457. 75) Iliad. I. 472. 76) V. 1441 — 1444.

tetere Thätigkeit, einer äußern Begebenheit durch Rhythmus eine feste Gestalt zu geben, und durch Erzählung, welche doch immer geordnet seyn muß, ähnlichen Wesen mitzutheilen, als eine Leidenschaft in gemeßnen Lauten und Bewegungen unwillkührlich auszudrücken. Mit dieser niedrigsten Gattung, welche nur die rohe Anlage, den ersten Keim zur künftigen lyrischen Kunst enthält, fängt die Poesie überall an [77]; und bleibt auch auf der untersten bloß vorbereitenden Stufe ihrer Entwicklung dabey stehn. Streng genommen sind es nur gestaltlose Regungen der poetischen Anlage, Vorübungen der Poesie; die eigentliche Poesie selbst ist noch gar nicht vorhanden; denn was nur zur Befriedigung eines Bedürfnisses dient, gehört nicht in das Gebiet der schönen Kunst.

Überall, wo der Mensch nur etwas über die Thierheit aufathmet, gibt es Priester und Sänger. Die Natur der Dinge und die Sage leiten uns darauf: daß der Stand des Sehers und des Dichters in der vorheroischen Zeit bey den Hellenen nicht getrennt war; daß einzelne Männer, bey dem Übergange der Hellenen von der Wildheit zum Ackerbau und einem gesitteterem Leben, an Geist weit über die Menge hervorragten, und sie dadurch beherrschten, weil dieser Übergang nicht durch Gewalt von außen, sondern bloß durch innere Entwicklung bewirkt ward; daß diese ältesten Menschenbildner alles, was sie aufbewahren und verbreiten wollten, rhythmisch ausdrückten, weil nur das Metrische in der Einbildung des rohen Menschen leicht

77) S. die schon angeführten Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache.

hängen bleiben kann; und daß sie also auch durch lehrende Gesänge kräftig mitwirkten, den rohen Anpflanzer zur Geselligkeit, und wenn gleich nicht zur Tugend, doch zu einiger Zucht, Sitte und Ordnung des Lebens zu gewöhnen.

Den Anfang der Gesetzgebung und königlichen Gewalt setzt Platon [78]) erst nach der Stiftung größerer gemeinschaftlicher Wohnorte, und nach dem Anfange des Ackerbau's. Erst bey wachsender Bevölkerung und Ungleichheit konnte die Macht der Helden durch die fortgesetzte Gewalt und Klugheit vieler Geschlechter so hoch steigen, wie wir sie noch in der homerischen Welt finden; wo Kalchas,

der Thestoride, der weiseste Vogelschauer,
Der erkannte, was ist, was seyn wird, oder zuvor war,
Der auch her von Troia der Danaer Schiffe geleitet
Durch wahrsagenden Geist, deß ihn würdigte Phöbos Apollon [79]);

neben Agamemnon schon als ein sehr untergeordneter Mann erscheint; wo der wandernde Seher von der Gastfreyheit aller Leichtgläubigen lebt [80]); und wo der Götterausspruch der Priester nur gebraucht ward, um den Willen der Herrscher durch ihre Würde zu heiligen, dem Haße des Volkes, als Gottesstimme zum Vorwande zu dienen [81]), oder eine Verbindung der Edlen zur Gewaltthat zu bestätigen und zu beschönigen. So sagt Amphinomos unter den Freyern über die vorgeschlagne Ermordung des Telemachos [82]):

Fürchterlich ists, ein Königsgeschlecht zu ermorden.
Aber laßt uns zuvor den Rath der Unsterblichen forschen.

---

78) de Leg. t. VIII. p. 114. 115. 79) Iliad. I. 69 — 72. 80) Od. XVII. 382. 81) Od. III. 214. 215. XVI. 96. 96. 82) Od. XVI. 401 — 406.

Wenn ein günstiger Spruch des erhabenen Zeus es genehmigt;
Selbst ermord' ich ihn dann, und ermahn' auch jeglichen andern,
Doch verwehrt es der Götter Gebot, dann ermahn' ich zu ruhen.

Auch der einzelne wanderte wohl, bey einem verwickelten Fall, gen Dodona, um

dort aus des Gottes
Hochgewipfelter Eiche den Rathschluß Zeus zu vernehmen 83).

Doch ist alles dieß, wie Zusammenhang und Farbe verräth, nur als Überbleibsel einer ältern, ungleich größern Gewalt der Priester zu betrachten, welche vielleicht nur durch die steigende Macht der Helden und Fürsten verdrängt ward. An vielen Orten in Hellas wurden die wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen von den höchsten Staatsgewalten verrichtet; und man behielt dazu auch in Freystaaten, wie zu Athen, den Nahmen der königlichen Würde bey 84). Selbst in der homerischen Darstellung unterscheiden sich die frühern Priester und Seher, welche ein höherer Glanz vom grauen Alterthum und fürstlichem Ansehn zu umschweben scheint, von den spätern. Melampos, der Urgroßvater des Amphiaraos, der untadelige Seher,

Welcher ehedem wohnt' in der lämmernährenden Pylos,
Reich in der Pyller Volk, hochragende Häuser bewohnend;

wanderte drauf nach Argos:

denn dort bestimmt' ihm das Schicksal,
Wohnungen, weit umher ein Herrscher zu seyn den Argeiern 85)

Tiresias,

der blinde Prophet, dem ungeschwächt der Verstand ist,

---

83) Od. XIV. 327. 328. 84) Plat. Pol. t. VI. p. 74. 75.
85) Od. XV. 225-226.

naht sich dem Odysseus mit einem goldnen Herrscherstabe und wird ein Fürst genannt 86). Sehr bedeutend ist es auch, daß dem Minos, welchen Odysseus im Hades, wo jeder das Geschäft forttreibt, was er im Leben am meisten liebte, erblickte 87), wie er

— mit goldenem Scepter geschmückt, die Gestorbenen richtend,
Da saß; andre rings erforschten das Recht vor dem Herrscher
Sitzend hier, dort stehend, in Aides mächtigen Thoren:

an einer andern Stelle 88), ein Beynahme zur Bezeichnung seiner häufigen und vertraulichen Gespräche mit dem großen Zeus beygelegt wird. Nach diesen Winken ist die Sage beym Pausanias 89) nicht ohne Bedeutung, daß Orpheus aus priesterlichem Stolz, und Musaeos aus Nachahmung seines Meisters, an den pythischen Kampfspielen keinen Antheil habe nehmen wollen; wenn man nähmlich diese Nahmen als Gesammtnahmen für die ältere Gattung von Priestersängern versteht, da sich die geschichtliche Wirklichkeit dieser Sagengestalten und Dichternahmen als wahrhaft vorhanden gewesener Personen, doch weder bejahen noch verneinen läßt. Denn die Sage geht auf das Allgemeine, und kann nur dieses bezeugen, aber selbst die Nahmen sind, als ob sie erfunden wären. Auch das eigne Urtheil des Pausanias über die ganze Sage vom Orpheus verdient hier angeführt zu werden: „Die Hellenen glauben auch viele andre Dinge, welche nicht sind, und auch daß Orpheus ein Sohn der Kalliope gewesen, daß die

86) Od. X. 495. XI. 91. 150. 87) Od. XI. 567 - 570.
88) Od. XIX. 179. 89) libr. X. cap. 7.

Thiere seinem Gesange bezaubert gefolgt seyn, und daß er lebend in den Hades herabgestiegen, um von den Untergöttern seine Frau wieder zu fordern. Wie es ihm aber scheine, habe Orpheus an Ausbildung der Gesänge seine Vorgänger übertroffen, und sey durch priesterliche Gaben, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu großer Macht gelangt 90)."

Daß die ältesten Priester, diese Ahnherren der menschlichen Bildung in Hellas, die Musik übten, wie Strabo behauptet 91), leidet keinen Zweifel, da Rhythmus in dieser Kindheit des menschlichen Geschlechts das einzige Mittel ist, Gedanken zu befestigen und zu verbreiten. Daher glaubte man dem pythischen Orakel den Hexameter zu verdanken 92), dessen Erfindung ein Dichter 93) dem Orpheus zueignet. Wenn man erwägt, wie viele Fortschritte Sprache, Maaß und Gedanke zu machen haben, ehe die eigentliche Kunst nur anfangen kann, und wie besonders in jener frühsten Zeit die gesammte Entwicklung unzertrennlich und nur Eins ist; so läßt sich gegen die allgemeine Sage und Meynung, Orpheus, der ja überall Epoche machte, oder doch bezeichnet, habe auch in der hellenischen Poesie schon Epoche gemacht, nichts einwenden. Nur ist der Hexameter wohl mehr entstanden, als eigentlich erfunden, wie die spätern Rhythmen der hellenischen Poesie; und die weitere Ausbildung desselben kann erst in das folgende Zeitalter gesetzt werden, wo dieß

---

90) libr. IX. cap. 30. 91) Exc. libr. VII. p. 308. A. 92) Plin. VII. 56. 93) Anthol. ed. Iacobs, II. 40.

heroiſche Maaß, welches bey den Hellenen vom Epos immer unzertrennlich war, mit dieſem zugleich anwuchs und emporblühte. Von den Wunderwirkungen der älteſten Muſik aber ſchweigt Homeros, ungeachtet er die Befeſtigung der Burg von Thebae, die er alſo auch ſchon ins hohe Alterthum hinaufſchiebt, durch den Amphion und Zethus vorübergehend erwähnt 94). „Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung die ihm zugeſchriebene Sittenmilderung gewirkt, darüber kann es keine hiſtoriſchen Nachrichten geben. Welches Alterthum auch viele Sagen der Völker von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens, als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war, als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger, als das, was ihr Odem gegeben hatte" 95). Da indeſſen Maaß und Ordnung im Ausdruck der Empfindungen durch eine natürliche Rückwirkung auch die Empfindung ſelbſt vermenſchlichen müſſen; ſo läßt ſich die Sage, daß Orpheus die rohen Gemüther durch die Macht des Geſanges bezähmt habe, nicht verwerfen. Indeſſen ſind in derſelben nicht bloß die allmähligen Wirkungen eines ganzen Zeitalters in einen Punkt zuſammengedrängt; ſie ſcheint von vielen Sei-

94) Od. XI. 260 — 265. 95) Briefe über Poeſie u. ſ. w. Horen, 1796. 2tes Stück. Seite 65.

ten her vielfache Umbildungen erlitten zu haben. In der geheimen sinnbildlichen Überlieferung der Mysterien, übertrieb man die Vorstellungen von der orphischen Bildung unstreitig eben so sehr, als die von der vorhergegangenen Wildheit 96). Die Pythagoräer, welche ihre neue Weisheit gern in alte Priesternahmen hüllten, um sie geltend zu machen, nannten ihre Lebensweise orphisch 97). Ein Vorgeben, welches Platon scherzend vertheidigt, indem er es im Ernst wahrscheinlich zu machen sucht, daß die ältesten Hirten, noch unbekannt mit verderblichen Künsten und Bedürfnissen, im Überfluß von Weide und Nahrungsmitteln, unter der mildesten Herrschaft der Väter und Ältesten, friedlich unter einander lebten 98); daß sie die Altäre der Götter nicht mit Blut befleckten, sondern Kuchen, mit Honig benetzte Früchte und andre solche reine Opfer darbrachten 99). Überhaupt strebte alles Gebildete bey den Hellenen, sobald es in seiner Art reif war, sich alles, womit es in Berührung kam, oft auch das fremdartigste, zu verähnlichen, und seinen Ursprung aus dem frühesten Alterthum herzuleiten. Wenn die Meynung des Timagenes 100), daß die Musik die älteste aller höheren Künste sey, an sich auch nicht unrichtig ist: so waren es doch gewiß die Vorstellungen vieler alterthumssüchtigen Musiker; die Verschönerungen der Dichter und die Umdeutungen alter Mythen durch allegorisirende Philosophen und pragmatisirende Politiker nicht einmahl zu erwähnen.

---

96) Sext. adv. Math. libr. IX. Sect. 15. 97) de leg. t. VIII. p. 318. 98) ib. p. 108 — 114. 99) ibid. p. 318. 100) Quinct. libr. I. cap. X.

Es war ein solcher Gemeinplatz, daß Quinctilianus fragen kann: „Wer weiß nicht, daß die Musik schon zu jenen alten Zeiten so sehr nicht bloß geliebt, sondern auch geehrt ward, daß die Musiker auch für Seher und Weise geachtet wurden, wie Orpheus und Linus; um andre zu übergehn 100)."

Unter den lehrenden Gesängen der ältesten hellenischen Priester gab es unstreitig auch Gebete in der allereinfachsten Weise, aber gewiß nicht in der Weise der noch vorhandnen angeblich orphischen Hymnen; denn vielnahmig waren die Götter noch nicht in jenem ältesten pelasgischen Naturdienst. Auch der absichtliche, abgerißne Unzusammenhang dieser Hymnen, in denen nicht bloß die Gedanken, sondern auch Ausdruck und Farbe einen sehr spätern Ursprung verrathen, ist vielmehr enthusiastisch, als einfältig tief. Auch die enthusiastische Musik, deren Platon und Aristoteles erwähnen, kann wohl nicht älter seyn, als die ältesten Orgien, deren Alter oben aus allgemeinen Bildungsgründen bestimmt ist, und mit dem neuen bakchischen Götterdienst zusammenfallen muß. Vielleicht war sie aber auch nicht jünger; denn daß sich gottesdienstliche Melodien sehr lange erhalten können, bestätigt sich überall.

Auch durch die Hindeutung in Sagen und Meynungen der Alten auf thrakischen Ursprung muß man sich die Untersuchung über die vorzüglichsten Sitze der ältesten helleniſchen Poesie, welche wahrscheinlich überall verbreitet war, und an mehrern Orten zugleich aufkeimte und wuchs,

100) Quinct. ibid. I, X.

nicht beſchränken laſſen. Eine wichtige Unterſuchung, in der ganzen Archäologie der helleniſchen Bildung vielleicht eine der ſchwerſten, aber auch eine der anziehendſten, wenn man die gegründete Behauptung des Thukydides, daß die Hellenen, je höher man ins Alterthum hinaufgeht, um ſo mehr den Barbaren an Sitten, Gebräuchen und Lebensart gleichen [1]), mit der ſo auffallend helleniſchen Bildung des Homeros vergleicht. Wenn eine Sage bey Pauſanias [2]) behauptet, der thrakiſche Stamm ſey überhaupt gebildeter geweſen, als der Makedoniſche, und auch frömmer; ſo iſt dagegen Thrakien beym Homeros der Lieblingsaufenthalt des Ares [3]), und an einer Stelle ſetzt er die gaultummelnden Thrakier in die Ferne zu den herrlichen Pferdemelkern [4]). Der Thrakier Thamyris [5]) iſt dagegen keine Einwendung, da er ſeine Kunſt unten im Peloponneſos [6]) übte.

Sollten ſchon in der älteſten Poeſie der Hellenen die Vorſtellungen von den Göttern ſich nicht bloß in Götterſprüchen, Gebeten und Satzungen geäußert haben, ſondern auch zu rhythmiſchen Erzählungen gebildet, und durch dieſe fortgepflanzt ſeyn; ſo iſt hier doch noch nicht an die ſchöne Ausbildung zu denken, durch welche die rohe Erzählung erſt zum Epos wird. Auch konnten die Thaten der Götter wohl erſt dann ein Hauptgegenſtand der Sänger werden, nachdem die Thaten der Helden die Geſchicklichkeit

---

1). Thuc. I. 6. 2) lib. IX. cap. 29. 3) Il. XIII. 298-302. Od. VIII. 361. 4) Il. XIII. 4. 5. 5) Il. II. 595. 6) Über die Lage von Dorion und Öchalia, ſiehe A. W. Schlegel de geographia Homerica p. 44; und Bayle's Wörterb. Art. Thamyris.

angenehm zu erzählen geweckt und geübt hatten. In diesem Sinne sagt Herodotos [7]) mit Recht: „Woher jeder Gott entstanden, oder ob sie alle von ewig waren, und wie von Gestalt; das wußten die Hellenen nicht, bis, so zu sagen, erst seit heute und gestern. Homeros und Hesiodos sind es, die den Hellenen die Göttergeschichte erfanden, und den Göttern Beynahmen gaben, die Ehren und Künste unter sie vertheilten, und ihre Gestalt bezeichneten." Wir würden sagen: erst im epischen Zeitalter bildeten sich die Vorstellungen der Hellenen von den Göttern zu einer eigentlichen Sage und epischen Dichtung. Welch ein unermeßlicher Zwischenraum ist nicht zwischen dem nahmenlosen Gebet der Pelasger auf Bergen, bis zu dem anmuthigen Mährchen des lieblichen Sängers Demodokos von der Liebe des Ares und der Aphrodite [8])?

* * *

Ueber die Natur des alten Hymnus.

Zwiefach war die Ansicht des Alterthums selbst in Hinsicht auf uralte Wildheit oder höhere Weisheit und rechtlich fromme Sitte der frühern Menschenstämme grauer Vorzeit, so wie über die Frage vom barbarischen oder hellenischen Ursprung der Bildung und des Götterdienstes. Vielfältig hat sich uns auch in den angeführten Hauptstellen und entscheidenden Thatsachen jene Zwiefachheit der Ansicht kund gegeben; diese große Untersuchung aber ganz zu Ende durchzuführen würden noch viele andre Hülfsmit-

7) Euterp. 53. 8) Hes. Eut. 52. Odyss. XVI. 472.

tel, nicht bloß der Gelehrsamkeit, sondern vorzüglich auch umfassende Vorarbeiten tieferer Forschung erheischen, die nicht dieses Orts sind, und weit über den Zweck einer Kunstgeschichte hinaus gehen.

Für diese aber, für die Kunst bleibt uns aus jener ganzen Orphischen Vorzeit, als sichrer Gewinn nur die eine Idee des Hymnus, als derjenigen Form und Gestalt, oder als desjenigen Anfangs-Punktes alter Poesie, in welchem als dem gemeinsamen, unentwickelten Keime, die ersten Fäden und Elemente beyder Hauptarten der alten Poesie, der epischen Sage wie des lyrischen Gesanges, noch ungetrennt und Eins in der Hülle des sinnbildlichen Ausdrucks beysammen lagen. Wie der Spruch die ursprüngliche Form des Gedankens und der Schrift in Prosa, so ist jener sinnbildliche, hie und da auch in Sprüchen beflügelte Sagengesang die älteste Form der Poesie, und dieses ist eben die Idee, welche wir mit dem Worte Hymnus zu verbinden haben 9). Nachdem uns nun aber aus jener ganzen orphischen Vorzeit nichts geblieben ist, als dieser heilige Nahme des Hymnus und die rechte alte Idee davon; so dürfen wir wohl kaum unternehmen über die Entwicklung, allmählige Gestaltung, und die verschiedenen Bildungsstufen des Hymnus, als der ältesten Form der Poesie, nachdem alles geschichtlich beglaubigte davon bis auf die letzte

9) Das Wort selbst bedeutet ursprünglich nach der Ableitung, welche die beste scheint, so viel als Erguß, Strom, welches für einen solchen heiligen Gesang, welcher alle absichtliche Kunst ausschließt, sehr anpassend ist. In der Stelle Odyss. VIII, 429 tritt jene ursprüngliche Bedeutung noch sichtbarer hervor; ἀοιδῆς ὑμνος wie es dort heißt, bezeichnet den Strom des Gesanges.

Spur verlohren gegangen, irgend eine Vermuthung oder einen bestimmteren Gedanken zu entwerfen, und zu erfassen. Wollten wir es je versuchen, und dennoch wagen, so wäre noch am sichersten, dabey die sichtbaren Entwicklungsperioden der hellenischen Götterlehre selbst zum Grunde zu legen, denen sich der gottesdienstliche Spruch- und Sagengesang oder Hymnus in ähnlich entsprechenden Bildungsstufen oder Epochen angeschlossen haben wird. — Es sondert sich aber die Mythologie der Hellenen in drey verschiedene Reihen oder Abtheilungen und Epochen, welche auch in den Dichtern, obwohl in verschiedener Weise, wohl deutlich erkennbar, und leicht zu unterscheiden sind. Die erste Grundschicht in dieser mythischen Welt, gleichsam das Urgebirge, auf welchem die ganze spätere Erdformation beruht, bildet das Geschlecht der alten Götter; darauf folgt die Periode der neuen Götter, und den Beschluß in dieser so einfachen und klaren Eintheilung und Übersicht des Ganzen macht der Dienst der fremden Götter. Die alten Götter sind aber nicht bloß in dem Sinne zu nehmen, wie beym Hesiodus, in den Mysterien, oder beym Aeschylus, sondern es gehören auch alle jene dazu, welche in den homerischen Gesängen schon mehr in den Hintergrund treten, und zum Theil ungünstig gestellt, daher auch hie und da mit einem komischen Anstrich geschildert sind, wie Ares, Hephaistos, Aphrodite; ja es nimmt diese sogar eine Hauptstelle unter ihnen ein, nebst dem Apollon, so wie er in der ältesten Zeit aufgefaßt worden, und eigentlich den Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Nicht in ihrer schönen dichterischen Gestaltung, welche später ist, wohl aber in den ersten Grundzügen beruht.

dieſer Theil der helleniſchen Götterſage auf jenem früheren pſychiſchen Heidenthum, deſſen höchſt einfacher ſideriſcher Naturglaube, in der älteſten Zeit über den bewohnten Erdkreis, überall und weit, auch bis zu den unbekannteren Völkern des fernen Nordens verbreitet war. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir den dieſem Götterkreiſe angehörenden Hymnendichter und Apollo-Sänger, Olen, als Hyperboräer, oder von den Hyperboräern kommend, nennen hören. Die neuen Götter aber ſind diejenigen, welche in den homeriſchen Geſängen, überhaupt in der jüngern heroiſchen Sage und Helden-Poeſie am hellſten hervorglänzen; unter ihnen nimmt Zeus die erſte Königsſtelle ein, und nebſt ihm Pallas, und alle Gottheiten, welche uns zunächſt nicht mehr auf jene ſideriſchen Naturkräfte und pſychiſche Tiefe hinweiſen, ſondern zunächſt an Verſtand und Weisheit, an alle Heldentugend und Königswürde der Götter, ſinnbildlich und in perſönlicher Erſcheinung erinnern. Die fremden Götter aber ſind jene, welche als ſolche, als weniger bekannte und verborgne im geheimen Dienſt verehrt wurden, wenn gleich manche derſelben auch der älteſten Sage ſchon bekannt ſind, aber nicht in dieſer tiefern Bedeutung und eben dadurch neu und fremd gewordenen Geſtalt, wie Dionyſos und Demeter, nebſt ihrer ganzen Umgebung, wo der dritte alte Hymnendichter Pamphus, dem Sagenkreiſe der Demeter angehörend, als der claſſiſche Nahme für dieſe Gattung und Stufe hervortritt.

Von dem Orpheus iſt geſchichtlich wahrſcheinlich, und geht aus ſehr vielen einzelnen Zügen und Angaben hervor, daß Zeus, der König und Vater der neuen Heldengötter

in seinem Sagenkreise und Hymnen der vorherrschende Mittelpunkt gewesen, wie er es in der heroischen Welt der epischen Sage überhaupt war; welcher daher unter den heiligen Priesterfängern Orpheus am nächsten steht, und zu der vielleicht der thracische Thamyris noch eine bestimmtere Stufe des Überganges bildet, als Mittelglied zwischen dem Orpheus und den Homeriden.

Wie die neuen Götter den alten, so treten auch die fremden, geheimen Götter und besonders die bakchische Begeisterung der alten Einfalt und Naturtiefe, so wie dem fröhlichen Heldenwesen oft feindlich entgegen, worauf die Sagen vom Orpheus und Thamyris vielfältig hindeuten. Und in jener einfachen Absonderung eines dreyfachen Sagenkreises der alten, neuen und fremden Götter, bey den Hellenen, liegt der Aufschluß, der Licht bringt und klare Ordnung in das vielverschlungene Labyrinth jener mythischen Welt; nach deren kurzen Andeutung wir zurückkehren zu dem geschichtlichen Faden, in genauer Zusammenstellung aller für den künstlerischen Standpunkt und die genaue Entwicklung der verschiedenen Kunststufen irgend bedeutenden Einzelheiten.

Drittes Kapitel.

Von dem epischen Gesange in der vorhomerischen und in der homerischen Zeit.

Der erzählende Sänger ist der natürliche Begleiter des Heroen, und mit dem Heldenthum entstand, wuchs und blühte in Hellas auch das Epos. Stärke, Geist und Schönheit, welche selbst unter den freyen Wilden eine natürliche Ungleichheit hervorbrachten, hatten auch bey der Besitznehmung des Bodens einen entscheidenden Einfluß.

Städte zuerst zu erbaun und die Burg zu gründen begannen
Sich zum Schutze die Könige selbst, und zum Orte der Zuflucht.
Und das Vieh und die Äcker vertheilten sie drauf, und sie gaben
Jeglichem nach der Gestalt, nach den Kräften und nach dem Geiste:
Denn die Schönheit vermochte noch viel, und es blühten die Kräfte 10).

Sobald der Hang zur Geselligkeit die Liebe zur Freyheit überwunden hat, kann man die Menge als einen rohen politischen Stoff betrachten, der sich zu gestalten strebt. Noch unfähig sich selbst zu bestimmen und zu bilden, wird er eine äußre Einheit suchen, an die er sich anschließen könne. Alle Schwächern werden sich um den nächsten Mäch-

10) Lucr. V. 1110-1115. Übersetzt von F. A. Eschen.

tigen vereinigen. Zwar bleiben die natürlichen Vorzüge, wodurch die Übermacht erworben war, auch unentbehrlich, um sie zu erhalten; doch muß die Ungleichheit durch die natürlichen Wirkungen jenes Bildungstriebes und durch die Erblichkeit sehr schnell und sehr stark anwachsen, und leicht mag sie bey den Begünstigten Überfluß und Spiellust erzeugen. Durch den Stolz der Helden und die Eifersucht der edlen Geschlechter allein wird die Väterſage schon beynah zum Gedicht anschwellen. Wenn sich nun aber, bey steigender Ungleichheit und Entwicklung, der Geist allmählig über das bloße Bedürfniß erhebt, und der Sinn für Dichtung und Schmuck erwacht; dann macht die freye Kraft, die wunderbare Größe, die reizende Mannichfaltigkeit des heroischen Lebens auf die noch frischen Gemüther einen unglaublich starken Eindruck. Wie mit durstigen Sinnen hängen die Horchenden an den Lippen des Hochbegabten,

— der von Gott zu Gesange begeistert,
Sie erfreut, wie auch immer das Herz zu singen ihn antreibt 11).

Jetzt trennt sich der Dichter vom Seher, weil ihr ungleichartiges Geschäft nicht mehr in derselben Brust Raum hat. Es bildet sich ein neues, zwar nicht so äußerlich mächtiges und heilig gehaltenes, wie das jener alten Priester, aber doch auch in seiner Art hochgeehrtes und sorgenfreyes Geschlecht erzählender Sänger, die in fröhlicher Armuth umherwandern, sicher, an jedem Heerde, wo die Freude spielt, eine freundliche Heimath zu finden.

So leben die Sänger in der homerischen Welt. Vorzüglich in den Häusern der Fürsten trifft man sie oft, wo diese

11) Od. VIII. 44i. 48.

Lieblinge der Natur in Freude und Überfluß gern verweilen. So spielt ein göttlicher Sänger vor den Hochzeitgästen in der Wohnung des Menelaos 12). Zwar ist der hochberühmte 13), im Volke geehrte 14) Demodokos kein Hausgenosse 15) des Alkinoos, des Königs der seeligen Phäaken. Doch muß er kein seltner Gast seyn: denn er hat schon seinen bestimmten Platz 16), und zwar einen sehr ehrenvollen,

den silbergebuckelten Sessel
Mitten im Kreis der Gäste, gelehnt an die ragende Säule.

Bezaubert durch seine Gesänge gibt Odysseus dem Herold ein fettes Stück gebratnen Schweinsrücken von seinem Antheil, mit den Worten:

Herold, reiche dieß Fleisch dem Demodokos dort, daß er esse.
Gerne möcht' ich, ein Trauernder zwar, ihm Liebes erweisen;
Denn bey allem Geschlecht der Sterblichen werden die Sänger
Werth der Achtung geschätzt und Ehrfurcht 17).

Die übermüthigen, frevelnden Freyer der Penelope nöthigten den hochberühmten 18) Phemios, der —

— genug der Geisteserquickungen wußte,
Thaten der Götter und Männer, so viel im Gesange berühmt sind 19);

mit Gewalt 20), in das Haus des Odysseus; so sehr verlangten sie nach seinen Gesängen. Betheurend sagt er dem Odysseus:

---

12) Od. IV. 17. 18. 13) Od. VIII. 367. 521. 14) ib. 472. 15) ib. 43. 47. 471. 16) ib. 65. seq. 478. 17) Od. VIII. 474 — 481. 18) ib. I. 325. 19) ib. 337. 338. 20) ib. 156.

Auch dein geliebter Sohn Telemachos kann es bezeugen,
Daß ich nie freywillig hieher kam, noch aus Gewinnsucht,
Vorzuſingen den Freyern am feſtlichen Mahl in der Wohnung;
Sondern Mehrere führten und Stärkere mich mit Gewalt her 21).

In einem ſehr ehrenvollen Lichte erſcheint der Sänger und ſein Verhältniß zum Fürſten in der homeriſchen Sage, daß Klytemneſtra durch ihn Anfangs den Schmeicheleyen des *Ägiſthos* widerſtanden habe,

denn gut war ihr Herz und verſtändig;
Auch ward dort ein Mann des Geſangs, dem ernſtlich es auftrug
Atreus Sohn, da gen Trojaer fuhr, zu hüten der Gattinn 22).

Daß *Homeros* ſich in dieſen Dichtungen aus Vorliebe für *ſeinen* Stand von der Wahrheit weit entfernt habe, darf man nicht vorausſetzen. Um der Unterſuchung über die Miſchung und das Verhältniß des Geſchichtlichen und des Erdichteten in der homeriſchen Poeſie nicht vorzugreifen; ſo bemerke ich hier nur, daß nichts unhomeriſcher ſey, als ein ſolcher enger Zunftgeiſt irgend einer Art. Es lebt in dieſen alten helleniſchen Geſängen, welche ja ſogar über ihre Urheber das tiefſte Stillſchweigen beobachten, ſo häufig auch die Beziehungen auf den Dichter ſelbſt ſchon in den epiſchen Werken der heſiodiſchen Periode ſind, ein wunderbar freyer und allgemeiner Geiſt; nicht einſeitige Vorliebe für einen Stamm, ein Geſchlecht, einen Stand. Merkwürdig iſt es auch, daß unter den Helden der Ilias nur grade dem Achilles, einem der geehrteſten und gebildetſten, dem reizbarſten und ſchönſten von allen die Gabe des Geſanges beygelegt wird; und zwar iſt es ein Ge-

21) Od. XXII. 350-353. 22) Od. III. 265-272.

sang von heroischem Inhalt, ein Lied zum Ruhm und von den Thaten der Helden, dessen daselbst Erwähnung geschieht 23).

Wir genießen eine schöne Frucht mehrentheils in dem Augenblick, wo sie reif ist, ohne über die Bedingungen ihres Daseyns und die Geschichte ihrer Entstehung viel zu grübeln. Indessen darf doch niemand, der so weit es möglich ist, wissen will, nicht bloß was die hellenische Poesie war und ist, sondern auch wie sie es wurde, bey der ziemlich allgemeinen und beynah verjährten Vorstellung stehn bleiben, die homerische Poesie sey, wie durch einen Zauberschlag plötzlich aus der Erde gewachsen. Zwar gewachsen ist sie allerdings; sie ist ein Naturgewächs, und eins der köstlichsten; aber eben diese pflegen langsam zu reifen. Betrachtungen über den allmähligen Fortgang bis zum Gipfel, können bey Früchten dieser Art den Genuß eher erhöhen, als vermindern. Es ist von der äußersten Wichtigkeit für eine richtige Ansicht des Dichters, die vielen Andeutungen über das Daseyn und die Beschaffenheit des vorhomerischen Epos, deren auch in den mit deshalb angeführten Stellen schon einige enthalten sind, nicht zu übersehn; und es mußten zu diesem Endzweck wenigstens die wichtigsten anschaulich gemacht und zusammengestellt, und wenigstens einiges von allem dem angedeutet werden, was sich unmittelbar und mittelbar aus ihnen folgern läßt.

Das Daseyn der Poesie bey den Griechen vor dem trojanischen Kriege, war ausgemacht gewiß, nach erprüf-

23) Iliad. IX, 184—191.

ter Meynung des vielwissenden Plinius 24), und man darf so wenig zweifeln, es habe auch vor dem Homeros Dichter gegeben 25), daß sich die so natürliche Vermuthung einer vorhomerischen Periode der epischen Kunst aus der Ilias und Odyssee selbst erweisen läßt. Die Beziehungen auf andre Sänger 26), auf ältere Lieder, wie etwa von der allbesungenen Argo 27), die sehr häufigen, durch ihre Kürze nicht selten unverständlichen Anspielungen 28) auf schon bekannte Sagen nicht zu erwähnen, die der Dichter so oft zu einer schönen Episode zusammenfaßt, deren jede selbst ein kleines Epos ist, und den Keim eines großen enthaltend, sich nach der natürlichen Länge und Umständlichkeit der homerischen Dichtart zu einer Rhapsodie ausbreiten ließe; so ist ja in der homerischen Welt die Kunst der erzählenden Sänger schon ein bestimmtes Gewerbe, welches seinen Mann, so gut wie irgend ein andres gemeinnütziges, auf Kosten der öffentlichen Gastfreyheit ernährt. So sagt Eumäos zum Antinoos:

— — Wer geht doch hinaus, die Fremdlinge selber berufend,
Andre, als sie allein, die gemeinsame Künste verstehen:
Als den Seher, den heilenden Arzt und den Meister des Baues,
Oder den göttlichen Sänger, der uns durch Lieder erfreuet?
Diese beruft ein jeder, so weit die Erde bewohnt ist 29).

Wer sich in dieser Kunst auszeichnet, wird weit und breit berühmt. Es ist dieß nicht nur ein gewöhnliches Beywort

24) lib. VII. cap. 56. 25) Cic. Brut. 18. 26) Od. I. 10. 27) Od. XII. 70. 28) Z. B. Od. II. 119. 120. IV. 342. seq. XI. 120. seq. 519. 520. VII. 323. 324. Od. XI. 633. 634. XII. 63. 29) Od. XVII. 383. seq.

des Phemios und Demodokos; Odyſſeus verheißt auch dem Demodokos ausdrücklich:

Wenn du anjetzt mir dieſes genau nach der Ordnung erzählest;
Gleich dann werd' ich umher es verkünden unter den Menſchen,
Wie ſo günſtig der Gott den ſchönen Geſang dir verliehn hat 30).

Die Rede des Phemios an den Odyſſeus:

Sieh', ich lernte von ſelbſt, und ein Gott hat mancherley Lieder
Mir in die Seele gepflanzt. Wie einem Gott dir zu ſingen,
Steht mir an! Drum trachte mich nicht mit dem Schwerdt zu
enthaupten 31);

zeigt wohl, daß die Kunſt ſchon ordentlich gelernt ward, daß der Vortreffliche aber das Erfundne und Eigne darin von dem Erlernten zu unterſcheiden wußte und darauf ſtolz war. Welch einen Überfluß von Liedern und Rückſicht des Dichters auf den höhern Genuß der Zuhörer, und welche Forderungen, und Auswahl des Angenehmſten bey dieſen, ſetzt nicht ſchon das als ein allgemein bekannter und anerkannter Spruch geſagte Wort des Telemachos voraus:

Denn es ehrt den Geſang das lauteſte Lob der Menſchen,
Welcher der horchenden Menge der neueſte ringsum ertönet 32).

In einer homeriſchen Sage, welche die ehrwürdige Farbe des hohen Alterthums an ſich trägt, wird ein Sänger erwähnt, der auf ſeine künſtleriſche Gabe bis zum Frevel ſtolz und übermüthig war:

— Dorion, dort, wo die Muſen,
Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges beraubten,
Der aus Öchalia kam, vom Eurytos. Denn ſich vermeſſend,

30) Od. VIII. 496. seq. 31) Od. XXII. 347 — 349. 32) Od. I. 351. 352.

Prahlt' er sonst zu siegen im Lied, und sangen auch selber
Gegen ihn die Musen, des Ägiserschütterers Töchter.
Doch die Zürnenden strafen mit Blindheit jenen, und nahmen
Ihm den holden Gesang und die Kunst der tönenden Leyer 33).

Dieser künstlerische Übermuth schickt sich weniger zu dem Bilde eines Priesters und lehrenden Dichters, als zu dem eines heroischen Sängers. Für einen solchen hielten auch die Alten selbst den Thamyris, wie alle Mährchen beweisen können, die sie auf diesen einen Nahmen gehäuft haben 34); und Pausanias 35) schließt ihn ganz bestimmt aus von der Dichtergattung des Orpheus und Musaeos. Daraus erklärt sich auch sein Kommen von einem Fürsten, bey dem er sich also nach Sängerart einige Zeit aufgehalten hatte, um dann weiter zu wandern. Sehr merkwürdig ist es, daß auch in diesem Bilde eines alten Sängers, der in den Sagen der Hellenen von ihren ältesten Dichtern so häufig, als wäre es eine allgemeine Eigenthümlichkeit der Gattung, wiederkehrende Zug der Blindheit, die ja auch dem Homeros selbst beygelegt wird, nicht fehlt. Auch vom Demodokos heißt es:

Herzlich liebt ihn die Mus' und gab ihm Gutes und Böses:
Denn sie nahm ihm die Augen, und gab ihm süße Gesänge 36).

Diese Sagen sind wohl nicht immer bloß aus einem dunkeln Glauben von solcher Bestrafung des künstlerischen Übermuths entstanden, wie es bey der vom Thamyris der Fall ist. Sie deuten vielmehr zugleich auf jene Abgezogenheit des in sich thätigen und sinnenden Geistes, als eine

33) Iliad. II. 591 — 600. 34) Zur Übersicht, s. Bayle's Wörterb. Art. Thamyris. 35) Libr. X. cap. VII. 36) Od. VIII. 63. 64.

natürliche Eigenschaft des dichterischen Gemüthes, welche sich auch in der auffallenden Schweigsamkeit der homerischen Sänger offenbart. Still und in sich versunken öffnen sie ihre Lippen nur zu Gesängen, und nehmen keinen Theil am Gespräch. So häufig deren auch in der homerischen Urkunde erwähnt werden, so wird doch nur ein einzigesmahl ein Sänger redend eingeführt, um für sein Leben zu flehen. Daß die alten Epiker der Hellenen das Wirkliche mit hellen Augen auffaßten [37], lehren ihre Werke selbst, wo die lebendige Natur so frisch, keck und warm dargestellt ist, in den großen Zügen frey, in den kleinsten noch mit Liebe genau. Damit ihr Geist aber das Aufgefaßte so ausbilden konnte, mußte er zu Zeiten auch in sich versinken, wie es jedem künstlerischen Gemüthe von Sinn und Dichtungsgabe dann und wann begegnen muß. Auch lebte ja die ganze Vorzeit in ihrem Gedächtnisse, welches eine Welt von alten Sagen und Liedern umfaßte.

Wenn es nach solchen Beweisen noch anderer bedürfte; so würde schon die zwar nicht üppige, aber doch reiche Fülle, die zwar nicht gelehrte und künstliche, aber doch feine und reife Ausbildung des homerischen Epos Vorgänger vermuthen lassen, welche die Kunde der Vorzeit nicht mehr roh überlieferten, sondern schon dichterisch schmückten und Künstler zu heißen verdienten. Diese Kunstart kann unmöglich allein, als eine einzige und unbegreifliche Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz aller lebendi-

37) Lessing hatte die Absicht, aus seiner Behandlung der sichtbaren Gegenstände zu beweisen, daß Homeros nicht blind gewesen seyn könne. Sämmtl. Schr. Th. X. S. 14.

gen Bildung, nicht durch allmähliges Wachsthum sondern durch einen Sprung plötzlich zur Vollendung gelangt seyn. Die Gesänge zu bilden, sagt Lucretius, lehrte die tastende aber langsam fortschreitende Erfahrung:

„So wird ein jegliches Ding durch die Zeit allmählig erzeuget,
Von der Vernunft aus dem Dunkel geführt an die Helle des Tages.
Denn wir sehn in der Kunst, daß alles aus anderem Gleiches
Nützlich entstehe, bis wir dem obersten Gipfel genaht sind 38)."

Nur darf man in dem allmähligen Wachsthum des alten hellenischen Epos keine entschiednen Abschnitte und eigentlichen Bildungsstufen vermuthen. Man darf nicht annehmen, daß das vorhomerische Epos eine eigne, etwa härtere und gröbere, aber durchgängig bestimmte und von der des homerischen ganz verschiedne Gestaltung gehabt habe; und daß nachdem die epische Kunst das Höchste erreicht, was sich in jener unvollkommnern Gestaltung erreichen ließ, ein ganz neuer Geist, und mit ihm eine vollkommnere Gestaltung aufgekommen und herrschend geworden sey. Dieß würde eine Absonderung der verschiedenen Bestandtheile in den Wahrnehmungen des Kunstsinns und den Forderungen des Kunstgefühls, und eine Selbstständigkeit dieser Kräfte voraussetzen, die hier durchaus noch nicht Statt finden konnten, und deren ungleich späterer Ursprung in dem Fortgange dieser Geschichte bemerkt werden wird. Hätte es, wenn dieser Ausdruck zur kurzen Bezeichnung vorgönnt ist, einen epischen Aeschylos gegeben; so würde er sich ohne Zweifel erhalten haben, wie

38) Lucr. V. 1450. seq. Übersetzt von K. A. Eschen.

ſich alles Claſſiſche unter den Hellenen auch lange vor dem allgemeinen Gebrauch der Schreibekunſt erhalten hat. Wir müſſen uns alſo das Wachsthum dieſer geiſtigen Pflanze als eine ganz allmählige, und vom erſten Keim bis zur völligen Reife ſtetige Entfaltung denken. Die früheren Fortbildungen der epiſchen Kunſt mußten ſich, weil ihnen mit der beſtimmten Geſtaltung auch alles ſelbſtſtändige Daſeyn fehlte, in die vollendeten Werke des goldnen Zeitalters der epiſchen Kunſt gänzlich verlieren, welche mit der Reife zugleich auch eine beſtimmte Geſtaltung erreicht haben.

Wenn es nun gleich keinen alten Styl der epiſchen Kunſt, wie der tragiſchen, keine vorhomeriſche Bildungsſtufe derſelben giebt; ſo iſt damit nicht geläugnet, daß eine einzelne Begebenheit von großem und allgemeinem Einfluß, auch das Wachsthum des Epos auszeichnend begünſtigen und beſchleunigen konnte. Eine ſolche Begebenheit war der trojaniſche Krieg, als die erſte gemeinſchaftliche [39]) Unternehmung der Hellenen. Schon das lange Beyſammenſeyn einer, wenn auch nur durch Dichter beglaubigten und durch die Sage vielleicht übertriebnen [40]), doch verhältnißmäßig großen Anzahl von Kriegern, deren ſelbſt nach dem Thukydides kein früherer helleniſcher Krieg ſo viele vereinigte [41]), mußte den gemeinſamen Sinn und die mittheilende Anlage der Hellenen vielfältig entwickeln, und konnte ſelbſt zur Erfindung mehrerer geſelligen Vergnügen und Spiele den Anlaß geben. In dieſer Rückſicht iſt die Sage vom Palamedes nicht ohne hiſtoriſche Bedeutung; und da die Begebenheiten vor Ilion und die wundervolle

39) Thuc. I. 3. 40) Thuc. I, 10. 11. 41) ibid. 10.

Rückkehr der achäischen Helden und Fürsten, nach der homerischen Poesie zu urtheilen, gleich von der Zeit, da sie geschahen, bis auf den Homeros, ein Lieblingsgegenstand der Epiker gewesen seyn müssen; so darf man wohl annehmen, schon der trojanische Krieg habe in der epischen Poesie Epoche gemacht. Wie viel mußte nicht schon von Ilion gesungen worden seyn, ehe ein Sänger den Nestor zum Telemachos konnte sagen lassen:

Viel auch andern Leiden bestanden wir! Wer doch vermöcht' es
Alles auszusprechen der sterblichen Erdebewohner?
Mein, wenn fünf auch der Jahre und sechs nach einander du bleibend
Forschtest, wie viel dort trugen des Wehs die edlen Achäer;
Eher mit Überdruß in die Heimath kehrtest du wieder 42)!

Gesprächigkeit ist eine auffallende und ächt hellenische Eigenthümlichkeit der homerischen Menschen, welche im lebhaftesten Verkehr unter einander stehn. Nicht nur die Fürsten und Adelichen reisen viel zu Wasser und zu Lande; zum Beyspiel, um eine seltnere Waare selbst einzutauschen 43), oder mit Eisen und Erz Handel zu treiben 44), eine Schuld einzufordern 45), oder auf Seeräuberey zu gehen 46), um Beute oder Menschen 47) zu fangen. Oder sie reisen auch bloß zur Lust 48), und besuchen sich häufig unter einander 49). Auch die Herberge für den Gemeineren ist ein Ort zum Schwatzen 50). Außer dem Kaufmanne

42) Od. III. 113 — 117. 43) Od. I. 259 seq. 44) ibid. 184. 45) Od. III 364. seq. 46) ib. III. 72 — 74. 47) Od. I. 398. 48) Od. XV. 80 — 85. XIX. 282 — 286. 49) ibid. I. 176. 177. 209. IV. 178. 50) Od. XVIII. 328. cfr. Hes. Op. 463. ed. Brunk.

und Schiffer vom Gewerbe, wandern auch die Ärzte, Baumeiſter, Seher und Sänger [51]). Außerdem werden noch Herolde in Volksgeſchäften als eine gewöhnliche Sache erwähnt [52]). Da die Aufmerkſamkeit dabey ſo ſehr auf die Vornehmen gerichtet iſt, daß die unſchickliche Aufführung einer Fürſtentochter der Gegenſtand des allgemeinen Spottes [53]) ſeyn würde; und der Sinn für Lob und Tadel ſo rege, daß die Furcht vor übler Nachrede [54]) ein ſtarker Grund iſt, den übermüthigen Mächtigen in Schranken zu halten: ſo darf es uns nicht wundern, daß in der homeriſchen Welt der Ruhm eines gerechten Fürſten auch ohne Geſänge durch die Erzählungen der Reiſenden [55]) ſo verbreitet zu ſeyn pflegte, daß der Dichter ihn als ein Urbild eines allgemeinen und großen Ruhmes aufſtellt [56]). Indeſſen würde doch Odyſſeus ſchwerlich von ſich ſelbſt ſagen:

> Ich bin Odyſſeus, Laertes Sohn, durch mancherley Klugheit
> Unter den Menſchen bekannt; und mein Ruhm erreichet den Himmel [57]);

noch Athene [58]), daß Ithaka ſehr vielen bekannt ſey,

> Allen, die dorthin wohnen, zum Tagesglanz und der Sonne,
> Oder die hinterwärts, zum nächtlichen Dunkel gewendet;

auch würde wohl der Ruhm der Penelope, die alle Frauen der damahligen Zeit im achäiſchen Lande [59]), und an Klugheit und Liſt ſelbſt die berühmten Frauen der Vorzeit [60])

---

51) Od. XVII. 383. seq. 52) Od. XIX. 135. 53) Od. VI. 273. seq. cfr. XVI. v. 75. 54) ibid. II. 65. 55) ib. XIX. 333. 56) ib. XIX. 109. seq. 57) Od. IX. 19. 20. 58) Od. XIII. 239 — 241. 59) ibid. XXI. 107 — 110. 60) Od. II. 118. seq.

übertrifft, nicht den Himmel erreichen 61); wenn der Ruhm dieſer Nahmen nicht ſchon durch mehrere Generazionen von Geſängen angewachſen wäre. Überhaupt waren die Geſchichten vom Kriege vor Ilion und von der Heimkehr der Helden, ſchon in der homeriſchen Periode und nicht erſt ſeit Kurzem, ein eigentlicher Lieblingsgegenſtand des Epos. Dieß erhellt, einiger kleinen Spuren 62) und der völligen und reifen Ausbildung mancher Epiſode ſolchen Inhalts nicht zu erwähnen, ſchon daraus, daß Phemios und Demodokos wiederholt davon ſingen. So ſehr die Erdichtung dieſer Umſtände nun auch durch den Vortheil und Reiz, welche ſie der Erzählung gewähren, herbeygeführt ſeyn mag: ſo würde ſich Homeros dieſelbe doch ſchwerlich erlaubt haben, wenn nicht alle dieſe Geſchichten, wie der Zank des Odyſſeus und Achilleus, nach dem was er ausdrücklich in eigner Perſon ſagt, von der Gattung derjenigen geweſen wären, deren Ruhm damahls den Himmel erreichte 63). Noch merkwürdiger iſt es, daß die Sirenen, über deren Geſang die Bezauberten Heimath und Frau und Kinder vergaßen 64), den Odyſſeus mit den Worten anlocken:

Denn wir wiſſen dir alles, wie viel in der träumigen Troja
Argos Söhn' und die Troer vom Rath der Götter erduldet 65).

Auf eine ähnliche Weiſe ſchränkten ſich auch die attiſchen Tragiker der beſten Zeit meiſtens auf einige ihrer Kunſtart vorzüglich angemeßne Gegenſtände ein; wenn gleich mit mehr Abſicht und Beſonnenheit, wie jene alten Epi-

61) ibid. XIX. 108. 62) z. B Odyss. I. 11. 12. 354. 355. III. 86. 87. 203. 204. 63) Od. VIII. 75. 64) Od. XII. 42. seq. 65) ibid. 189. 190.

ker, welche bloß durch den natürlichen Reiz des günstigsten Stoffs angezogen wurden, ihn vor allen auszubilden.

Daß aber das Epos, wenn gleich nicht so plötzlich und wunderbar, sondern allmählig, dennoch wie von selbst unter den Hellenen aufwuchs, und zur Vollendung reifte; darf uns nicht befremden. So ist auf diesem glücklichen Boden alles entstanden. Warum nicht auch die Poesie, da alle Bestandtheile derselben Nachahmung, Harmonie und Rhythmus, nach dem Aristoteles [66], in der menschlichen Natur gegründet sind? Wenn der Mensch sich nur frey bewegen kann, so muß sich alles entwickeln, was in ihm liegt.

Der Mittelzustand zwischen freyer Wildheit und bürgerlicher Ordnung ist überhaupt der Entwicklung des Schönheitsgefühls sehr günstig. Er vereinigt die frische Kraft der noch ungezähmten und ungeschwächten Natur, und die Geselligkeit, Reizbarkeit, den Überfluß, die Spiellust der Bildung. Um so mehr bey den einzig begünstigten Hellenen, deren Übergang vom wandernden Leben zu einer festen Verfassung mit einer wohlthätigen Langsamkeit fortrückte; denn erst nach der Rückkehr der Herakliden und der jonischen Völkerwanderung setzte sich der gährende Stoff einigermaßen zur Ruhe [67]. Das helleniſche Heldenthum war denn auch in seiner Blüthe die glücklichste Vereinigung des Großen und Reizenden, aus welcher die ersten Früchte der schönen Kunst hervorgingen.

Nur denke man nicht, daß diese allgepriesne Begünstigung bloß in dem üppigen Boden, der südlichen Luft und

66) Poet. cap. IV. 67) Thuc. I. 5. 12.

einem heiterm Himmel, oder vielleicht auch in einer vorzüglichen Stammesart und angebohrnen Eigenschaft von unerklärlichem Ursprung bestand. Wo sich, bey allen diesen Vorzügen, auch in höherm Maaß als in Hellas, unermeßliche Erdflächen ausbreiten, wie in Asien; da muß die Entwicklung sehr bald durch künstliche Bande durchaus gehemmt werden. Eben weil der politische Bildungstrieb hier gleich anfangs keine heilsamen Schranken und Hindernisse findet, bleibt er auf der ersten Stufe stehn, welche wie bey allen lebendigen Kräften, nur auf die anwachsende Einheit der gleichförmigen Masse ausgeht, nach Art der Kristallisazion. Die kleineren politischen Abtheilungen vereinigen sich immer wieder zu größern, und mit unglaublicher Schnelligkeit wird alles in Eine große Despotie zusammenfließen. Hellas hingegen war zum Glück für die Menschheit durch die Natur vielfach getrennt; und die Stellen, welche es beherrschen, nur zu kennen, erfordert eine ungleich größere Ausbildung der Kriegskunst, der Schiffarth und des Handels, als im heroischen Zeitalter Statt finden konnte. Die Heroen konnten hier nicht zu einem einzigen Despoten, die Priester nicht zu einer orientalischen Kaste zusammenwachsen. Die Hemmung der politischen Entwicklung im steten Anwachs der gleichförmigen Masse, erhielt durch eine freyere Reibung die Schnellkraft des menschlichen Geistes, und ward die erste Veranlassung einer höhern politischen Gliederung, deren Keime wir schon in der homerischen Welt finden. Zwar herrscht in derselben eine schneidende politische Ungleichheit, welche überhaupt vor der Ausbildung der bürgerlichen Freyheit, Gesetzgebung und Staatskunst um so

größer seyn muß, je günstiger die Bildungslage ist; weil die natürliche Ungleichheit der Anlagen und des Glücks, welche die politische Ungleichheit in diesem Zeitalter zuerst veranlaßt, und auch unzertrennlich von ihr bleibt, dann um so freyer wirken kann, wodurch jeder Vorzug wieder ein Mittel wird, andre neue Vorzüge zu erwerben. Die homerischen Herrscher sind eine von der untergebenen und dienenden Classe durchaus verschiedne Menschengattung; nicht bloß an mittelbarer Gewalt, Ehre und Reichthum, sondern auch an Geist, Bildung, Leibeskräften und Schönheit [68]). Die Macht der Könige über die Adelichen aber ist sehr gering und unbestimmt, auch in Rücksicht auf die Erbfolge [69]). Sie ist mehr wie ein Vorrang [70]), als wie eine Oberherrschaft zu betrachten. Dieser lose Zusammenhang unter den Herrschern mußte die Entwicklung der bürgerlichen Freyheit sehr begünstigen, als nach der Heimkehr der Helden von Ilion in den meisten Staaten innerliche Zwistigkeiten entstanden. Wie viel bey diesen auf die Gunst des Volks ankam, wie frey dieses schon über seine Beherrscher urtheilte, lehrt die ganze Odyssee. Auch erkannte man schon:

> Daß die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorsicht
> Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet [71]).

Diese unschätzbare Freyheit der Entwicklung verschiedenartiger Kräfte erhielt dadurch noch einen größern Werth, daß die Natur des Landes die Hellenen gleich anfangs zu

---

68) Odyss. IV. 27. 62—64. XIII. 223. 69) ibid. I. 386—398. XV 521. 70) ib. VIII. 390. 391. 71) Odyss. XVII. 322. 323.

einer vielseitigen Ausbildung nöthigte und veranlaßte. Auch die alten Römer waren ein freyes, wackeres und fröhliches Volk, und wie Virgilius [72] singt:

Auch der ausonischen Flur von Troja stammende Hirten
Feyern mit rohem Gesang ihr Fest, und wildem Gelächter.

Weil ihre Lage sie aber auf den Landbau und den Krieg einseitig beschränkte, so blieben ihre Naturgesänge bloße Ausbrüche einer bäurischen Lustigkeit, bis ihre Herrschsucht, alle Schranken übersteigend, selbst die hellenischen Künste eroberte, und erhaben in ihrer unmäßigen Kraft, auch den eigenen Werken einen eigenthümlichen großartigen Geist einflößte. Die Lebensart der Hellenen im heroischen Zeitalter hingegen war die glücklichste Mischung von Landbau und Schifffarth, von Krieg und friedlichem Gewerbe und Handelsverkehr. Hesiodos [73] nennt das göttliche Geschlecht der Heroen ein gerechteres und besseres; dieß deutet auf eine höhere gediehene Stufe der sittlichen Bildung und der bürgerlichen Entwicklung. Nach dem Thukydides [74] gelangten die hellenischen Küstenbewohner schon vor dem trojanischen Kriege zu mehr Reichthum und Sicherheit, und vereinigten sich zu festern und größern politischen Körpern. In der homerischen Welt finden wir viele Gewerbe, die nicht von den Herrschern geübt wurden, hoch geachtet; und nicht bloß das Werk, sondern auch den Künstler bewundert [75]. Diese kleinen Umstände hatten die wichtige Folge, daß sich in dieser Mannichfaltigkeit verschiedenartiger Entwicklung bey den epischen Sän-

72) Georg. II. 385. 386. 73) Op. 142. ed. Brunck. 74) Thuc. I. 8. 75) Od. XI. 611. 612.

gern, welche sonst nur einseitige und beschränkte Lobredner der Fürsten und Helden gewesen seyn würden, jener allgemeine Sinn entwickeln konnte, welcher auch das alltäglichste Leben mit Theilnahme auffaßt und unmittelbar verschönert. Daher jene homerischen Gemählde und Gleichnisse, welche eben so weit von der rohen Sprache des Wilden entfernt sind, wie von dem Stillleben solcher überkünstlichen Dichter, welche keinen Sinn für das Große haben, und nur ihre Geschicklichkeit zeigen wollen. Die homerische Poesie dünkt sich nicht zu vornehm, alles Natürliche darzustellen, was sich nur kräftig und reizend darstellen läßt. Diese Allgemeinheit und Menschlichkeit rückt sie denn auch allen gebildeten Menschen so ungleich näher, wie jede andre Heldensage. Das ist es, was dem Heroischen und Wunderbaren, welches sich ohne diese Beymischungen unvermeidlich in den Lüften verliert, einseitig unnatürlich und endlich abgeschmackt wird, erst die feste Haltung gibt, und es gleichsam mit der Erde befreundet. Gewiß ist es, wäre die homerische Poesie nicht voll solcher zartmenschlichen und einfach natürlichen Züge, wie jene alte steinerne Bank vor Nestors Hause, auf der schon Neleus gesessen hat; der Rauch, den sich Odysseus so herzlich sehnt, von seiner Heimath aufsteigen zu sehn; so würde die homerische Poesie nicht alle gebildete Völker erfreun und beschäftigen, ja sie würde sich kaum bey ihrem eignen Volke erhalten haben.

Das alte hellenische Epos ist in dieser Rücksicht und überhaupt eine ganz eigenthümliche Liedesart und Gestaltung, die grade nur bey dieser Bildungslage, an diesem Orte, in dieser Zeit entstehen und reifen konnte. Man kann sich

überall in der Geſchichte der Naturpoeſie nicht genug davor hüten, daß man nicht das bloß Beſondre für allgemein halte, oder ſich das Beſondre unter bloß allgemeinen und unbeſtimmten Zügen denke. Nehmen wir zum Beyſpiel, folgendes allgemeine Gemählde des Lucretius von der Entſtehung der Naturgeſänge, und der Freude, welche ſie den Menſchen gewährten.

Oft nun unter einander auf weichem Graſe gelagert,
An dem Gewäſſer des Bachs, in des hohen Baumes Umſchattung,
Pflegten ſie ihrer Leiber, bey wenigen Gütern ſich freuend.
Aber am meiſten, wann der Himmel lacht', und des Jahres
Zeit die Gefild' ausſchmückte mit grünenden Kräutern und Blumen;
Dann war Scherz und Geſchwätz, dann auch das ſüße Gelächter
Häufig, es blühete dann vorzüglich die ländliche Muſe.
Dann auch Schultern und Haupt mit geflochtenen Kränzen zu ſchmücken,
Und mit Blumen und Laub, ermahnte die üppige Freude,
Und zu bewegen die Glieder in ungemeſſenen Schritten,
Hart, und mit hartem Fuße die Mutter Erde zu ſtampfen.
Hierdurch ward das Scherzen erzeugt und das ſüße Gelächter 76).

Sollte man nicht glauben, daß dieſes Gemählde auf jedes fröhliche Naturvolk unter glücklichem Himmelſtrich paſſe? Und dennoch hat es eine durchaus italiſche Geſtaltung und Farbe, welche der genauer Betrachtende auch leicht darin erkennen wird. Es findet ſich im Homeros, der doch mehr als eine Art lyriſcher Naturpoeſie erwähnt, auch nicht Eine beſtimmte Spur, daß die Hellenen damahls jene ſcherzhaften oder doch fröhlichen Naturgeſänge, nicht epiſchen, ſon-

76) Lucr. V. 1389 — 1403. Ueberſetzt von Friedrich Auguſt Eſchen.

dern ländlichen Inhalts dieſer Art, an ländlichen Feſten gekannt hätten. In Italien waren ſie dagegen von den älteſten Zeiten an einheimiſch; in Hellas aber konnten ſie ſich erſt ſpäter bey den freyen Landleuten im Peloponneſos, in Attika und in Sikelien, wenn gleich ſehr verſchieden unter ſich und noch mehr von den italiſchen, entwickeln, und die dramatiſche und bukoliſche Poeſie veranlaſſen; denn im heroiſchen Zeitalter war der Landmann grade am meiſten gedrückt, der Ackerbau der allgemeinen Fehden wegen vernachläßigt [77]), oder auf den Gütern der Herrſcher, die den Boden, wie es ſcheint, faſt allein beſaßen, durch Lohnknechte [78]), oder durch Leibeigne beſorgt, deren ein reicher Mann oft unzählig viele [79]) beſaß.

Alle Naturpoeſie iſt eben darum, weil ſie nicht nach allgemeinen Begriffen oder fremden Beyſpielen ſich bildet, ſondern wild wächſt, ganz eigenthümlich, und verräth bis in die feinſten Adern durch Geſtalt und Farbe den Boden, wo ſie entſprungen iſt. Nach bloß allgemeinen Begriffen könnte man erwarten, auch die helleniſchen Sänger würden, gleich den germaniſchen Barden, die kämpfenden Helden durch Schlachtgeſänge anfeuern. Aber in der ganzen Ilias iſt es grade nur der einſame Achilles, der ſein Herz durch Geſänge erfreut. Die Leyer wird bey Homeros immer als eine ſolche bezeichnet:

— die dem Mahle zur Freundin gaben die Götter 80);

und:

— — die ſchön zum blühenden Schmaus ſich geſellet 81);

---

77) Thuc. I. 2. 78) Odyss. XVIII. 356. 79) Od. XVII. 422. δμῶας μάλα μυρίους. 80) Od. XVII. 271. 81) ib. VIII. 99.

und zuſammen mit dem Tanz, womit ſie ſo oft vereinigt genannt wird:

Reigentanz und Geſang: denn das ſind die Zierden des Mahles 82).

Nie wird eine Hochzeit ohne Sänger erwähnt 83). In der Darſtellung der ſeeligen Phäaken ſagt Alkinoos unter andern:

Stets auch lieben wir Schmaus und Saitenſpiel und den Reihntanz, Oft gewechſelten Schmuck, das warme Bad und das Lager 84).

Ein fröhlicher Geiſt herrſcht in allen Handlungen und Werken der ſpielenden Hellenen. Eine Ermunterung zur Freude war hier der allgemeine Gruß, in ihrem Chaire, wie bey den Römern, Salve, der Wunſch ungeſchwächter Kraft; und ſelbſt die Weiſen der Hellenen glaubten, daß auch die Götter den Spielen hold wären 85). Freude war ſchon auf ihrer erſten Bildungsſtufe die Seele der helleniſchen Poeſie. Es iſt merkwürdig, daß die gottesdienſtlichen Handlungen, als ein ernſtes Geſchäft, in der homeriſchen Welt nicht mit Poeſie und Muſik begleitet werden; während doch geſagt wird, daß Demodokos, wie es auch in ſpätern Zeiten Sitte der Homeriden und Rhapſoden war, ſeinen epiſchen Geſang mit einem vorläufigen, nach den Beyſpielen, welche bey Homeros vorkommen, und ſelbſt nach jenen ſpätern, aber wohl mehr epiſch als lyriſch gebildeten Geſange an den Gott anfing 86).

82) Od. I. 152. 83) Od. IV. 17. XXII. 142. seq. Iliad. XVIII. 192. seq. 84) Od. VIII. 248. 249. 85) Plat. Crat. t. III. p. 276. ed. Bip. φιλοπαίγμονες γὰρ καὶ οἱ θεοί. 86) Od. VIII. 499.

Freyes Spiel der Empfindungen und der Vorstellungen ist die erste Bedingung und eines der unterscheidenden Merkmahle der Schönheit. Wenn der Dichter unter dem Stoff, der seinem Sinn gegeben, oder seinem Gedächtniß überliefert wird, schon wählen, und das Gewählte für den sinnlich schönen Genuß, nach Gesetzen des menschlichen Gemüths, frey mischen, ordnen und schmücken kann; so wird die Darstellung durch diese Selbstthätigkeit, die sich freylich nur noch an das Gegebne anschließen muß, zum eigentlichen Gedicht. Es beginnt die erste Bildungsstufe der schönen Kunst.

Daß die helleniſche Poesie schon in diesem Zeitalter wirklich Kunst ist, wiewohl es sich von selbst versteht, daß diese Kunst nur ein freyes Naturgewächs war; zeigt sich unter andern auch darin, daß sich aus der Menge verschiedener und bloß eigenthümlicher Weisen von Naturgesängen eine besondre, wenn gleich sehr einfache Dichtart, deren allgemeine Eigenschaften und Merkmahle sich im Größten wie im Kleinsten gleich bleiben, und unter sich zusammenhängen und übereinstimmen, bis zu einem entschiednen Vorrang, ja bis zu der Alleinherrschaft entwickelt hat. „Die Thaten der Helden" werden bey Homeros überall als der eigentliche Gegenstand der Poesie genannt. Diese singt auch der unmuthige Achilleus seinem Patroklos 87), denn von einem ganz einsamen Gesange findet sich im Homeros kein Beyspiel. Selbst den Tanz und Citherspiel beym Schmause, begleiten Phemios 88)

87) Il. IX. 189. 88) Od. I. 152. seq. cfr. 325. seq.

und Demodokos 89) mit epischen Gesängen; jener die Abentheuer der Rückfarth der Helden von Troja, dieser das Göttermährchen von Ares und Aphrodite singend. Solche meynt vielleicht der Dichter immer, so oft er Tanz und Gesang zusammen nennt; etwa den Gesang zweyer Kunsttänzer bey der Hochzeit im Hause des Menelaos 90), ausgenommen, so wie jenen in der Mitte eines Chors tanzender Jünglinge und Mädchen auf dem Schilde des Achilleus 91). Alles Rühmliche, was im Homeros von der Poesie gesagt und angedeutet wird, scheint sich eigentlich nur auf das Epos, auf heroische Gesänge zu beziehen, gegen welche alle übrigen in ein auffallendes Dunkel zurücktreten.

Da nun die epische Dichtart nicht nur das eigenthümliche Erzeugniß desjenigen Zeitalters ist, welches wir in der politischen Geschichte der Hellenen das heroische nennen, und mit dem Ursprung des hellenischen Republikanismus endigen würden; sondern in demselben auch ihre höchste Blüthe und Reife erreichte, und diejenige Gestalt, welche die Grundlage auch der spätesten Umbildungen blieb: so nennen wir die erste Bildungsstufe der hellenischen Poesie episches Zeitalter.

Die Ilias und die Odyssee sind die ersten glaubwürdigen Urkunden des hellenischen Alterthums, und die ältesten Denkmahle der classischen Kunst. Mit ihnen wird es einigermaßen Tag in der Geschichte der hellenischen Poesie.

---

89) Od. VIII. 260 — 266. et seq. 90) Od. IV. 18. 19.
91) Iliad. XVIII. 590—605.

Ein richtiger, bestimmter und klarer Begriff von der homerischen Poesie ist für jeden, welcher die alte Poesie überhaupt zu kennen ernstlich strebt, ein wesentliches Bedürfniß. Denn Homeros ist gleichsam der Urdichter der Alten, die ihn auch Vorzugsweise den Dichter schlechthin nannten; er ist der allgemeine und unvergängliche Quell, aus dem alle Sänger schöpften 92), gleich dem Okeanos, nach dem Bilde des Quinctilianus und Dionysios,

dem tief hinströmenden Herrscher,
Welchem alle Ströme und alle Fluthen des Meeres,
Alle Quellen der Erd' und sprudelnde Brunnen entfließen 93).

Das homerische Epos war nicht nur das Vorbild des ältern nachhomerischen, des alexandrinischen und des römischen Epos; auch in allen andern Arten der Poesie und Beredsamkeit ward es von den größten Künstlern am meisten nachgeahmt.

Nun scheint aber hier jeder Schritt der Untersuchung eine neue endlose Aussicht der wichtigsten und anziehendsten Nachforschungen zu eröffnen; und wer das Ganze umfassen will, muß sich doch für die einzelnen Theile bestimmte Gränzen setzen. Selbst bey einer geübten Biegsamkeit, sich in die Eigenthümlichkeit fremder Völker und Zeitalter zu versetzen, kann es nicht leicht seyn, den Geist und die eigenste Beschaffenheit eines Naturgewächses, welches auch unter den Alterthümern der menschlichen Bildung einzig in seiner Art ist, unbefangen und genau aufzufassen. Das homerische Epos läßt sich aber gar nicht so einzeln betrachten und beurtheilen. Man kann nicht umhin, es von dem

92) Ovid. Amor. III. 9. 93) Iliad. XXI. 195 — 197.

alexandrinischen und römischen, und vorzüglich von dem hesiodischen und nachhesiodischen, aber voralexandrinischen Epos der Hellenen, und von der heroischen Naturpoesie andrer Völker eben darum streng zu unterscheiden, weil es ihnen in vielen Zügen mehr oder weniger ähnlich ist, und deshalb gewöhnlich mit dem einem, oder der andern durchaus verwechselt wird. Man kann auch nicht wohl umhin, sich auf die Meynungen der Alten über die homerische Poesie einzulassen. Da wir dieselbe nicht unmittelbar aus dem Munde oder wohl gar aus der Handschrift des Urhebers empfangen können; so treibt uns schon eine natürliche Wißbegierde, alle diejenigen, welche in einem so langen Zwischenraume zwischen ihm und uns in der Mitte stehn, auch zu vernehmen. Welch' unermeßliches Feld eröffnet sich hier! Kein Dichter hat mehr Bewunderer, Beurtheiler und Erklärer gefunden, als Homeros. Wie aber die Gefahr des Kranken mit der Zahl der Ärzte, so pflegt auch die Unverständlichkeit eines Gegenstandes mit der Menge der Erklärer zu wachsen. Und doch darf man die Untersuchung über das Kunsturtheil der Alten von der homerischen Poesie durchaus nicht umgehn. Künstlerische Hervorbringung und Beurtheilung sind ja nur verschiedene Äußerungsarten eines und desselben Vermögens; und es ist widersprechend, die Werke der Alten für urbildlich anzuerkennen, und doch ihre Kunsturtheile vor der Untersuchung zu verachten. Es verlohnt sich wenigstens der Mühe ernstlich zu untersuchen, ob die Alten einige Seiten der homerischen Poesie, die doch einheimisch bey ihnen war, und in der überall der Geist des classischen Alterthums athmet, leichter richtig fassen und beurtheilen konnten, wie wir, denen die Entfernung selbst für

die Beantwortung einiger andern homerischen Fragen Vortheile gewährt, der wahren Vorzüge unsrer Zeit nicht zu erwähnen, auf welche sich jedoch viele nur berufen, um den Mangel eigner Vorzüge zu decken; oder ob wirklich alle,

So viel Sterbliche jetzo die Frucht der Erde genießen,

das homerische Epos besser verstehn, wie die Hellenen selbst? — Alles dieses sind aber nur noch vorläufige und verhältnißmäßig leichte Schritte zur künftigen Kenntniß des Homeros. Die alte Poesie ist ein einiges und untheilbares Ganzes, welches man Theilweise durchaus nicht richtig erkennen kann. Grade das Unbegreiflichste und Streitigste in allen homerischen Aufgaben und Untersuchungen kann nur durch eine Kenntniß der allgemeinen Gesetze der hellenischen Bildung erklärt und entschieden werden; und nie wird jemand die homerische Poesie verstehn und begreifen lernen, der sich von der allgemeinen Voraussetzung der Menschen, was in ihrem nächsten Kreise gewöhnlich ist, müsse gewiß auch natürlich und überall wahrscheinlich seyn, noch nicht ganz frey gemacht hat. Wie Odysseus den Alkinoos, könnte man hier in der That fragen:

Was doch soll ich zuerst, und was zuletzt dir erzählen?

Der einfachste und einer Geschichte angemessenste Gang dürfte es wohl seyn: zuerst die Andeutungen, die sich im Homeros selbst über die Eigenschaften und Verhältnisse der heroischen Poesie, und über alles, was darauf Bezug hat, finden, zusammen zu stellen; dann das Kunsturtheil der Alten über die homerische Poesie, so viel als möglich im Werden darzustellen, zu erklären und zu berichtigen; und endlich, zu erwägen, was auch nach dieser Berichtigung,

für den Alterthumsforscher und Kunstfreund zu thun übrig bleibt.

Ehe man aber in homerische Untersuchungen, von was immer für einer Art, eingeht, ist es durchaus nothwendig, die gewöhnlichen Meynungen der Theoristen über die Epopöe, ihren Mechanismus und ihre Regeln zurückzulassen, und bis nach ausgemachter Sache gänzlich zu vergessen. Diese Forderung kann nicht unbillig scheinen, da in diesem Theile der Kunstlehre offenbar nicht weniger Widersprüche und Mißverständnisse herrschen, wie unter den Philosophen zu Athen, welche der römische Proconsul Gellius auf einen Platz zusammenberief, und ihnen gewaltig anrieth, sie mochten doch ihren Streitigkeiten endlich einmahl irgend ein Ziel setzen; falls sie dazu geneigt wären, versprach' er ihnen seine guten Dienste 94). In der Beantwortung der einfachen Frage, ob das Epos und die Tragödie verschieden sind oder nicht, und aus welchem Grunde und durch welche Merkmahle sie es im Falle der Verschiedenheit sind, ist man seit dem Aristoteles noch nicht weiter gekommen. Und wäre man demselben nicht bloß gefolgt, ohne ihn zu verstehn, so würde man wenigstens die auffallenden und harten Widersprüche seiner Kunstlehre wahrgenommen und zu erklären versucht haben.

Viele Züge, welche die homerische Denkart über Poesie überhaupt und die heroische insbesondre, die Freude am Spiel, die Dichtungsgabe, den Kunstsinn und das Schönheitsgefühl des Homeros und der homerischen Menschen bezeichnen, sind schon in den bisher angeführten Stellen

94) Cic. de leg. I. 20.

enthalten; einige andre werden unten schicklicher vorkommen. Hier kann nur auf die wesentlichsten Merkmahle aufmerksam gemacht werden, die alle einzelnen zerstreuten Züge zu einem ganzen Bilde vereinigen. Eine solche Eigenschaft ist die kindliche Sinnlichkeit der homerischen Poesie, welche sich in der Rede des Odysseus so anschaulich äußert:

Wahrlich, es ist doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Solchen, wie jener ist, den Unsterblichen ähnlich an Stimme!
Denn nicht kenn' ich selber ein angenehmeres Trachten,
Als wenn ein Freudenfest im ganzen Volk sich verbreitet,
Und in den Wohnungen rings die Schmausenden horchen dem Sänger,
Sitzend in langen Reihn, und voll vor jedem die Tische
Stehn mit Brod und Fleisch, und lieblichen Wein aus dem Kruge
Schöpfend der Schenk umträgt, und umher eingießt in die Becher.
Solches däucht mir im Geist die seeligste Wonne des Lebens 95)!

Das ist gleichsam die Grundlage der homerischen Kunstlehre. Rothen Wein zu trinken, und den Sänger zu hören im Hause des Fürsten; das ist das Vorrecht und die Glückseligkeit der Adelichen 96). Noch merkwürdiger sind einige Äußerungen in der homerischen Poesie von einem schon auffallend regen Sinn für Anmuth, und besonders für Harmonie der Rede und Erzählung. Vieles zu wissen, besonders aus der Vorzeit, und wirksam und gefüge sagen zu können, ist nicht nur ein so großer Vorzug, daß der beste Redner unter den Helden eben so bestimmt und rühm-

95) Odyss. IX. 3. seq. 96) Odyss XIII. 8 9.

lich unterschieden wird, wie der tapferste Kämpfer. Auch der Reiz einer schönen Geschichte oder Rede wird durch die lieblichsten Bilder anschaulich gemacht, und die Bezauberung der Zuhörer mit den lebhaftesten Farben geschildert. Anmuth der Beredsamkeit preist Odysseus als eine der höchsten Göttergaben:

Nie ja verleihn die Götter zugleich die Gaben der Anmuth
Sterblichen, weder Gestalt, noch Beredsamkeit, oder auch
Weisheit.
Denn ein anderer Mann ist unansehnlicher Bildung;
Aber es krönt ein Gott die Worte mit Reiz, daß ihn alle
Innig erfreut anschaun. Denn mit Nachdruck redet er treffend,
Voll anmuthiger Scheu, und ragt in des Volkes Versammlung;
Und durchgeht er die Stadt, wie ein Gott rings wird er
betrachtet.
Wieder ein anderer scheint den Unsterblichen ähnlich an Bildung;
Aber nicht sind jenem mit Reiz die Worte gekrönet 97).

Schickliche und reizende Ordnung bey der lebendigsten Anschaulichkeit ist es, was Odysseus am Demodokos preist, und von ihm fordert:

Hoch vor den Sterblichen allen, Demodokos, preis' ich dich
wahrlich!
Dich hat die Muse gelehrt, Zeus Tochter sie, oder Apollon!
So genau nach der Ordnung besingst du der Danaer Schicksal,
Was sie gethan und erduldet, und alle Mühn der Achäer;
Gleich als ob du selber dabey warst, oder es hörtest 98).

---

97) Odyss. VIII. 167—175. 98) Odyss. VIII. 487—491. λιην γὰρ κατὰ κόσμον etc. v. 496. κατὰ μοῖραν.

„Eine weiſe und ſchön geordnete Erzählung" war eine weſentliche und allgemeine Eigenſchaft des epiſchen Sängers, den Alkinoos den lügenhaften Schwätzern entgegenſetzt;

Keinesweges, Odyſſeus, vermuthen wir deiner Geſtalt nach
Einen Betrüger in dir und Täuſchenden, ſo wie genug ſie
Nähret die ſchwarze Erde, die weitverbreiteten Menſchen,
Welche die Lüg' ausbilden, woher ſie keiner erfühe.
Aber in deiner Red' iſt Geſtalt und edle Geſinnung;
Und du erzähliſt, wie der Sänger, mit kluger Kunſt die Geſchichte,
Alles argeiiſchen Volks und dein eignes Jammerverhängniß 99).

Ja ſo geläufig und klar iſt dem Homeros die Harmonie; ſo allgemein die Forderung deſſelben, und ſo hoch der Werth, den er darauf legt, daß er den verächtlichſten aller Hellenen durch eine Fülle verworrner Reden und Gedanken ohne Maaß und Übereinſtimmung bezeichnet:

Nur Therſites erhob ſein zügelloſes Geſchrey noch,
Deſſen Herz mit vielen und thörichten Worten erfüllt war;
Immer verkehrt, nicht der Ordnung gemäß, mit den Fürſten zu hadern,
Wo ihm nur etwas erſchien, das lächerlich vor den Argeiern
Wäre 100).

Überhaupt iſt jene Scheu vor allem Übermaaß, welche immer einer der hervorſpringendſten Züge der helleniſchen Eigenthümlichkeit war, in den Sitten und der Denkart der homeriſchen Welt ſchon auffallend herrſchend und entſchieden.

99) Odyss. XI. 362 — 368. μορφὴ ἐπίων. Geſtaltung oder Ordnung des Liedes. Dieſes iſt ein ſehr merkwürdiger und wohl zu beachtender Ausdruck.

100) Iliad. II. 211 — 219.
ὃς ῥ' ἔπεα φρεσὶν ἦσιν ἀκοσμά τε πολλά τε ἦδη.

Nur muß man, wie überhaupt so auch hier, nicht den spätern Sinn der Worte unterschieben, und so die Sprache des alten Naturgesanges vergeistigen und mißdeuten. Es ist hier nur jene ganz sinnliche und äußerst einfache, von Berechnung und tief angelegtem Entwurf sehr weit entfernte, durch ihre Schönheit aber doch von ächter Bildung zeugende Gestaltung und Ordnung zu verstehen, welche sich in dem kleinsten Theile der homerischen Poesie, welcher nur noch ein für sich bestehendes Ganzes ist, so vollendet findet, wie in dem größten. Im Bilde oder Gleichnisse wie in der ganzen Rede, im Gespräch wie in der längern Begebenheit, in der Rhapsodie wie in der Rhapsodiengruppe, ründet sich die freye Fülle der Einbildungskraft in klaren Umrissen und einfachen Massen zu einer leichten Einheit. Diese epische Harmonie ist so wenig auf das Ganze der Iliade und Odyssee beschränkt, und mit demjenigen, was man ihre Ökonomie zu nennen pflegt, so wenig einerley, daß sie hier vielmehr nicht ganz so vollkommen ist, als in dem einzelnen für sich bestehenden Ganzen; weil außer den harten Verbindungsstellen, auch die Ungleichartigkeit der Massen nicht immer sanft genug in einander verschmolzen ist.

Viertes Kapitel.

Ansichten und Urtheile der Alten von den homerischen Gedichten.

Das älteste Kunsturtheil über die homerische Poesie ist in der Sage enthalten, daß Hesiodos bey einem Wettstreit über den Homeros gesiegt habe. Und obgleich das Urtheil des Panides seiner Ungerechtigkeit wegen zum Sprichwort ward; so war dies Urtheil doch der Ausspruch eines ganzen Zeitalters, wie dieses schon die gänzliche Verschiedenheit der epischen Gesänge der hesiodischen Periode von denen der homerischen, zusammengenommen mit dem großen Ruhm des Hesiodos, beweisen kann. Und doch sind selbst in den Werken und Tagen, einem Gedichte von so ganz eigenthümlichem Stoff und Geist, Beziehungen auf die homerischen Gesänge, und in der Theogonie, außer den Stellen, welche man für eingeschoben halten, oder für bloße Gemeinplätze der epischen Kunst erklären könnte, nicht wenige offenbare Anspielungen und Nachbildungen, wenn gleich Geist und Farbe durchaus verändert und entstellt ist 1). Wie die epische Kunst von kräftiger Vollendung in so entschiedne Ausschweifung und Schwäche ver-

1) Z. B. v. 194 u. 195. 205 u. 206. 605 u. 606. 759 u. 760. desgleichen die ganze Titanomachie.

ſinken, wie nach dem Homeros ein Heſiodos entſtehen und herrſchen konnte; das iſt eine von jenen allgemeinen Paradoxien der geſammten alten Geſchichte, welche nicht zufällig ſind, ſondern ſich auf nothwendige Naturgeſetze der lebendigen Bildung gründen. Wenn irgend eine Kunſtart durch vollendete Geſtaltung des Stoffs den höchſten Gipfel der natürlichen Entwicklung erreicht hat, ſo zeigt ſich zwar ein merklicher Abſchnitt der Bildung, welchen wir in der Geſchichte Epoche und Periode nennen; der Schein eines eigentlichen Stillſtandes, welcher bey lebendigen Kräften nicht Statt findet, iſt aber doch nur eine Täuſchung. Sobald dieſe nicht mehr wachſen, nehmen ſie wieder ab, und nähern ſich ihrer Auflöſung. Um nur neu zu ſeyn, muß die Kunſt nun von der Einheit, Schicklichkeit und Natürlichkeit abweichen.

So ſtürzt durch, das Schickſal
Alles zum Schlimmeren fort, und enteilt umkehrend den Rückweg:
Wie wenn gegen den Strom ein Mann ſchwerrudernd den Nachen
Kaum hinaufarbeitet, und ſinken ihm etwa die Arme,
Ungeſtüm das Gewäſſer in reißendem Sturz ihn dahin rafft. 2).

»Zwar ſind die Gedichte des Homeros ſchön, ſagt Maximos 3), unter allen epiſchen die ſchönſten, glänzendſten, und würdig von den Muſen geſungen zu werden; aber nicht für alle ſind ſie ſchön, noch immer; denn nicht alle Geſänge haben eine Weiſe und eine Zeit.“ Nachdem in Hellas an die Stelle der heroiſchen eine republikaniſche Verfaſſung getreten war, ward auch die heroiſche

2) Virg. Georg. I. 199. seq. 3) Diss. XXIII. p. 450. t. I. ed. Reiske.

Poesie der epischen Sänger von der lyrischen Poesie, Musik, Gymnastik und Orchestik, wie in den Hintergrund zurückgedrängt. Sie gerieth so sehr in eine Art von Vergessenheit, daß als das Bedürfniß der aufkeimenden Jonischen Geschichte und Philosophie und Attischen Tragödie zu ihr zurückführte, mächtige Beschützer der Wissenschaften und Künste die homerische Poesie aus ihrer Dunkelheit erst wieder ans Licht ziehen mußten.

Denn so ändert der Sinn der sterblichen Erdebewohner,
So wie andere Tag' herführt der waltende Vater.

Grade in die Republiken Dorischen Stamms, wo jene neuen Künste am meisten blühten, fand die homerische Poesie am spätesten Eingang. „Viele heilsam beherrschte und gesetzlich verfaßte Staaten, sagt Maximos [4], haben den Homeros nicht gekannt. Denn spät rhapsodirte Sparta, und Kreta, und spät auch der Dorische Stamm in Libyen." Die Kreter bekümmerten sich nicht sehr um diese fremden Gesänge [5]; und die spätere Neigung der Spartaner zum Homeros gründete sich wohl mehr auf ihre Vorliebe für das Heldenmäßige [6], und für die Sagen des Alterthums [7], als auf seine eigenthümliche Vortrefflichkeit, nähmlich die epische. Ja, das epische Kunstgefühl selbst ging im lyrischen Zeitalter so sehr verloren, daß man epische Gedichte, welche von der homerischen Poesie an künstlerischem Werth, an Geist, Gestaltung und Farbe unermeßlich verschieden gewesen seyn müssen, allgemein

4) Ibid. p. 449. 5) Plat. leg. t. VIII. p. 113. 6) Plat. Lac. Ap. 223. A. 7) Plat. Hipp. maj. t. XI. p. 14.

für homerisch halten konnte. Nicht so die lyrischen Künstler selbst, welche durch ihre Vorsorge und Nachbildung, durch die That bewiesen, daß sie die homerische Poesie kannten, und für nachahmungswürdig hielten. Die Art dieser selbstständigen Nachbildung aber zeugt von einem sehr entschiedenen Gefühl von der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Dichtart, und jener. Dies Gefühl verließ die alten Dichter der guten Zeit nie; und ob sie gleich, selbst Urkünstler, doch kein Bedenken trugen, einzelne Gedanken, Ausdrücke und Wendungen aus der großen gemeinsamen Quelle zu entlehnen; so geschah dies doch nie ohne eine völlige Umbildung bis in die feinsten Adern des erborgten Theils nach den Gesetzen ihrer Dichtart. Der Anspielungen in den Elegien des Kallinos und Tyrtaeos nicht zu erwähnen; so war die Nachbildung der homerischen Poesie in der archilochischen so fühlbar, daß es widersinnig schien, zu behaupten: Archilochos sey kein Schüler des Homeros, weil er nicht überall dasselbe Maß gebraucht, sondern meistens andere; noch sey es Stesichoros gewesen, weil jener epische Werke bildete, Stesichoros aber ein melischer Dichter war. Alle Hellenen erkannten es, daß Stesichoros ein Nachahmer des Homeros sey, und ihm in der Poesie ungemein gleiche 8). Terpander setzte selbst die Melodie zu den homerischen Gesängen 9); welches wohl mehr von einer genauern Bestimmung oder Umbildung zu verstehn ist, als von der ersten Anlage.

---

8) Dio Chrys. Orat. IV. 9) Heracl. Pont. ap. Plut. de mus. p. 2074. ed. Steph. 8°.

Pindaros bewährt seine Lehren mit dem Zeugniß des Homeros [10], und erkennt es, daß seine göttlichen Gesänge durch ihre Vortrefflichkeit unsterblich wurden [11]! „Ich glaube, singt er, daß mehr vom Odysseus gesagt werde, als er wirklich litt, durch den süßerzählenden Homeros. Denn seine Lügen haben durch geflügelte Kunst eine gewisse Würde, und die Weisheit betrügt lockend durch Dichtungen [12]." Selbst die, welche die Wahrhaftigkeit des Homeros vertheidigten, konnten nicht behaupten [13], absichtlich reine Erdichtung ohne allen Grund der Wahrheit liege gar nicht in der Natur eines Dichters, von dem man doch so oft, mit Gründen schon aus der Art und Beschaffenheit seiner Erzählung, sagen kann, was er selbst vom Odysseus:

Also der Täuschungen viel erdichtet' er, ähnlich der Wahrheit.

Offenbar erdichteter Nahmen, zum Beyspiel bey den Phäaken, nicht zu erwähnen; wie oft schildert nicht Homeros Begebenheiten und Gespräche mit der größten Umständlichkeit, von denen, nach seinen eignen Vorstellungen von den Göttern, kein Sterblicher Augenzeuge gewesen seyn konnte? Die merkwürdige Erklärung des Polybios [14] scheint unter allen verschiedenen Meynungen über diesen vielbestrittenen Gegenstand die richtigste zu seyn: „die homerische Poesie sey aus Historie, Diathese und Mythos, aus geschichtlichem Stoff oder Anlaß, dann der künstlerischen Anordnung und aus Erdichtung, oder dem

10) Pyth. IV. 493. seq. 11) Isthm. IV. 63. seq. 12) Nem. VIII. 29. seq. 13) Dio Chrys. Orat. XI. 155. C. ap. March. 14) Strab. p. 44. fin.

rein Erfundenen, zusammengesetzt; der Zweck der Geschichte sey Wahrheit, der der Anordnung Anschaulichkeit, und der der Erdichtung Lust und Erstaunen." Alle Arten und Bestandtheile der menschlichen Bildung sind im homerischen Epos nicht etwa, nachdem sie schon einmahl abgesondert waren, wieder vereinigt und vermischt, sondern vielmehr noch gar nicht getrennt; und selbst die einfache Absonderung des Hesiodos, welcher die göttlichen Geschichten und die Geschlechter der Heroen, von den Frauen anfangend, besonders besingt, und wiederum besonders die fürs Leben nützlichen Vorschriften über die Werke, welche und die Tage, in welchen man sie thun soll, ist durchaus unhomerisch [15]).

Ohne diese Mischung, Mannichfaltigkeit und Allgemeinheit, welche sich selbst in der Dichtart, ja in Sprache und Rhythmus der homerischen Poesie offenbart, hätte sie nicht ein so ganz allgemeines, und in seiner Art einziges Glück machen können. Homeros sieht sein Werk, nach dem Ausdruck des Propertius [16]), mit der Nachwelt wachsen. Da er einmahl wieder ans Licht gezogen war, verbreitete sich sein Einfluß mit unglaublicher Schnelligkeit und Macht über ganz Hellas, und die Bewunderung seiner heiligen Gesänge stieg gleichsam zusehends bis zur Vergötterung. Da lernte das Kind den Dichter, dessen Gesänge an Volksfesten öffentlich gesungen wurden. Von der homerischen Poesie vorzüglich gilt, was Strabon [17]) von der Poesie überhaupt sagt: „Sie führe den Jüngling in

15) Max. Tyr. Or. XXXII. p. 105. t. II. 16) Eleg. III. 1.
17) Libr. I p. 29.

das Leben ein, und mache ihn auf die sanfteste und freundlichste Weise mit den Sitten und Leidenschaften der Menschen, und mit den Begebenheiten der Welt bekannt." Bald ward sie die Grundlage jeder freyen Erziehung, und man konnte sagen: Homeros habe ganz Hellas gebildet [18]).

Aber eben diese Allgemeinheit der homerischen Poesie macht es schwer, sie vollständig verstehen und beurtheilen zu können. Dazu ist weder künstlerisches Gefühl, noch wissenschaftlicher Geist, noch Kenntniß der Vorzeit allein hinreichend. Es wird jene, bey einer größern Höhe der Bildung, besonders unter den Hellenen so seltne Allgemeinheit derselben erfordert; denn die Hellenen waren nichts, was sie waren, halb, sondern bis zur schneidendsten Einseitigkeit entschieden und kräftig. Was war natürlicher und hellenischer, als daß Mythographen und Geographen, Sophisten und Philosophen, Tragiker und Kunstrichter der dramatischen Poesie, Rhetoren und Rhetoriker sich den Vater der Dichter wie um die Wette ganz zueigneten, und auf das unmäßigste umdeuteten? Es ist ein allgemeines Naturgesetz aller lebendigen Kräfte, wenn ihre innere Entwicklung reif ist, nach Verähnlichung äußerer Gegenstände zu streben. Es gilt auch von der menschlichen Bildung, wenn diese lebendig ist; und nicht bloß von Einzelnen, sondern auch von ganzen Massen, Ständen und Zeitaltern.

In der That war auch die homerische Poesie ein nicht zu umgehender Gegenstand der überall sich darbietenden Rück-

18) Plat. Rep. X. t. VII. p. 307.

sicht für die hellenische Philosophie, Urquell der Geschichte und Vorbild der Tragödie. Jede hatte von derselben auf ihre Art zu lernen, oder mußte aus ihr schöpfen, und sich an sie anschließen.

Die Sophisten, welche den herrschenden Irrthümern schmeichelten, benutzten die Heiligkeit des ältesten und allgemeinsten Dichters, als ein Ansehen für ihre Lehren, und halfen sie dadurch bestätigen. Homeros und Hesiodos, lehrte Protagoras 19), waren Sophisten, und brauchten die Poesie nur als Hülle und Werkzeug.

Die Philosophen hingegen mußten im heiligen Kampf für reine Wahrheit und Wissenschaft den Irrthum in seiner Quelle angreifen. Nun war und blieb aber unstreitig die homerische und hesiodische Göttersage, so wichtig auch die Umdeutungen der spätern Priester, Dichter, Bildner und Denker waren, im Ganzen genommen, immer die Grundlage des hellenischen Glaubens, von der man stets ausging, und zu der man immer wieder zurückkehrte. Daher die alte Feindschaft der Poesie und der Philosophie bey den Hellenen 20). Um sie zu begreifen, muß man wissen, daß die Hellenen die homerische Poesie nicht bloß als schöne Dichtung und würdiges Spiel bewunderten und liebten, sondern an sie, wie an heilige Wahrheit ernstlich glaubten, ja, nach Platons merkwürdigem Ausdruck von den Bewunderern des Homeros, ganz nach ihr lebten 21). Nur darin irrten diese ehrwürdigen Häupter

19) Plat. Protag. III. 99. ed. Bip. 20) ibid. Republ. VII. 308.
21) Plat. Republ. tom. VII. 307.

der ächten Weisheit, daß sie einzelnen Dichtern Schuld gaben, was nur allgemeine Schuld der ganzen Menschheit, und ein kaum vermeidlicher Fehler der gesammten hellenischen Bildung war. Die Sokratischen, ältern akademischen und peripatetischen Philosophen dachten wahrscheinlich, mehr oder weniger, wie Pythagoras, Xenophanes und Herakleitos 22). Doch mußten sie wenigstens in ihren exoterischen Schriften die Heiligkeit der Dichter zu ehren scheinen, und gebrauchten gern spielend ihre Aussprüche als Beleg und Zeugniß für ihre Meynungen, oder als Text zu mannichfachen wissenschaftlichen Untersuchungen.

Andre Philosophen, welche wie Anaxagoras und Metrodoros 23) den Versuch wagten, in die sinnlichen Dichtungen der Einbildung einen höhern geistigen und sittlichen Sinn zu legen, um den Volksglauben zu veredeln, mußten damit anfangen, den Homeros zu allegorisiren. Freylich mußte dieser Versuch mißlingen. Die homerischen Mythen und Götter sind nicht durch den reinen Verstand hervorgebracht und bestimmt, welcher der Einbildung etwa nur das Geschäft überlassen hätte, den nackten Grundriß mit Stoff anzufüllen, und mit Leben zu bekleiden. Die Einbildung selbst hat ihre Umrisse verzeichnet. Es sind gegebene Ganze der Anschauung, Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinns; durch eine bloß unwillkührliche Äußerung des natürlichen Dichtungsvermögens mit Gestalt, Leben, Seele und Geist begabt, und menschlich gedacht; durch die Spiele der Einbildung aber mannichfach

22) Diog. Laert. VIII. 1, 19. II. 5, 25. IX. 2, 3. IX. 1, 2.
23) ibid. II. 3, 7. Wolfii Proleg. p. CLXII.

entwickelt und geschmückt. Daher kann man sie nicht allegorisch, durch Aufsuchung der ursprünglich zum Grunde liegenden, in Bilder verhüllten allgemeinen Begriffe erklären; denn überhaupt hat Homeros nur Gemeinbilder, nicht allgemeine Begriffe im eigentlichen und strengen Sinn. Sondern nur genetisch sind sie aufzufassen; indem man, so weit es möglich ist, ihrer allmähligen Entstehung nachzuforschen, und die spätern Zusätze von den ursprünglichen Dichtungen abzusondern, und die Einheit derselben, wo sie nicht aus der sichtbaren Umgränzung und Gleichartigkeit des Gegenstandes und Stoffs von selbst einleuchtet, zu erklären strebt; mit steter Rücksicht auf die homerische Eigenthümlichkeit besonders bey den aus Wahrnehmungen des innern Gefühls entstandenen Dichtungen, in denen sie sich schon früh sehr bedeutend geäußert zu haben scheint. Die Stoiker besonders erweiterten, bestätigten und vollendeten die allegorische Umdeutung der homerischen Poesie, worin ihnen die Neuplatoniker mit Eifer gefolgt sind; theils um die verhaßte Philosophie bey dem Volke beliebter zu machen, theils um die Poesie und Mythologie gegen die Angriffe anderer Philosophen und ganz besonders auch der christlichen zu schützen.

Die Stoiker waren von der Meynung, die Poesie sey eine ältere Philosophie [24]), so eingenommen, daß sie es für ausgemacht hielten, „die homerischen Gedichte seyen Philosopheme [25])." Es liegt in dieser Meynung wenigstens das Wahre, daß die homerische Poesie nicht bloß ein künstlerisches Erzeugniß ist, sondern auch eine lehrreiche Urkunde zur Geschichte des menschlichen Verstandes. Nur dürfte es nicht sowohl

24) Strab. l. I. p. 13. 25) ibid. p. 45.

eine homerische Theogonie und Mythologie seyn, welche man doch erst nach einer schon vollendeten Kenntniß der hesiodischen erforschen kann, als eine homerische Sprachlehre, worin sich die damahlige und vorhergegangene Geistesbildung der Hellenen darstellen und entwickeln ließe, und die als Archäologie des wissenschaftlichen Geistes, eine Geschichte der classischen Philosophie eröffnen müßte. Daher würde es einseitig und beschränkt seyn, die homerische Poesie, welche nur ein Philosoph vollständig verstehen und würdigen kann, aufs Kunstgefühl allein zu beziehen. Ohne mit dem Epikuros zu behaupten, nur der Weise könne Gedichte beurtheilen, werde aber selbst keine machen wollen, kann man doch wohl dem Platonischen Sokrates zugeben, auch der beste Rhapsode habe kein Kunsturtheil über die homerische Poesie; denn ein solches kann sich doch nur durch Vergleichung unter einer großen Mannichfaltigkeit von Eindrücken ausbilden. Es war gewiß keine unbedeutende Geschicklichkeit, eine so große Menge epischer Gesänge mit der größten Genauigkeit 26) zu wissen, und vor einer Versammlung von mehr als zwanzigtausend 27) Menschen, mit angemessenem Ausdruck, des Dichters und der Zuhörer würdig abzusingen, und so gleichsam der Vermittler zwischen dem Künstler und den Kunstfreunden zu seyn, und die Begeisterung der Musen zu verbreiten; und über die homerische Poesie immer, trotz den berühmtesten wissenschaftlichen Umdeutern, viele und schöne Gedanken in Bereitschaft zu haben, die allge-

26) Xen. Memor. IV. 2, 10. 27) Plat. Ion. I. IV. p. 190

meinen Beyfall erwerben konnten [28]). Aber eben der Eifer, mit welchem die Rhapsoden sich einem Geschäft allein widmeten, mußte sie beschränken. Die epischen Gesänge wußten sie mit Genauigkeit, in allen übrigen Dingen aber waren sie sehr einfältig [29]); und von den andern Dichtern, außer Homeros, wußte ein homerischer Rhapsode nichts zu sagen [30]). Bey der auf Beobachtung der damaligen Menschheit gegründeten Betrachtung, in wie kleine Theile die menschliche Natur abgesondert und zersplittert sey, so daß auch verwandt scheinende Darstellungskünste nicht von denselben Menschen gut geübt werden konnten, wird es als allgemein bekannt vorausgesetzt; daß man nicht zugleich ein Rhapsode und ein Schauspieler seyn könne [31]).

Doch urtheilten die Rhapsoden, welche sich an dem Buchstaben hielten, und die allegorische Umdeutung verwarfen [32]), leicht gesunder über die homerische Poesie, als die Philosophen. Denn bey diesen erzeugte jene Zertheilung der menschlichen Natur, welche sich hier nicht minder stark, wie in der Kunst äußerte, zusammengenommen mit dem hellenischen Hange, vermöge dessen alle sich alles zu verähnlichen, und ein jeder seine Kunst durch einen Ursprung aus dem entferntesten Alterthum zu heiligen suchte, die seltsamsten Ungeheuer der Auslegung. „Den Homeros, sagt Seneca [33]), machen einige zu einem Stoischen Philosophen, welcher die Tugend allein achte, die Wollust flie-

28) Plat. Ion. l. IV. p. 179. 183. 185. 29) Xen. Mem. IV. 2. 10. Symp. III. 6. 30) Plat. loc. Symp. cit. 185. 31) Plat. Rep. t. VI. p. 278. 279. 32) Xen. Symp. III. 6. 33) Epist. 88.

ho, und von der Pflicht auch um der Unsterblichkeit willen nicht abweichen würde; bald zu einem Epikuräer, der den Frieden und ein ruhiges Leben bey Schmaus und Gesang preise; bald zu einem Peripatetiker, der drey Arten von Gütern einführe; bald zu einem Akademiker, der behaupte, daß alles ungewiß sey." — Man hielt ihn für den Stifter der skeptischen Schule, weil er von denselben Gegenständen zu verschiedenen Zeiten bald dies bald das meyne [34]); und schon bey Platon wird Homeros, weil er den Okeanos den Vater der Götter nennt, als Gewährsmann für den skeptischen Satz des Herakleitos angeführt, daß alles Daseyn in einem steten Fluße sey, daß es gar nichts eigentlich Festes und Beharrliches, und also auch keine allgemeine und daurende Erkenntniß gebe.

Auf eine ähnliche Weise hält Isokrates den Homeros für einen panegyrischen Redner, und glaubt, seine Poesie habe darum so großen Ruhm erlangt, weil er die hellenischen Siege über die Barbaren so schön gepriesen habe [35]). Dienigen, welche von der Redekunst schrieben, wählten, wie schon Aristoteles häufig thut, die meisten Belege zu ihren Vorschriften über die Gleichnisse, Vergrößerungen, Beyspiele, Abschweifungen, Bezeichnungen der Gegenstände, und verschiedene Arten zu beweisen und zu widerlegen, von diesem Dichter [36]), und rhetorisirten auf diese Weise seine Naturgesänge. Diese rhetorische Ansicht nahm bey den Spätern so sehr überhand, daß sie das eigentlich poetische Kunsturtheil fast ganz verdrängte; und selbst für den

34) Diog. Laert. libr. IX. Wenn das den Skeptiker machte, so dürfte es wenig Dogmatiker geben! 35) Panegyr. p. 206. ed. Battie. 36) Quinct. X. 1, p. 217. t. II. ed. Bip.

Dionyſios iſt der epiſche Polykleitos eigentlich nur das vortrefflichſte Urbild der gemiſchten Schreibart, welche die Würde der großen mit der Anmuth der zierlichen Schreibart vereinigt 37).

Mit dem vollſten Recht betrachteten die Hellenen das homeriſche Epos als den Urquell und die Grundlage der Alterthumskunde und Geſchichte. Geſchichtliche Überlieferung und Sage war und iſt offenbar der Keim und Grundſtoff deſſelben, und ſehr auffallend iſt die Genauigkeit, Umſtändlichkeit und Richtigkeit der hiſtoriſchen und geographiſchen Angaben des Homeros, vorzüglich im Vergleich mit den größten Meiſtern in andern Dichtarten. Homeros, ſagt Platon 38), iſt glaubwürdiger als alle Tragiker. Bey allen Unterſuchungen über das helleniſche Alterthum iſt die homeriſche Poeſie für den prüfenden Thukydides ſteter Leitfaden, und die glaubwürdigſte Urkunde. Strabon hält in der älteſten Geſchichte das Zeugniß des Homeros und Heſiodos für gültiger, als das des Hellanikos und Herodotos.

Es war natürlich, daß man, ſobald der Sinn für den hiſtoriſchen Werth der homeriſchen Poeſie erwachte, auch außer der epiſchen eine hiſtoriſche Ordnung in ihr ſuchte, und wo man ſie zu finden glaubte, hoch achtete. Die Sorge des Solon, der die noch ganz rohe Tragödie gering ſchätzte, und der tragiſchen Umdeutung alſo nicht verdächtig ſeyn kann, für die Folge der homeriſchen Rhapſodien, läßt auf eine ſolche

37) Dionys. de adm. dic. vi in Dem. XLI. p. 1082. 1083. t. VI. ed. Reisk. 38) Minos. t. VI. p. 156.

historische Ansicht bey allen Sammlern derselben schließen. Daß diese Vermuthung dem Geiste des Alterthums nicht widerspreche, kann eine Stelle bey Proklos beweisen, wo gesagt wird, daß der epische Kreis eine Sammlung epischer Gesänge von verschiedenen Verfassern, welche die Geschichte der Götter und Helden von der Vermählung des Himmels und der Erde bis zur Ermordung des Odysseus durch den Telegonos umfaßten, nicht sowohl seiner Vortrefflichkeit wegen erhalten und allgemein geachtet sey, als wegen der Folge der darin erzählten Begebenheiten [39]).

Die epischen Gesänge waren endlich die Vorrathskammer der attischen Tragiker. Das homerische Epos mußte nicht nur, als ein vollendetes Werk einer Hauptgattung der Poesie, ihrem Kunstsinn vielfache Nahrung und Bildung geben; es war ihnen auch ein Vorbild, welches sie zwar noch weit mehr umgestalten mußten, als alles was sie von der lyrischen Kunst entlehnten, aus dem sie aber doch durch selbstthätige Nachahmung sehr viel lernen konnten; für das Ganze mehr als von den Urbildern der lyrischen Poesie, weil das epische Gedicht doch auch Begebenheiten und Handlungen, eine große Menge äußerer Gegenstände darstellt; und, in jener ursprünglichen Gestalt vorzüglich, dialogischer und mimischer ist, als das lyrische, wie auch Platon bemerkt [40]). Schon der herrliche Aeschylos nannte seine Tragödien Brocken von dem großen Gastmahl des Homeros [41]); und ein gewisser Jo-

39) Pag. 341. Eclect. Phot. et Procli Chrest. gram. ad calc. Apollonii de Syntaxi Sylb. 1590. ed. 4°. f. 40) Rep. libr. III. tom. VI. p. 273—285. 41) Athen. VIII. p. 357. f.

nikos behauptete, Sophokles allein sey ein Schüler des Homeros 42). Insbesondere die leidenschaftliche Stärke und heroische Größe der Ilias ähnele der schroffen und rührenden Kraft, und der Würde der ältesten Tragödie, und ist gleichsam eine jugendliche Verkündigung derselben. Wie daher diejenigen, welche in der Kunst nur die Natur suchen, die Odyssee mehr lieben, weil sie, nach dem Ausdruck des Alkidamas 43), ein schöner Spiegel des menschlichen Lebens ist; so achteten die Alten, im Ganzen genommen, die Ilias höher, weil sie tragischer und heroischer ist. Schon Apemantos, der Vater des Sophisten Hippias, behauptete, die Ilias sey so viel schöner, wie die Odyssee, als Achilles besser, wie Odysseus; denn jedes der beyden Gedichte sey auf einen dieser Helden gemacht 44). Der Sophist Longinos 45), erklärte „die Odyssee für eine spätere Nachschrift der Ilias. Aus diesem Grunde sey die ganze Masse der auf dem Gipfel der Geisteskraft geschriebenen Ilias handelnd und rüstig; die der Odyssee meistens erzählend, welches eine Eigenthümlichkeit des Alters sey. Daher könne man den Homeros in der Odyssee mit dem Untergange der Sonne vergleichen, wo nur die Größe noch bleibe, ohne die Kraft." Denn hier bewahre er nicht mehr die gleiche Spannung mit jenen Ilischen Gesängen, noch die ebenmäßige nie sinkende Höhe, noch den gleichmäßigen Erguß in einander eingreifender Leidenschaften, noch das Rasche und alle Treffende, mit lebendigen Bildern

42) Vit. Sophocl. 43) Arist. Rhet. III. 3. t. IV p. 323. ed. Rip. 44) Plat. Hipp. min. III. 198. 45) p. 55 — 60. ed. Mor.

dicht angefüllt. Es ist älter, aber doch das Alter des Homeros. Die aus dem alltäglichen Leben entlehnte Darstellung der Begebenheiten im Hause des Odysseus ist gleichsam eine Komödie, reich an Bezeichnung sittlicher Eigenthümlichkeit, worin sich die Entkräftung der Leidenschaft bey großen Schriftstellern und Dichtern aufzulösen pflegt.

Bey der hellenischen Denkart mußte die Nachbildung des homerischen Epos in der attischen Tragödie eine Umdeutung desselben veranlassen, welche den wichtigsten Einfluß auf den Begriff der Alten von der epischen Dichtart, und auf ihr Kunstvurtheil über die homerische Poesie gehabt hat. Schon Platon nennt den Homeros einen Tragödiendichter 46), den Führer der Tragödie 47), den Ersten aller Tragiker 48), und das Haupt der tragischen Poesie 49). Das Wesen der tragischen Kunst aber bestand nach ihm nicht in Reden und Gesprächen, in schrecklichen und rührenden Stellen, sondern in der den Gliedern unter einander und dem Ganzen angemeßnen Zusammensetzung dieser Bestandtheile 50), und in der Darstellung der schönsten und vortrefflichsten Menschheit 51). Selbst Aristoteles, der Vater der hellenischen Kritik 52), und unter allen alten Schriftstellern derjenige, welcher, ohngeachtet es ihm an Sinn für die ältesten Naturgesänge fehlt, doch im Ganzen genommen die Geschichte der hellenischen Poesie noch am meisten unsern Forderungen gemäß behandelt haben würde, ließ sich durch den allgemeinen Hang seines Zeit-

46) Rep. X. t. VII. p. 304. 47) ibid. p. 290. 48) ibid. p. 307. 49) Theat. II. p. 70. 50) Phaedr. X. 367. 51) Leg. VIII. 380. 52) Dio Chrys. Or. LIII.

alters, die homerische Poesie zur Tragödie umzudeuten, gänzlich irre leiten. Die Behauptung, das epische Gedicht unterscheide sich von der Tragödie nur durch Umfang und Metrum [53]), hat ihn in die tiefsten und offenbarsten Widersprüche verwickelt; denn Thatsachen konnte der redliche Forscher, der treu und scharf beobachtete, und die Wahrheit mehr liebte als seine Meynung, sich nicht wegläugnen. Aber wie jeder dem vergötterten Homeros die Vortrefflichkeit, welche ihm die werthefte und liebste war, anzudichten pflegte, so versuchte auch der Kunstrichter, seine einfachere Dichtart zu derjenigen umzudeuten, deren höhere Vollkommenheit er wohl einsah [54]). Mit Unrecht verlangt er vom epischen Gedicht die Darstellung einer einzigen vollständigen Handlung [55]), und glaubt oder wünscht [56]) vielmehr diese im Homeros zu finden; denn er sagt nur, „daß die Ilias und Odyssee am meisten Darstellung einer einzigen Handlung seyen." Und doch sieht er ein, daß im epischen Gedicht die tragische Einheit unmöglich [57]), und die epische Zusammenfügung in der Tragödie äußerst fehlerhaft sey [58]). Er ist dadurch auf Jahrtausende der Quell allen grundverkehrenden Misverständnisse geworden, welche aus der Verwechselung der epischen und tragischen Dichtart entstehen. Diese Verwechselung war im Alterthum selbst nicht etwa bloß abweichende Meynung der Philosophen, wie einige andre Paradoxien der aristotelischen Kunstlehre; sondern auch unter den Kriti-

53) Poet. cap. 24. 54) ibid. cap. 26. 55) cap. 23. 56) cap. 26. 57) ibid. 58) cap. 18.

kern und Philologen verbreitet; in den Scholien 59) wird das homerische Epos geradezu Tragödie genannt.

Aber bey allen diesen, in der gehörigen Entfernung so leicht auffallenden Unrichtigkeiten in der Ansicht der Alten von der homerischen Poesie, fehlte es doch bey den Hellenen, wo alle wahren und irrigen Ansichten jedes Gegenstandes, die nur in der menschlichen Natur liegen, mit gleicher Kraft und Fülle aus dem üppigen Boden hervorzukeimen pflegten, nicht an Kunsturtheilen über dieselbe, an denen wir ewig zu lernen haben werden.

Sokrates, welcher selbst an gleichmäßiger Vollendung auf der höchsten Stufe der Bildung dem Sophokles, an Menge, Verschiedenheit und Frepheit der vortrefflichsten Schüler aber dem Homeros gleicht, sagt beym Xenophon, welcher unfähig war, ein solches Urtheil unterzuschieben: „In der epischen Poesie bewundre ich den Homeros am meisten, im Dithyrambos den Melanippides, in der Tragödie den Sophokles, in der Bildhauerkunst den Polykleitos, in der Mahlerey den Zeuxis 60)."

Auch das Urtheil des Demokritos 61). Homeros habe, begünstigt mit einer gottbegeisterten Natur, mannichfache erzählende Gesänge kunstmäßig zu einer reizenden Ordnung gebildet; gehört zu den vorzüglichsten. Denn sein Ausdruck läßt sich nur auf eine poetische, nicht auf eine historische Einheit beziehen; und die attische Tragödie war dem Demokritos wohl zu fremd, als daß er die Verknüpfung derselben mit der epischen Harmonie verwechseln,

59) Ilias ed. Villois. cum Schol. p. 28. ad α. 332. 60) Xen. Mem. I. 4. 3. 61) Dio Chrys. Orat. LIII.

und in der homerischen Poesie zu finden glauben konnte. Doch ist er durch seine Lehre von der Begeisterung wenigstens die Veranlassung geworden, daß man die Leidenschaftlichkeit der lyrischen Hervorbringung, und die aus den innersten und geheimsten Tiefen des Geistes quellende Schöpfung des bis zur völligen Selbstständigkeit gebildeten, nach dem Unendlichen strebenden und das Unendliche des Schicksals und der Gesinnung darstellenden tragischen Künstlers, auf die epische Dichtung jener noch kindlichen Stufe der Poesie übertrug, welche doch jener, auch nach Platons Geständniß 62), ganz besonnenen Wirksamkeit des Bildners noch ungleich näher und ähnlicher ist, als die dramatische, welche zwischen der plastischen Ruhe und dem Enthusiasmus des Musikers die Mitte hält. Nur von der dramatischen Poesie, wo man die höchste Anschaulichkeit der Nachbildung mit begleitendem Ausdruck der Gestalt und Gebehrde fordert, gilt eigentlich die Bemerkung des Aristoteles 63), ohne Einschränkung: „Daß die poetische Kunst einen Menschen von glücklichen Naturanlagen, oder einen, nicht durch göttliche Eingebung, sondern durch die natürliche Mischung 64) der Elemente seines Wesens, zur Raserey geneigten erheische; denn jene seyen bildsam, diese könnten leicht aus sich selbst versetzt werden." Selbst in der lyrischen Poesie war ein Tynnichos, der nie ein anderes Gedicht gemacht hatte, das der Erwähnung würdig gewesen wäre, als „jenen Päan, den alle singen, beynah das schönste aller Lieder; kunstlos, wie er selbst sagt,

62) Ion. IV. 184. 185. 63) Poet. cap. 17. 64) Problem. Sect. XXX.

ein Kind der Musen;" doch nur eine seltne Ausnahme, wie Marakos [65]) der Syrakusier, der am besten dichtete, wenn er von Sinnen war; und dieser Beweis des Platonischen Sokrates [66]) für die Behauptung, die Poesie sey keine Kunst, sondern eine Gabe der Götter, ist nicht der stärkste. So allgemein auch bey den Alten der Begriff von der göttlichen Eingebung der Poeten war, an welche in der That die Dichter, in so fern sie das sind, auch noch heutiges Tages zu glauben scheinen; so verschieden waren doch die Nebenzüge dieses Begriffs bey verschiedenen Menschengattungen und in verschiedenen Zeitaltern, wie sein Gegenstand selbst, die dichterische Begeistrung, in jeder Gattung und Bildungsstufe der Kunst, andre Nebenbestimmungen erhält. Es ist nothwendig, daß man jedem das seinige lasse, oder wo Verwechslungen zu berichtigen sind, wiedergebe. In dem Geiste Platons zum Beyspiel, dessen Vorliebe für die dithyrambische Dichtart noch mehr aus dem Geist und der Farbe aller seiner Werke hervorleuchtet, und aus dem Zusammenhange seiner politischen Grundsätze folgt, als sie sich in einzelnen Äußerungen [67]) verräth, der selbst mit der mystischen Poesie sehr bekannt war, erhielt die gesammte Poesie überhaupt in vollem Ernst einen gewissen dithyrambischen und selbst mystischen Anstrich; wiewohl er den bey den größten und gelehrtesten [68]) Denkern herrschenden Begriff von eigentlicher Besessenheit der Poeten, den die Mystagogen zuerst ausgebildet und verbreitet haben mögen, auch benutzte, um die

65) ibid. 66) Ion. IV. 188. 67) Rep. VI. 277. 68) ibid.

Poesie unter die besonnene Kunst herabzusetzen, vorzüglich im Jon und in der Apologie des Sokrates; wie Cicero in der Rede für den Archias, um sie über dieselbe zu erheben 69). Diese Vorstellung von einer dichterischen Schöpfung durch göttlichen Anhauch, im Gegensatz einer mit Kenntniß und Überlegung nach Vorschriften und Urbildern geübten Kunst, darf man schon darum nicht im Homeros suchen, weil sie voraussetzt, daß auch der Begriff der ihr entgegengesetzten Kunst schon entwickelt sey. Es ist gar nicht einmahl etwas Auszeichnendes, wenn Homeros, der jede Kraft und Geschicklichkeit für eine Gabe der Götter hält, sagt: die Musen, oder Apollo habe einen Sänger gelehrt, oder ihm den Gesang gegeben. Selbst Autolykos, der vor allen Menschen mit Diebeseid und Meineid geschmückt war, verdankt diese Künste dem Hermes 70). Da die homerischen Menschen den Göttern auch ihre Frevel Schuld geben 71), so liegt selbst in dem Wort des Telemachos: man dürfe den Sänger nicht hindern, seine Zuhörer so zu ergötzen, wie ihm der Geist strebe, „nicht die Sänger seyen schuldig, sondern Zeus, der es den erfindsamen Menschen giebt, jedem wie er will"; nichts Besondres; als etwa ein gewisser Sinn für die Freyheit des Dichters, welcher sich auch in den freundlichen Reden offenbart, mit denen Odysseus den Demodokos bittet, sein Lied auf einen andern Gegenstand übergehn zu lassen.

---

69) cap. 8. 70) Odyss. XIX. 395. 396. 71) ibid. I. 32. seq. XVIII. 129. seq.

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der Aristotelischen Grundsätze über die epische Dichtart.

Die wesentlichste Eigenschaft einer Dichtart ist ihre eigenthümliche Einheit, und das eigentliche Merkmahl der Vollendung ist innre Übereinstimmung. Aristoteles erkennt gegen seine eigne Lehre von der Ähnlichkeit und Einerleyheit des Epos und der Tragödie, die gänzliche Verschiedenheit der epischen und tragischen Einheit 72), und die episodische Gränzenlosigkeit und Unbestimmtheit des epischen Gedichtes 73); welche sich in den hellenischen Beyspielen von der ältesten ursprünglichen Gestalt auch auf den kleinsten nur noch gegliederten Theil desselben erstreckt, und die merkwürdige Eigenthümlichkeit der epischen Bilder und Gleichnisse begründet. Sehr richtig unterscheidet er die ächt epische Harmonie der homerischen Poesie von jenen seynsollenden epischen Gedichten, deren historische, mythische, biographische oder chronologische Einheit eben so wenig poetisch gewesen seyn wird, als die genealogische Einheit der hesiodischen Theogonie. Homeros, sagt er, dessen Ilias

72) Poet cap. 9. 18. 26. 73) cap. 24.

und Odyssee so vortreflich als möglich zusammengesetzt wären, und am meisten Einheit hätten [74]), scheine auch darin göttlich gegen den großen Haufen der andern epischen Dichter, welche, wie die Verfasser der Herakleide, Theseide und ähnlicher Gedichte [75]), alle Begebenheiten eines Helden oder einer Zeit umfassen, oder zu viel Stoff in einen zu engen Raum zusammendrängen, und dadurch verworren werden, wie das kyprische Gedicht und die kleine Ilias [76]); daß er nicht den ganzen trojanischen Krieg, nicht alle Begebenheiten des Odysseus erzähle, sondern aus dem gegebnen Stoff nur eine Masse heraushebe, absondre, und durch Episoden erweitre. Der große Unterschied liegt darin, daß der gewöhnliche cyklische Dichter nur eine historische Ordnung befolgt; der lebendige Sagendichter aber nimmt seinen Anfang aus der Mitte des Ganzen heraus, und bleibt auch immer in dieser Mitte und Fülle der unendlichen Sage, so daß diese in dem einzelnen Gedicht zugleich mit hindurchströmt, weil alles Einzelne nur im Ganzen und aus dem Ganzen jenes Oceans der ewigen Sage hervortritt, und davon wie getragen wird, in unsichtbarer aber deutlich fühlbarer Umgebung. Zwischen allen Begebenheiten des Odysseus sagt Aristoteles, sey kein nothwendiger und natürlicher Zusammenhang; und der ganze trojanische Krieg würde, wenn der Dichter der natürlichen Länge der Dichart [77]) folgen wolle, für die Fassungskraft der Hörenden zu groß und unübersehlich, oder durch gewaltsame Zusammendrängung verworren werden. Denn die Fassungskraft der Zuhörer allein ist es, nach dem Ari-

74) Poet. cap. 26. 75) cap. 8. 76) cap. 23. 77) cap. 26.

ſtoteles, welche den ſonſt unbegränzten Umfang des epiſchen Gedichts nicht genau, aber doch ungefähr [78]) beſtimmt; und er bemerkt es [79]) an demſelben als eine ſehr ſonderbare Eigenſchaft, daß ſein Umfang, über jeden gegebnen, immer mehr ins Unbeſtimmte und Unendliche erweitert werden könne. Auch Horatius preiſet die Harmonie des Homeros, der den Stoff ſo zu wählen und zuſammenzuſetzen wiſſe, daß alles ſich zu einem ſchön geordneten Ganzen abrunde, vereine und geſelle, im Gegenſatz andrer Epiker mit Nachdruck, als eine der wichtigſten Kunſtlehren für den jungen Dichter:

Auch nicht alſo beginne, wie einſt ein cykliſcher Dichter:
Priamus trübes Geſchick und den rühmlichen Krieg will ich,
ſingen.
Was kann dieſer uns geben, das ſolch' einem Prahlen entſpreche?
Sieh', es gebähret der Berg, und es kommt ein winziges
Mäuschen.
Wie viel treflicher jener, der nichts Unſchickliches übet:
Singe mir Muſe den Mann, der nach der Zeit der Eroberung
Troja's, die Sitten und Städte von vielen Menſchen erkannte.
Nicht vom Tod Meleagers zur Heimkehr des Diomedes
Spinnet er fort, noch vom Zwillingsey zum troiſchen Kriege.
Stets an den Ausgang eilt er, und in die Mitte der Dinge,
Als wenn eilt jeder ſie kennt', entrafft er den Hörenden, und was
Ihm durch Behandlung ſcheint nicht glänzen zu können, verläßt er,
Und ſo täuſchet er uns, ſo miſcht er Wahres zum Falſchen,
Daß ſich zum Erſten die Mitt', und zur Mitte das Aeußerſte
füge [80]).

78) cap. 24. 79) ibid. 80) de Arte poet. 136. seq. Ueberſetzt von J. A. Eſchen.

Aristoteles macht noch überdem die sehr feine und treffende Bemerkung [81]), daß die Ilias und die Odyssee viele kleine Theile enthalten, welche für sich hinlänglichen Umfang haben, und für sich bestehende Ganze sind. Dieß auffallende Beyspiel kann uns lehren, wie richtig hellenische Kunstlehrer und Kunstrichter empfanden, wie scharf sie beobachteten, wie glücklich sie mit dem urtheilenden Gefühl das Rechte selbst da noch zu ahnden wußten, wenn auch die Unrichtigkeit der von ihnen angenommenen Grundbegriffe ihren Verstand auf Abwege führte. Daher sind denn auch oft ihre Beweise für die gegründetsten Urtheile ganz grundlos und vernünftelnd, und selbst der Ausdruck der richtigen Wahrnehmung bekommt durch die Unrichtigkeit der Begriffe etwas Schiefes. Der hellenische Sprachgebrauch nennt das kleinste Stück, wie das größte Ganze in dieser Dichtart, ein Epos; und in der That hat auch jedes größere oder kleinere Glied desselben, welches sich nur ohne Verstümmelung und Auflösung in schlechthin einfache, nicht mehr poetische und epische Bestandtheile von dem zusammengewachsnen Ganzen abtrennen läßt, eignes Leben und innre Einheit, so gut wie das Ganze selbst. Wir können also jenes aristotelische Lob der homerischen Harmonie nicht bloß auf den Schein einer dramatischen Vollständigkeit in dem Ganzen der Ilias und Odyssee, sondern müssen es auf die ächt epische Einheit der einzelnen Theile, Rhapsodien und Rhapsodiengruppen beziehen. Noch viel weniger dürfen wir es bloß auf den historischen Zusammenhang deuten, an dem es nach Inhaltsanzeigen,

81) Poet. cap. 26.

Benennungen und manchen Andeutungen kaum einem der vom Aristoteles der Disharmonie wegen getadelten epischen Gedichte gefehlt haben kann. Hätte Aristoteles nur dieß gemeynt, so würde er den Homeros nicht so ausschließlich gepriesen, und auch den epischen Kreis erwähnt haben, dessen historische Ordnung nach Proklos so allgemein geschätzt wurde. So verschieden war aber, nach dem Sinne der Alten, die epische und die historische Ordnung, daß den cyklischen Dichtern eben darum Mangel der epischen Kunst Schuld gegeben ward, weil sie die Gegenstände in ihrer einfachen Gestalt und Ordnung vortrugen, und nicht durch Veränderung zu bereichern wußten [82]). In der homerischen Poesie hingegen ist die natürliche, historische und logische Ordnung, der künstlerischen eben überall so sehr untergeordnet, wie in lyrischen Gedichten, obgleich die Abweichungen hier absichtlicher und bestimmter sind, gleichsam ausgesprochen werden, und sichtbarer ins Auge fallen, weil sie sich in einzelnen kühnen Sprüngen äußern, nicht in einer sich über das Ganze gleichmäßig verbreitenden Umgestaltung. Die Bemerkung bey Lukianos [83]), daß Homeros oft mitten in der größten Hitze Gespräche einschiebe und durch Erzählungen den Schwung zertheile, läßt sich sehr weit ausdehnen; wiewohl sie als Tadel sophistisch ist, wenn anders die Kunst von der Natur abweichen darf, und jede Kunstart ihren eignen Bau und innre Gesetze hat. Vorzüglich die Odyssee, sagt man, sey schön geordnet; und wer würde nicht jedem epischen Gedicht wünschen, daß es so leicht da-

82) Siehe die Stellen in Heynens Excurs. ad Virg. Aen. II. p. 268. seq. sec. ed. 83) Encom. Demosth. tom. IX. p. 138.

hingleiten, daß alle Gestalten bey einer solchen Fülle sich doch eben so gefällig und klar runden und aneinander reihen möchten? Was würde man aber von dem dramatischen, historischen oder rhetorischen Werke urtheilen, wo der Zusammenhang so locker, und der Gang so episodisch wäre, wie hier? Wie vieles enthält aber nicht die Odyssee, was in ihr zu dem Schönsten gehört, das in einer Lebensgeschichte des Helden, oder in einer Lobrede auf ihn durchaus keine Stelle finden dürfte, und als fremdartiger Auswuchs beleidigen würde? Den rhetorischen Ausdruck abgerechnet, ist die Bemerkung des Eustathios nach Aristoteles richtig [84]): „der Stoff in diesem Buche sey sehr unfruchtbar und dürftig, und wenn der Dichter nicht Mittel der Erweiterung ausgefunden hätte, so würde es mit der Zubereitung des Kunstwerks übel ausgesehn haben." Die alten Kunstrichter [85]) hielten es für eine wesentliche Schönheit des Epos, wider die Natur [86]) in der Mitte anzufangen; und das Erste im Fortgange stückweise und zerstreut zu erzählen, und das Erste zuletzt, hieß homerisch vortragen [87]). Sie hätten vielleicht hinzusetzen sollen, daß das epische Gedicht auch in der Mitte endige. Gewiß ist es wenigstens, daß beyde, die Ilias und Odyssee, nur aufhören, nicht eigentlich schließen. In keinem sind die Fäden der Erzählung gänzlich abgeschnitten; ja es zeigt sich nicht einmahl die Absicht, sie alle nach einem gemein-

84) Prooem. Odyss. Arist. Poët. cap. 17. 85) Hor. A poët. v. 148. Schol. min. ad. Il. α. princ. Eustath. ibid. p. 7. Schol. Venet. p. 3. ad. v. 1. 86) Eust. ibid. Dio. Chrys. XI. 87) Cic. ad Att. I. 16.

schaftlichen Endpunkt hin zusammen laufen zu lassen. Vom Ende der Ilias an könnte die Erzählung, ohne im mindesten einen neuen Anlauf zu nehmen, gleich weiter fortlaufen, und sich an das zuletzt Vorhergegangene eben so unmittelbar anschließen, wie dieses an das Vorige, und so immer weiter. Es würde hier nicht einmahl ein stärkerer Abschnitt sichtbar seyn, als irgendwo sonst am Ende einer Rhapsodie oder Rhapsodiengruppe. Wenn man die ohnehin ziemlich unbestimmte Ankündigung bey Seite setzt, und allein auf den innern Bau und Gang des Gedichts sieht, so lassen sich gar viele Punkte angeben, wo man eben so gut anfangen und aufhören könnte. In der Odyssee wird sogar die Erwartung nach den spätern Thaten und Begebenheiten des Helden in der Weissagung des Tiresias, welche so sehr hervortritt, und die Aufmerksamkeit vorzüglich an sich zieht, ganz bestimmt rege gemacht. Und der Anfang der Odyssee ist gleichsam ein Nachsatz; er steht nämlich in der sichtbarsten und unmittelbarsten Beziehung [88]) auf eine Geschichte von der Rückkehr aller übrigen Hellenen, wo die Ermordung des Agamemnon etwa die letzte Stelle einnahm. Immer schließt sich die epische Rhapsodie nur so forterzählend und weiter dichtend gleich an das Vorige an, ohne bestimmt und schlechthin anzuheben, wie die Tragödie. Wie gänzlich verschieden ist nicht das Verhältniß des Agamemnon, der Choëphoren und Eumeniden des Aeschylos, oder des Königs Ödipos, des Ödipos in Kolonos

88) Besonders merkwürdig ist das Ἔνθ' v. 11. und das νῦν v. 35. Odyss. I. Dem letzten entsprechen zwar die Verse 29—31 nicht. Sie sind aber wie 4—9 ohnehin verdächtig.

und der Antigone des Sophokles, in denen der Stoff doch auch durch historische Folge verknüpft ist, von dem Zusammenhange der homerischen Gesänge! Merkwürdig ist es, daß die spätern Epiker, bey denen sich allerdings die Absicht zeigt, ihr Werk eigentlich zu schließen, sich der Erreichung dieser Absicht nicht anders nähern konnten, als durch Abweichungen von dem, was nach den ursprünglichen Beyspielen und dem einmüthigen Kunsturtheil des ganzen Alterthums, Geist und Gesetz dieser Dichtart ist, und was sie selbst, im Ganzen genommen, durch die That dafür anerkennen. So endigt der Hymnus auf Hermes mit einer allgemeinen Übersicht der fernern Lebensweise des Gottes [89]; und die Argonautika des Apollonios schließen gar mit einer ganz lyrischen Wendung. Nichts anders, als eine lyrische Wendung ist auch die Anrufung der Gottheit und die eine allgemeine Übersicht enthaltende Ankündigung, mit der allein ein episches Gedicht eigentlich anheben kann. Je weniger ein episches Werk von der homerischen Gestalt abweicht, je unlyrischer, kürzer, allgemeiner und unbestimmter; je epischer pflegt diese Ankündigung und Anrufung zu seyn. Wenn die spätern Künstler und Kunstlehrer sie für unentbehrlich hielten, so geschah dieß wohl mehr aus Bedürfniß, doch auf irgend eine Weise anzufangen, als daß sie ein wesentliches Stück des Kunstwerks selbst wäre. Wie manches alte Epos mag nicht auch ohne sie angefangen haben, wie so manche homerische Rhapsodie, die hesiodischen Eoen, und Werke und Tage, ganz abgerissen und meistens mit einem Nachsatz? Wichtiger ist es, daß man die für so

89) v. 571 - 575.

nothwendig gehaltne lyrische Einleitung, zum Beyspiel vor der Odyssee, geradezu wirklich wegnehmen kann, ohne daß das Epos dadurch mehr, als einige schöne Verse, einbüßen, und an seiner Wesenheit und Ganzheit im mindesten leiden sollte. Wo dieß aber auch nicht geschehen kann, ist doch mehr der grammatische Zusammenhang mit dem Anfang der Erzählung selbst, als die poetische Einheit das Hinderniß. Wenn Homeros vom Demodokos sagt, er fing mit der Gottheit an, und trug den Gesang vor; so scheint er die vorausgehende Anrufung als bloße Vorbereitung von dem Epos selbst zu unterscheiden.

Allerdings werden in jedem, auch dem homerischen Epos, Erwartungen erregt und befriedigt, Knoten geschürzt und gelöst, Zwecke ausgeführt und Begebenheiten vollendet; es enthält Verwicklungen und Entwicklungen, ein sich entsprechendes Steigen und Sinken, Hervortreten und Zurücktreten, Vereinigungen und Gegensätze, der wechselnden Gestalten im reichen fließenden Gemählde. In jedem kleinern und größern Epos pflegen sich sogar alle Theile zu einer Hauptbegebenheit zu vereinigen, und ein Hauptheld aus den übrigen hervorzutreten, an den sich alle übrigen anschließen. Warum ist es also kein durchaus vollständiges, in sich selbst schlechthin vollendetes poetisches Ganzes? Weil es nicht durchgängig in sich selber beschlossen und vollkommen begränzt ist; weil hier jene Herleitung aller Fäden des Werks aus einem Anfangspunkte, die Hinleitung auf einen Endpunkt fehlt. Darum erscheint jedes homerische Epos zugleich als Fortsetzung und als Anfang. Es tritt gleichsam mitten aus einer unübersehlichen Menge andrer berührender

epiſcher Sagen und Geſänge hervor; und der Dichter könnte immer ſagen, was Helena 90) von ihrer Erzählung vom Odyſſeus:

Alles zwar nicht werd' ich verkündigen, oder auch nennen,
Wie viel Kämpf' er geduldet, der unerſchrockne Odyſſeus;
Nur wie er jenes vollbracht' und beſtand u. ſ. w.

Wie vieles könnte nicht, unbeſchadet der Hauptbegebenheit und dem Haupthelden, weggenommen und hinzugethan werden? Auf die Frage, warum Homeros die Ilias nicht wie die Odyſſeia, ebenfalls Achilleïs überſchrieben, da doch Achilles meiſtentheils die erſte Stelle einnehme; antworten alte Kritiker 91): Er wolle nicht bloß dieſen Helden darſtellen, ſondern beynah alle, indem er ihm einige ſogar gleich ſtellt. Aber auch in der Odyſſee tritt Odyſſeus oft weit mehr in den Hintergrund, als der Held einer Biographie oder einer Tragödie dürfte. Der Zuſammenhang iſt überall ſo loſe, daß die Gegenſtände, außer der phyſiſchen und logiſchen Verknüpfung, welche ihnen ſchon als Theilen der Natur und Gegenſtänden des Erkenntnißvermögens zukommt, durch bloße Anreihung vereinigt ſcheinen. Alles, was nur mit dem Schein der Möglichkeit neben einander ſtehn, und auf einander folgen kann, darf es; verſteht ſich, wenn es ſo geſchieht, wie das Gemüth es ohne alle Rückſicht auf irgend einen äußern Zweck wünſchen möchte, ſo daß die Einbildung durch die bloße Geſtalt und Weiſe des Beyſammenſeyns und der Aufeinanderfolge ergötzt, unmittelbar zugleich be-

90) Odyss. IV. 240. seq. 91) Schol. Venet. p. 6. ad v. 21. Iliad. α.

friedigt und gereizt wird. Dann hat aber auch diese bloße Fortströmung vollgültiges Recht auf den Nahmen poetischer Harmonie, worauf selbst die vollkommenste logische, und bloß technische oder historische Einheit und Ganzheit an und für sich noch keine Ansprüche giebt, da die gänzliche Verschiedenheit derselben von der poetischen Einheit und Ganzheit schon daraus erhellt, daß sie ihr so oft nachgesetzt, ja aufgeopfert werden.

Schon der eine Umstand, daß beyde, die Tragödie und das Epos, eine große Menge äußerer Gegenstände mit ihrer Darstellung umfassen, muß so viele Ähnlichkeiten erzeugen, daß es eben der scheinbaren Gleichheit wegen doppelt nothwendig ist, auf die wesentlichen Verschiedenheiten aufmerksam, und selbst im Gebrauch der Ausdrücke behutsam zu seyn. So sollte man zum Beyspiel das Wort Handlung wenigstens aus der Erklärung des Epos durchaus entfernen, und der allzuleichten und gefährlichen Mißdeutungen wegen überall zu vermeiden suchen. Zwar wird allerdings, wie man das Wort im unbestimmten Sprachgebrauch zu nehmen pflegt, im epischen Gedicht gehandelt; ja, es ist oft wie eine stetige Reihe von Handlungen. Im strengen und eigentlichen Sinne kann doch aber im Leben und in der darstellenden Kunst nur dasjenige Handlung genannt werden, was Wirkung einer freyen Willensäußerung wirklich ist, oder als solche erscheint. Nun lehrt aber ein einziger unbefangner Blick auf alle epischen Werke der Alten, welche von der homerischen Gestalt nicht ganz abgewichen sind; daß alles, was darin gethan und gelitten wird, weder als Handlung der Freyheit, noch als nothwendige Fügung des

Schickſals erſcheint, ſondern als zufällige Begebenheit; denn auch das Wunderbare iſt zufällig. Es leuchtet auch jedem, der die Eigenſchaften der übrigen Dichtarten unterſucht, und über ihren Zuſammenhang nachgedacht hat, von ſelbſt ein, wie vieles von dem, was in der helleniſchen Kunſtgeſchichte ausſchließliches Merkmahl der lyriſchen und dramatiſchen Poeſie iſt und dafür anerkannt wird, zugleich mit den in ihnen waltenden und einheimiſchen Begriffen von unbedingter Nothwendigkeit und unbedingter Freyheit in das epiſche Gedicht aufgenommen werden müßte. Vorausgeſetzt, daß die allgemeinen Eigenſchaften des helleniſchen Epos innern Zuſammenhang haben; ſo würde durch ſolche Beymiſchungen die Eigenthümlichkeit und Weſenheit der Dichtart gänzlich zerſtört werden. Es zeugt daher von großer Einſicht, daß die alexandriniſchen Epiker auch hierin dem homeriſchen Beyſpiel folgten und ſich auch einer ſolchen Darſtellung der Sitten enthielten, worin das Unbedingte erſcheint, ſey es nun im tragiſchen Verhängniß des Schickſals oder in einer frey entſcheidenden Großthat; denn eine ſolche widerſtreitet der Natur dieſer Gattung eben ſo ſehr, wie jene Vorſtellungen. Sie thaten das nicht unwillkührlich, wie Homeros, der ſich zu dieſer Höhe noch nicht erhoben hatte, noch bloß aus Nachahmung, wie die durchgängig eigne Geſtaltung und Farbe ihrer Nachbildungen verbürgt, ſondern aus Wahl; denn warum hätten ſie nicht, gleich den römiſchen Heroikern, alles das und noch mehr ganz fertig und vollendet von den lyriſchen und tragiſchen Urbildern entlehnen können, da die Miſchung der urſprünglichen Dichtarten dem Geiſt des Zeitalters ohnehin ſo angemeſſen war?

Eine freye Handlung fängt an mit einem Machtſpruche der Willkühr, der wenn er auf äußre Zufälligkeiten gerichtet iſt, Abſicht genannt wird, und ſie ſchließt mit der vollendeten Ausführung dieſer Abſicht; wo denn alles, als in dem erſten Entſchluß, in der beſtehenden Geſinnung oder in einem unabänderlichen Geſetz, feſt begründet und urſachlich daraus hergeleitet, mithin als nothwendig erſcheint. Eine Begebenheit hingegen, welche als eine zufällige und bloße Naturerſcheinung aufgefaßt wird, iſt das Glied einer endloſen Reihe, die Folge früherer, und der Keim künftiger Begebenheiten. Keine Begebenheit ſteht einzeln; und auch diejenige, welche unter mehrern die hauptſächliche iſt, wird wieder nur zum Theil einer andern noch größern; wenn nämlich der epiſche Dichter der natürlichen Länge ſeiner Dichtart folgt, auf die auch Ariſtoteles ſo oft zurückkommt. Die kleinern epiſchen Maſſen können immerfort in größere zuſammenwachſen, ohne daß die Einheit des Helden dieſe Erweiterung beſchränken könnte. In der helleniſchen Tragödie iſt derjenige der Held des Gedichts (oft können es auch mehrere ſeyn), welcher die Handlung thut, oder die Schickung duldet. Alles übrige muß mit dieſem Mittelpunkt in nothwendiger Beziehung zu ſtehn ſcheinen. Das helleniſche Epos liebt zwar auch, Einen Helden zu haben; es würde Dürftigkeit und Verworrenheit entſtehn, wenn nicht einer aus der Maſſe am meiſten hervorträte; doch iſt er allein ſo wenig der Zweck des Ganzen, daß es wiederum dürftig ſeyn würde, wenn er einzeln hervorragte, wenn ſich nicht viele ihm vielfach näherten, ihn begleiteten, umgäben, oder ihm entgegenſtünden, wenn die Geſtalten und Grup-

pen nicht wechselten. Eine so ganz verschiedene Sache ist der Held eines hellenischen Epos und einer hellenischen Tragödie!

Homeros selbst könnte scheinen, die Eigenthümlichkeit des Epos, daß es nicht eigentlich schließt und endigt, angedeutet zu haben. Er redet 92) von dem Erstaunen und Vergnügen, welches der Sänger erregt:

der, gelehrt von den Göttern,
Singet liebliche Worte, der Sterblichen Herz zu erfreuen;

und setzt hinzu:

Immer noch mehr verlangen die Hörenden, wenn der Gesang tönt.

Wenigstens wäre das für ein eben beendigtes Drama ein schlechter Lobspruch. Bemerkenswerth ist es, daß der gewöhnliche den Gott anrufende Schlußvers in den epischen Hymnen der Homeriden:

Deiner auch und auch andres Gesangs will ich ferner gedenken;

eine Hinweisung auf eine künftige Erzählung und Fortsetzung enthält. Jene allumfassende Allgemeinheit des Epos aber, welche zwar aus der freyen Lebensart der Sänger, aus der kindlichen Bildung des Zeitalters, wo die verschiedenen Bestandtheile der menschlichen Natur noch nicht bestimmt abgesondert waren, und endlich aus dem Geiste des Volks ganz natürlich hervorging, doch aber ohne die freye und in Rücksicht des Umfangs unbegränzte Gestalt der Dichtart nicht hätte ausgeführt und ausgebildet werden können, hat der Dichter dadurch, daß er sie höhern

92) Odyss. XVII. 518. seq.

Wesen beylegt, als etwas, das er über alles ehrt und wünscht, dargestellt. „Denn wir wissen dir," singen die Sirenen 93) zum Odysseus,

Alles, was irgend geschieht auf der vielernährenden Erde;

und zu den Musen sagt der Dichter, indem er sie um Mittheilung ihrer Kunde anfleht:

Denn ihr seyd Göttinnen, und wart bey allem, und wißt es 94).

Ist der Umfang der epischen Dichtart durchaus unbegränzt; so darf es einem Dichter oder einer Dichterschule dieser Gattung nur nicht an Raum und Zeit fehlen; und die stetige Erzählung wird nicht eher aufhören, als bis der Stoff erschöpft, und eine ungefähr vollständige Ansicht der ganzen umgebenden Welt vollendet ist; etwa wie sie die homerische Poesie gewährt. Bewunderer der spätern Zeit haben diese schöne Weltansicht des Epikers als systematische Encyklopädie eines Polyhistors mißdeutet. Schon bey Xenophon 95) wird es als bekannt vorausgesetzt, daß Homeros, der Weiseste, beynah von allen menschlichen Dingen gedichtet habe, und daß man alles aus ihm lernen könne. Quinctilianus 96) führt ihn, in dem sich vollkommne oder wenigstens unzweydeutige Spuren jeglicher Kunst fänden, nebst Hippias, Gorgias und Aristoteles, unter den Beyspielen von außerordentlichem Umfang der Kenntnisse an. Es ist merkwürdig, den Maximos 97) mit seinen eignen Ausdrücken darüber zu hören, was die Darstellung des

93) Odyss. XII. 191. 94) Iliad. II. 485. 95) Sympos. IV. 6. 96) Inst. XII. 11. p. 589. t. II. ed. Bip. 97) Diss. XXXII p. 116. t. II. ed. Reiske.

Homeros enthalten soll: „Alle Bewegungen des Himmels, alle Veränderungen der Erde, der Götter Beschlüsse, der Menschen-Natur und Eigenschaft, der Sonne Licht, der Sterne Tanz, der Thiere Entstehungen, die Überschwemmungen des Meers, die Austretungen der Flüsse, die Veränderungen der Luft, das Bürgerliche, das Häusliche, das Kriegerleben, das Friedliche, das Eheliche, das Ländliche, das Ritterwesen, das Schifferleben, mannichfache Künste, verschiedne Sprachen, allerley Gestalten, Jammernde, Frohlockende, Lachende, Kämpfende, Zürnende, Schmausende, Schiffende." Ein andrer Lobredner 98) des Dichters, nachdem er, der allgemeinen Gewohnheit 99) der Kunstlehrer der Beredsamkeit gemäß, für alle Gestalten und Wendungen des redneriſchen Putzes und auch für die verschiedenen Gattungen der kräftigen, magern oder mittlern und blühenden Schreibart Beyspiele aus dem Homeros aufgestellt hat, bemüht sich zu zeigen: Homeros enthalte alle Meynungen der berühmtesten Philosophen; er kenne und verstehe, außer der rhetoriſchen Kunst, die Arithmetik, die Musik, die Taktik, die Arzneykunde, die Politik und die Weissagungskunst. Er habe die Epigrammen erfunden, und sey der Lehrer der Mahlerey. Die Tragödie leitet er so ganz vom Homeros ab, daß er die attische nur die neuere nennt; und die lustigen Episoden der homeriſchen Poesie, welche in einer helleniſchen Tragödie allerdings unerträglich seyn würden, geben ihm Gelegenheit, auch die Komödie aus

98) Vit. Hom. ad calc. ed. Ern. 99) Quinct. Inst. X. 1. p. 217. t. II. ed. Bip.

dem gemeinsamen Born aller Künste und Wissenschaften herzuleiten. Doch bemerkt 100) er die auszeichnend herrschende Umständlichkeit und ausgebreitete Fülle der homerischen Erzählungen, und wie selten sie mit gespannter Kraft grade aufs Ziel zugehn.

Das Wunderbare ist nach dem Aristoteles der Tragödie fremdartig 1); und das Vernunftwidrige, woraus das Wunderbare meistens entstehe, behauptet er, sey im epischen Gedicht weit mehr an seiner Stelle 2). Keine Eigenschaft, kein Merkmal des Epos ist so allgemein befolgt, beobachtet und anerkannt worden, wie dieses. Selbst diejenigen Epiker, welche in den wesentlichsten Stücken von der ursprünglichen Gestalt am weitesten abgewichen sind, haben sich mit Beyfall solche Freyheiten in Erdichtungen erlaubt, welche jeder Alte in der Tragödie unerträglich gefunden haben würde; denn der Grundsatz des Aristoteles 3), man solle nicht jeden Genuß von der Tragödie fordern, sondern nur den ihr eigenthümlichen, galt bey den Hellenen von allen Dichtarten. Im Epos sind die Wunder jeglicher Art gleichsam einheimisch. Aus der Tragödie sind sie verbannt; nicht bloß, wie Aristoteles meynt 4), weil die Unwahrscheinlichkeiten bey der Aufführung stärker auffallen, in der Erzählung hingegen sich verstecken lassen; denn das Wesen dieser beyden Dichtarten besteht ja nicht bloß in der Beschaffenheit des äußern Vortrages, sondern in der Eigenthümlichkeit der innern Zusammensetzung. Auch wurden ja Tragödien zur Zeit des Aristo-

100) p. 184. 1) Poët. cap. 14. 2) ibid. cap. 24. 3) cap. 14. 4) cap. 24.

tiles schon sehr häufig gelesen, und homerische Gesänge von Demetrios Phalereus an mimisch vorgetragen. Wie vieles ward nicht überdem im alten Schauspiel bloß angedeutet und bezeichnet, wobey vollkommne Täuschung durchaus nicht gesucht, oder wohl gar absichtlich vernachläßigt wurde? Auch ist des Zufälligen, Unwahrscheinlichen, Wunderbaren in der alten Tragödie genug; nur daß es seine eigentliche Natur ablegt, indem es der Freyheit und der Nothwendigkeit immer untergeordnet scheint. Man hat es schon oft bemerkt, daß die Herrschaft des Zufalls die Wesenheit der alten Tragödie selbst zerstöre; darum sind Wunder und Wunderbarkeiten im eigentlichen Sinne gegen die Natur derselben, als ein gewaltsamer Eingriff des Zufalls in das Gebiet der Freyheit und der Nothwendigkeit. Im Epos, wo alles nur zufällig, weder nothwendig, noch gegenwärtig zu scheinen braucht, darf die Einbildung im Erfinden und Zusammensetzen des Gegebnen natürlich eben so lose und frey verfahren, wie im Umfassen der Gegenstände, und im Verknüpfen der Massen. Sie darf alles dichten, was nur immer ein reizendes Erstaunen gewähren mag, und nur möglich scheinen kann. Eben darum, weil die epische Darstellung auf den Schein der Wirklichkeit keinen Anspruch macht, gilt ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft völlig gleich; die stetige Erzählung geht ohne Sprung von einem zum andern über, oder mischt sie alle. Da sie einmahl alles zu umfassen strebt; so sind selbst Blicke in die Zukunft und Darstellungen der Unterwelt zwar keineswegs ein wesentlicher, aber doch ein sehr natürlicher Theil epischer Gedichte. An ganz andre Gesetze ist das lyrische Gedicht

der Hellenen gebunden, wo das Ganze wirklich scheinen muß, die Hoheit der einzelnen Empfindungen mag sich auch noch so sehr über das gewöhnliche Maaß des Wirklichen in das Gebiet des bloß Möglichen erheben; oder die alte Tragödie, wo alles Einzelne in lebendiger Gegenwart wirklich dasteht, in dem Kampf der Entwicklung aber alle Möglichkeiten der sich hin und herwendenden Ereignisse und Beschlüsse erschöpft werden, woraus denn endlich der Gang und die Verknüpfung des Ganzen als eine durchaus nothwendige hervorgeht. Das aber hat eine allgemeine Erfahrung bestätigt: wenn das Epos auch die einzelnen Bestandtheile seiner willkührlichen Zusammensetzungen nicht aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnt, aus eigner Anschauung oder geglaubter Sage, sondern ihren Stoff ganz willkührlich erdichtet, oder nur fremden Vorbildern ohne eignes Gefühl und Leben nachdichtet; so geht in beyden Fällen selbst der lebendige Schein der Möglichkeit verloren. Im letzten wird die Dichtung matt, todt und trocken, wie im alexandrinischen Epos; oder sie wird ausschweifend. Wenn das Wesen schöner Wunderbarkeit in der unbeschränktesten und freyesten Gestaltung und Zusammensetzung gegebner Bestandtheile besteht; so leuchtet von selbst ein, daß die größte Mannichfaltigkeit des Gegebnen, eine helleniſche Vielseitigkeit der Entwicklung eine wesentliche Bedingung ihres Gedeihens ist. Auch lehrt die Erfahrung, wie leicht das Wunderbare in den Sagen andrer, kräftiger, aber einseitig gebildeter Völker, sich vor der Zeit in Unnatur und in das Abentheuerliche und allzu Unwahrscheinliche verliert, und so merkwürdig für die Geschichte der Fan-

taſſe und Völkerſage, ſo dichteriſch groß und anziehend es auch in andern Rückſichten ſeyn mag, doch den Forderungen der epiſchen Kunſt nach ſtreng helleniſchen Begriffen und im Vergleich mit der vollkommnen homeriſchen Naturwahrheit kein Genüge zu leiſten vermochte.

Dieſe Verſchiedenheit des Epos von der Tragödie iſt um ſo wichtiger und entſcheidender, da ſie den Mythos betrifft, deſſen Erfindung und Geſtaltung nach Ariſtoteles [5]) eigentlich den Dichter macht, und mehr nach einer allgemein herrſchenden, als nach einer eigenthümlich abweichenden Meynung des Platoniſchen Sokrates [6]), das Weſen der Poeſie iſt. Auch iſt in der That der Mythos, im Sinne der Kunſtlehre, oder die Zuſammenſetzung der Begebenheiten [7]), abſichtliche, dem Ziel der ſchönen Kunſt angemeßne Geſtaltung eines ſagenhaft geſchichtlichen Stoffs, ein weſentlicher Beſtandtheil jeder Art der helleniſchen Poeſie, welche nicht bloß Äußerung des eigenthümlichen Zuſtandes eines Einzelnen iſt. Sehr oft wird der geſchichtliche und der künſtleriſche Begriff des Mythos bey den Alten verwechſelt; weil ihr Gegenſtand hier in der That nur einer und derſelbe war; alle Sagen wurden poetiſirt, und alle poetiſche Erdichtungen gingen aus der Sage hervor. Die allgemeine Ausdehnung jener Forderung hat bey dieſer Verwechslung ſelbſt auf die Zweifel Einfluß haben können, ob die Komödie zur Poeſie gehöre, oder nicht.

Um aller dieſer Eigenſchaften willen iſt das epiſche Gedicht nach Platons [8]) treffender Bemerkung dem

5) Poet. cap. 9. 6) Phaed. p. 138. t. I. ed. Bip. 7) Poet. cap. 6. 8) t. VIII. p. 69. ed. Bip.

geschwätzigen Alter am angemessensten; und es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Bildner des Alterthums den Vater des Epos immer als Greis darstellten. Das lyrische und tragische Gedicht erfordert einen Aufschwung, eine Anspannung, deren das Alter nicht mehr fähig ist; die alte Komödie, einen Überfluß frischer Lebenskraft, der sich mit der Jugendstärke verliert. Die sanfte Anregung des helleniſchen Epos hingegen, dessen stetiger Strom in jedem Punkte seines Laufs zugleich Anspannung und Befriedigung enthält, ist nicht anstrengend und ermüdend, weil sie keine durchgängig bestimmte Richtung hat. Es kann aber auch nur in einer durch vielfache Erfahrung bereicherten Einbildung seine volle Wirkung thun, deren vorräthige Fülle es wohlthätig belebt, verschönernd anfrischt, und gefällig rundet; denn der unerfahrne Knabe kann die schöne Weltansicht schwerlich ganz verstehn.

In einer Dichtart, wo alles Dargestellte nur möglich scheinen soll, wird sich natürlich vieles finden, was durchaus ungeschickt ist, wirklich zu scheinen. Da nun jede Äußerung eigner Empfindungen oder eigenthümlicher Beziehungen des Dichters in seiner Person ihrer Natur nach gegenwärtig und wirklich scheinen muß; so begreift sichs, warum in einem Epos, welches etwa wie die Argonautika des Apollonius, im Ganzen genommen, dem Geiste der Dichtart treu bleibt, eine einzelne lyrische Betrachtung 9) oder ein Hervortreten des Dichters 10) eine so unangenehme Störung verursacht; da doch die Darstellung

9) I. 616. 10) I. 1220.

eigner Eigenthümlichkeit der wesentliche Reiz der hellenischen Lyrik ist, und ein entschiednes und keckes Hervortreten des Künstlers aus seinem Kunstwerke in einer ganzen Gattung des alten Drama sogar allgemeines Gesetz war. Es entsteht dadurch ein Widerstreit in der epischen Darstellung; die kleinste lyrische Beymischung versetzt die Hörer in die Gegenwart, und macht, daß sie auch von allen übrigen Theilen des Gedichts den Schein der lebendigen Wirklichkeit erwarten, und fordern, was sie nicht leisten können. Da sich nun jede auch noch so episch behandelte und ausgeführte persönliche Äußerung des Dichters dem Lyrischen nähert; so ist es eine große Vortrefflichkeit des Epos, wenn das Werk auch nicht eine Spur von seinem Urheber enthält; wie es die Alten so häufig mit Erstaunen und Lob von den homerischen Gesängen bemerken. „Homeros," sagt Aristoteles [11]), verdient wegen vieler andrer Eigenschaften gepriesen zu werden, und auch, weil er allein unter den Dichtern richtig erkannt habe, was er darstellen solle. Der Dichter selbst muß so wenig wie möglich reden; denn in so fern er das thut, ist er nicht Nachahmer. Die andern zeigen sich selbst durch das ganze Werk, ahmen weniges und selten nach; er aber führt nach einer kurzen Vorrede gleich einen Mann oder eine Frau ein, oder etwas andres durch sittliche Eigenthümlichkeit Reizendes." — Äußerst merkwürdig und wahrhaft wunderbar ist diese gänzliche Reinheit der homerischen Gesänge von persönlichen und lyrischen Zusätzen; da, spätere Epiker wie Aristeas [12]) und die letzten Werke

11) Poet. cap. 24. 12) Paus. libr. V. cap. 7.

der hesiodischen Periode nicht zu erwähnen, selbst das älteste Epos der homeridischen Schule, der Hymnus auf den delischen Apollon, und das älteste Epos der hesiodischen Periode, die Werke und Tage, voll von Persönlichkeiten des Urhebers sind. Auch in der Gestaltung und Farbe der Darstellung zeigt sich die auffallendste Verschiedenheit. Welcher Epiker des lyrischen Zeitalters hätte sich zum Beyspiel wohl die Gelegenheit entgehen lassen, der leidenden Penelope häufige Klaglieder in den Mund zu legen? Und wie enthaltsam ist dagegen Homeros! Auch solche lyrischen Zwischenstellen, dergleichen wir am Apollonios bemerkten, finden sich durchaus nicht im Homeros; ungeachtet es einem lebhaften Erzähler doch so natürlich ist, seine eigne Empfindung im Erzählen zu äußern und laut werden zu lassen.

Noch mehr Grund über den wunderbaren Einklang dieser bloß durch den poetischen Natursinn unter den Hellenen hervorgebrachten und ausgebildeten Dichtart zu erstaunen, findet man in der Betrachtung und Zergliederung der epischen Sprache. Wie selbst die Dichter [13]) der Hellenen auf der höchsten Bildungsstufe der Kunst es für einen großen Tadel hielten, wenn die Poesie sich in dem Geiste und der Beschaffenheit der dargestellten Menschheit nicht über die alltägliche Wirklichkeit erhob; so verlangten die Alten, daß sich die Poesie überhaupt auch durch Eigenthümlichkeiten der Sprache von der gemeinen Rede gänzlich unterscheiden solle; ja die Ähnlichkeit im Ausdruck der Komödie mit dem gewöhnlichen Gespräch schien hinlänglich,

13) Arist. Poet. cap. 25.

um zu zweifeln, ob diese Gattung auch zur Dichtkunst gehöre [14]). Man hielt viele Wendungen des Ausdrucks in der Poesie für schicklich, in der Prosa aber für unschicklich [15]); und man tadelte eine poetische Sprache an Rednern [16]), als ihrer Kunstart nicht angemessen [17]), wie einen dem poetischen Maß zu ähnlichen Rhythmus [18]). Ein so allgemeines Merkmahl der Poesie mußte natürlich auch in jeder Hauptgattung unter besondern Nebenbestimmungen Statt finden, welche dem Geiste der Dichtart überall, und vorzüglich auch in der epischen Poesie vortrefflich entsprechen. Wie gut stimmt der dem helleniſchen Epos von Homeros und Hesiodos an eigenthümliche, und von Aristoteles für ein wesentliches Merkmahl der heroischen Poesie [19]) gehaltne Gebrauch veralteter Ausdrücke, nebst der Mischung aller Mundarten der helleniſchen Sprache, zu der gränzenlosen Allgemeinheit und losen Unbestimmtheit dieser Darstellungsart, wo das ehrwürdige Alterthum, die jugendliche frische Gegenwart und die dämmernde Zukunft, die fernsten Wunder und das nächste und alltäglichste Leben sich freundlich zu einander gesellen, und in Eins verschmelzen. Den Gebrauch der Archaismen hielten auch die alexandriniſchen Künstler für eine so wesent-

14) Hor. Sat. I. 4, 42. seq. Cic. Orat. 20. 15) Aristot. Rhet. III. 3. 16) Aristot. Rhet III. 1. Demetr. 12. 17) Arist. Rhet. III. 2. 18) ibid. III. 8. 19) Poet. cap. 22. 24. γλῶττα bedeutet beym Aristoteles nicht bloß Archaismen, sondern auch Ausdrücke aus fremden Mundarten. cfr. cap. 21. 22. init. Desselben Worts bedient sich Dio, da er von der Mischung des Aeolischen, Dorischen und Joniſchen in der homeriſchen Sprache redet. Orat. IX.

liche Eigenschaft der epischen Sprache, daß sie durch Übertreibung fehlerhaft wurden. Aber auch in den homerischen Gesängen unterscheiden sich einzelne Ausdrücke sehr merklich von der Gestaltung und Farbe der übrigen durch eine gewisse Alterthümlichkeit; seine Angabe verschiedner Benennungen desselben Gegenstandes in der Sprache der Götter und der Menschen, wodurch der Dichter nach dem Sophisten Dion 20) gleichsam zu erkennen giebt, daß er nicht bloß alle hellenischen, sondern auch den göttlichen Dialekt verstehe, lassen sich schwerlich anders erklären, als von Abweichungen der Dichtersprache und der Volkssprache, die sich überall zeigen, wo der Gesang nicht allein unmittelbar aus dem alltäglichen Leben hervorgeht, und sich wiederum auf dieses beschränkt, sondern wo er aus alter Sage entsteht, und sich durch dichterische Fortbildung mehrerer Jahrhunderte weiter entwickelt. Nichts streitet aber so sehr mit dem Geist der homerischen Darstellung und Sprache, als die vornehme Pracht und Festlichkeit im Ausdruck der hellenischen Lyriker, der dramatischen Künstler, unter diesen selbst der alten Komiker, und der römischen Heroiker. Sie ist ganz wider den Charakter des reinen Epos, weil sie der Darstellung eine einseitige Stimmung und Richtung giebt, welche den Umfang beschränkt, und bey ungemeßner Länge nothwendig zuletzt Überdruß erregen muß; auch ist die epische Sprache, selbst der alexandrinischen Künstler, zwar gewählt, gefeilt, ja gelehrt, aber durchaus nicht vornehm. Der homerische Ausdruck unterscheidet sich von der gewöhnlichen Volkssprache nach der Bemer-

20) Orat. XI.

kung des Dionysios [21]) fast nur durch die Stellung und Zusammensetzung der Worte, nicht durch die Auswahl. Wie sich seine Darstellung keinem auch noch so alltäglichen und geringen Gegenstande stolz entzieht, der nur, mit Liebe ausgewählt, ergötzen kann; so ist auch sein „Ausdruck [22]), wo es der Stoff heischt, allein aus den gewöhnlichsten und gemeinsten Worten zusammengesetzt, deren sich etwa ein Landmann, ein Schiffer, ein Handwerker, oder jeder andre, der gar keine Sorgfalt, gut zu reden, anwendet, aus dem Stegreife bedienen würde." Aber eben weil die gewöhnliche Volkssprache in der homerischen Periode die Grundlage der epischen war; so mußte aus der wandernden Lebensart der heroischen Sänger, jene dem ersten Anscheine nach so befremdliche Mischung der Mundarten entstehn. Zwar entwickelten sich die vier gebildeten und durch bleibende Gedichte und Reden fest bestimmten Mundarten erst nach der Entstehung des Republikanismus und der lyrischen Kunst der Hellenen; und konnten sich nicht eher sondern, als der bis dahin vermischte Stoff aller schon entwickelten Fertigkeiten und angeregten Kräfte sich in verschiedene Richtungen trennte, und die Eigenthümlichkeit der verschiednen Hauptstämme in allen ihren Äußerungen, in Verfassungen, Gesetzen, Sitten und Gebräuchen, in Spielen, Festen und Künsten, in der Sage und auch in der Sprache durchgängig bestimmt ward. Doch läßt sich nicht voraussetzen, zur homerischen Zeit sey

21) Dionys. de comp. p. 12, seq. 20. seq. t. V. ed. Reisk.
22) ibid. p. 15.

überall in Hellas gleich gesprochen worden; noch weniger, die reiche homerische Sprache sey die abweichende Mundart eines kleinen Landstrichs; man müßte denn etwa auch annehmen wollen, zu Askra sey so geredet, wie Hesiodos in den Werken und Tagen singt. Man verstand die Sänger damahls so gut wie nachher, wo man doch auch nirgends den Versuch gemacht hat, die homerische Poesie in eine der besondren, gebildeten oder rohen Mundarten zu übersetzen. Die Allgemeinheit der Mischung erzeugte allgemeine Verständlichkeit. Die einzelnen Abweichungen mußten selbst den Wenigen, die zum erstenmahle zuhörten, und an die Dichtersprache noch gar nicht gewöhnt waren, durch den Zusammenhang des Ganzen meistens deutlich genug werden. Wenn Maximos 22) also nur nicht, was bloße Naturwirkung war, zur Absicht umdeutete, und Folge und Grund verwechselte; so würde er mit Recht sagen: „Homeros wollte nicht, daß seine Poesie eine jonische, eine eigenthümlich dorische oder attische seyn sollte; sondern eine gemeinsame für die ganze Hellas. Weil er sich demnach allen zugleich mittheilen wollte, sammelte er vermengend die hellenische Sprache, mischte sie zur Gestaltung des Gesanges, und bewirkte dadurch, daß seine Gedichte allen zugänglich und verständlich, und für jeden reizend wurden."

Die übrigen Eigenthümlichkeiten der epischen Sprache bestehen mehr in der häufigern Anwendung und weitern Ausführung allgemein gebräuchlicher Wendungen besonders

23) Diss. XXXII. p. 122. t. II. ed. Reisk.

ſinnlicher und kindlicher Menſchen, als in ausſchließlich eignen Beſtimmungen. Um dieſer Ähnlichkeit und um ihres naturgemäßen Charakters und Urſprungs willen erſcheint uns die Sprache des homeriſchen Epos ganz kunſtlos und wir verkennen darin das beſondere Gepräge einer eigenthümlichen dichteriſchen Vollkommenheit von beſtimmter Art. Doch haben ſchwerlich auch die gebildeten Menſchen der homeriſchen Zeit, welche nicht Sänger waren, mit der Kraft, Fülle und Anmuth geredet, wie Homeros; noch werden ſie, wenn ſie Geſchäfte beſprachen, oder ihren Leidenſchaften freyen Lauf ließen, die Gleichniſſe ſo bis auf die feinſten Nebenzüge vollendet haben. Die Weſentlichkeit jener Spracheigenthümlichkeiten des helleniſchen Epos erhellt nicht bloß aus der Übereinſtimmung ſo vieler helleniſchen Epiker aus den verſchiedenſten Zeitaltern; ſondern auch aus dem Zuſammenhange mit andern weſentlichen Eigenſchaften des Epos, aus der Unanwendbarkeit in andern Hauptgattungen der Poeſie, aus dem Beſtreben der epiſchen Künſtler anderer Völker, der römiſchen zum Beyſpiel, ſich den helleniſchen Urbildern auch hierin ſo weit zu nähern, als der ganz verſchiedne Geiſt ihrer Darſtellungsart und die Natur ihrer Sprache nur immer erlauben wollte. Denn allerdings hat die helleniſche Sprache durch den außerordentlich großen Reichthum an abweichenden Wortbildungen und verſchiedenen Redearten, durch eine Menge kleiner, zur Belebung und völligern Nebenausbildung ſehr angemeßner, in andre Sprachen oft unüberſetzbarer Worte, durch eine eigne der Anhäufung der Beywörter ſehr günſtige Wortſtellung für die epiſche Poeſie beynah einzige und nie wieder ganz erreichte Vorzüge. Bloß nebenausbildende Bey-

wörter und Gleichnisse scheinen in dem raschen und bestimmten Gange des lyrischen und dramatischen Gedichts eine verzögernde und abschweifende Störung, entsprechen aber der Fülle und Allgemeinheit des Epos sehr gut. Das Epitheton ist eine kleine Episode, und die Episode ist ein großes Epitheton. Höhere, ja die höchste Bildlichkeit [24]) des Ausdrucks ist ein wesentliches Bedürfniß der epischen Darstellung, welche die wunderbarsten Gestalten entfernter, loser und gleichsam luftiger hinzaubert, wenn sie Schein und Leben haben soll; da sie die Leidenschaften nicht so ergreift, wie die lyrische, noch die Gegenstände mit der unwiderstehlichen Gewalt des Drama in lebendiger Gegenwart als wirklich und nothwendig hinstellen kann.

Der Hexameter allein schien den Alten der unbestimmten Dauer des Epos angemessen; „dieß habe, sagt Aristoteles [25]), die Natur selbst gelehrt und die Erfahrung bewährt. Das heroische Maaß habe die größte Beharrlichkeit, die vollkommenste Gleichmäßigkeit und den stärksten Schwung [26])." Seine Bewegung ist weder steigend noch sinkend, weder überspringend noch überfließend, weder männlich noch weiblich, weder gebunden noch zü-

24) Arist. Poet. cap. 24.

25) ibid. 26) cap. 22. Das ϛασιμώτατον geht hier auf die Darstellung selbst, auf ihre unbestimmte Dauer und von aller elegischen und jambischen Unordnung und Unruhe freye Gleichmäßigkeit; und ist dem κινητικῷ des trochäischen Tetrameter u. s. w. entgegengesetzt. Pol. VIII. ult. hingegen, wo dasselbe Wort von der dorischen Musik gebraucht wird, bezieht es sich auf das Dargestellte, welches nicht das Veränderliche der Leidenschaften, sondern das Beharrliche der Sitten oder Gesinnungen sey, was die Alten Ethos nennen.

gellos. Eben so unbestimmt, wie seine Richtung, ist auch sein Verhaltniß der Kraft und Schnelligkeit. Sein Gesetz fordert nur sinnliche Eintheilung und Ordnung der rhythmischen Massen, vollkommne Gleichheit der Theile, und klare Andeutung der Einschnitte. Er hat die Freyheit, von der raschesten Leichtigkeit bis zur langsamsten Schwere zwischen den verschiedensten Mischungen von Kraft und Schnelligkeit zu wechseln. Er allein weiß sich daher, wie die epische Dichtart selbst, allen Gegenständen anzuschmiegen; und seine Mannichfaltigkeit wird durch die Vielheit der in ihm möglichen Abschnitte noch vermehrt 27). Vielleicht war es also nicht allein sein ehrwürdiges Alterthum und die vermeynte Herleitung aller übrigen Maaße aus diesem, sondern der Anschein des in sich Vollendeten, was die Grammatiker bewog, den Hexameter das vollkommenste Maaß zu nennen, und ihm den ersten Rang einzuräumen 28). Aristoteles nennt 29) die epische Poesie geradezu die erzählende und im Hexameter darstellende, und bemerkt es 30) als eine unstreitige Sache, daß es durchaus unschicklich seyn würde, ein Epos in einem andern Rhythmus, oder in mehrern verschiednen zu dichten. Jede Bewegung, deren Richtung bestimmt ist, muß den angespannten Trieb früher oder später ermüden; und es würde eine wahre Pein seyn, in dem sonst so schönen alcäischen oder sapphischen Maaße ein Gedicht von der gewöhnlichen

27) Hermann. de metris p. 270. seq. 28) z. B. Vit. Hom. p. 154. Victorin. libr. II. p. 251. ed. Putsch. 29) Poet. cap. 23. 30) cap. 24.

Länge epischer Rhapsodieen hören zu müssen. Das elegische Maaß ist zwar nächst dem heroischen das unbestimmteste, und ihm am ähnlichsten; es ist noch nicht eigentlich ermüdend, weil es nicht anspannt, sondern auflöst. Der in der alexandrinischen Schule nicht ungewöhnliche epische Gebrauch desselben setzt aber beym Künstler, wie beym Liebhaber, Schlaffheit, nicht als vorübergehenden Zustand, sondern als bleibende Eigenschaft voraus, und kann daher nur im Verfall der Musik und Poesie statt finden. Beym Gebrauch verschiedner Rhythmen könnte zwar die Monotonie vermieden werden; aber wenn die Maaße nicht ganz willkührlich, bedeutungslos und ohne Rücksicht auf den Geist der Darstellung gewählt und gebraucht würden, so würde das Gedicht gar kein Epos mehr seyn. Denn es ist widersprechend, daß ein Gedicht in einzelnen Theilen und Gliedern oder Massen durchgängig bestimmt und in scharfer Charakteristik gesondert und entgegengesetzt, im Ganzen aber durchaus unbestimmt seyn und sich in gleichförmigem Strom und Wellenschlage fortbewegen soll, wie es die Natur des epischen Gesanges mit sich bringt.

Wenn die Kunstlehrer, welche dem Aristoteles gefolgt sind, kaum einen bedeutenden Irrthum über die Natur des epischen Gedichts haben ersinnen können, dessen Keim nicht in ihm läge; so ist er auch unter allen der einzige, welcher die Eigenschaften und Merkmale des Epos, deren Wesentlichkeit alle helleniche Künstler dieser Gattung, und selbst die römischen, obgleich diese durch Weglassung nothwendiger und Beymischung widerstreitender Bestandtheile die Reinheit der Darstellungsart zerstörten, durch die That anerkannten, einigermaßen an-

gedeutet hat, mit einer achtungswürdigen Treue der Beobachtung, und nicht ohne Scharfsinn. Seine irrigen und richtigen, durch so herrliche Zeugnisse bestätigten Meynungen über das Epos sind schon darum äußerst merkwürdig, weil sie, so vernachläßigt auch die Schrift von der Dichtkunst selbst seyn mochte, in den wichtigsten Stücken, wie bekannt, allgemeine Denkart des gesammten Alterthums oder doch ganzer Zeitalter und Gattungen waren. Aristoteles weiß die Kunst nur nach den Werkzeugen der Darstellung 31), dem Verhältniß der dargestellten zur wirklichen Menschheit 32), und nach der äußern Gestalt und Form der Darstellung, welche entweder in eigner Person erzählend und sich äußernd, oder andre nachahmend, oder aus diesen beyden Arten gemischt ist, einzutheilen; eine Eintheilung, welche sich schon bey Platon 33) und noch bey späten Grammatikern 34) findet. Auf diesem Wege mußte ihn selbst die Eigenthümlichkeit seines Geistes, die sich auch in einigen von der allgemeinen Denkart abweichenden Paradoxien 35) seiner Kunstlehre äußert,

31) Poet. cap. 1. 32) cap. 2. 33) Rep. III. t. VI. p. 273. seq. 34) Z. B. Schol. Theocr. Prooem. ed. Bip. 35) Dahin gehört wohl sein καθ' ὅλου, wodurch der künstlerisch sehr unzureichende Begriff des Objektiven an die Stelle der Idee im Platonischen Sinn gesetzt wird, worin doch der wahre Grundgedanke aller künstlerischen Ansicht und Begeisterung liegt. Ferner die κάθαρσις, oder Reinigung der Leidenschaften durch die Kunst und poetische Darstellung, welche Idee sich wieder an ältere, selbst Pythagorische Lehren anschließt; und dann die einem hellenischen Ohr so anstößige Verwerfung der damahls und bey jenen Ältern allgemein angenommenen Meynung, das Metrum sey das Wesen der Poesie.

nur tiefer in den Irrthum führen. Auf der einen Seite war die Wissenschaft noch in ihrer Kindheit, und unvermögend, sich zu richtigen Begriffen von den ursprünglichen Kunstarten und zur Erklärung ihrer Verschiedenheiten zu erheben. Aristoteles kann nur eine offenbar unbefriedigende und sophistische Antwort auf die Frage geben: warum es sich in der Poesie schickt, zu sagen, die weiße Milch, in Prosa aber nicht 36). Es ist ihm nicht klar geworden, wie tief die Untersuchung über die Eintheilung der Kunst wohl eigentlich gehn möge; eben so wenig als die ihm nachfolgenden Kunstlehrer, wie es zu gehn pflegt, wenn man einmahl in die Gewohnheit kommt, an ein Buch zu glauben, die schneidenden Widersprüche in den Behauptungen ihres Meisters, die so offen da liegen, im Geringsten bemerkt haben. Auf der andern Seite war die Kunstlehre, wie die Kunst selbst, nebst der Staatslehre und Sittenlehre in Rücksicht auf die Erhabenheit, Strenge und Reinheit der Forderungen schon zur Zeit des Aristoteles noch seit Platon unermeßlich tief gesunken und im entschiedensten Verfall. Nur für das Richtige, Schickliche und Feine äußert Aristoteles eignes Kunstgefühl; und so viel Sinn er auch für logischen Zusammenhang, technische Zweckmäßigkeit, ethische Übereinstimmung und selbst für organische Ganzheit blicken läßt; so zeigt sichs doch überall, daß ihm selbst der Begriff einer eigenthümlichen poetischen Einheit in der bloßen Auffassung der künstlerischen Fantasie durchaus fehlte. Nur durch den Anschein

36) Rhetor. III. 2. 3. p. 511. 320. ed. Bip.

solcher in der Kunst untergeordneten oder gar fremdartigen, ihm aber über alles werthen Eigenschaften verführt, räumte er der Tragödie den verdienten Vorrang [37]) über das Epos ein; da er von dem eigentlichen Sinn und Geist jener Dichtart auch nicht die leiseste Ahndung hatte.

Merkwürdig ist es, wie sichtbar sich bey der Andeutung der einzelnen Merkmahle des Epos sein Gefühl von der Nothwendigkeit und dem Zusammenhange derselben auf verschiedne Weise äußert. Es ist auch in der That auffallend, wie sehr sich so viele, selbst durch alle Umbildungen der ursprünglichen Gestalt bleibende Eigenthümlichkeiten der Darstellung, des Dargestellten und der Darstellungsmittel in dieser Dichtart entsprechen; und wie sie sich sämmtlich in einige wenige, so allgemeine und verwandte Begriffe, wie Fülle, Unbestimmtheit, Anhäufung, Zufälligkeit, auflösen lassen. Eben darum kann man den Grund der Kunsteintheilung auch wohl nur in der Natur des menschlichen Geistes selbst suchen. Wenn man in einem Gebiete, wo man bisher den Grundsatz gewissenhaft befolgt hat, den Neoptolemus beym Ennius ausspricht: „Philosophiren muß ich, aber nur ein wenig, denn gründlich, das ist mir zuwider;" nun einmahl das umgekehrte Verfahren versuchen wollte, so würde man die Erklärung des alten Räthsels vielleicht in diesen Tiefen finden, und bey der Entdeckung, daß die hellenische Eigenthümlichkeit durch die Vorzüge ihrer Bildungslage auch hier das Urbild des rein Menschlichen war, und mit den Gesetzen der

37) Poët. cap. 26.

Natur und Vernunft und mit den eingebohrnen Begriffen und Ideen des reinen Verstandes übereinstimmende Anschauungen lieferte, eben so mistrauisch erstaunen, wie wenn man zum erstenmahl erfährt, daß die Bewegungen der Welten den Vorausbestimmungen und Vorschriften der Sternkundigen entsprechen und gleichsam gehorchen.

Sechstes Kapitel.

Kunſturtheil der ſpäteren Kritiker von den homeriſchen Werken.

Je reifer der helleniſche Geiſt, je älter die helleniſche Kunſtgeſchichte, je vollſtändiger die Sammlung urbildlicher Werke ward; je mehr beſtimmte und vollendete ſich das Kunſturtheil über die homeriſche Poeſie. Der akademiſche Polemon beſaß jenes Übermaß ſittlicher und ſinnlicher Reizbarkeit, ohne welches man nie zur Empfindung des höchſten Schönen gelangen kann. Vielleicht lag in dieſer ſeltnen Eigenſchaft ſelbſt der erſte Keim zu den üppigen Ausſchweifungen ſeiner Jugend, die ihn jedoch nicht über die Gränzen der Anmuth und des Schönen hinausführten, noch ihm die Kraft raubten, von der mitgetheilten Begeiſterung eines echten Künſtlers der Lebensweisheit plötzlich gerührt, verwandelt, und auf immer von der reinſten Gluth der ſokratiſchen Muſe ergriffen zu werden. Dieſer würdige Mann, von eben ſo viel Tiefe und Zartheit als Umfang des Gefühls, ſagte mit einer dem großen Gedanken angemeßnen Kürze und Einfachheit des Ausdrucks: Homeros ſey ein epiſcher Sophokles [38]); ein claſſiſches Kunſt-

38) Diog. Laert. vit. Pol.

urtheil, ewig, wie der beurtheilte Dichter. Homeros, denn das liegt in jenem Ausspruch, ist nicht bloß classisch, sondern auch vollendet. Classisch ist jedes Kunstwerk, welches ein vollständiges Beyspiel für einen reinen Begriff der Kunstlehre enthält. Classisch ist ein Gedicht schon, wenn es nur für irgend eine entschiedene Stufe der natürlichen Bildung, in irgend einer bestimmten Gestaltung das vollkommenste seiner echten Art ist; vollendet erst dann, wann es für die höchste mögliche Stufe der natürlichen Bildung, und in der vollkommensten Gestaltung, deren seine Dichtart fähig ist, eine urbildliche Anschauung für den reinen Begriff und die Gesetze einer ursprünglichen Kunstart enthält. Das vollendete Kunstwerk erregt keine Erwartung, die es nicht befriedigt; Erfindung und Ausführung, schaffende Einbildung und ordnendes Urtheil sind in demselben gleichmäßig vereint. Der Stoff hat sich völlig gestaltet, wie im Homeros, oder der Entwurf ist völlig ausgeführt, wie im Sophokles. Die unnachahmliche Leichtigkeit des Homeros ist nicht bloß kunstlose Natürlichkeit, sondern auch die Frucht der höchsten Vollendung, welche zu bezeichnen, die Alten häufig den Nahmen des Homeros brauchten. So nannte Polemon selbst, der zugleich Philomeros und Philosophokles genannt werden konnte, den Sophokles einen tragischen Homeros; andre, die Sapho einen weiblichen; desgleichen den Demosthenes und Platon in ihren Gattungen. So die Römer, welche es bey ihrer Sucht Ähnlichkeiten zwischen einheimischen und hellenischen Dichtern und Schriftstellern zu finden, nicht eben sehr genau nahmen, den Virgilius. Aber eben wegen der anscheinenden Gleichheit der im Wesen ganz verschiednen

Dichtarten, würde es äußerst unschicklich seyn, den Homeros einen hellenischen Virgilius zu nennen; und nur solche, welche auch wohl den Apollonios und Virgilius, oder gar den Homeros und Hesiodos ungefähr mit derselben Empfindung lesen, würden diesen Ausdruck mit dem Urtheil des Polemon für gleichbedeutend halten können. Denn Virgilius war zwar für die römischen Dichter ein Urbild der verhältnißmäßig besten Mischung der römischen Natur und der hellenischen Bildung in der Kunst; an sich aber ist er weder vollendet, noch classisch. Die Aeneide ist kein reines, ächtes Epos. Das Rhetorische und Tragische hat man im Ganzen und im Einzelnen oft bemerkt, und die lyrischen Stellen bieten sich auch sichtbar und zahlreich genug dar.

Wenn man erwägt, welche Bewunderung überall das Vollendete jeglicher Art auch in einer beschränkten Gattung, selbst ohne ein außerordentliches Maaß von Kraft, sogar bey einer schiefen Richtung, zu erregen, und mit welcher Macht dasjenige, was bey einem gewissen Maaß von Kraft auch ohne Vollendung einen allgemeinen Geist athmet, auf die menschlichen Gemüther zu wirken pflegt; so wird man auch über die allgemeinste und äußerste Vergötterung eines menschlichen Werks, welches die beyden seltensten Vortreflichkeiten in sich vereinigt, nicht erstaunen. Überdem ehrten die Alten, bey denen fortschreitende Annäherung zu unbedingter Vollkommenheit durchaus kein einheimischer, allgemeiner und lebendiger Begriff war, das Vollendete noch mit einer ganz besondren Vorliebe, und hielten, was wirklich das äußerste Ziel ihrer, wie aller lebendigen Bildung war, für das höchste Er-

reichbare aller menschlichen Bestrebungen. Der Grundsatz, die ältesten Schriften der Hellenen seyen auch die besten [39], war im Ganzen genommen, so richtig, daß dadurch ein gewisses Vorurtheil für das Alte entstehn, und die dem menschlichen Geiste ohnehin nicht unnatürliche Ehrfurcht vor dem Alterthum hie und da bis zum Aberglauben erhöht werden mußte. Unter allen Werken des menschlichen Geistes behauptete daher die homerische Poesie auch in Rücksicht auf den äußern glücklichen Erfolg die erste Stelle [40]. Nicht bloß die Argiver erkannten dem Homeros den Vorzug in der gesammten poetischen Kunst zu, und setzten ihm alle übrigen nach [41]; nicht bloß Quinctilianus behauptet, die Poesie habe durch ihn ihren Gipfel erreicht, wie die Beredsamkeit durch Demosthenes [42]; nicht bloß Lucretius ertheilt ihm den Scepter unter allen Erfindern der Künste und Schönheiten [43]; es war dieß beynah allgemeine Denkart des Alterthums. So tief vielleicht auch der Künstler, welcher bloß aus seinem Gesichtspunkte streng würdigt, das homerische Epos unter die sophokleischen Werke setzen wird; so muß er doch anerkennen, daß man in jenem, wie alte Erfahrung bestätigt, auch ohne besonders ausgebildetes Kunstgefühl, eine alle Kräfte des menschlichen Geistes anregende und ausbildende Unterhaltung finden kann; daß es eben darum, weil es ein kunstloses Naturgewächs ist, eigenthümliche Vorzüge vor den höchsten Kunstbildungen voraus besitzt,

39) Horat. Epist. II. 1, 28. 40) Plin. Nat. Hist. VII. 29. 41) Aelian. IX. 15. 42) Inst. XII. 11. p. 391. t. II. ed. Bip. 43) III. fin.

und außer dem künstlerischen, auch hohen geschichtlichen und allgemeingeistigen Werth hat. Bleibt man endlich bey der gewöhnlichen Ansicht stehn, ein Mann habe ohne alle Vorgänger, die er hätte nachahmen können, zwey solche Kunstgebilde, wie die Ilias und Odyssee, so vollendet, daß ihn kein Nachfolger je erreichen konnte, und habe die Gattung, in welcher er der vollkommenste Meister war, zuerst gestiftet 44); so wird man selbst jenen Ausspruch nicht übertrieben finden:

Kaum schuf ihn die Natur, und ruhete nach der Geburt aus,
Weil sie die ganze Kraft wandt' auf den Einen Homer;

Man wird den Dichter, wenn man nicht den künstlerischen Werth genau wägen, sondern nur die Größe der Geisteskraft überhaupt ungefähr schätzen wollte, mit Plinius leicht für den glücklichsten aller Erfinder gelten lassen 45). Gewiß verdiente er die Vergötterung ungleich mehr, als so manches andre von den Hellenen angebetete Wesen. Nach der Denkart des Alterthums ist demnach das Gedichtchen:

Ist Homeros ein Gott, so werd' er verehrt mit den Göttern;
War er ein Mensch, so sey dennoch als Gott er geehrt;

nicht blos ein Gedicht der Bewunderung, sondern wahre Ansicht der Sache.

Um so größeres Lob verdient die scharfe Genauigkeit, die kühne Freymüthigkeit, mit welcher die Kunstrichter des kritischen Zeitalters den vergötterten Homeros tadelten. Sie hielten den anerkannt vollendeten keineswegs für fehlerfrey und correct. Wie viele Fehler fanden nicht jene gro-

44) Vellej. Paterc. libr. I, cap. 5. 45) Plin. VII. 29.

ßen Triumvirn der helleniſchen Kritik, namentlich Zenodotos und Ariſtarchos, in ihrem bewunderten Dichter? Es beweiſt ſtrenge Forderungen, wenn Horatius [46]) ſagt: „er wundre ſich lächelnd, wenn er den Choerilos zwey- oder dreymal gut finde; er, der einer edeln Brennbarkeit gemäß, unwillig zürne, wenn der gute Homeros etwa einmal ſchlummre.“ Longinos [47]) bekennt es misbilligend, daß Homeros nicht ſelten falle, obgleich er ſeiner großen Natur mit Recht den Vorzug vor der Correctheit des Apollonios ertheilt. Wie bey allen Kunſturtheilen der Alten auf die beſtimmte Gattung und Geſtaltung des beurtheilten Werks ſtete Rückſicht genommen wird; ſo auch bey dem der Kritiker über Homeros. Selbſt Quinctilianus [48]) ſagt: „Homeros hat ohne Zweifel Alle in allen Arten der Redekunſt weit übertroffen, doch vorzüglich die Heroiker; denn bey ähnlichem Stoff iſt die Vergleichung am deutlichſten.“ Von der verſchiednen Geſtaltung des homeriſchen und des heſiodiſchen Epos hatte Zenodotos einen ſo beſtimmten Begriff und ein ſo ſichres Gefühl, daß er nach dieſem Kennzeichen über die Ächtheit homeriſcher Stellen dreiſt zu entſcheiden wagte. Überhaupt war es durchaus nicht die Weiſe der Hellenen, alles von jedem zu fordern, und in Einem alles finden zu wollen. Ihre erſte Forderung an jedes Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes war der innre Einklang; mochte ein Werk auch andern Bildungsarten ſchädlich und gefährlich, und in man-

46) Art. v. 358. 47) cap. XXXIII. 4. 48) libr. X. cap. 1. p. 217. t. II. ed. Bip.

chen fremdartigen Rücksichten durchaus verwerflich seyn; dieß hinderte sie nicht, seinem Werth zu huldigen, wenn es nur ganz war, was es seiner bestimmten Gattung und Gestaltung nach seyn sollte und konnte. So sehr auch die Kritiker, deren Kunsturtheile nicht eigne willkührliche Einfälle und Machtsprüche einzelner Menschen, ja auch nicht einmal vorübergehende Lieblingsneigungen eines Zeitalters, sondern im Ganzen genommen nichts anders waren, als eine verständige Auswahl, eine prüfende Sammlung, weitere Ausführung und nähere Bestimmung der bewährtesten und allgemeinsten Kunsturtheile des gesammten hellenischen Alterthums, in die allgemeine Bewunderung des Homeros einstimmten; so gaben sie doch auch solchen Epikern eine Stelle unter den Classikern dieser Kunstart, deren anerkannte Fehler nicht bloß Mangel an Correctheit, sondern auch das Gegentheil von Vollendung beweisen, weil sie für eine entschiedne Bildungsstufe der epischen Kunst in ihrer Art die vortrefflichsten waren. Man hat den hellenischen Kunstkennern oft mit Recht Mangel an Biegsamkeit, sich in den Geist eines entfernten Zeitalters, wie des heroischen, und fremder Völker zu versetzen, vorgeworfen. Unstreitig wären auch die größten alexandrinischen Kritiker unfähig gewesen, römische, oder altnordische und wiederum persische oder indische Poesie ganz zu begreifen und richtig zu würdigen. Eigenthümlichkeit ist nur eine Nebensache bey der Beurtheilung des Classischen. Daß sie aber diesem großen Ziel ihrer kritischen Auswahl unverrückt treu blieben, bis zur scheinbar ungerechten Vernachläßigung sehr eigenthümlicher und sehr kraftvoller hellenischer Künstler; wird jeder,

welcher sich auf künstlerischen Werth versteht, oder sich bis zum historischen Gesichtspunkt erheben kann, eher billigen als misbilligen. Nur durch eine solche Beschränkung auf einen Zweck kann das größte wie das kleinste menschliche Geschäft zu einer künstlerischen Vollkommenheit ausgebildet werden. Überdem war es eine allgemeine mit der Richtung und dem innern Bau der hellenischen Bildung selbst wesentlich zusammenhängende Denkart des gesammten Alterthums, überall, vorzüglich aber in der Kunst, mehr Werth auf die schöne Gestaltung und strenge Form zu legen, als auf das Maaß der Kraft. Zwar äußert sich bey den Hellenen, wo selten ein richtiger Begriff anders, als unter Begleitung der angränzenden Irrthümer aufzukeimen pflegt, der herrschende Hang, alle Werke der Kunst unter bestimmte Arten zu ordnen, auch durch verkehrte Anwendung auf bloß eigenthümliche poetische Producte ohne gesetzmäßige Gestalt; wie zum Beyspiel in den Scholien 49) die fünf Arten lyrischer Naturpoesie, welche Homeros erwähnt, so benannt werden, als ob es eben so viele allgemeine Gattungen der lyrischen Kunst wären. Indessen zeigt sich doch in den Äußerungen der Einsichtsvolleren ein sehr bestimmtes Gefühl von dem unermeßlich verschiedenen Werth einer nothwendigen Kunstart der Poesie, und einer willkührlichen oder zufälligen dichterischen Natureigenthümlichkeit. Sie suchten und lobten nicht sowohl vorübergehende Außerordentlichkeit, und was für den Augenblick am auffallendsten glänzen und wirken kann,

49) Hom. Vill. p. 36. ad v. 473. a.

als den für die Ewigkeit dauernden Werth. Wie sollten aber Werke dauern können, deren Art und Gestaltung oder wesentliche Form von den natürlichen und nothwendigen Forderungen und Bestrebungsgesetzen, als den eingebohrnen Ideen des menschlichen Geistes, abweichen und nicht auch der Art nach urbildlich sind.

Stete Prüfung classischer Schriften, deren damals vollständiger Reichthum jetzt zum Theil unwiederbringlich verloren ist, war für die alten Kritiker das Hauptgeschäft ihres ganzen Lebens. Durch eine solche Absonderung mußte das Kunsturtheil selbst zu einer Kunst reifen; und an Schärfe, Sorgfalt und geordnetem Reichthum der Bestimmungen erscheinen auch wirklich die frühern Äußerungen ähnlicher Art gegen die Kunsturtheile des kritischen Zeitalters nur wie glückliche Versuche und kunstlose Naturgewächse. Freylich war das gewaltige Heldengeschlecht der alten Urkünstler schon untergegangen, und mit ihm der großartige Geist und der Sinn für das Höchste. Kleinliche Künstlichkeit, zwecklose Vielwisserey und bloß nachahmender Fleiß waren herrschender Geist des Zeitalters; das Gefühl war in Schlaffheit versunken. Es lag im Gange der hellenischen Bildung, daß die Kritik erst reifen konnte, nachdem die Poesie verblüht, das Urtheil nicht mehr durch die Herrschaft einer besondern ursprünglichen Dichtart oder eines bestimmten Urbildes beschränkt, das System der classischen Werke vollendet, und die künstlerische Schöpferkraft verloren war; da es keinen öffentlichen Geschmack mehr gab. Erst nachdem sie nicht mehr classisch dichten konnten, möchte man beynah sagen, lernten die Hellenen classisch urtheilen. Doch darf man sich die großen alexan-

driniſchen Kunſtrichter nicht als beſchränkte Bücherkenner denken; auch diejenigen, welche nicht ſelbſt Künſtler waren, beſaßen doch mehr oder weniger ſo viel künſtleriſches Gefühl, als in ihrem Zeitalter überhaupt noch vorhanden war; und allein die bekannten Züge, welche ſich jeder gleich aus römiſchen Schriftſtellern erinnern wird, ſind hinreichend, uns nahmentlich den Ariſtarchos als einen Mann von eigenthümlichen Geiſt zu ſchildern. Sie irrten oft nur aus Übermaaß von unzeitigem Scharfſinn; und manche ihrer Tadler ſind ſicher, nie aus dieſem Grunde zu irren. Wenn ihr richtiges Gefühl, ihre feine Beobachtung ſehr oft durch falſche Begriffe ganz irre geleitet, oder doch durch fremdartige Zuſätze entſtellt ward; ſo war dieß nicht einmal ein ausſchließlich eigenthümlicher Fehler ihres Zeitalters oder ihrer Gattung, ſondern eine allgemeine Beſchränkung der geſammten alten Bildung. Selbſt der Hauptirrthum, woraus faſt aller ungegründeter Tadel des großen Dichters entſprungen zu ſeyn ſcheint; daß ſie nicht bloß epiſche, ſondern jede Art von poetiſcher, ja auch logiſche, ethiſche und vorzüglich rhetoriſche und geſellſchaftliche Schicklichkeit von ihm foderten; enthält die richtige Bemerkung, daß der Geiſt der homeriſchen Poeſie allgemein und nicht bloß künſtleriſch ſey. Aber mit Unrecht eigneten ſie ihr auch in andern Rückſichten jene Vollendung zu, auf welche ſie von der künſtleriſchen Seite allein Anſprüche machen darf. Dieſer Hauptirrthum verleitet ſelbſt den Ariſtarchos [50]) zu manchen ſehr froſtigen Einfällen. Aus dieſer Quelle iſt auch, nach einigen Bey-

50) Wolfii Prolog. p. CCL. not.

spielen 51), nach dem Beynahmen eines rhetorischen Hundes, und nach dem Geist der Zeit zu schließen, der berüchtigte Tadel des Zoilos geflossen. Er muß es sehr weit getrieben haben, um so allgemein verabscheut zu werden; da doch die Freymüthigkeit des Aristarchos, und selbst die Kühnheit des Zenodotos, diese Männer nicht hinderte, zu dem höchsten Ruhm und Ansehn zu gelangen. Auch fällt es in die Augen, wie unermeßlich viel an dem Dichter zu tadeln seyn würde, wenn jemand, dem kein Schönheitsgefühl dabey im Wege ständen, ihn nach jenem Grundsatz streng beurtheilen wollte. Die unter ihnen allgemein herrschende Voraussetzung, daß in der homerischen Poesie nichts Unschickliches, Überflüßiges, Verworrnes, Dürftiges seyn könne, beweist, wie ausgemacht und gewiß sie die Vollendung derselben hielten.

Kurz zusammengefaßt ist das Kunsturtheil des kritischen Zeitalters über Homeros: er war ein höchst vortrefflicher, nicht bloß classischer, sondern auch vollendeter, aber incorrecter epischer Künstler von allgemeinem, nicht bloß auf dichterische Bildung beschränktem Geist und Werth. Diese Züge, welche man als eine weitere Ausführung und nähere Bestimmung von dem Ausspruch des Polemon betrachten kann, sind unter allen Ansichten des Alterthums von der homerischen Poesie die dauerndsten, bewährtesten und allgemeinsten, welche nach Absonderung alles dessen, was nur einzelnen Zeitaltern oder Gattungen angehört, übrig bleiben.

---

51) Schol. min. ad Il. V. 4. 20. Longin. IX, 14. Plut. Symp. V, 4.

Die Geschichte des hellenischen Begriffs von dem homerischen Epos kann beynah für eine Charakteristik des hellenischen Kunsturtheils überhaupt gelten, welche hier, wo die Zeitordnung dem Zusammenhange der Gegenstände nachgesetzt werden darf und soll, dem Gebrauch dieser wichtigsten Hülfsquelle der Kunstgeschichte als Rechtfertigung und als Leitfaden vorangehn mußte; denn bey dem allgemeinsten aller hellenischen Dichter konnten sich alle fehlerhaften und alle nachahmungswürdigen Eigenthümlichkeiten desselben am freyesten entwickeln. Für die Vermuthung indessen, daß jenes allgemeine, in der alexandrinischen Periode völlig bestimmte und vollendete Urtheil über die homerische Poesie, welches keineswegs, weil es die Alten gesagt haben, für richtig gelten darf, immer die Denkart der Kunstverständigen bleiben werde, dürfen hier eben so wenig einzelne Beweise angeführt werden, wie für die Behauptung, daß der Gesichtspunkt des Classischen, welcher die Grundlage der kritischen Auswahl künstlerischer Schriften war, derjenige sey, aus welchem man das künstlerische Alterthum vorzüglich betrachten soll. Die nothwendigsten Winke über das erste liegen schon zerstreut in dem bisher Gesagten, und das letzte ist die leitende Idee dieses ganzen Werks.

Man hat bisher fast nur die Klagen über die allgemein bekannten und so leicht zu bemerkenden Fehler der hellenischen Kunstrichter des kritischen Zeitalters bis zum Ekel wiederholt; und was man in einzelnen Stücken wirklich übersah, oder auch nur zu übersehn glaubte, breit und unbedingt verworfen. Es ist sehr unhistorisch, Fehler, welche in dem Gange und in den Verhältnissen

eines gebildeten Volkes und Zeitalters nothwendig gegründet sind, nicht als eine Schranke der menschlichen Natur zu betrachten, sondern als eine Schuld der Einzelnen, welche auf der nicht von ihnen bestimmten Bahn mit Kraft und Geschicklichkeit wandeln oder irren. Man braucht nur etwas von dem Sokratischen Geiste zu haben, welchen kein Philolog füglich entbehren kann, um die Geschichte jedes Begriffs bey dem geistreichen Volke, dessen Verstand so leicht umher irrend, wie seine Natur sich selber treu war, mit Wißbegier und Lust zu verfolgen, und selbst Irrthümer in ihrer ursprünglichen Gestalt auf dem Boden, wo sie einheimisch sind, gern zu erforschen; wenn man Irrthum nennen darf, was eine unvermeidliche Stufe auf dem nothwendigen Wege der menschlichen Wissenschaft ist, und desfalls, mag es noch so sehr abzuweichen scheinen, doch nur eine Annäherung zum Ziel seyn kann. Hätte man endlich nicht bloß die äußre Veranlassung, sondern den eigentlichen Sinn und Geist der kritischen Auswahl der Classiker einigermaßen gefaßt; über welche freylich niemand mitsprechen sollte, dem Vortrefflich und Classisch, Vollendet und Correct ungefähr gleich viel gilt, oder dem, um etwas zu wiederholen, was nicht genug eingeschärft werden kann, Apollonios und Virgilius, Homeros und Hesiodos ziemlich den nämlichen Eindruck gewähren; so würde man auch erkannt haben, wie vieles wir noch aus den Kunsturtheilen der Alten zu lernen haben, und daß die hellenische Ansicht vom homerischen Epos etwas mehr sey, als ein warnendes Beyspiel hellenischer Umdeutung. Sie sollten und könnten ein urkundliches Gewicht, und beynah das Ansehn von Gesetzen für uns haben; denn wer sich

durch ein solches Ansehn gewichtvoller Urtheile von der freyesten eignen Prüfung zurückhalten läßt, der ist ihrer ohnehin unfähig. Es dürfte sich wohl auch hier bewähren: je wissenschaftlicher, je geschichtlicher; je mehr die Behandlung der Alterthumskunde den strengsten Forderungen der Vernunft angemessen seyn wird, je mehr werden die willkührlichen Voraussetzungen verschwinden, und den Zeugnissen des Alterthums ihr unrechtmäßig entrissenes Ansehn wieder einräumen. Selbst zu den eigenthümlichsten Untersuchungen der neuern Philologen liegen die wesentlichsten Bestandtheile in Keimen und Bruchstücken offenbar in den Alten; und eine vollendete Geschichte der hellenischen Poesie würde, nicht mehr beschäftigt mit Hinwegräumung falscher Vorstellungsarten, das meiste und das wichtigste mit ihren eignen Worten sagen können.

Allerdings aber dürfen wir, wenn es möglich ist, weiter zu gehn, nicht dabey stehn bleiben, die Kunsturtheile der Alten zu sammeln, zu sichten, zu ordnen, dadurch zu erklären, durch sich selbst zu berichtigen und zu ergänzen. Sollte die gesammte Menschheit nicht auch, wie der Einzelne, ihre eigne Natur und alle Äußerungen und Veränderungen derselben immer besser verstehn und begreifen lernen, je mehr sie sich selbst entwickelt? In mancher Hinsicht ist selbst die Entfernung vortheilhaft: Die Alten standen zum Beyspiel zu nah und nicht hoch genug, um den Werth der epischen Dichtart richtig schätzen zu können; wiewohl sich noch mehr aus dem Geist der damahligen Dichtkunst als aus einigen Äußerungen des Platon und Aristoteles über den Vorzug der Tragödie vermuthen ließe, daß mancher alte Athener hierin weiter

geſehn haben muß, wie die Spätern. Aber ſelbſt in der beſten Zeit konnten die Hellenen kein Kunſtwerk nach dem höchſten Maaßſtab würdigen, weil für ſie das Vollendete in der würdigſten Gattung das höchſte Schöne war. Strengere Forderungen, wenn ſie nur in todten urbildlichen Begriffen beſtehn, und nicht aus eignem lebendigem Kunſtgefühl entſpringen, haben keinen Werth. Wir verweilen daher nicht bey der bloßen Möglichkeit, daß ein andrer Epiker mit der Vollendung des Homeros, Correctheit verbinden, und ihn nicht bloß in andern, nicht künſtleriſchen Rückſichten, ſondern auch bey gleicher Harmonie, an dichteriſcher Fülle und Kraft übertreffen könnte. Weſentlicher iſt es, daran zu erinnern, daß das Höchſte der Kunſt, die Erſcheinung des Unbedingten und des Ewigen in Stoff und Geſtaltung, im Dargeſtellten und in der Darſtellung, im reinen Epos durchaus nicht ſtatt finde; daß alſo dieſe Dichtart an und für ſich noch unvollkommen und für das Ziel der Kunſt unzureichend iſt; wenn anders, was die Triebfeder des Künſtlers ſeyn ſoll, und ſeine Anſprüche allein rechtfertigen kann, nicht ein zufälliges Bedürfniß iſt, welches nach Willkühr und Ungefähr, wie es ſich fügt, entweder ganz oder halb, nur ein wenig oder auch gar nicht befriedigt werden mag, ſondern eine nothwendige Forderung, ein inneres Geſetz der Menſchheit, hervorgehend aus der organiſchen Anlage und Beſchaffenheit ihres geiſtigen Vermögens; unvergänglicher und heiliger, als alle Satzungen endlicher Mächte über ein äußres irdiſches Bedürfniß. Dieſe Bemerkung über die Schranken der epiſchen Dichtart geht indeſſen die epiſch genannten Miſchge-

dichte der Spätern, eben weil sie das, was sie vorgeben, nicht sind, natürlich nichts an. Doch wird jeder Verständige die weise Fülle der Natur bewundern, welche statt einer einförmigen Vollkommenheit Urbilder aller Gattungen aufstellte; er wird erkennen, daß die Kunst auf der ersten, doch nicht zu überspringenden Bildungsstufe nicht höher steigen, und weder in ihren Gränzen und Umrissen rein und scharf abgesondert, noch selbstständig in ihrer innern Entwicklung und organischen Gliederung seyn konnte; und er wird auch das Epos in seinem geschichtlichen Zusammenhange ehren, und ihm gern seine bestimmte Stelle auf dem Wege der menschlichen Bildung gönnen. Die Gattung und Gestaltung, die allgemeinen Verhältnisse und Schranken eines Kunstwerks zu bestimmen, das gehört nur zu den Vorbereitungen des eigentlichen Kunsturtheils; wiewohl manche über alles entscheiden, die nicht einmahl vom Fachwerk der Kunst gründliche Kenntniß haben. Das Wesentliche ist, einen Widerschein des Werks selbst zu geben, seinen eigenthümlichen Geist mitzutheilen, den reinen Eindruck so darzustellen, daß der Styl, die Form und das Gepräge des Ausdrucks schon das künstlerische Bürgerrecht ihres Urhebers beglaubigen; nicht bloß ein Gedicht über ein Gedicht, um eine Weile zu glänzen; nicht bloß den Eindruck, welchen das Werk gestern oder heute auf diesen oder jenen macht oder gemacht hat, sondern den es immer auf alle Gebildete machen soll. Ein solches Kunsturtheil, welches allein den Nahmen verdient, über die homerische Poesie zu versuchen, wäre jetzt wohl zu früh; indem noch so viele vorläufige Fragen zu beant-

worten ſind; ſo daß jeder, der in den Geiſt des Dichters möglichſt eindringen, ihn ganz mit ganzer Seele faſſen will, doch nicht umhin kann, ſich in eine Menge von Bemerkungen und Unterſuchungen andrer Art zu verlieren, welche die heilige Muße ſtören, in der allein das Schöne hervorgebracht und auch wiederum aufgefaßt werden kann.

Siebentes Kapitel.

Ansichten der Neuern von der Naturpoesie.

Es sind demnach nicht etwa bloß Lücken in den alten Kunsturtheilen, welche meistens im Allgemeinen zu unbestimmt, im Einzelnen kleinlich werden, auszufüllen; wesentliche Begriffe, wie die von den Dichtarten, zu berichtigen; Vernachläßigungen des Eigenthümlichen zu ersetzen, und in der kritischen Auswahl der Classiker, vorgefallne Auslassungen Epoche machender Kunsterfinder von der Wichtigkeit des Lasos, zu bemerken. Sogar der wesentlichste Bestandtheil eines Kunsturtheils bedarf fast immer einer Beschränkung oder Erweiterung, und einer weitern Ausführung. Bey alle dem empfanden die Alten die Schönheit der homerischen Poesie unstreitig weit richtiger, wie diejenigen, welche wie es jetzt fast herrschende Sitte ist, alles, in ihrer Ichheit befangen, nur auf sich und ihren Zustand beziehend, im Homeros bloß das täuschende Gemählde der für sie verlornen Natürlichkeit empfindsam lieben. So entfernt ist man, im Ganzen genommen, selbst von dem Standpunkte, von welchem man das homerische Epos in künstlerischer Beziehung richtig würdigen kann. Das empfindsame Lächeln einer schmerzlichen und fruchtlo-

ſen Sehnſucht jener in ſich ſelbſt verſunkenen Naturträumer führt nicht dahin, den klaren Geiſt jener alten Gedichte in ihrem heitern Glanz der eigenthümlichſten Wahrheit und Lebensfülle zu erfaſſen, ſondern es enthält eine ganz fremdartige, trübe Beymiſchung.

Von ganz andrer Art iſt jenes Lächeln, jene leiſe, ironiſche und beynah parodiſche Stimmung, mit der auch ein Horatius, ein Ariſtophanes, mancher andre ſokratiſche Athener, und ſelbſt der Homeride, welcher den Hymnus auf Hermes dichtete, das alte Epos geleſen haben müſſen. Es ſo zu leſen, iſt vielleicht der kürzeſte Weg zu einer richtigen Anſicht ſeiner weſentlichſten und bekannteſten Eigenſchaften. Nur verſuche man dabey, den Vater der Dichter zuweilen auch wieder in der Stimmung und in dem Sinne zu vernehmen und zu hören, wie ihn Sophokles hörte, und Aeſchylos, oder Pindaros, und Alkäos oder der alte Archilochos.

Noch mehr Verbeſſerung und Berichtigung, als ſelbſt das Kunſturtheil der Hellenen über die homeriſche Poeſie bedarf ihre allgemeine Anſicht von derſelben, beſonders die geſchichtliche. Nicht bloß in einem Zeitalter und von einer einzelnen Gattung von Beurtheilern und Liebhabern, ſondern von allen ohne Ausnahme, iſt es verkannt worden, daß das homeriſche Epos ein Naturgewächs ſey; alle haben in den Keim alles hineingetragen, was ſich ſpäterhin aus ihm entwickelte. Doch iſt die in dieſem Stücke richtigere Anſicht der Neuern, welchen wir in der Meynung, daß ſich die Anſicht der Alten und die Anſicht der Neuern von der homeriſchen Poeſie gegenſeitig durcheinander berichtigen und ergänzen laſſen, durch den Verſuch im Abſchnitt

von der vorhomerischen Periode des epischen Zeitalters, und im Eingang des gegenwärtigen, nicht blos die eigne Natur, sondern auch den allmähligen Wachsthum dieses Gewächses darzustellen, gefolgt sind, durch ausschweifende Übertreibung nicht minder in Umdeutung des Dichters gerathen, wie die verirrtesten unter den Alten. Homeros, so scheint es, war nun einmal bestimmt, von seinen Bewunderern verwandelt zu werden. Bald ward er als Tragiker angebethet, bald als Improvisatore; ehedem als Philosoph, jetzt als reiner Wilder; wie es beym Empedokles heißt:

> Jüngling war er jetzt, war jetzo Mädchen, dann Staude,
> Vogel darauf, und glänzender Fisch.

Die Vieldeutigkeit der Worte, Kunst, Natur, Kunstpoesie und Naturpoesie, und die häufige Unbestimmtheit der damit verknüpften Begriffe gibt dem Hange der Umdeutung noch freyeres Feld. Will man alle Poesie Kunst nennen, welche sich durch Allgemeinheit des Geistes, der Gattung und Gestaltung bis zur zweckmäßigen, wenn gleich absichtslosen, und nur durch Natur entstandenen Übereinstimmung mit den Forderungen der Schönheit, und bis zur Urbildlichkeit erhebt; so ist Homeros ein Künstler. Setzt man das Wesen der Kunst in die abgesonderte Ausbildung; so fängt die helleniſche Kunstpoesie mit Archilochos und Kallinos an, als sich verschiedene entgegengesetzte Arten und bestimmte Richtungen in derselben entwickelten. Setzt man es in eine selbstthätige Nachahmung anerkannter Urbilder und in die Leitung durch einzelne, aus lebendiger Übung entstandne, vom Meister auf den Jünger in Kunstschulen fortgepflanzte Vorschrif-

ten; so beginnt sie kaum vor Lasos, Pindaros und Simonides. Die alten Lyriker äußerten gegenwärtige Zustände, stellten wirkliche Empfindungen dar; im Epos waren die wirklichen Begebenheiten, welche den Grundstoff desselben ausmachten, zwar mit vielen Erdichtungen vermischt; doch hatten sich diese so allmählig angebildet, waren so innig verwebt, und alles ward durch die Gestalt der Darstellung selbst in eine so wunderbare Entfernung hinausgeschoben, daß die dichterische Erfindung von der geschichtlichen Wahrheit nicht einmal getrennt, geschweige denn ihr entgegengesetzt erschien. Ganz anders in der dramatischen Kunst, wo die Änderungen der gegebenen Mythen nicht nur auffallender und plötzlicher waren, sondern wo auch die Freyheit des Dichters schon durch die Gestalt der Darstellung, in der das entfernteste als unmittelbar gegenwärtig erscheinen sollte, sich als solche laut ankündigte. Dadurch ward die Poesie wie völlig losgerissen von der wirklichen Welt, in der selbst die kunstmäßigsten epischen und lyrischen Gedichte der alten Hellenen noch einen Halt und Boden fanden, an den sie sich anschließen, auf dem sie ruhen konnten. Sie mußte nun streben, für sich bestehen zu können, und ihre Bildungen in sich selbst zu vollenden. Durch innere Ganzheit selbstständiger Hervorbringungen aus freyem Dichtungsvermögen verdient die dramatische Gattung vorzugsweise und im vollsten Sinne poetische Kunst zu heißen, deren Wesen nach den Alten in der Vollendung bleibender Werke besteht [52]; im Gegensatz der praktischen Kunst, welche sich handelnd

52) Quinct. libr. II. cap. 18.

äußert, und schon durch Handlungen ihren Zweck erreicht, wie der Tanz, die rhetorische Kunst, und, nach dieser Ansicht, wohl auch die lyrische. Merkwürdig ist es, daß Solon, welcher die homerischen Rapsodieen mit großer Sorge ans Licht zog, und selbst Elegieen dichtete, und seine Gesetzgebung zuerst metrisch zu verfassen suchte [53]), die Vorstellungen des Thespis als schädliche oder doch zwecklose Täuschungen und Unwahrheiten misbilligte. Nachahmung ist in der Platonischen Kunstlehre das unterscheidende Merkmahl der dramatischen Gattung, und zugleich eine der wesentlichen Eigenschaften der Poesie überhaupt. Aber auch die alten Dramatiker hatten meistens, gleich den kunstmäßigsten Lyrikern, vom Zweck ihrer Kunst vielleicht eben darum, weil er ihnen als ein göttlicher galt und völlig allumfassend erschien, keinen völlig bestimmten Begriff. Beyde hielten sich vielmehr für Weise, für Richter öffentlicher Verdienste und Tugenden, für Aufbewahrer großer Thaten, für vortreffliche Gesellschafter, Freunde und Liebende, für würdige Rathgeber edler Fürsten, für verdiente Bürger, Lehrer, Führer und Vertheidiger des Volks, auch wohl für Seher und Vertraute der Götter, als daß sie den eigentlichen Werth desjenigen erkannt hätten, was die Nachwelt allein in ihren Werken schätzt. Im kritischen Zeitalter der hellenischen Poesie griffen die Gedichte so wenig ins Leben ein, sie hatten sogar keinen bürgerlichen, ja selten einigen sittlichen Werth, sie athmeten so wenig ächte Weisheit; an die Stelle einer natür-

53) Plut. Sol. p. 80.

lichen Darſtellung mythiſcher Sagen und poetiſcher Gefühle durch epiſche und lyriſche Gedichte, als die nothwendigen und lange Zeit für dieſen Zweck und Stoff einzigen Darſtellungsarten und Kunſtgeſtalten, trat jetzt bey einer durchaus abſichtlichen Wahl der Mittel, nachdem es auch ſo viele andre gab, nachdem ſich die Proſa, bey den verſchiedenen Stämmen zu verſchiedener Zeit, überall aber nachdem die Poeſie dieſes Stamms ſchon verblüht war, völlig gebildet hatte, ſo häufig eine bloß willkührliche Verſetzung in den Glauben des alten Epikers, in die Stimmung des alten Lyrikers; daß ſich unter dieſen Umſtänden der Zweck der reinen Künſtlichkeit recht beſtimmt entwickeln konnte und mußte. Bey den Alten wirkte das künſtleriſche Urtheil nur im Hervorbringen, zum Anordnen und Geſtalten des gegliederten Werks; im kritiſchen Zeitalter richtete es ſich auch rückwirkend bis auf die feinſten Fäden des ganzen Kunſtgewebes, indem es auch die zarteſten Theile immer wieder durcharbeitete und ausbildete. Unſtreitig iſt Apollonios mehr Künſtler als Piſandros, Kallimachos und ſein römiſcher Nachfolger mehr als Mimnermos; und in dieſem Sinne zeigt ſich im Gange der alten Poeſie neben dem Kreislaufe auch eine gewiſſe Fortſchreitung; wie ſich denn auch erſt in den Werken einiger römiſchen Künſtler der Einfluß philoſophiſcher Begriffe vom Zweck und Werth der Kunſt zu äußern anfängt. Doch iſt der Kreislauf in der Geſchichte der geſammten alten Poeſie ſo herrſchend, daß ſie eben darum, wenn man ſie in Maſſe als ein Ganzes für ſich betrachtet, nicht als ein Werk der Kunſt erſcheint, deſſen Bewegungen nach der Richtung der Vernunft zweck-

mäßig bestimmt wären, sondern als ein Erzeugniß der Natur, welches sich den Gesetzen aller lebendigen Kräfte gemäß, durch Trennung und Vereinigung des Ungleichartigen und Gleichartigen gestaltete, gliederte, wuchs, blühte, reifte, sich fortpflanzte, verhärtete und endlich auflöste; und in so fern kann die alte Poesie überhaupt Naturpoesie genannt werden, wenn es eine Kunstpoesie giebt, welche ihr in diesem Sinne entgegengesetzt ist.

Bildung kann man eigentlich nur demjenigen beylegen, was sich zu einer gesetzmäßigen Gestalt frey und aus sich selbst entwickelt hat. Sie hat eben darum einen allgemeinern und höhern Werth als Verfeinerung, ja auch als Cultur; denn absichtlicher Anbau der Anlagen kann durch seine Willkührlichkeit selbst leicht in eine falsche Richtung, in ausschweifende Gestalten und widernatürliche Mißbildung gerathen. Der erste beste barbarische Natursänger des Südens oder des Nordens ist leicht feiner, geistiger, edler als der einfältige Homeros; aber Homeros ist classischer, und eben darum gebildeter. Auch der Kunstlose kann gebildet seyn; und gewiß war der Dichter, welcher sich durch das zarteste Ebenmaaß, ordnende Besonnenheit und durch die feinste Schicklichkeit so sehr unterscheidet, nicht roh.

Es würde leicht seyn, eine große Menge solcher Züge aufzustellen, deren wir hier einige als Belege dieser Behauptung gegen das Vorurtheil von der homerischen Wildheit zur Erfrischung für diejenigen, welche die Orgien der ächten Musen kennen, aus einem unerschöpflichen Vorrath ausheben wollen. Die fein gemischte Eigenthümlichkeit des Menelaos in der Ilias, dem es weder an Hel-

denmuth, noch auch eigentlich an Klugheit, aber an eignem Willen 54) fehlt, nach dem Worte des Agamemnon:

Denn oft säumt mein Bruder, und geht ungern an die Arbeit,
Nicht von Trägheit besiegt, noch Unverstande des Geistes,
Sondern auf mich herschauend und mein Beginnen erwartend;

ist für seinen Antheil an den Begebenheiten, welche die Flucht seiner nicht unedlen aber äußerst verführbaren Gattin nach sich zog, wie geschaffen, und so zart gehalten als schlau ersonnen. Die späte Heimkunft des Odysseus, die werdende Entschlossenheit des verständigen Telemachos wird durch eine an mehrern Stellen im Vorüberfluge angedeutete und durchschimmernde Vergleichung mit der frühen aber schrecklichen Rückkehr des Agamemnon und mit der kühnen Rache des Orestes bedeutsam hervorgehoben. Diese Gestalten durften nur um ein Weniges zu laut aus dem Hintergrunde hervortreten, so war die schöne Einheit des Ganzen gestört. Wie bewundrungswürdig ist die Behandlung einer so großen Menge alter Sagen in der Nekyia? Nirgends findet sich hier todte Masse, bloß mythische, nicht poetische Abschweifungen; aber auch nirgends Überfluß, wie es doch bey diesem Stoff so unvermeidlich war, wenn er von einer bloß erfinderischen, glücklichen Natur ohne geübtes Gefühl für Schicklichkeit, Maaß und Einheit ausgebildet worden wäre. Die Herrschaft dieses richtigen Kunstgefühls über eine so reiche Dichtung und Fülle der Dich-

54) Darum will er auch, von Leidenschaft plötzlich aufgetrieben, mehr als er vermag (Ilias VII. 94. f.); er, welcher in der Noth ohnmächtig verzagt, und nichts weiß, als den Vater der Götter verzweiflungsvoll zu schmähen (III, 364.).

terkraft, dieſes nirgends zu viel noch zu wenig, was wir hier bemerken, verdient beſonders betrachtet zu werden. Überhaupt ſteht der ganze mittlere Theil der Odyſſee im Wunderbaren und in der Fülle auf dem Gipfel der Reife. Nur etwas weiter, und die Gränze der Schönheit wäre überſchritten, und die Dichtung näherte ſich heſiodiſcher Ausſchweifung. Den heitern Neſtor bey ſchon ganz naher und näher dringender Gefahr noch bey fröhlichem Schmaus und traulichem Geſpräch zu finden, kann in einem helleniſchen Dichter ſo wenig befremden, als die dadurch wohlthätig gehobene ſchöne Gleichmüthigkeit des wackern Alten im Sturm der darauf folgenden Schlacht. Doch konnte dieſe künſtleriſche Kühnheit ihre Gränze ſehr leicht verfehlen. Überdem erregt ein Zug [55], welcher, für ſich genommen, nichts als eine angenehme Umſtändlichkeit zu ſeyn ſcheint, hier das Bild eines kraftvollen und rüſtigen Greiſes ſo ſehr an der rechten Stelle, daß man ihn nicht für zufällig halten möchte. Die ſpät geäußerte Empfindlichkeit des Diomedes über den ungerechten Tadel des Agamemnon ſetzt einen Dichter voraus, dem das leiſeſte Gefühl für das Feinere in ſittlichen Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen gleichſam angebohren war. Überdem iſt die gleichmäßige Ausbildung aller ſeiner Kräfte, das reine Ebenmaaß ſeines Gemüths, ſein ſo richtiges Verhältniß zum Ganzen, eine der ſchönſten Blüthen des vollendeten helleniſchen Epos und in der ganzen Geſchichte ähnlicher Geſänge einzig. Das war nur bey einem Volke möglich, dem Harmonie

55) Ilias, XII, 635.

nothwendiges Bedürfniß, und unwillkührliche Äußerung ursprünglicher Natur, bey dem die Anlage zur Vollendung einheimisch war.

Wenn Aristoteles 56) die Poesie überhaupt, und also auch das Epos, aus Improvisazionen entstehen läßt; so könnte es scheinen, er habe auch in diesem Stücke, wie in so vielen andern, die Eigenthümlichkeiten der dramatischen Dichart auf alle übrigen übertragen. Er deutet nirgends auf einen allgemeinen Gattungsbegriff von denselben, sondern scheint überall nur jene bestimmte Art im Auge zu haben, aus denen, wie bekannt, das hellenische Drama entsprungen ist. Solche rohe dithyrambische und phallische Gesänge, aus welchem sich die kunstmäßige satyrische, tragische und komische Poesie der Athener entwickelte, waren noch zur Zeit des Aristoteles in vielen Städten gebräuchlich 57). Die alte Muse der Athener bestand in Chören von Knaben und Männern aus den Landleuten, welche nach Völkerschaften zusammentraten, und noch bestaubt von Erndte und Pflug, improvisirte Gesänge sangen 58). Zu dieser Gattung gehörten auch wohl die spottenden Weiberchöre zu Ehren der ländlichen Gottheiten, Damia und Auxesia auf Aegina, deren Spott keinen Mann, aber die einheimischen Weiber traf, und ähnliche Feste bey den Epidauriern 59). Verwandter Natur scheinen die improvisirten Spottgesänge, welche Jünglinge, nach einem Gleichnisse im homeridischen Hymnus auf Hermes, an

56) Poet. cap. 2. 57) Ibid. 58) Max. Tyr. Diss. XXXVII. p. 306. sep. T. II. ed. Reiske. 59) Herod. Terpsich. cap. 83.

Gastmahlen zu wechseln pflegten 60). Aus ähnlichen gesellschaftlichen Improvisazionen entwickelte sich das einheimische Drama, und selbst die Satire der Römer. Sieht man nur auf die Schnelligkeit des leidenschaftlichen Hervorbringens, auf den gänzlichen Mangel eines künstlerischen Entwurfs und besonnener Ausbildung; so kann man selbst den Lucilius unter die Improvisatoren zählen. Überhaupt ist das Improvisiren kunstlosen mimischen, gesellschaftlichen und lyrischen Gedichten so angemessen, daß es hier seine Stelle auch im Zeitalter der gebildeten Poesie zu behaupten pflegt. Will man die im homeridischen Hymnus auf den delischen Apollon als eine berühmte Seltenheit erwähnten Gesänge der delischen Frauen 61) für festliche Improvisazionen halten; so kann man sie wegen ihres mimischen Anstrichs für die älteste Spur der jetzt beschriebenen Gattung betrachten; denn dieser und die unstreitig sehr örtliche und delische Behandlung stimmt nicht zu der Natur des hellenischen Epos in der homerischen Periode. Ländliche Improvisazionen, wie die altattischen, oder die in den bukolischen Gedichten der sikelischen Schule des spätern Zeitalters häufig nachgebildeten Wechselgesänge doreischer Hirten darf man in der homerischen Welt nicht erwarten, wo der bürgerliche Zustand der Landleute einer freyeren Entwicklung des dichterischen Naturgefühls in der beherrschten Classe so ungünstig war.

Noch weniger darf man in der ersten Periode der Kunst an jene völlig verschiedene Gattung von Improvisatoren auch nur denken, die man im Gegensatz jener na-

60) v. 56. 57. 61) v. 156-164.

türlichen künſtliche nennen könnte, zu welcher Diogenes von Tarſos gehört, der Gedichte, meiſtens tragiſcher Art, über jeden aufgegebenen Gegenſtand ausſchäumte 62); und der ſidoniſche Antipater, welcher hexametriſche Verſe und andre in andern Sylbenmaßen unvorbereitet auszuſtrömen pflegte, und es bey einem ſtarken Gedächtniß und einer glücklichen Natur durch Übung ſo weit gebracht hatte, daß ihm, wenn er ſich entſchloſſen in den Vers geworfen hatte, die Worte von ſelbſt folgten 63); und Archias, welcher oft, ohne einen Buchſtaben zu ſchreiben, eine große Anzahl Verſe, die, nach der Verſicherung des Redners, höchſt vortrefflich waren, von den Begebenheiten des Tages herſagte, auch auf Verlangen denſelben Gegenſtand mit verändertem Ausdruck und Ausführung behandelte 64); und viele andre von gleichem Schlage kurz vor und zu der Zeit des Quinctilianus 65). Auf der einen Seite hat dieſe beſondre Gattung der Improviſazion, die vielen, welche über die Natürlichkeit der homeriſchen Poeſie haben reden wollen, allein bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint, etwas Seiltänzermäßiges und Knechtiſches, welches nur bey einer in Verweſung übergegangenen Entartung der Kunſt, wie in jenem Zeitalter der völligen Auflöſung der helleniſchen Poeſie Statt finden kann; auf der andern Seite liegt ihr ein ſehr hohes und übertriebenes Urbild von einer vollkommnen Übermacht der Willkühr über das künſtleriſche Vermögen zum Grunde; wie nicht ſelten dann die Forderungen in der Kunſt am höchſten und bis ins

62) Strab. libr. XV. p 992. fin. 63) Cicer. de orat. III. 50.
64) Cic. pro Archia, cap. 8. 65) Quinct. Inst. libr. X. cap. 7.

Abgeschmackte steigen, wenn man schon ganz unfähig geworden ist, irgend etwas tüchtiges zu leisten.

Zwar improvisirt Hermes, in dem homeridischen Hymnus auf ihn, auch ein Epos 66) von der Liebe der Maja und des Zeus, und von seiner eignen Geburth. Aber der kleine Gott thut in diesem Gedicht vieles aus dem Stegreife, wozu Menschen Vorbereitung und Übung durchaus bedürfen. Auch werden die epischen Improvisazionen, als die seltnern und unbekanntern, durch Vergleichung mit den gesellschaftlichen, als den gewöhnlichern und bekanntern, erläutert. Wie hohe Begriffe der Dichter dieses geistvollen Gesanges, welches aus dem reinsten poetischen Kunstsinn hervorging, und durchhin das athmet, was das Tiefste und Eigenste ist in der ausgebildeten künstlerischen Natur und Denkart, von Lehre, Kunst und Weisheit in der Poesie hat, mag eine der merkwürdigsten Stellen dieses Gedichts, in welchem beynahe alles merkwürdig ist, bezeugen, in welcher Hermes dem Apollon die Eigenschaften der Leyer beschreibt. Hier heißt es unter andern:

Wenn sie nun einer,
Welcher gebildet ward von der Kunst und der Weisheit, befraget;
Diesem ertönt sie und lehret ihn viel, was das Herz ihm erfreuet;
Willig spielet sie dann in dem milden Kreise der Freunde,
Fliehend der Arbeit Last, der ermattenden. Aber wenn einer
Ungestüm sie zuerst und noch unkundig befraget;
Ganz unnütz dann tönet sie ihm, und mit eitlem Geräusche 67).

Wie verächtlich 68) äußert sich der vortreffliche Homeride hier über die luftige und bodenlose Darstellung des natürlichen Improvisatore? Zwar werden beym Aristopha-

66) v. 57. seq. 67) V. 479 — 485. Übersetzt von F. A. Eschen.
68) μὰψ αὔτως κεν ἔπειτα μετήορά τε θρυλλίζοι.

nes 69) epiſche Stellen auf gegenwärtige Gegenſtände angewandt, und Verſe aus dem Stegreif erdichtet; ein Wink des Platon 70) und manche Ausdrücke der Spätern von den Rhapſoden deuten darauf, daß es auch eine epiſche Improviſazion gab; welche ſich jedoch ihrem Charakter nach erſt auf die ſpätern Zeiten der epiſchen Kunſt beziehen läßt, ſo wie das Improviſiren auch in der rhetoriſchen Kunſt ſpät, erſt mit Aeſchines anfing. Bey Homeros wird es nicht nur nicht erwähnt, ſondern es widerſpricht auch den übrigen Eigenſchaften ſeiner Sänger; und, was noch entſcheidender iſt, es ſtreitet mit dem Weſen und Geiſt der Dichtart ſelbſt. Eine eigentliche improviſirte metriſche Erzählung wird unfehlbar mimiſch, welches das helleniſche Epos nicht iſt. Wie könnte man Geſchichte oder auch Sage improviſiren? Wie ſtimmte dies zu der homeriſchen Genauigkeit, zu der in den homeriſchen Geſängen durchhin athmenden treuen Anhänglichkeit an das Alterthum? Aus Geſchichte und Sage aber iſt das alte Epos der Hellenen entſtanden. In den früheſten Zeiten mußte das Geſchichtliche die beygemiſchte Dichtung noch mehr überwiegen; und es war da für die Improviſazion noch weniger Raum. Daß der epiſche Sänger im Vortrage der überlieferten und durch eigne Erfindung oder Anbildung veränderten Erzählung Kleinigkeiten weglaſſen und hinzuſetzen konnte und mußte, darf nicht bezweifelt werden; wer ſich aber genau ausdrückt, wird das nicht Improviſiren nennen.

69) Ep. v. 1065. f. 70) Phaedr. T. X. p. 387. ed. Bip.

Achtes Kapitel.

Von der Ächtheit und Diaskeuäse der homerischen Gedichte.

Es ist in dem Abschnitt von der vorhomerischen Periode des epischen Zeitalters angedeutet worden, wie das alte Epos aus der besondern Eigenthümlichkeit der Hellenen hervorgegangen sey, und in diesen Bildungsverhältnissen bis zur Vollendung habe wachsen können; und im gegenwärtigen, daß diese eigenthümliche Dichtart, durch ihre Consequenz, die Allgemeinheit und Übereinstimmung ihrer Merkmahle, in der Natur des menschlichen Geistes und der menschlichen Kunst selbst gegründet, daß ihre Gränzen demnach nicht zufällig und sie eine nothwendige Gattung der Poesie überhaupt sey. Wer den Winken der Natur gern nachforscht, von der es hier vornehmlich gilt, was Herakleitos vom Apollon behauptete: „Er verbirgt nicht, und er sagt nicht, sondern er deutet an;" wird sich leicht denken können, wie das helleniſche Epos aus diesen Gründen und Veranlassungen nach allgemeinen Bildungsgesetzen aller lebendigen Kräfte zu jener Consequenz und Wesentlichkeit gelangt sey, und wie die einzelnen Eigenschaften desselben aus der äußern Gestalt, welche aber nur hier ganz consequent durchgeführt ist, sich allmählig entwickelt

haben, oder vielmehr an dieſelbe allmählig angewachſen ſeyn mögen. Doch würde auch dadurch die Entſtehung der homeriſchen Poeſie nur im Allgemeinen und Ganzen erklärt werden. Die Entſtehungsgeſchichte der einzelnen Theile und Rhapſodieen aber wäre ſchon zur nähern Beſtimmung und weitern Ausführung jener allgemeinen Umriſſe von der äußerſten Wichtigkeit. Überdem ruht die allgemeine Anſicht von der homeriſchen Poeſie, wenn ſie, wie es oft der Fall war und noch iſt, auf die Veränderungen, welche die einzelnen Theile und die Ordnung des Ganzen betroffen haben mögen, keine Rückſicht nimmt, auf ſchwachem, oder vielmehr auf gar keinem Grunde. Mit dieſer Unterſuchung ſteht und fällt alles. Es iſt die Frage vom Seyn oder Nichtſeyn. Wer ſie ernſtlich beantworten will, muß geſinnt ſeyn, wie der Held, welcher bittet:

Vater Zeus, befrey der Achaier Söhne von dieſer
Nacht! Laß Heitre kommen, gewähr dem Auge den Anblick,
Und am Tage den Tod!

Wenn hier von der homeriſchen Poeſie, als von einem untheilbaren Ganzen, geredet worden iſt; ſo iſt dies keinesweges im herkömmlichen Glauben an Einen Homeros, alleinigen und improviſirenden Schöpfer der Ilias und Odyſſee, geſchehen. Vielmehr hat die bisherige Unterſuchung über das homeriſche Epos ſtete Rückſicht auf dieſes ihr Ziel genommen, und es nie aus den Augen verloren. Doch mußte in der dieſer Geſchichte angemeßnen Ordnung der Gegenſtände, der Begriff des Ganzen vorzüglich in dieſem Fall, der Unterſuchung über die einzelnen Theile vorangehn, weil die Meynungen der Alten vom

Ganzen der homerischen Poesie, ihre absichtlichen Veränderungen, und ihre Urtheile über die Ächtheit einzelner Stellen oder Theile derselben begründet und bestimmt haben. Diese nothwendige Anordnung kann uns nicht hindern, was in dem bisher Behaupteten grundlos befunden werden sollte, wieder zurückzunehmen [71]).

---

71) Als Grundlage und Veranlassung des Folgenden sind Wolfs Prolegomena zu betrachten, welche uns mittelbarer Weise schon über mehreres in der ältesten hellenischen Poesie Licht gegeben haben. In der That hat fast jeder Theil der gesammten Alterthumskunde von den Entdeckungen dieses Kritikers über die homerische Poesie die wichtigsten Vortheile gewonnen. Im Ganzen aber scheint es, ist jenes Meisterstück des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit, welches durch den Geist der Wißbegierde und Wahrheitsliebe, den es athmet, durch die strenge Bestimmung und feste Verkettung einer so langen Reihe von Gedanken und Beobachtungen dieser Art und dieses Stoffs, am meisten aber durch die eigne, eben so seltne als unschätzbare Gewandheit und Biegsamkeit des Gedankenganges, bey dieser Fülle des Inhalts, für ein Urbild geschichtlicher Forschung über einen einzelnen Gegenstand des Alterthums gelten kann, von den Anhängern fast noch weniger verstanden, geschweige denn benutzt worden, als von den Zweiflern. Der Grund davon liegt wohl zum Theil in der Anordnung der Schrift; indem was darin für das Ganze das wichtigste ist, die Grundlinien nähmlich zu einer wo nicht chronologisch bestimmten doch genetisch befriedigenden Entstehungsgeschichte der homerischen Poesie, hier nur als Episode in die, zur Rechtfertigung der gegenwärtigen Ausgabe bestimmte und ausführlichere Geschichte der Überlieferung und Behandlung des homerischen Textes, eingeflochten und in zerstreuten Winken angedeutet werden konnte. Daher denn auch manchem Gegenstande einer bloßen Nebenuntersuchung, wie z. B. über die Schrift und die frühere oder spätere Anwendung derselben, ein viel zu großes Gewicht für das Ganze gegeben worden. Die vornehmste Ursache aber, warum jene ganze Untersuchung der alten und neuen Chorizonten bloß in dem skeptischen Zustande stecken geblie-

Jahrhunderte lang lebten die homerischen Rhapsodieen einzeln nur durch die Überlieferung epischer Kunstschulen, im Geist und auf den Lippen wandernder Sänger, bis sie durch die Diaskeuasten gesammelt, zur Ilias und Odyssee geordnet, und schriftlich aufgezeichnet wurden. Die Annahme einer Ilias und Odyssee vor den Diaskeuasten ist also nur blinder Glauben oder gewagte Voraussetzung. Auch bey der treuesten mündlichen Überlieferung durch einen so langen Zeitraum scheinen allmählige Abweichungen von der ursprünglichen Gestalt fast un-

---

ben ist, ohne zu einem ganz klaren Ziel und geschichtlich begründetem und genügendem Schluß gedeihen zu können, liegt außer den vielen in der Alterthumskunde noch herrschenden Vorurtheilen und falschen Meynungen, über die alte Sage und älteste Poesie, und wie man sich ihre Entstehung denkt, überhaupt aber über die Sprache, Kunst- und Geistesentwicklung der Vorzeit und Urwelt, besonders auch in der hier wohl genugsam erörterten vielfachen und gänzlichen Unbekanntschaft mit der eigenthümlichen Natur des hellenischen Epos. Es fehlt an dem hinreichend entwickelten dichterischen Kunstgefühl, daher auch an dem rechten Verständniß selbst für den Geist der Sage und Mythologie, an Sinn für die poetische Entfaltung der alten Heldensage durch den epischen Gesang und für die eigenthümliche poetische Gestaltung und kunstsinnige Form in diesen homerischen Liedern und eben daher auch an einer richtigen Würdigung der wahrhaft künstlerischen Diaskeuase derselben. Erst jetzt, nachdem wir eine tiefere, wissenschaftlichere Ansicht der Mythologie und des alten Sagengeistes gewonnen haben, kann eine Forschung, welche das ganze Gewebe und Wundergebilde des Alterthums und der Urwelt mit poetischem Kunstgefühl auffaßt, durch den Scharfsinn der Chorizonten in der Scheidung der Einzelnen geleitet, über die skeptische Stufe hinaus zu einer vollständig genetischen Natur und Entstehungs- oder Kunst- und Entwicklungsgeschichte der alten Sage und Poesie überhaupt und der homerischen Lieder insbesondere gelangen.

vermeidlich, und die Neigung des Epos selbst, sich in episodischer Fülle auszubreiten, konnte den Rhapsoden zu Erweiterungen und Zusätzen locken. Die Schule des berühmten Kynaethos [72]) wird der Verfälschung ausdrücklich beschuldigt. Die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesart, welche, wie leicht zu erachten, in den verschiedenen Handschriften verschieden lautete, ging so weit, daß der bittre Timon dem Aratos auf die Frage, wie er sicher zur ächten homerischen Poesie gelangen könne, antwortete: „Wenn er sich an die alten Handschriften hielte, nicht an die neulich berichtigten [73]). Das Verwerfen einzelner Stellen war so häufig und allgemein, daß auch wohl Bücher dagegen geschrieben wurden [74]). Selbst der bescheidnere Aristarchos sprach, wie sich Cicero ausdrückt, die Verse, welche er nicht billigte, dem Homeros ab [75]). Nicht bloß größere und kleinere Stellen, auch ganze Rhapsodieen hielten die Kritiker für unächt. „Es sey eine Krankheit der Hellenen," sagt Seneca [76]), „zu untersuchen, wie viel Ruderer Odysseus gehabt, ob die Ilias früher geschrieben sey, oder die Odyssee; ferner, ob sie von demselben Verfasser wären." Die Grammatiker welche die letzte Frage verneinten, bildeten eine eigne Secte der Chorizonten.

Und in der That findet sich auch Veranlassung zum Scheiden und Sondern genug, wenn man die Rhapsodieen der Ilias und Odyssee nicht im Zusammenhange der

72) Schol. ad Pind. Nem. II. 73) Diog. Laert. IX. 12. 6. 74) Schol. Ven. ad. I, 424. 75) Wolfii Proleg. p. CCXXXII. 76) De brev. vit. cap. 13.

ganzen helleniſchen Poeſie und in Vergleichung mit den homeridiſchen Hymnen, mit den heſiodiſchen Geſängen, und mit dem, was wir von den Werken der epiſchen Claſſiker des lyriſchen und dramatiſchen Zeitalters wiſſen oder vermuthen, oder gar im Gegenſatz ganz andrer Gattungen der Kunſt betrachtet, wo ſie freylich als Eine Maſſe und Ein Ganzes erſcheinen, ſondern ſie bloß an und für ſich beobachtet, und nur mit ſich ſelbſt, ohne alle Vorausſetzung, ob ſie von Einem oder mehreren herrühren, vergleichet. Da ſondert ſich nicht etwa bloß das jedermann verdächtige Ende der Odyſſee [77]) weit ab; auch manche der immer noch ſehr alterthümlichen, und kunſtreich gediegenen, an ſich betrachtet, größten und flieſſendſten Maſſen, verrathen durch eine feinere einem empfänglichem Gefühl und offnem Auge aber ſehr wohl merkliche Verſchiedenheit, in der Farbe des Ausdrucks und in den Umriſſen und Zügen der Erzählung und Dichtung, einen verſchiedenen Urſprung. Eine Verſchiedenheit, die gleichſam in die Sinne fällt, ohne noch die geſchichtlichen Widerſprüche im Einzelnen, die ſtreitenden oder abweichenden Anſichten derſelben Gegenſtände oder Geiſtesgegenden im Ganzen zu unterſuchen, oder auf Schwierigkeiten aus einer muthmaßlichen Chronologie der Gebräuche und Sitten zu ſehen. Von der Patrokleia an wechſeln und kämpfen in den letztern Rhapſodieen der Ilias größere Geſtalten, das Leben iſt gedrängter, und raſcher der Schwung. Gegen die erſten Rhapſodieen, wo man nach der dichteriſchen Erhaben-

77) Von XXIII, 297. an.

heit des ersten Anfangs auch wieder manches rein Historische, oder was dem ähnlich ist, findet, dürfte man sie deshalb poetisirter nennen. Da nun das Eigenthümliche der Ilias im Gegensatz der Odyssee eben darin besteht, daß die epische Kraft sich darin mehr zusammendrängt, als auseinanderbreitet, mehr in die Höhe steigt, als in die Weite strömt, so sind sie in dieser Hinsicht gleichsam der Gipfel der Ilias. Dagegen ist aber freylich die Bildung, Bewegung und Farbe des Wunderbaren hier ungleich üppiger, ja ausschweifender, und nicht selten anstößiger. Hierin gleicht ihnen die Diomedeia nicht wenig, welche auch darum, weil nichts im Zusammenhange der Geschichte wesentliches darin vorgeht oder vollbracht wird, außer daß der Tod des bundbrüchigen Pandaros den Forderungen der gerechten und strafenden Adrasteia Genüge leistet, ein späterer Nachwuchs der vorhergehenden Rhapsodieen scheinen könnte. Wie nachdem sich die Größe und Fülle der Kraft der ersten Gesänge wieder in mancherley Episoden und Einzelnheiten zersplittert und verlohren hat, dann in den letzten Gesängen der Ilias wieder im poetischen Sinn am meisten Ilias ist, so ist in den mittleren, vom fünften bis zum funfzehnten der Odyssee am meisten Odyssee und am meisten homerische Dichterfülle. An leichter Lebendigkeit, bezaubernder Süßigkeit, an völliger Ausbildung, Anmuth auch im Scherz und zarter Angemessenheit ist diese Masse die volle Blüthe der homerischen Schönheit, und enthält verhältnißmäßig am meisten Dichtung. Der achtzehnte Gesang der Odyssee sticht merklich ab, und in dem funfzehnten, sechszehnten und siebzehnten Gesange ist ein befremdendes Umherspringen, hier und

da unnatürliche Kürze und anstößige Stellen genug; viele andre Wahrnehmungen ähnlicher Art nicht zu erwähnen.

Aber auch die vollkommenste Ähnlichkeit der Gestaltung und Gleichheit der Farbe bey gänzlichem Mangel an Widersprüchen, Lücken und Sprüngen, wäre noch kein hinreichender Grund, einen Kranz oder eine Masse dieser alten Gesänge ganz bestimmt Einem Urheber anzueignen, da sie mehr entstanden und gewachsen, als entworfen und ausgeführt, da sie Früchte eines so einfach gebildeten und bildenden Zeitalters, einer höchst gleichartigen, durch die Natur selbst gestifteten Kunstschule sind. Die alte Sage von Einem Homeros, und die mancherley Mährchen, welche sich an sie angebildet haben, können bey allen diesen Untersuchungen um so weniger etwas gelten, da sie außer demjenigen, was offenbar aus den Lebensverhältnissen der spätern Rhapsoden zur Zeit, da der noch neue Republikanismus die heroische Verfassung, mit allem was ihr anhing, und also auch die heroischen Sänger, verdrängte und erniedrigte, entlehnt und auf den ältern Urheber von Gedichten übertragen ist, in denen das Leben der Sänger ganz anders dargestellt wird, gar nichts enthalten, als die gröbsten und schneidendsten Widersprüche über das Vaterland, und was noch schlimmer ist, auch über das Zeitalter des Homeros. Wenn man erwägt, wie viel Hülfsmittel die helleniſchen Gelehrten, welche das Zeitalter des Homeros zu bestimmen versuchten, noch hatten und haben konnten, die nun verlohren sind; daß sie bey Beantwortung der großen Frage, aus homerischen Anspielungen auf Gebräuche oder Begebenheiten, deren Alter entweder geschichtlich bekannt war, oder nach wahrscheinlichen Gründen bestimmt

und angenommen wurde, nach ihrer Art ziemlich sorgfältig und sehr scharfsinnig zu Werke gingen, und daß die verschiedenen Angaben und Bestimmungen so außerordentlich weit von einander abstehen; so dringt sich der Gedanke auf, daß wenn auch nicht alle, doch sehr viele dieser abweichenden Meynungen gleich wahr, und das Alter der einzelnen Theile und Massen der homerischen Poesie wohl auch sehr verschieden seyn möchte; da es ohnehin nichts als ein ganz misglückter Einfall ist, aus den verschiedenen Zeiten eine mittlere Durchschnittszahl ziehen zu wollen, und der Vorzug, den man einem oder dem andern homerischen Chronologen nach dem Ansehn seiner Gelehrsamkeit, Urtheilskraft und Zuverläßigkeit geben mag, bey dem ungefähr gleichem Gewicht der Gegner doch nur willkührlich ist.

Bey allen diesen unläugbaren Thatsachen, Wahrnehmungen und daraus folgenden Sätzen kann es also wohl gar nicht mehr die Frage seyn: was ist homerisch in diesen alten Gesängen, und was nicht? Denn unter dem Gedränge dieser Zweifel verschwindet Homeros unsrer Nachforschung, wie des Vaters Schatten der Umarmung des Aeneas. Man darf nur noch fragen, wie die Ilias und Odyssee entstanden sey. Wir haben sie nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern vielfach bearbeitet und überarbeitet, und vielleicht durch Rhapsoden, Diaskenasten und Grammatiker ganz umgebildet. Und so scheint die homerische Poesie selbst, die einzige sichere Grundlage der frühesten Alterthumskunde, und mit ihr das ganze Gebäude zu schwanken, und dem Kunstfreunde wie unter den Händen wegzugleiten und gleichsam zu zerfließen. Die er-

sten Urheber haben, also wohl vielleicht nur allerley rohen Stoff von sich gegeben, der durch die Kunst der spätern hintendrein vervollkommnet, und in welchen die liebliche Schönheit, die völlige Ausbildung, besonders aber die reizende Harmonie, das unterscheidendste Merkmahl des homerischen Epos erst lange nachher und sehr spät hineingemacht ward.

Gegen diese Vorstellung indessen, die bey Gelehrten, welche das hellenische Alterthum nicht kennen, nach dem ersten flüchtigen Überblick aller der erwähnten und andern ähnlichen bedenklichen Nachrichten und Winke, die sich in den Alten selbst über die Entstehung, Erhaltung und Behandlung der homerischen Poesie finden, sehr leicht aufsteigen könnte, dürfte wohl sehr vieles von dem sprechen, was bey einer Untersuchung der Art am meisten Gewicht haben muß. Auch die allgemeine poetische Disharmonie selbst der Classiker der epischen Kunst nach der homerischen Periode könnte schon Zweifel erregen. Die Unordnung und Disharmonie der hesiodischen Poesie fällt jedem Kunstfreunde in die Sinne. Antimachos war noch schlechter geordnet als Hesiodos [78]; Panyasis nur etwas besser; so auch wahrscheinlich Pisandros, da Aristoteles die Herakleia unter den wegen Mangel an dichterischer Einheit getadelten epischen Werken nennt [79]. Konnten unbekannte Verfälscher den homerischen Gesängen jene Anordnung anbilden und gleichsam einimpfen, welche das Maaß des menschlichen Geistes zu überschreiten schien [80], während die Epiker,

78) Quinct. X, 1. 79) Post. 8. 80) Quinct. X, 1.

welche, jeder in seinem Zeitalter, die gebildetsten waren, gleichsam die Häupter der epischen Kunst, auch den gewöhnlichen Forderungen der Rhetoriker in diesem Stücke so wenig Genüge leisten? Die scheinbare Möglichkeit, daß die Homeriden, während aller Veränderungen der epischen Kunst, unbekümmert um das, was in diesem oder jenem Zeitalter grade galt oder nicht galt, dem alten Style des Epos treu, die Bildung und Gestaltung der homerischen Poesie wenigstens in einer stetigen Reihe fortsetzen und vielleicht erst in den spätesten Zeiten vollenden konnten, wird vernichtet durch die gänzliche Verschiedenheit derjenigen Rhapsodieen, welche die Ilias und die Odyssee bilden, und der homeridischen Hymnen, deren verhältnißmäßige Spätheit wir fast ohne Ausnahme wissen können. Eine Verschiedenheit, die nicht bloß in dem Stoff liegt, oder auch sich nur auf die Farbe und äußere Gestaltung erstreckt, sondern sich noch in dem innersten Bau des Ganzen offenbart. Waren es aber die Diaskeuasten, denen die homerische Poesie ihre epische Harmonie verdankt, so ist es unbegreiflich, warum sie gegen andre alte Gedichte, die sie doch auch diaskeuasirten, minder freygebig waren. Auch läßt sich nicht wohl einsehn, wie alle Diaskeuasten aus ganz Hellas zusammengenommen das hesiodische Schild des Herakles zum Beyspiel in eine schöngeordnete Rhapsodie hätten verwandeln können; sie müßten denn ein ganz neues Gedicht daraus gemacht haben. Dann waren aber sie die Dichter, und das ist sicher, die, von denen die epische Harmonie der homerischen Rhapsodieen herrührt, sind die eigentlichen Autoren derselben; mögen auch noch so viele Vorgänger ihnen Stoff zugebil-

det und Sagen poetisirt, oder Nachfolger ihre einzelnen Gesänge, die für sich bestehende Ganze waren, ihrer Absicht gemäß oder entgegen, durch Kitt und Klammern zusammengefügt, ja sogar Stellen eingeschoben oder weggelassen haben; so lange nur nicht alles umgebildet und neu gestaltet wurde. So wie die sichtbare Hinneigung der homerischen Poesie zu jener sittlichen Übereinstimmung, die aus der Strafe des Bösen und dem Falle des Übermüthigen entspringt, deren Gefühl, mit manchem andern seiner eigenthümlichen Gedanken verschwistert, so oft aus dem alten Liede hervorschimmert, und die sich nicht bloß in der grausamen Züchtigung des Melanthios, sondern auch in der Darstellung des Agamemnon, des Achilles und des Patroklus offenbart, in das ganze Gebilde innigst verwebt ist, und nicht von außen zugethan werden konnte; so auch die epische Harmonie, deren Wesen in der fließenden Stetigkeit der Darstellung, in der klaren Anschaulichkeit des Dargestellten, nicht bloß im Einzelnen, sondern auch noch in den größern, immer wieder gefällig und deutlich gegründeten Massen besteht.

Diaskeuastirt aber ist die homerische Poesie nun einmal; das wissen wir, und daran müssen wir uns halten. Genau zu bestimmen, was die Diaskeuasten mit ihr und an ihr thun konnten oder nicht konnten, und was sie wirklich gethan haben, das ist die Hauptsache und das Eine, worauf es eigentlich ankommt.

Wenn wir auch annehmen wollen, die alten Gesänge hätten sich, nicht bloß aus derselben Sage, gleichsam Kinder einer Mutter, aufgewachsen, sondern auch in einer Kunstschule schwesterlich gebildet und vollendet, aus ur-

ſprünglicher gegenſeitiger Befreundung aufs gutwilligſte in einander fügen laſſen; ſo kann dies doch nicht ganz ohne Vereinigungsmittel und Bindungsſtellen zu Stande gebracht worden ſeyn. Dieſe darf, ja ſoll man in der Ilias und Odyſſee aufſuchen, und wenn es, wie billig, nach dem Grundſatze geſchieht, Stellen [81]), welche durch einen harten Übergang oder bedenkliche Einzigkeit der Worte oder der Sachen auffallend, aus epiſchen Gemeinplätzen und aus unverdächtigen andern homeriſchen Stellen mühſam zuſammengeflickt, der Ökonomie des Ganzen abſichtlich dienen, nichts enthalten, was ein Diaſkeuaſt, der bloß Diaſkeuaſt und gar nicht Poet wäre, nicht füglich hätte machen können, und ohne Schaden des Zuſammenhanges weggenommen werden mögen, fürs erſte als des diaſkeuaſtiſchen Urſprungs verdächtig zu bezeichnen; ſo wird man vielleicht Stellen der Art genug finden, und ſich zuvörderſt von der ängſtlichen Beſcheidenheit der Diaſkeuaſten überzeugen können, welche es beynahe überflüſſig iſt, in Worten zu loben, da die in der homeriſchen Poeſie übriggebliebenen Widerſprüche es durch die That thun, und ein bleibendes Denkmahl ihrer diaſkeuaſtiſchen Vollkommenheit ſind, welche

81) Die Stelle Ilias I, 430—492 mag hier nur als ein Beyſpiel der Anwendung jenes Grundſatzes ſtehn, ohne dadurch auf allgemeine Überzeugung von ihrer Unächtheit Anſpruch zu machen. Denn hier muß doch jeder die Wahrheit ſelbſt finden, und ſo nützlich es ſeyn könnte, wenn mehrere dem Geſchäft gewachſene, jeder für ſich, alle von den Diaſkeuaſten herrührenden Stellen in der homeriſchen Poeſie aufzufinden verſuchten; ſo dürfte es doch nicht rathſam ſeyn, Vermuthungen, die nur durch ihre Übereinſtimmung und Verbindung in Maſſe unwiderſtehlich ſtark ſeyn können, durch voreilende Mittheilung zu vereinzeln und zu entkräften.

darin beſteht, daß ein Diaſkeuaſt nur Diaſkeuaſt iſt, und nichts anders ſeyn will. Auch dürfte die Vermuthung auf dieſem Wege, durch die höchſte Strenge in jedem einzelnen Fall und durch immer wiederholte Vergleichung der ähnlichen und Überſicht aller ſchadhaften Stellen, wohl endlich mit wiſſenſchaftlicher Sicherheit zu einer Zerlegung der Ilias und Odyſſee in die urſprünglichen Maſſen gelangen können, welche dann geſäubert von Kitt und entfeſſelt von Klammern, in reinerer Alterthümlichkeit und erhöhter Schönheit überraſchend da ſtehn, das immer ein gutes Maaß von Verblendung heiſchende Andichten einer ſyſtematiſchen oder irgend einer andern ihnen fremdartigen Einheit faſt unmöglich machen, und in ihrer eigenthümlichen Geſtalt und Harmonie 82) dem durch die Vorausſetzungen des Verſtandes nicht mehr irre geleiteten Kunſtſinn einwachtender entgegenkommen würden. Mit Rückſicht auf die merkliche Störung, welche ſo manche harte, verworrne und leere Übergänge und Einſchiebſel, die nach aufgelöſter Diaſkeuaſe wegfallen dürften, einem feinen Kunſtgefühl verurſachen können und ſollen, und vielleicht, als die erſte Veranlaſſung und der tiefere unter herkömmlichen Redensarten und Begriffen der Schule, wie unter einem mangelhaften Ausdrucke verſteckte Grund, eine Stelle verdächtig zu finden,

82) Ein merkwürdiges Beyſpiel, wie fremd jene dem alten helleniſchen Epos eigenthümliche Harmonie manchen Zeitaltern ſeyn mag, iſt es, daß Voltaire und Home, zwey ſo verſchiedene Naturen, deren jeder für eine ganze Gattung gelten kann, im Tadel der von den Alten allgemein geprieſenen, und oft genug auch mit Einſicht gelobten und mit Geſchicklichkeit nachgebildeten homeriſchen Anordnung ſo völlig Eins ſind.

den Kritikern des alexandrinischen Zeitalters auch nicht ganz selten wirklich verursacht haben, möchte man wohl sagen, daß nicht die Ordnung sondern die Unordnung, die poetische nehmlich, welche etwa noch in der homerischen Poesie gefunden wird, das Werk der Diaskeuasten sey. Aus einem andern Gesichtspunkte aber kann man sagen, daß die Diaskeuasten nur eine ursprüngliche Ordnung wieder hergestellt haben. Theils weil die ächten Massen nach der Trennung immer noch durch die ungeachtet der feinern Unterschiede im Allgemeinen sehr große Ähnlichkeit der Darstellung, bey dem geschichtlichen Zusammenhange des Dargestellten, auf gewisse Art ein Ganzes bilden, und mehr oder minder deutliche Spuren einer ursprünglichen Fortsetzung und absichtlichen Beziehung verrathen würden. Vornähmlich aber, weil die Diaskeuasten die homerische Poesie nicht in eine neue, willkührliche Gestalt umgegossen, sondern bey der Verkittung der sich übrigens von selbst dazu fügenden und ordnenden Rhapsodieen, in den beyden großen Massen der Ilias und Odyssee, offenbar zwey Formen beabsichtigt haben, welche den alten Gesängen so wenig unbekannt sind, daß sie vielmehr als die ausdrücklichen und natürlichen Unterarten des homerischen Epos erscheinen. Die Ilias soll eine Aristeia seyn, und die Odyssee ist ein Nostos; und dieses sind die zwey Ideen von der Form und Gestaltung, innern poetischen Einheit, und nicht erst erkünstelten, sondern allerdings ursprünglich künstlerisch darin eingewebten, obwohl sehr losen dichterischen Ordnung und Verknüpfung, welche wir als den Hauptbegriff und zusammenhaltenden Lebensfaden für beyde Gedichte fest zu fassen haben. Wenn auch mehrere Rhapsodieen und ganze Massen der Ilias gar nicht

darauf angelegt ſcheinen, den Achilles am meiſten hervorzuheben, und nach Auflöſung der Diaſkeuaſe vielleicht noch weniger ſcheinen würden, wie denn zum Beyſpiel manche kleine Stellen im zweyten, dritten und vierten Geſange, welche an den Achilles und an ſeine Wichtigkeit erinnern ſollen, nach dem erwähnten Grundſatze als Einſchiebſel verdächtig ſind; ſo iſt doch die Rückſicht und Beziehung auf ein Höchſtes und Vortrefflichſtes, verſteht ſich nach der Denkart der alten Heldenwelt, den Dichtern der Ilias ganz natürlich und ſichtbar bey ihnen hervortretend, und mehrere Rhapſodieen und Maſſen zeigen einen abſichtlichen Hang, Einen Helden vor allen zu verherrlichen und über alle andern Geſtalten beſtimmt emporragen zu laſſen. In der Odyſſee werden ohnehin Geſänge von der endlichen Heimkehr der achaeiſchen Fürſten von Troja und ihren wundervollen Schickſalen und Wanderſchaften als eine damahls gewöhnliche und beliebte Liedesart in unverdächtigen Stellen erwähnt; und die einzelnen Rhapſodieen erhalten hier auch durch ihre Stelle im Ganzen keine Beziehung, welche ſie nicht ſchon an ſich haben. Wohl iſt in den erſten vier Geſängen der Odyſſee eine zuſammenfügende Hand beſonders merklich und ſichtbar, in der wiederholten und hin und herſpringenden Anknüpfung und Hinweiſung, wo die verknüpfenden Stellen oft nur aus wiederholten Verſen eines andern Geſanges, mit geringer Veränderung und mit kleinen Ausfüllungen verwebt, bloß für dieſen Zweck abſichtlich an einandergeſetzt zu ſeyn ſcheinen.

Übrigens darf man auch dem homeriſchen Epos nicht mehr als nur einen entſchiednen Hang beylegen, ſich in jene beyden Arten und Geſtalten zu trennen und zu bilden, und

muß ſie nicht als eigentliche, das ganze Gebiet erſchöpfende Fächer betrachten, weil ſich vielleicht unter den urſprünglichen Maſſen welche finden könnten, auf welche dieſe Eintheilung nicht anwendbar wäre. Auch iſt in dieſer Hinſicht zwiſchen beyden Hauptgedichten ein merklicher Unterſchied. In der Iliade tritt vielleicht das dem Ganzen vorſchwebende Ziel einer Ariſteia in den mittleren Geſängen einigemal mehr zurück; in den letzten neun oder zehn Geſängen aber entfaltet ſich erſt das Ganze recht zu einem großen, allumfaſſenden, wundervollen Kampfgemählde. Und geſetzt auch, daß ihm einige etwas fremdartige Theile ergänzend ſpäter hinzugefügt ſeyn könnten; es iſt im Weſentlichen Ein Erguß, überall angelegt auf dieſen großen Eindruck des Einen Heldenbildes. In der Odyſſee aber iſt die beſeelende Idee der Wunderfarth oder des Noſtos in der erſten glänzenden Hälfte des Ganzen vorherrſchend; in den ſpäteren Geſängen nach der Rückkehr des Odyſſeus entſchwindet ſie wieder und das Gedicht geht über in ein beſchränkteres häusliches Kampfgemählde und in die Scenen der Wiedererkennung. Überhaupt iſt es nothwendig, ſich dieſe alten Formen ganz im homeriſchen Sinn zu denken, und alle Einmiſchung fremdartiger Merkmahle ſorgfältigſt zu vermeiden. Doch kann man den Unterſchied nicht bloß auf eine Verſchiedenheit des Inhalts herabſetzen, da das Eigenthümliche der homeriſchen Darſtellungsart vorzüglich eben mit darin beſteht, daß der darſtellende Geiſt, oder der Dichter nie für ſich laut wird und hervortritt, ſondern ſich innigſt an das Dargeſtellte anſchmiegt, ganz in daſſelbe verliert und Eins mit ihm wird, ſo daß ſich der Stoff und die Geſtaltung deſſelben hier noch gar

nicht absondern lassen. Jene Trennung in zwey Hauptarten und verschiedenen Formen des epischen Gesanges der homerischen Zeit oder Schule ist auch so wenig zufällig als willkührlich, sondern eine natürliche und nothwendige Folge jener unbegränzten Beweglichkeit und freyen Lebendigkeit des, alles schöne Sinnliche ergreifenden und bis zur sinnlichen Schönheit in sich bildenden und rein außer sich darstellenden Kunstgeistes, welche die wesentlichsten Eigenschaften des homerischen Epos sind. Die rege Fülle der unbeschränkten Einbildungskraft wird sich entweder mehr zusammendrängen oder ausbreiten, mehr in die Höhe steigen oder in die Weite dehnen müssen, und nur in einem höchsten Gipfel, in einer äußersten Umgränzung, Ruhe und einen festen Anhalt finden können. Die einfache Kunst des erzählenden Gesanges, wo das Dichtungsvermögen noch ganz im Stoff gebunden, und in der Sage verlohren ist, wird entweder auf eine höchste Steigerung gerichtet seyn, in der Aristeia, dem Kampfgemählde Eines vor allen andern im hellsten Glanz des Ruhms hervorgehobenen Helden; oder es wird in der Wunderfarth, dem Nostos, die weiteste Ausbreitung suchen, und sich in die reichste Fülle ergießen. Es äußert sich aber nicht bloß im Ganzen, sondern auch noch in den feinsten Nebenzweigen des göttlichen Gewächses die gleiche Neigung, ein jegliches zu einer vollen Welt im Kleinen zu entfalten, oder an der Spitze der untergeordneten Gestalten Eine vorstrahlend zu erheben. Überhaupt scheint es die innerste Eigenthümlichkeit und eigentliche Wesenheit des homerischen Epos, daß das kleinere Glied eben so gebaut und gebildet ist, wie das größere, daß der Theil dem verkleinerten Ganzen und das

Ganze dem vergrößerten Theile gleicht; und eben darin liegt eine neue Rechtfertigung für das Verfahren der Diaskeuasten. Das ist es, was die schöne Übereinstimmung erzeugt, die in der homerischen Poesie wirklich da ist; denn daß die Gestalten so klar und bedeutend neben und gegen einander stehn, und sich so leicht und groß bewegen, daß die Fülle der Bilder und Worte nie Verwirrung wird, daß der mächtige Strom des erzählenden Gesanges seine Wogen nie in Schaum bricht und nie über seine Bahn schweift, ist mehr nur eine Abwesenheit von Unordnung. Wir müssen dem Quinctilianus beystimmen, daß jene Harmonie, welche nur die Frucht einer vollkommenen Natur war, und vielleicht auch nur das Werk einer durchaus vollendeten Kunst seyn könnte, das Vermögen auch des größesten Kunsterfinders zu überschreiten scheine. Nur liegt selbst in den, bloß absichtlich und willkührlich entworfenen und ausgeführten Gebäuden der Dichtung oder Geschichte, angemeßnen Kunstworten, womit die alten Rhetoriker die homerische Harmonie bezeichneten, der Keim zu allen jenen Mißverständnissen, die den Sagenkranz rhapsodischer Gesänge um das Haupt Eines Helden für ein poetisches Kunstgebäude systematischer Darstellung nehmen.

Es ist eine gleich leichte und gleich große Verirrung, die homerische Harmonie zu wunderbar, als sie zu begreiflich zu finden. Sie ist nicht wunderbarer als alles andre, was im poetischen Sinne homerisch genannt werden darf. Achilles und Odysseus, Agamemnon und Nestor sind nicht minder ewige Gebilde, wie die Gestalt des alten Epos; das Dargestellte ist so classisch als die Darstellung. Doch

ist die Harmonie des homerischen Epos nicht begreiflicher wie die wunderbare Harmonie der ganzen hellenischen, ja der gesammten alten Poesie überhaupt.

Wenn aber auch die homerische Poesie keine eigentliche Umgestaltung erlitten hat, durch keine spätere Überarbeitung verwandelt worden ist; so konnten sich dennoch wohl, schon nachdem sie bis zur Reife ausgewachsen stillstand, einzelne fremdartige neuere Stücke ansetzen, mit der alten Masse zusammenwachsen, und wie Unkraut an sie festschlingen. Weniges ist in der ganzen Untersuchung über die Ächtheit der homerischen Poesie so klar, als daß dieses geschah, und in welcher Periode es vorzüglich geschah, und welches die Stellen sind. Wenn der forschende Freund der hellenischen Poesie, dessen Geist die gehörigen Sinne besitzt, um jede, auch die feinste Verschiedenheit der homerischen, hesiodischen und homeridischen Poesie sicher wahrzunehmen, und dieselben durch Wiederholung und Vergleichung der Eindrücke hinlänglich geschärft hat, den Grund lieset, warum Zenodotos, der herbe, strenge Kritiker, und nach ihm auch die mildere Aristarchos, das überflüßige und trockne Nahmenverzeichniß der Nereiden im siebzehnten Gesange der Ilias [85]) als unächt verwarfen, weil die Stelle nähmlich hesiodischen Charakter habe [86]); so öffnet sich ihm wie eine Aussicht in eine neue Welt, und eine plötzliche Klarheit leuchtet in die Nacht des homerischen Alterthums. Es treten alle die vielen Stellen besonders in der Ilias vor das Auge seines Gedächtnisses, die unter denen, welche die Kritiker, wie wir wis-

85) v. 39 — 49. 86) Wolf. Proleg. p. CCVIII.

sen, für unächt hielten, ohne daß uns gesagt würde warum, einen ganz unverkennbar hesiodischen Charakter haben. Ohne Zweifel werden sie von den hellenischen Gelehrten aus eben diesem Grunde mit dem größten Rechte verworfen seyn. Denn es war recht in ihrem Geiste, bey der Frage von der Ächtheit oder Unächtheit eines Werks vor allem auf den poetischen Charakter zu sehn, nach diesem zu entscheiden, und darüber sogar andre Hülfsmittel der Untersuchung und Beurtheilung zu verabsäumen. So sagt Dionysios 87) zum Beyspiel, nachdem er den Styl des Lysias geschildert hat; an dem Mangel der diesem Redner ganz eignen Anmuth habe er viele von ihm seynsollende Werke für unächt erkannt; erzählt dann, wie ihm dieses Merkmahl zuerst Verdacht gegen eine Rede einflößte, deren Falschheit ihm nachher auch ein erst bey weiterm Forschen entdeckter grober Anachronismus bewies, und behauptet 88), wenn der Kenner in angeblichen Reden des Dinarchos Anmuth wahrnehme, so solle er dreist sagen, sie seyen vom Lysias. Desgleichen jener so gelehrte Servius beym Cicero 89), dessen Sinn durch die schärfste Aufmerksamkeit auf den Styl der Dichter und durch ein beständiges Studium ihrer Schriften so zart geworden war, daß er leicht und sicher sagen konnte: dieser Vers ist nicht vom Plautus, aber dieser. Wer die Anlage und die Vorbereitung dazu hätte, dürfte wohl auch dahin gelangen können, eben so von jeder zweifelhaften Stelle der Ilias, ohne eine andre Magie als die des Scharfsinns sagen zu

87) Orat. Gr. Reiske, VIII. p. 185. 88) Ibid. 215. 89) Libr. IX. ad famil. ep. 16.

können; diese ist hesiodisch, diese aber ächt und homerisch. Ja, die unverschmolzene Verschiedenartigkeit dieser roh angesetzten hesiodischen Stücke würde es, wenn es einer Bestätigung bedürfte, bestätigen können; die homerische Poesie sey wo nicht das Werk Eines Künstlers, doch unstreitig das Erzeugniß Einer Periode der epischen Kunst.

Man darf und muß fortfahren, diese ganze Periode der sinnlichsten Schönheit und der schönsten Sinnlichkeit und ihren poetischen Charakter mit dem zu einem unentbehrlichen Kunstworte der Poesie gewordnem Nahmen homerisch zu nennen, ohne dadurch die Hindeutung läugnen oder verdrängen zu wollen, welche die allgemeine und dauernde Sage auf das giebt, was sich ohnehin erwarten ließ, daß wohl auch Einer unter den Sängern der Ilias und Odyssee der vornehmste, wie das Haupt und der Führer der andern, der Vater und Meister der Schule seyn mochte; vielleicht der Vortrefflichste von allen, wahrscheinlicher der älteste der beynah gleich vortrefflichen. Nur darf man sich diesen nicht wie einen großen Kunsterfinder ohne Vorgänger denken, der die Grundlage des Göttergewebes eigentlich gemacht habe, mit Einemmahle, sondern auch nur als den uralten doch letzten Vollender der vom ersten Keim an stätigen Ausbildung einer langen Reihe die epische Kunst immer mehr verfeinernder Sänger. Die Frage, zu welcher uns die alten Chorizonten veranlassen, ob wir für jedes der beyden homerischen Werke oder epischen Gebilde Einen Ersten Dichter annehmen sollen, also Zwey statt des Einen Homeros nach der gewöhnlichen Meynung, die aber die Chorizonten nicht hinreichend begründet fanden; würde doch nur in chronologischer Hinsicht von Wich-

tigkeit seyn, und einen Werth haben; wenn sich nämlich geschichtliche Gründe fänden, aus den in der Darstellung selbst enthaltenen Beziehungen und Anspielungen, einen bedeutenden Zwischenraum verschiedener Zeit unter ihnen anzunehmen. Bloß künstlerisch genommen, würde es schwer seyn, über den Vorzug des Einen oder des andern zu entscheiden.

Die biographischen Nachrichten vom Homeros, nach der gewöhnlichen Annahme, daß es nur Einen gegeben, würden dabey nur sehr wenig Gewicht haben können. „Eine Sage, die viele Völker verkünden," meynt zwar Hesiodos 90), „gehe nie ganz unter, und sey wohl auch ein göttlich Wesen." Gewiß kann eine allgemeine Sage noch weniger aus Nichts entstehen, als in Nichts verschwinden. Auch soll sie dem Alterthumsforscher ehrwürdig, ja heilig seyn. Doch können ihre Hindeutungen nie strenge Gewißheit geben. Alle die Geschichtchen, welche auf den Nahmen des Homeros gehäuft sind, tragen indessen das Gepräge der Erdichtung und Übertragung aus spätern Zeiten zu sichtbar an sich, um irgend etwas gelten zu dürfen; und an dem Vater oder den Vätern der helleniſchen Poesie bewährt sich recht die Wahrheit des Pindarischen Ausspruchs: „daß das Wort, welches die Zunge mit der Musen Gunst aus tiefer Seele schöpft, länger lebe als Thaten" 91). Ja, so ausgemacht schien es den Hellenen nach ihrer eigenthümlichen Erfahrung, alles, was ewigen Werth und ewige Schönheit habe, müsse sich erhalten, daß sie auch umgekehrt schlossen, und es ein Sophisma gegen die Be-

90) Oper. v. 708. 709. 91) Nem. III, 10.

redsamkeit des Perikles abgeben konnte 92), daß sie nicht mehr vorhanden sey, und also offenbar nichts über den augenblicklichen Eindruck bleibendes in sich gehabt habe, und nicht im Stande gewesen sey, die Prüfung der Zeit auszuhalten.

Noch scheint in der Sage vom Homeros eine alte und bestimmte Hindeutung auf das Vaterland des homerischen Epos zu liegen. Simonides, Pindaros und Thukydides nennen den Homeros geradezu den Mann von Chios, wo der angebliche Stamm der Homeriden einheimisch seyn wollte. Von Jonien aus verbreiteten sich die einzelnen Rhapsodieen in das übrige Hellas. Die leichte Fülle und die reine Klarheit der homerischen Sprache hat am meisten von der jonischen Mundart. Nicht bloß der Standort ist in vielen dieser Gesänge jonisch; auch die Luft und der Himmel sind es; und nach dem Platon 93) ist es nicht ein lakonisches, sondern mehr ein jonisches Leben, welches der Dichter darstellt. Doch darf dies alles die Ansicht nicht beschränken, und es kann die Wahrheit, daß Homeros nicht, wie mancher Lyriker, bloß der einseitige Günstling eines Stamms, sondern der Dichter aller Hellenen war, nicht aufheben. Noch weniger darf man jenen während der Blüthe der alten hellenischen Republiken reifer ausgebildeten und schärfer bestimmten, und in seiner frühesten Gestalt so unhomerisch herben und heftigen jonischen Charakter, der sich nur im Gegensatz des dorischen

92) Lucian. ed. Bip. IX. 149. 93) De legg. VIII. p 115. ed. Bip.

denken läßt, hier suchen wollen, oder gar mit dem natürlichen Jonismus der homerischen Poesie vermengen.

Im Ganzen führt uns nun diese Untersuchung zu folgendem Schluß. Von der biographischen Sage über den Homeros, bleibt uns nur „der blinde Mann," aus dem ältesten homeridischen Hymnus auf den Apollon, „der auf der hohen Chios wohnt und dessen Gesänge forthin alle andern überstrahlen"; 94) als die einzige sichre Spur, welche für eine geschichtliche Hindeutung auf Einen Ersten Meister der ganzen Homeriden-Schule gelten und erklärt werden könnte. Nehmen wir aber nach Anleitung der Chorizonten und der homerischen Gedichte selbst, für jedes der beyden epischen Werke Einen Hauptdichter an; so sind diese Zwey, an dichterischer Größe wenig verschieden, auch in der Zeit einander wohl ziemlich nah gestanden. Jeder von ihnen aber mag dann einen Fortsetzer seiner epischen Anlage gefunden haben, da in der Ilias sowohl als in der Odyssee zwischen der größern Hälfte der Gesänge, welche den wesentlichsten Theil und die Grundlage des Ganzen bilden, und den übrigen Gesängen, welche jenen Anfang oder das erste Grundgewebe weiter fortführen und voller entwickeln, allerdings ein merklicher Unterschied wahrgenommen wird; auch in Hinsicht auf die Poesie und den ganzen Ton derselben, obwohl auch diese sich hier noch in großer Kraft und ganz homerischer Fülle zeigt, und die Dichtung im Ganzen genommen harmonisch genug mit dem Anfang und der ersten Hälfte fortgeführt ist.

---

91) Hymn. in Apoll. v. 172. 173.

Den durch drey oder vier Sänger von verwandtem dichterischen Geiste also hervorgebrachten und gestalteten beyden epischen Gebilden konnte sich späterhin wohl noch hie und da irgend eine einzelne, schon mehr fremdartige Rhapsodie, zur geschichtlichen Ergänzung und Abrundung anschließen, oder eingeschoben werden, was am sichtbarsten von dem letzten Gesange der Odyssee gilt. Außerdem aber haben weder die Rhapsoden noch die Diaskeuasten die homerischen Gesänge umwandeln, oder gar eine andre Ordnung und Harmonie hineintragen können, als die, welche ursprünglich darinnen war.

Je deutlicher und gewisser man die Mehrheit der Verfasser der Ilias und Odyssee und die Verschiedenheit ihres Alters einsehen, je weiter man in der Geschichte des alten Epos fortschreiten wird, je mehr wird man vielleicht dahin kommen, der homerischen Poesie, nicht aus blindem Glauben sondern mit Kenntniß und nach Abwägung aller Gründe, die äußerste Ächtheit zuzutrauen, die sich nur immer von uralten, durch mündliche Überlieferung erhaltenen Gesängen erwarten läßt. Die ganze Beschaffenheit dieser Gedichte beurkundet es, daß sie keine durchgehende Überarbeitung erlitten haben; man müßte denn dem, was Terpander als Musiker den homerischen Gesängen angefügt, einen so weit ausgedehnten Einfluß auch auf den Text einräumen wollen. Dieß würde sich aber doch wohl nur auf die Vermuthung einer metrischen Berichtigung oder gleichförmigen rhythmischen Bestimmung beschränken, und also nur einen Beweis mehr für das hohe Alter und die Ächtheit dieser alten Lieder, so wie für die sorgsame Aufbewahrung und Behandlung derselben abgeben. Gegen

eine eigentliche Verfälschung von Umfang kann außer der Einfalt und fast abergläubischen Treue der Rhapsoden, deren Gedächtniß noch nicht durch ein Chaos von flüchtigen Eindrücken und todten Buchstaben überschwemmt und abgestumpft, seine ganze frische, durch kunstmäßige Übung überdem erhöhte Stärke besaß, auch der Umstand bürgen, daß die homerische Poesie doch gar nicht bloß ausschließliches Eigenthum einer Kunstschule war. Dies beweist die Bekanntschaft der ältesten Lyriker und späteren Epiker, die nicht Homeriden waren, mit ihr; und für eine verhältnißmäßig frühe Verbreitung, selbst im Peloponnesos, spricht schon die Sage vom Lykurgos, und die Geschichte vom Klisthenes, dem Tyrannen von Sikyon, welcher den Wettgesängen der Rhapsoden in homerischen Gedichten, aus Eifersucht gegen das seiner Meynung nach darin vorzüglich verherrlichte Argos, ein Ende machte 95).

Mit Recht verbanden die Diaskeuasten die homerische Poesie, welche als eine Masse der hellenischen Bildung, und eben so reich an kenntlichen und verwandten Eigenheiten, als irgend eine andre lebendige Erscheinung, der wir, ihren selbstständigen Geist ahndend, innere Einheit zutrauen, für die Kunstgeschichte, die mehr auf das Allgemeine als auf das Besondre sehn soll, und wohl auch ganze Zeitalter für einfache Größen zählt, ein untheilbares Ganzes ist, und ewig bleiben wird. Groß und gleich zum Ziel, wie die Philosophie der Hellenen mit kühnen Behauptungen von der Natur aller Dinge und vom Bau

95) Herod. IV, 67.

des Weltganzen, wie die Poesie mit einer vollendeten Darstellung der schönen Heldenwelt, begann auch die alte Kritik damit, die ältesten Gesänge ihrem Geiste gemäß ergänzend zu ordnen.

Eben so richtig war es aber auch, daß die Chorizonten, was die Diaskeuasten verbunden hatten, wieder zu trennen strebten; denn die Kritik soll unterscheiden und auflösen so weit sie kann, und darf keine Disharmonie verschweigen wollen. Man darf nur die beyden entgegengesetzten Ansichten vereinigen, und die homerische Poesie zugleich in dem Sinne der Diaskeuasten und in dem der Chorizonten betrachten.

Auch zu dieser Untersuchung liegen also die Veranlassungen, Mittel und Bruchstücke, bis dahin ungenutzt, ja unbemerkt, deutlich und klar in den Alten selbst; und es brauchte nur ein Auge, welches in einigen zerstreuten Theilen das Ganze zu erblicken vermag.

Neuntes Kapitel.

Von der Hesiodischen Periode des epischen Zeitalters und von der Schule der Homeriden.

Sieht man auf die ganze Ansicht des Lebens der Menschen und der Götter, auf den dürftigen und verworrnen Geist der immer ernsten, oft trocknen und oft wilden hesiodischen Darstellungsart, welche nie bloß darstellen, sich selbst genießen und genießen lassen, sondern bald auch ohne alle Erzählung nur lehren, und ohne Entwickelung und Ausführung sammeln will; so erscheint die hesiodische Periode der epischen Poesie gegen die homerische wie eine neue Welt. Aber die Weise der Überlieferung und Sammlung war auch bey diesen alten Gesängen eben dieselbe, wie bey den homerischen. Die sogenannten Werke und Tage sind ganz so künstlich verkittend zusammengefügt und diaskeuasirt, wie irgend ein Theil der Ilias oder der Odyssee. Die einzelnen Stücke, denen man es nicht absprechen kann, daß sie selbstständige Ganze sind, hatten als zerstreute Rhapsodieen, besondre Nahmen und ein eignes Daseyn für sich, bis sie mit manchen kürzern metrischen Lehrsprüchen von ähnlichem Geist, von gleichem Alter und von verwandtem Ursprunge zu dieser Sammlung zwar nicht gegen ihre Natur und Bestimmung geordnet wur-

den, aber doch ohne daß sich auch nur eine Spur von ursprünglicher Absicht dieser Einheit und Verbindung in einem der alten für sich bestehenden Stücke offenbarte. Daß auch die längsten derselben nach dem Maaße homerischer Rhapsodieen sehr kurz sind, darf nicht befremden, da die Gedrängtheit der sonst ziemlich homerischen Sprache, welche die nachdrückliche Wiederhohlung des Hauptbegriffs und Hauptworts in einem Lehrspruch liebt, der Eigenthümlichkeit lehrender Gesänge so angemessen ist; wie denn auch im Ganzen, das beynahe nur dadurch zum Ganzen wird, die bald befehlende bald warnende Ermahnung des hier redenden Hausvaters, man solle arbeiten, überall vorschallt und immer wiederkehrt. An die Theogonie hingegen haben sich nicht wenig fremdartige Stücke angesetzt, und die Einleitungen, mit denen sie so reichlich geschmückt ist, haben bis auf ein merkwürdiges altes Bruchstück 96) mehr die fröhliche Farbe homeridischer Hymnen. Die Ungewißheit der Zeit des Hesiodos ist so groß, daß sie nicht mehr Ungewißheit ist, sondern Gewißheit der großen Verschiedenheit des Alters der beyden Hauptarten des hesiodischen Epos, welche wir als die ökonomische und die genealogische bezeichnen und entgegensetzen können. Diese Periode der epischen Kunst, welche im Gegensatz der homerischen Eine Stufe und Masse der Kunstgeschichte bildet, die nach dem Beyspiel und Vorgange des Alterthums hesiodisch zu benennen ist, theilt sich augenscheinlich in zwey Abschnitte, von denen der letzte wiederum zwey noch deutlich zu

96) v. 24—35.

unterscheidende Bildungsstufen der epischen Kunst umfassen dürfte.

Bey den am Helikon wohnenden Böotern fand Pausanias 97) die Sage, die Werke und Tage seyen das einzige ächte Gedicht vom Hesiodos. Auch kann es gar keinem Zweifel unterworfen seyn, daß dieser ehrwürdigen Urkunde der frühesten Bildung, unter allen Erzeugnissen der hesiodischen Periode, der Zeit nach bey weitem die erste Stelle gebührt. Aber nicht bloß das Urtheil erkennt ihr hohes Alterthum, selbst der Sinn fühlt es gewissermaßen. Es ist, als sähe man den noch kindlichen Geist der Menschheit in der engen Beschränkung seiner Arbeit und seines Eigenthums am kleinen Heerde mit häuslicher Geschäftigkeit in der Stille wirken, sich regen und sich entwickeln. Rühmend beneidet Plinius 98) den leichtern Fleiß der Alten in nützlicher Naturkunde, da tausend Jahre vor ihm Hesiodos unter den Anfängen der geistigen Künste den Landleuten Lehren zu singen begonnen, worin ihm nicht wenige nachfolgend, der Nachwelt dadurch eine größere Last des Wissens zugewälzt hätten. Bis in die spätesten Zeiten blieb er das verehrte Haupt und der gepriesene Vater aller natürlichen oder auch künstlichen ländlichen Lehrgesänge, und noch Virgilius 99) sagt in seinem gefeilten Kunstgedichte vom Landbau, die saturnische Erde anredend, daß er für sie Sachen von alter Würde und Kunst beginne, und die heiligen Quellen zu öffnen wagend, singe er durch römische Städte ein askräisches Lied. Hesiodos, sagt Vel-

97) Lib. IX, cap. 31. 98) XIV, 1. 99) Georg. II, 176, seq.

lejus [100]), ein Mann von sehr feinem Geist und durch die weichste Süßigkeit der Gesänge merkwürdig, liebte die Muße und Ruhe über alles; und in seiner Ländlichkeit und Scheu vor Reisen sucht Pausanias [1]) die Ursache seiner Entfernung von Königen. Anmuth war nach dem Dionysios [2]) sein Ziel; in der Wahl der Worte suchte er Weichheit, in der beyfallswürdigen Wortstellung aber Flüssigkeit. Selten schwingt sich Hesiodos empor, sagt Quinctilianus, und ein großer Theil seiner Poesie ist nur mit Nahmen, deren Abstammung und Entstehung er gern zu erzählen pflegt, beschäftigt; doch enthalte er nützliche Vorschriften, und ihm gebe man den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks.

Zwar ist die Ansicht und Farbe überall trübe. So endigt die seltsame Dichtung [3]), wie der zürnende Zeus, nachdem er den Prometheus schadenfroh ausgelacht, dem unvorsichtigen Epimetheus die aus Erde und Wasser weiblich gebildete und von allen Göttern begabte Pandora sendet, wie diese nun den Deckel des Fasses öffnet, zahllose Übel herausfliegen läßt, und nur die Hoffnung zurückhält, mit dem finstern Schlußgedanken: „Die Erde sey voll von Unheil, und voll auch das Meer; bey Tage und bey Nacht wandeln die Krankheiten unter den Menschen umher, unglückbringend und schweigend, denn der kluge Zeus nahm ihnen die Stimme; so ganz geht es nicht an, dem Willen des Zeus zu entfliehen." Wir wissen mit solchen finstern und schrecklichen Vorstellungen den Gedanken der Anmuth

100) I, 7. 1) I, 2. 2) pag. 68 — 72 ed. Sylb. 3) v. 32 - 92.

nicht zu vereinigen, welche die Alten dem Heſiodos beylegen, die dabey freylich nur auf den Ausdruck und den Styl desſelben zu ſehen gewohnt waren. Wann darin eine Anmuth ſeyn ſoll, ſo kann es wohl nur die ſchreckliche ſeyn. Auch jene durch ihre tiefſinnige Einfalt und den ſchönen Ernſt anziehende Darſtellung der verſchiedenen Zeitalter ſchließt mit der ausführlichſten Weiſſagung der unglücklichſten Zukunft 4). Sie rührt gewaltiger und iſt wahrhaft erhabener, als die geprieſene Titanomachie, wo doch nur Blitz, Sturm und Erdbeben verworren durch einander krachen, ohne große Geſtaltung und ohne eigentliche lebendige Kraft. Aber dieſes Erhabne liegt in den alten Gedanken, gar nicht in der Darſtellung. Die eigenthümlichſten Vorzüge dieſer ſind doch nur gebildetere Feinheit und ein beſcheidner Reiz, und jene nach dem Sinne der Alten dem Heſiodos beygelegte Anmuth des Styls. Die heſiodiſche Darſtellung und Sprache iſt kälter und matter, aber feſter und dichter, als die der homeriſchen Poeſie, und der Gedanke überwiegt darin weit mehr die Dichtung, obgleich beyde ſich, wenn auch nicht eigentlich verſchmolzen, doch zuſammengewachſen, freundlich umſchlingen. Grade dieſes Verhältniß der Begriffe und der Bilder ſtimmt recht eigentlich zu jener Gattung ſinnbildlicher Erzählungen von menſchenähnlich handelnden und redenden Thieren, welche nur zur Hälfte der Poeſie angehört, und mehr eine der alten Vorzeit und dem roheren Volke, beſonders dem Landmanne, angemeßne Art von natürlicher Rheto-

4) v. 163 — 184.

nik ist. Auch schien Hesiodos, dessen Werke und Tage ein merkwürdiges Beyspiel der Gattung enthalten 5), dem Quinctilianus der erste Urheber und Bildner dieser Fabel, welche bey den Hellenen Ainos hieß 6) zu seyn; obgleich sie meistens nach dem Aesopos genannt wurde, weil sie durch diesen, dem die Athener ein vergrößertes Bildniß setzten und „ihn, den Knecht, auf eine ewige Base stellten 7)," ihre völligere Ausbildung erreichte. So könnte man ihn auch den Vater der Sprüchwörter nennen, die er liebt, absichtlich braucht und wohl auch seiner gebildet und veredelt haben mag. Seine Gedanken streben fast überall nach einer solchen, den natürlichen Sittengesetzen und altväterlichen Klugheitsvorschriften des häuslichen Herkommens eigenthümlichen Gestalt und Farbe; und Isokrates 8) nennt ihn vor Phokylides und Theognis unter den alten Meistern der gnomischen Poesie.

Jene hesiodische Geschichte der Menschheit, wie sie in der merkwürdigen Dichtung von den vier oder eigentlich fünf Weltaltern enthalten ist, und als Eine der vorzüg-

---

5) v. 185 — 195. edit. Brunkii in Gnomicis ejusd. Hier wird jene sinnbildliche Dichtung auch mit ihrem eigentlichen Nahmen Ainos genannt, wobey wir uns an Ainigma, Räthsel erinnern müssen, welches Wort sichtbar von der gleichen Wurzel herstammend, und mit jenem verwandt, auch auf die ursprüngliche Bedeutung desselben ein Licht wirft, in welcher das Symbolische, Räthselartige schon mit umfaßt ist. Was aber die Fabel von andern bloß mythischen, und epischen oder kosmogonischen sinnbildlichen Dichtungen unterscheidet, das ist die vorwaltende gnomische Absicht, welche sich meistens auch in dem Endspruch kund gibt. 6) V, 2. 7) Phaedr. II, 1. 8) Or. ad Nicocl. pag. 74. L. I. ed. Battie.

lichsten Varianten von einer überall verbreiteten Urdichtung der ältesten Überlieferung zu sehr fruchtbaren Vergleichungen Anlaß geben würde, schließt sich, so verschieden auch das Ganze dem ersten Blick erscheinen mag; in ihrer besondern Ausführung und hellenischen Lokalfarbe noch ganz nah an die homerische Weltansicht, nur als vollständiger historischer Begriff derselben in genealogischer Schilderung durchgeführt; da auch in der homerischen Welt und zwar schon in der trojanischen Zeit das damahls lebende Heroengeschlecht dem ältern der Vorzeit als das weit schwächere und geringere so oft entgegengestellt wird. Doch deuten die immer wiederkommenden Klagen über die geschenkefressenden Könige und ihre krummen Richtersprüche, nebst den bittern Ausfällen gegen das weibliche Geschlecht 9), auf einen nachhomerischen Zustand der bürgerlichen Verfassung und der Sitten, wie er etwa nur in dem gährenden Übergange und Mittelzustande zwischen der entarteten Herrschaft heroischer Könige und den ausgebildeteren republikanischen Einrichtungen Statt finden konnte, von dem sich in einem und dem andern der alten Stücke 10) schon bestimmtere Spuren zeigen.

* * *

Ueber die hesiodischen Weltalter und die homerische Heldenzeit.

Die vier Weltalter des Hesiodos, nebst dem fünften eisernen sind wenigstens von einer Seite ganz historisch

9) Z. B. 317—374. 10) Z. B. 196—230.

zu nehmen, und bilden in großen Zügen die wesentliche Grundlage der ältesten hellenischen Geschichte, so weit sie sich mit Sicherheit erforschen läßt. Bey dem vierten Zeitalter der Heroen und Halbgötter ist dieß ohnehin unverkennbar, da sogar die Beziehung auf einzelne geschichtliche Begebenheiten, wie der Krieg gegen Thebä und der trojanische, mit in die bezeichnende Darstellung aufgenommen sind. Nur das erste Weltalter ist mehr bloß Idee, von einem im Anbeginn der Zeit durchaus schuldlos seeligen, noch mit den Göttern vereinten und friedlichen Menschengeschlecht. Schon im zweyten und noch mehr im dritten Weltalter aber ist die historische Farbe in einzelnen Zügen nicht zu verkennen. Das zweyte, silberne Geschlecht ist das der dumpfsinnigen Giganten, welche frevelnd gegen die Götter, dieselben im empörten Übermuth nicht mehr verehren wollen. In ungeheurer Kraft, und in langer Riesen-Kindheit dumpf hinbrütend, erreichen sie, so wie dieselbe vorüber ist, nur noch ein schon sehr abgekürztes Lebensziel. Doch sind auch diese ungefügen Naturen ein den Göttern noch nah verwandtes Geschlecht. Noch weit mehr aber tritt der geschichtliche Charakter hervor in dem dritten ehernen Weltalter. Es ist ein hartes, herbes, finstres, ehernes Kriegergeschlecht, noch vor der eigentlich berühmten und dichterisch glänzenden Heldenzeit; und darum heißen sie mit Recht und sehr bedeutend die nahmenlosen, oder auch die gesang- und ruhmlosen (ἀνώνυμοι v. 138.). Vorzüglich bezeichnend aber ist es, daß sie kein Getreide essen und des schwarzen Eisens ermangeln. Der Gebrauch des Kupfers statt des Eisens ist eben so wie die cyklopischen Mauren ein sichres Hauptkennzeichen dieser

rauhen Urvölker der ehernen Zeit, unter denen wir, in geschichtlicher Beziehung auf die hellenische Vorzeit, vorzüglich die Pelasgischen Stämme zu verstehen haben. Wo wir immer auf den ausschließenden oder vorwaltenden Gebrauch des Kupfers [11]) zu kriegerischen, häuslichen, gottesdienstlichen oder magischen Endzwecken und Werkzeugen stoßen, da ist dieses als eine Hinweisung zu betrachten auf die ältere Grundschicht der ersten Völkerstämme, bey denen mehrentheils noch ein dunkler, siderischer Naturdienst waltet, ohne eigentliche dichterische Mythologie, dessen Ernst und Strenge der in vollem poetischen Glanze strahlenden Heroenzeit voranging. Diese entfaltet sich für die hellenische Vorzeit vorzüglich in dem weitverbreiteten Heldenstamme der Aeoliden, und ist das vierte Weltalter des Hesiodos. Das fünfte eiserne bezeichnet den Übergang von dem ganz entarteten heroischen Leben zu dem sich erst entwickelnden gesetzlichen Zustand der neuen republikanischen Sitten- und Lebenseinrichtung. Leicht konnte wohl einige Übertreibung, im bittern Gefühl der nähern Gegenwart, wie sie herabgesunken war gegen die glänzende Heldenzeit, an welcher der epische Dichter mit seiner Liebe hing und in ihr daheim war, einfließen auf das Gemählde desselben, wie dieses in der hesiodischen Darstellung bemerklich ist; so wie die gleiche Vorliebe für den dichterischen Ruhmesglanz der Aeoliden und aller von dem Pelasgerfeinde Deukalion abstammenden Helden, auch die eherne Vorzeit der ältern

11) In Ritters Vorhalle und Erdkunde sind vielfältige, vortreffliche Hinweisungen darüber enthalten.

pelasgischen Völker, viel strenger und dunkler in diesen Liedern hat auffassen lassen, als sie in der Wahrheit gewesen seyn mochte.

Vergleichen wir nun mit diesem hesiodischen Gemählde der Weltalter, die Ansicht in den homerischen Gedichten; so bemerken wir die meiste Gleichheit mit derselben und eine ganz ähnliche Herabsetzung der Gegenwart, da wo der Sänger seine eigne Zeit eines schon mehr bürgerlich gestalteten Lebens der herrlichen Vergangenheit des Heldenalters entgegenstellt, wenn dieß auch minder schneidend und bitter geschieht als beym Hesiodos. Wo die homerischen Helden aber selbst die frühere Heroenzeit als die größere und bessere preisen, da sind doch nur die Väter und Ahnen desselben ruhmstrahlenden Aeolidenstammes [12]) gemeynt, in dessen Kreise, mithin im dritten Weltalter des Hesiodos, alles dieses umschlossen und mit darin befaßt bleibt. Überhaupt aber ist die gleiche Neigung in den homerischen Gedichten wie in der hesiodischen Darstellung sichtbar, sich das Ältere in der Zeit überhaupt als Gottverwandter und Riesenkräftiger vorzustellen. Von den frühern hesiodischen Weltaltern aber enthalten die homerischen Gedichte nur einzelne verlohrne Spuren; wie von dem ersten goldnen, in der Erwähnung höchst gerechter, friedlich seeliger Menschengeschlechter unter den Völkerstämmen des fernsten Nordens oder im äußersten Osten. Auf das zweyte Weltalter sind zu beziehen die hie und da

12) Zur Geschichte der Aeoliden enthält Ottfried Müllers Werk über die Minyer eine reichhaltige Grundlage.

erwähnten hundertarmigen Riesen, und titanischen Frevler gegen die Götter, obwohl selbst den Göttern noch näher verwandt, als das spätere, schwächere Erdengeschlecht. Einiges vielleicht von solchen, der Gottheit noch näher verwandten Riesenstämmen und Heldennaturen und sehr vieles, was in dem ganzen homerischen Weltgemählde von Göttern oder Helden überhaupt mit Ungunst in den Hintergrund gestellt wird, ist auf das dritte pelasgische Weltalter in der hesiodischen Reihe zu deuten.

Geschichtlich genommen aber folgen in der hellenischen Heldensage, auf ähnliche Weise wie nach der dreyfachen Eintheilung ihrer Göttermythologie, auf die alten pelasgischen Helden und ehernen Kriegerstämme, die noch ruhmlos die dunkle Urzeit erfüllen, und den alten Göttern entsprechen, die neuen Heroen der im jugendlichen Dichterglanze hellstrahlenden Aeolidenzeit, welche mit den neuen Göttern innigst verwebt sind. Die spätere Entartung des Heroengeschlechts, als Übergangsstufe zu der republikanischen Zeit hat Hesiodos wohl erfaßt und oft berührt. Im Allgemeinen stellt uns die Sage diese Entartung besonders in den Frevelthaten und grauenvollen Schicksalen einiger fremden Herrscherstämme dar, die mit dem Geschlechte der Aeoliden nur entfernter verwandt waren, wie die Atriden und das Haus des Lajos. Andre wie Theseus bilden den Übergang zur historischen Zeit als Ahnherren der späteren geschichtlichen Königsstämme. Vorzüglich aber bilden die Herakliden die letzte Epoche der Heldenzeit, wo alles schon einen andern mehr geschichtlichen oder geistig bedeutsamen Charakter annimmt. Viele der ältern Aeoliden-Reiche und Heldenstämme treten nun in den

Hintergrund zurück und finden durch den Herakles selbst als Wiederhersteller und Rächer der heroischen Gerechtigkeit ihren Untergang; dessen Leben überdem im sinnbildlichen Kreis seiner Heldenkämpfe aus der ganzen Heroensage dem geheimen Dienst der verborgenen Götter in den Mysterien am nächsten steht, und also die dritte und letzte Periode derselben bildet, da es hier in der mythischen Welt nicht auf eine streng chronologische Reihenfolge und Absonderung, sondern vorzüglich auch die das Ganze beseelende Idee ankömmt; wiewohl unstreitig auch in geschichtlicher Hinsicht die Herakliden den Übergang aus dem Heldenalter in die historische Zeit bilden.

Die hesiodische Theogonie, welche die Anwendung jener historischen Poesie über die Zeitalter auf die Götterſage, obwohl in andrer Richtung enthält, und die althellenische Belebung aller sinnlichen und geistigen Dinge, mit einem unmäßigen Hange, alle gährenden Gedanken und vermischten Bilder gesetzlos dichtend zu übertreiben, vereinigt, stellt uns vor allem zum Anfang das Chaos auf, aus welchem sie die durch ihre gemeinsame Abstammung verwandten ewigen Naturen ursprünglich ableitet, und dieses Chaos ist auch der poetische Geist und Quell derselben; und ungeheuer, wie der Dichter dieser Zeugungsgeschichte und Kriegsgeschichte aller Götter, der alten und der neuen, jedes so gern nennt, sind auch die unzusammenhängenden Gestalten seiner wilden Einbildung. Die übermüthigen Kinder der Erde, von deren Schultern hundert furcht-

bare Arme sich aufheben, und funfzig Häupter sich emporstrecken, angewachsen auf den kräftigen Gliedern; Typhoeus, der jüngste Sohn der Erde aus der Umarmung des Tartaros, der aus hundert Schlangenköpfen mit schwarzen Zungen leckt, aus den blitzenden Augen Flammen funkelt, und in allen den schrecklichen Häuptern Stimmen von mannichfaltigem unbeschreiblichen Klange tönt, bald den Göttern verständlich, bald wie eines brüllenden Stiers oder eines zornigen Löwen, bald wieder Hunden ähnlich, bald aber brausend mit dem Wiederhalle der großen Gebirge; diese und ähnliche sind hier gar keine ungewöhnliche oder auffallende Erscheinungen. Daß ein Beherrscher der Götter seine Kinder, so wie sie aus der großen Mutter heiligen Schooß die Knie erreichen, verschlingt, aus Furcht, es möchte ein andrer die königliche Würde unter den Göttern erlangen; daß der Gewaltige über seinen Frevel hohnlacht, ist hier gleichsam Sitte. Das einzelne Gemählde, worin sich die Natur des Ganzen am auffallendsten offenbart, ist jenes, wie die Nacht den großen Ehegemahl der Erde, den Himmel herbeyführt, wie er, brünstig von Liebe, die Erde umfängt, sich überall dehnend, und wie nun der hassende Sohn aus dem Hinterhalt, wo ihn die Mutter verbarg, beleidigt, daß der Alte die Kinder in ihre Tiefe verstieß, und ihnen das Licht nicht gönnte, sich seiner Übelthat freuend, worüber sie innerlich erseufzte, die ungeheuere, mit der linken Hand vorgreift, mit der rechten aber die ungeheuere Sichel fassend, die breite, zackichte, des Vaters Glied gewaltsam abmäht und rückwärts schleudert, wo denn aus den herabfallenden Blutstropfen sich im Schooße der empfangenden

Erde die tapfern Erinnyen erzeugen, und die großen Giganten, glänzend gewaffnet. Eben darin, daß die nichts schonende noch scheuende doch ernste Wildheit, der Dichtung, die auch das Gräßlichste nicht vermeidet, so voll gedacht und wie dem Tiefsten entquollen, so ganz und roh ausgeführt ist, liegt eine gewisse Größe; und in der hesiodischen Theogonie scheinen sich die Riesengestalten zuerst zu regen, die sich späterhin zu der furchtbaren Schönheit des alten Styls der tragischen Kunst ausbilden sollten.

Roh und übertrieben ist der Schild des Herakles auch, aber leer, flach und ohne Eigenthümliches, bis auf einige ekelhafte Bilder von den Kären und der Achlys [13]). Das ganze Gedicht, welches der Grammatiker Aristophanes nicht für hesiodisch hielt, ist nur ein Beyspiel des dürftigen Überflusses in der epischen Darstellungsart, welche der Sänger nicht geschickter zu handhaben und zu lenken versteht, wie Phaethon den Sonnenwagen. Durch dieses Epos, wenn man es so nennen darf, wo die rohen Stücke, eine Hochzeit, die nachahmende Beschreibung eines Schildes, und ein Kampf so ganz grob wie aneinander genäht sind, ohne alle Spur von einem Bestreben, sie zu einem Ganzen zu runden und zu verarbeiten, scheint die merkwürdige Sage, Hesiodos sey der erste Rhapsode oder Liederflicker gewesen [14]), erst ihren vollen Sinn zu erhalten.

Doch ist der Schild des Herakles in der wesentlichsten Eigenschaft der hesiodischen Theogonie ähnlich gebaut und gebildet. Er beginnt mit der ausführlichen Erzählung

13) v. 249—270. 14) Schol. ad. Pind. Nem. II, 1.

von der seltsamen Zeugung des Heraklos, und eilt dann über alles andre weg zur Beschreibung eines wilden Kampfs göttlicher und göttähnlicher Streiter. So zerfällt auch das größere Gedicht in Theogonie und Titanomachie; und da das eigenthümlichste Merkmahl der spätern zweyten Masse der hesiodischen Poesie, das Streben nach dem Ungeheuern, vorzüglich in Zeugungsgeschichten und Kampfschilderungen von Göttern, freyeren und größeren Spielraum finden kann, als in denen der Helden; so dürfte man wohl Theogonie und Titanomachie als die beyden Gestalten und Arten betrachten, zu denen das hesiodische Epos sich neigt, und in die es sich trennt, wie das homerische in Aristeia und Nostos.

So schnell verschwand die homerische Harmonie; so war schon in der hesiodischen Periode die epische Kunst nicht so wohl gesunken als zerrüttet, und in Rücksicht auf den Styl seiner Poesie verdient Hesiodos nicht einmahl den Nahmen des epischen Euripides. Denn der Gang der alten Poesie war nicht, wie der unbelehrte Geist sich die Geschichte zu wünschen pflegt, alles nach dem, was ihm gewöhnlich ist und natürlich scheint, beurtheilend und erwartend, daß die Natur seinen Dichtungen entsprechen solle. So ward auch in spätern Zeiten die vollendete Schönheit der lyrischen Kunst durch die absichtliche Ausschweifung des Timotheos, Philoxenos, Kinesias und andrer Dithyrambendichter zerstört. So zerrüttete Euripides die vollkommne Harmonie der sophokleischen Tragödie. So sanken die Athener überhaupt, nicht bloß in dieser oder jener Kunstart, sondern in ihrem ganzen Daseyn, in allen Künsten, in Verfassung und Gesetzen, in häuslichen und

öffentlichen Sitten und Handlungen und mit dem klarsten und schmerzlichsten Bewußtseyn ihres Falls, von schöner Vollendung in Üppigkeit, deren noch übrige Kraft auch bald gährend ermattete. Im Einzelnen ihrer Bildung wie im Ganzen führte die Gunst der Natur die Hellenen auf jene Höhe der vollständigen Entwicklung, welchen die Mitwelt nur beneiden und die Nachwelt nur bewundern konnte. Dann ergriff sie aber der eherne Arm des unerbittlichen Schicksals, nachdem der Gipfel der Reife erreicht war, und zwang sie, wieder abwärts zu gehn auf der vorgezeichneten Bahn, nach den ewigen Gesetzen eines großen Kreislaufs.

Von den hesiodischen Gesängen, welche ernst lehren oder ungeheuer dichten, unterscheiden sich die homeridischen Hymnen und Volkslieder durch eine fröhlichere Farbe, klare Gestaltung und den rascheren Gang. Vorzüglich aber auch durch das schöne Maaß der Vorstellungsweise und der Darstellungsart, dem sie immer treu bleiben, auch wenn Inhalt und Sage hesiodisch oder gar mystisch ist. Sie sind menschlicher, natürlicher, gebildeter, poetischer, epischer und homerischer. Während so mancher Umwandlungen der epischen Kunst erhielt sich in dieser Masse von Sängern, welche durch ihre Beharrlichkeit bey der alten Weise, durch ihren hohen Ursprung und durch ihre stätige Fortsetzung vor allen den Nahmen einer Schule verdient, der ächte Geist und Laut der homerischen Poesie noch am reinsten. Aber auch von den homerischen Gesängen unterscheiden sich die homeridischen eben so deutlich, wie von den hesiodischen; nicht bloß durch mindere Schönheit und Kraft, sondern vorzüglich auch durch das Enge und Einseitige der ganzen Darstellungen.

Der homeridische Hymnos ist freylich auch eine Aristeia; nur mit dem Unterschiede, daß der, dessen Herrlichkeit hier erzählend besungen wird, nicht ein Held sondern ein Gott ist. Aber auch die Beschränkung auf Einen ist viel ausschließlicher. Selbst wo sich die Darstellung am meisten ausbreitet, wird doch nur die Eigenthümlichkeit dieses Einen entwickelt, meistens in bloß allgemeinen Zügen entworfen, welche die erzählte Geschichte nur als ausführlicheres Beyspiel begleitet und erläutern soll. Die Nebengestalten stehn bedeutungslos da, oder können sich doch in dem engen Raume nicht regen und zeigen, und dienen höchstens, die Hauptgestalt durch einen Gegensatz zu erhellen. Nicht zu erwähnen, daß sich überall unpoetische Nebenabsichten und oft örtliche Beziehungen offenbaren.

Ist es die eigentliche Bestimmung und Natur des homeridischen Hymnos, den besungenen Gott und sein vorgezogenes Land, seine Verehrer und Diener aufs herrlichste zu loben und zu preisen; so verdient der Hymnos auf den delischen Apollon vor allen den Kranz, dessen höheres Alterthum, ungeachtet er von der homerischen Poesie an Gestalt, Farbe und Art immer noch durch eine merkliche Kluft geschieden ist, durch ihn selbst offenbar, die Bestätigung, daß Thukydides sich auf ihn beruft, und ihn für ächt hält, kaum bedarf. Alles wird darin verherrlicht; die göttlichen Mutterfreuden und Mutterleiden der hehren Leto; die Furchtbarkeit des überall schön besungenen Apollon unter den Göttern und seine weitverbreitete Herrschaft auf der Erde; der verdiente Vorzug der lebend gedichteten und redend eingeführten Delos; die Jonier, die sich da mit ihren Kindern und ehrsamen Frauen versam-

meln, Kampfspiele im Tanzen und Singen zu halten; die delischen Frauen, die durch Gesang von alten Helden und Frauen der Vorzeit, nachdem sie zuvor den Apollon, die Leto und die Artemis besungen haben, alle Stämme der Menschen bezaubern, und die Stimme eines jeden aufs täuschendste nachzuahmen wissen; und der alte blinde Sänger von Chios selbst, den jene Frauen dem fragenden Fremden als den herrlichsten aller Dichter nennen sollen, wofür er ihren Ruhm so weit zu verbreiten gelobt, als er auf der Erde nach volkreichen Städten wandern wird.

Der zweyte Hymnos auf den pythischen Apollon 15) will nur den Ursprung heiliger Stiftungen, Gebäude, Nahmen und Gewohnheiten, deren Merkwürdigkeit ihn sogar zu Episoden veranlassen kann 16), erzählend erklären. Auffallend ist es, wie die Behandlung, da doch nicht bloß dieser Zweck, sondern auch Inhalt und Sage, hesiodisch ist, dennoch so ganz homerisch bleibt, und sich nie, sogar bey der Erlegung des Drachen und der Geburt des Typhaon nicht, ins Ungeheure und Ausschweifende verliert.

Der reizende Hymnos auf die Aphrodite sucht den Stamm des Aeneas zu verherrlichen, warnt die Lieblinge der Göttinnen vor Übermuth und Unvorsicht bey ihrem gefährlichen Glück, und lehrt gelegentlich, nicht eben an den schicklichsten Stellen, wie viele Arten der Nymphen es gebe, wie ihr Geschick sey und ihre Lebensart.

Dem Hymnos auf Demeter gibt die Mischung von heiligem Schwung und priesterlichem Ernst mit der home-

15) Er schließt sich als der zweyte Theil an den ersten von v. 179 — usq. ad fin. 16) v. 231 — 237.

rischen Bedeutsamkeit, schön gemäßigten Haltung und frischen, leichten Sinnlichkeit, eine geheimnißvolle Anmuth, welche einer Dichtung vom Ursprunge der alten eleusinischen Mysterien wohl ansteht. Der ganze Hymnos ist, beseelt vom Geiste der schönsten Mütterlichkeit. So behandelt ist die Sage von der Persephone, wie sie dem Hades zugesprochen wird, wie die weite Erde sich öffnet, und die junge Göttin eben in der Blüthe ihres spielenden Lebens raubt, wie das Suchen und Sorgen der göttlichen Mutter nichts fruchtet; wie sie schon nahe daran, den Armen der Nothwendigkeit zu entfliehen, durch einen Zufall von neuem gefesselt bleiben muß, und der Knoten zuletzt durch den Herrscherspruch entschieden wird, sie solle in ewigem Wechsel ihr Daseyn zwischen der düstern Unterwelt und dem freundlichen Tageslichte theilen; selbst nichts anders als der göttlichste Ausdruck und verschönerte Wiederschein der allgemeinsten und unbegreiflichsten aller Umwandlungen, durch welche der dürre Keim aus dem unsichtbaren Schooße der mütterlichen Erde lebendig entsproßt. Und so ist auch der stumme hohe Schmerz der göttlichen Mutter mit der Angst und dem Geschrey der sterblichen Mutter neben der gutmüthigen Geschäftigkeit und den erheiternden Scherzen der Jambe und ihrer Schwestern sehr schön entgegengesetzt. ...

Der geistvolle Muthwillen des neugebohrnen Gottes in dem eben so zarten als tiefen Hymnos auf Hermes, dem keckſten und eigenthümlichſten aller homerischen Gesänge, das Lachen des Vater Zeus über die geschickten Lügen des wunderbaren Kindes, und Apollons fast begeistertes Bewundern seiner listigen Künste können an die geheiligten

Ausschweifungen der attischen Feste des Dionysos erinnern, wo eine anscheinende Zügellosigkeit gleichsam gesetzlich war. Auch hier schimmert das Gefühl durch, daß die erfinderische Kunst, die sich selbst in diesem Hymnos mit Freude und Lächeln in ihrem Innern zu bespiegeln scheint, alles dürfe, und ihre hohe Würde und Heiligkeit dennoch nie verlieren könne; aber der Scherz ist hier ohne jambischen Stachel, ohne mystische Bedeutung und ohne dithyrambische Trunkenheit. Er ist besonnener, gleich der Begeisterung des epischen Sängers, und die Schalkheit selbst blickt wie mit kindlichen Augen offen und unschuldig um sich.

In beyden zuletzt erwähnten Hymnen offenbart sich ein Hang, alles befriedigend aufzulösen, voll zu schließen und das Gedicht dadurch zu einem Ganzen zu ründen.

Eben dieser die homeridische Poesie von der homerischen ebenfalls unterscheidende Hang verführte einen der ungeschickteren und geistlosen Homeriden, der Odyssee das entstellende Ende anzufügen, und darin sogar den letzten Rhapsodieen der Ilias eine Art von Hintergrund geben zu wollen.

Und außer dem Bedürfniß, durch einen herkömmlichen Anfang und in seiner Kürze mannichfach wechselnden Vorgesang, Geist und Ohr der Hörer erst anzuregen und zum Genuß des längern Hauptgesanges zu stimmen, konnte auch dieser Hang, der Unbestimmtheit des Epos abzuhelfen und die Rhapsodie schärfer zu begränzen, dazu beytragen, daß sich aus der frommen Meynung, man müsse alles von den Göttern anfangen, die homeridische Künstlersitte bildete, kleine Hymnen zu epischen Vorreden zu gebrauchen, welche bald nur eine allgemeine Anrufung oder

ein schmeichelndes Lob, bald auch eine bestimmtere Bitte enthalten, oft sogar das Herkommen dieser oder jener Gottheit kurz erzählen, den Segen, welchen sie vorzüglich ihren Günstlingen verleiht, verherrlichen, ihre Eigenthümlichkeit und Lebensart in wenigen bedeutenden Zügen mit Sinn und Geist darstellen, wie in dem auf den Pan, oder auch durch ein einzelnes ausgeführtes Beyspiel erläutern, wie in dem längern auf den Dionysos.

Aber nicht bloß die Götterlage war Stoff für die Gesänge der Homeriden. Auch auf die Erscheinungen, Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse des gemeinen bürgerlichen Lebens wandten sie die Darstellungsart des alten homeridischen Epos an; und eben diese absichtliche und willkührliche Verschiedenartigkeit des Inhalts und des Ausdrucks gibt mancher homeridischen Kleinigkeit, welche nichts enthält, als ein gelegentliches Wort, einen eignen Reiz und Laune, dessen selbst das lustige kleine Bettlerbild, Eiresione, nicht ermangelt. Eben dahin geht auch die mehr kindische als kindliche Batrachomyomachie, und obgleich das Salz darin sehr dünne gestreut ist, so enthält doch das Epüllion einige recht drollige Stellen, Züge und Einfälle: wie der ausgemahlte Übermuth der Maus, welche den Krieg veranlaßt; die Klagen der Athene vor dem Vater der Götter, daß die Mäuse ihr den Mantel gefressen, den sie auf Borg gewebt, und nun komme der Schneider und fordre die Zinsen; und wie die Mäuse, nachdem der flammende Donner des Kroniden, mit welchem er den großen Enkelados und der Giganten wilde Stämme getödtet, sie nicht gehindert hat, plötzlich die Flucht ergreifen, da

die vielnahmigen Krebse anrücken und sie in die Schwänze beißen.

Das schönste, reichhaltigste und älteste homeridische Gedicht dieser Gattung war wohl der Margites, worin der Held, welcher dem Werke den Nahmen gegeben, so bezeichnet ward:

Nicht zum Gräber machten die Götter ihn, auch nicht zum Pflüger,
Nicht zu etwas verständig, in jeglichem war er ein Stümper 17).

Aristophanes, Platon und Aristoteles offenbaren durch ihre bedeutenden Anführungen und Anspielungen ihr Gefühl von dem hohen dichterischen Werth und Alter des Margites. Zeno erläuterte ihn wie die Ilias und Odyssee, und Kallimachos, der Sinn hatte für epischen Scherz und Witz, und selbst den des homeridischen Hymnos an Hermes in seinem an die Artemis für seine Kraft und sein Zeitalter nicht unglücklich nachgebildet hat, bewunderte und liebte den Margites ganz vorzüglich.

Aristoteles findet im Margites den frühesten Keim der komischen Kunst 18). Mit mehr Recht als in der Odyssee; und in der homeridischen Poesie kann man eine leise Annäherung zu der systematischen Ganzheit der dramatischen Kunst und zu ihrer Trennung des Tragischen und Komischen, welche man in die homerische Poesie so gewaltsam hineingetragen hat, wenn man sie sucht, wohl finden, oder vielmehr ahnden. Doch wird die Verwandtschaft nicht viel weniger entfernt gewesen seyn, als die des Hymnos auf den Hermes mit den alten attischen Satyren, und die des Hymnos an Demeter mit der Tragödie.

17) Arist. Nicom. VI, 7. 18) Poet. 4.

Der Verlust des Margites ist der erste in der Geschichte der hellenischen Poesie, dessen Größe man mit einiger Bestimmtheit schätzen kann. Dies zu versuchen, und den Andeutungen und Winken von den untergegangenen Werken der alten Kunst mit Andacht nachzugehn wie einer Gottheit Spur; das allein ist der Geschichte würdig, nicht aber, wie man es pflegt, über den unabänderlichen Verlust des Einzelnen träge und selbstgefällig zu klagen, während sie es gar nicht gewahr zu werden scheinen, daß auch die Werke, welche gerettet wurden, eigentlich verlohren sind, indem der Sinn für sie im Ganzen verschwunden ist, und daß das gesammte Alterthum in diesem Verstande auf ewig untergegangen ist, und nur in den Innern auserwählter Geister schwächer wieder aufleben kann.

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos.

Wenn man die homerische, die hesiodische, die ältere und mehr auf die Art der Darstellung als auf die Folge der Zeit sehend, auch die spätere homeridische Poesie im Gegensatz des neuen Epos der Alexandriner das alte Epos nennen darf; so läßt sich die Poesie der nachhesiodischen, genealogischen und cyklischen Dichter, die der späteren Classiker der epischen Dichtart, des Pisandros, Panyasis und Antimachos, die der mystischen Epiker und die Schule der in hexametrischen Gedichten von der beschreibenden Art lehrenden Physiologen vielleicht am schicklichsten unter dem Namen des mittleren Epos zusammenfassen. Selbst das mystische und physische Epos hat wenigstens das mit dem cyklischen gemein, daß es, so wie dieses den Übergang zur Historie der jonischen Mythographen bildet, so auch zwischen Poesie und Philosophie, der letzten näher, in der Mitte steht.

Jene unter dem Nahmen des epischen Kreises so berühmte Sammlung aus mehreren alten Dichtern ward nicht wegen der poetischen Schönheit, sondern wegen der historischen Folge der darin erzählten Begebenheiten von der Umarmung des Himmels und der Erde bis zur Ermor-

bung des Odysseus durch den Telegonos geschätzt [19]); und diejenigen auch unter den cyklischen mit genannten Gedichte, welche sich, wie das cyprische Epos vom Stasinos oder Dikaeogenes [20]), die Aethiopis von Arktinos und die kleine Ilias von Lesches, an die homerische Ilias, deren Rhapsodieen ihnen also mehr oder weniger bekannt gewesen seyn müssen, im Zusammenhange der Geschichte und nach der Zeitfolge der Sage anschlossen, scheinen den ähnlichen Zweck gehabt zu haben, die Ilias historisch zu ergänzen und gleichsam cyklisch zu erweitern.

Schon Hesiodos ist freylich auch in der Heldensage nur genealogischer Sammler. Doch könnte vielleicht der selbst im hesiodischen Schilde des Herakles sichtbare, dem Geist der Theogonie folgende Hang zur Darstellung des wildesten Lebens in ungeheuern Kämpfen und kräftigen Zeugungen, ein Merkmahl seyn, das hesiodische und das cyklische Epos zu sondern, welche obwohl sie dem flüchtigeren Blick, bis alle Spuren und Bruchstücke vollständig gesammelt und geordnet werden, von gleicher Art zu seyn und ohne Unterscheidung aneinander zu hängen scheinen mögen, wohl eben so deutlich und klar getrennt sind, wie das homerische und homeridische Epos, und wie die erste und die zweyte Masse der hesiodischen Periode der epischen Kunst. Nach dem Schilde, als dem längsten und wichtigsten Bruchstücke, zu urtheilen, bildet die heroische Poesie der hesiodischen Periode eine dritte und letzte Masse derselben, welche zwischen der Theogonie und dem cyklischen Epos in der

19) P. 341. Elect. Phot. e Procl. Chrest. gramm. ad Calc. Apollon. de Syntaxi ed. Sylburg. 20) Arist. Poet. cap. 16.

Mitte steht, und den Übergang macht. An Gelegenheit zu Zeugungsgeschichten jener Art konnte es den Söen des Hesiodos so wenig fehlen, als an der zu heroischen Kampfschilderungen nach Art der Titanomachie.

Je mehr die Sänger dieser historischen Periode des cyklischen Epos auch in der Heldensage nur Genealogen waren, wie Asios [21]), je örtlicher ihr Inhalt, je näher der hellern Geschichte, oder je verwebter mit mährchenhafter Erdkunde späterer Zeit, wie die dem Aristeas beygelegten arimaspischen Gesänge; je mehr näherten sie sich den jonischen Mythographen, unter denen auch noch Herodotos, ein Rhapsode in Prosa, seinen Gegenstand mit einer episodischen Fülle von Mythen cyklisch erweitert.

Doch darf man nicht denken, daß der in diesem Zeitalter überwiegende historische Geist und Zweck der epischen Poesie, ihren dichterischen Werth und ihre künstlerische Ausbildung völlig verdrängt habe. Ein Epos dieser Art und dieses Zeitalters konnte ein Kenner für homerisch halten, und Pausanias nach der Ilias und Odyssee am meisten schätzen [22]). Pisandros aber, welcher der erste unter den alten Dichtkünstlern den Sohn des Zeus, den rüstigen Löwenbändiger, vollständig besungen, und die Arbeiten, die er durchkämpfte, beschrieben hatte [23]), verdiente und er-

---

21) Pausan. IV, 2. 22) Pausan. IX, 9. Dem Zusammenhange nach zu urtheilen, bezieht sich diese Stelle, in welche man die Thebais eben so überflüssig als hart hinein vermuthet hat, auf das unter dem Nahmen Epigonoi so berühmte alte Epos, welches für homerisch gehalten ward, und dessen Ächtheit Herodotos, der älteste Chorizont, nur bezweifelt. 23) Theocr. Epigr. XIX. Brunk. Anal. I. 381.

hielt durch die Aufnahme unter die Classiker den Vorzug vor seinen Zeitgenossen. Es läßt sich begreifen, daß unter allen cyklischen Gesängen grade ein biographisches Epos das wichtigste und würdigste Kunstwerk, und daß unter allen Lebensgeschichten von Helden, die des Herakles für die Poesie am günstigsten war. Aus der oft bedeutend vorkommenden Bemerkung, daß Pisandros zuerst den Herakles mit der Löwenhaut bekleidet, und mit der Keule bewaffnet dargestellt habe, darf man folgern, daß er die Heldenzeit und die Heldenwelt wilder und ungeheurer gedichtet habe. Der Geist des Zeitalters und der geringere Umfang des Gedichts dürften vermuthen lassen, Pisandros habe den Faden der Geschichte, ohne homerische Fülle von Episoden, streng verfolgt, der Held und dessen Leben sey der ganze Inhalt und Zweck seines Werks gewesen.

Panyasis, der zweyte nachhesiodische Classiker der epischen Kunst, ward von einigen Kritikern gleich nach Homeros gestellt, von andern erst nach Hesiodos und Antimachos [24]). Bey ihm dürfen wir uns vielleicht nicht bloß mit Spuren und Vermuthungen begnügen. In der Sammlung der theokritischen und der dem Theokritos und andern Bukolikern beygelegten Gedichte, wo so manches ganz fremde steht, finden sich drey überraschend gleichartige Bruchstücke eines epischen Gedichts vom Herakles. Der erste untersuchende Blick lehrt, daß sie dem Theokritos, der sikelischen Schule, ja überhaupt dem kritischen Zeitalter durchaus nicht angehören können, sondern Theile

24) Suid. voc. Panyasis.

einer ältern voralexandrinischen aber nachhesiodischen Herakleia seyn müssen. Es kann fast nur die Frage seyn, ob Pisandros oder Panyasis der Verfasser sey; denn die hohe Vortrefflichkeit der Bruchstücke deutet auf einen berühmten Urheber, und schon dadurch, daß sie erhalten sind, wird es wahrscheinlicher, daß sie von einem der Classiker herrühren mögen, welche so ungleich häufiger, ja in spätern Zeiten fast ausschließlich gelesen und abgeschrieben wurden. Es ist aber aus manchen Spuren 25) ungleich wahrscheinlicher, daß es Panyasis sey. Der elegische Überfluß in den überströmenden und sich antwortenden Klagen der Mutter und Frau des Herakles zeigt, daß die epische Kunst in diesem Zeitalter von den Einflüssen der herrschenden lyrischen Poesie nicht frey blieb, und daß Panyasis, Vorgänger wie Stesichoros, nicht ohne Nachbildung nutzte. Nach diesen Bruchstücken zu urtheilen, war der Gang der Erzählung verflochten genug; die Gleichnisse sind gespart, die Darstellung ist reicher an jenen bedeutsamen Kleinigkeiten, welche zu dem Reiz der homerischen Poesie so viel beytragen, als die hesiodische. Doch ist die Darstellung oder Andeutung von Eigenthümlichkeiten, selbst des ausschließlich einzigen Helden, so wie alles andre, nur Nebensache; und das Herrschende, woran sich alles übrige anschließt, sind die genau und vollständig mit Liebe dargestellten Ar-

25) z. B. Paus. IX. 11. werden Stesichoros und Panyasis als die Autoren der in einem der Bruchstücke erwähnten Sage, wie Herakles in der Raserey seine Kinder von der Megara ermordet habe, genannt.

beiten des Helden. Das Schwere der Aufgabe ist darin eben so sehr hervorgehoben, als die Kraft des Überwinders. Selbst in den Jugendgeschichten des Herakles geht er über vieles flüchtig weg, nachdem er eine wunderbare That des Heldenkindes ganz umständlich erzählt hat, die in eben dem Geiste und Sinne gedacht und ausgebildet ist, wie ein Athlos der spätern eigentlich sogenannten herkulischen Kämpfe von bestimmter Anzahl. Ein Jeder solcher Athlos scheint eine Masse des Gedichts gebildet zu haben, wohin sich alles ungleich gewaltsamer und entschiedener zu einem Gipfel zusammendrängte, wie in der homerischen Aristeia Ein Held als der höchste und vortrefflichste vor den andern hervortritt. Die Naturen, welche Herakles bezwang, und die Gestalten der umgebenden Welt erscheinen roher und wilder, als in den Thaten homerischer Heroen; aber selbst in der kräftigen, gedrängten aber genauen und ausführlichen Beschreibung des Kampfes mit dem Löwen ist auch nicht Eine Spur von Ähnlichkeit mit dem dürftigen Überflusse hesiodischer Schlachtstücke. Da die Bruchstücke der alten Herakleia eine innige Vorliebe für den Athlos verrathen, und da der dichterische Begriff davon und die künstlerische Behandlung bestimmt genug gewesen zu seyn scheint; so dürfte es, bey der durchgängig verwebten und wechselseitigen Ausbildung der hellenischen Sage, Dichtung und Kunst, nicht zu kühn seyn, wenn man vermuthen wollte, der Athlos sey nicht bloß eine Masse und ein Theil der Heldengeschichte, sondern zugleich auch eine besondre Gestalt und bestimmte Art des vielgestalteten und wandelbaren Epos der Hellenen gewesen, wie die homerische Aristeia oder die hesiodische Titanomachie; zu der ersteren am mei-

ſten ſich hinneigend, die Verſchiedenheit des dichteriſchen Styls, und die beſtimmtere ſymboliſche Bedeutung, die wir hier vermuthen dürfen, bey Seite geſetzt.

Antimachos, der ſpäteſte unter den epiſchen Claſſikern, ein Schüler des Panyaſis und älterer Zeitgenoſſe des Platon, verdrängte den zu ſeiner Zeit berühmtern Choerilos, welcher die perſiſchen Kriege beſang, aus der Zahl der auserwählten Dichter, und die Kritiker ſtimmten meiſtens überein, ihm den zweyten Platz anzuweiſen [26]). Wer ein gebildetes Ohr erhielt, ſagt der Dichter Antipater [27]), wer eine ernſte Rede vorzieht, und neue, von dem Haufen nicht betretene Wege liebt, müſſe den rüſtigen Vers des ausgearbeiteten Antimachos loben, welcher der Hoheit der alten Halbgötter würdig, und auf dem Amboß der Pierinnen geſchmiedet ſey. Wenn Homeros der König der Sänger, und Zeus erhabner ſey als Enoſichthon; ſo ſey Enoſichthon doch nach ihm der höchſte der Götter. So ſey auch der Bürger von Kolophon dem Homeros zwar untergeordnet, ſtehe aber an der Spitze der übrigen Sänger. Hadrianus [28]), welcher das Gelehrte, Dunkle und Schwere liebte, zog ihn ſogar dem Homeros vor. Kraft und Würde, und eine nichts weniger als gemeine Art des Ausdrucks waren, nach dem Quinctilianus [29]), ſeine eigenthümlichen Vorzüge; Cicero [30]); nennt ſein großes Werk ein gelehrtes Gedicht, und Proklos [31]) führt ihn

---

26) Quinct. X, 1. 27) Brunk. Anal. II, 115. 28) Fragm Antim. cur. Schellenb. p. 49. 29) Quinct. X, 1. 30) Brut. c. 51. 31) Fragm. Antim. p. 44.

als ein Beyspiel des künstlichen und dem aus göttlicher Eingebung und Begeisterung entspringenden entgegengesetzten Erhabenen an, welches viele Mittel und Vorkehrungen brauche, einen großen Anlauf nehme, und sich meistens uneigentlicher Bilder bediene. Er war auch ein Gelehrter, Schüler des Stesimbrotos, und einer der ersten Kritiker der homerischen Poesie, und strebte, die Menge verachtend, nur nach dem Beyfall der Kenner. Da einst alle Zuhörer, außer dem Platon, seine Vorlesung verließen, sagte er: „Ich will dennoch lesen; denn der einzige Platon gilt mir so viel, als alle diese Tausende 32)." Auf Anrathen des Platon behauptet auch Heraklides 33), seine Gedichte zu Kolophon gesammelt zu haben. Dionysios 34) nennt den Antimachos als Beyspiel und Urbild der bis zur Härte erhabenen Wortstellung; und nach dem Plutarchos 35) fehlte seiner Poesie, wie den Gemählden des Dionysios und den kriegerischen Thaten des Epaminondas und Agesilaos, jener Schein der Leichtigkeit, welcher die Gemählde des Nikomachos, die Verse des Homeros, und den Feldzug des Timoleon auszeichnete. Auch gab es Kritiker, welche weniger günstig von ihm urtheilten; wie der wegen seiner Bewunderung des Choerilos in einem sehr zweydeutigen Epigramm 36) vom Krates verspottete Euphorion; und Kallimachos 37), welcher die lange, nach seiner geliebten Lyde benannte Elegie des Antimachos ein

---

32) Cic. loc. cit. 33) Fragm. p. 36. 34) De comp. verb. p. 22. l. 45. 35) Vit. Timol. p. 263. C. 36) Anthol. ed. Jacobs. II, 3. 37) Fragm. Antim. p. 37.

breites und nicht gebildetes Werk nannte. Der anerkannte Schwulst [38]) des Antimachos könnte die Vermuthung erregen, er sey in der Thebais, deren Inhalt ein Lieblingsgegenstand der Tragiker war, seinen Vorbildern über die Gränzen der epischen Dichtart gefolgt. Es fehle ihm an dem Hinreißenden und Anziehenden, sagt Quinctilianus, auch an Anordnung, ja überhaupt an Schicklichkeit, so daß sich hier recht klar zeige, wie ganz etwas andres es heiße, der nächste oder der zweyte zu seyn. Durch die Art der Anordnung übertraf ihn Panyasis, der ihm aber im Ausdruck nachstand [39]); und die oft erwähnte Weitläuftigkeit und Ausbreitung des Antimachos scheint dem in den Bruchstücken der Herakleia sichtbaren Hange, sich in wenige, mehr hohe als weite Massen dicht und fest zusammenzudrängen, gerade entgegengesetzt zu seyn.

Wenn gleich die drey spätern Classiker der epischen Kunst sich über die zum Sprüchwort gewordene Gemeinheit [40]) der cyklischen Poesie erhoben, nicht bey dem Ungeheuern des hesiodischen Styls stehen blieben, sondern sich der Schönheit der homerischen Poesie wieder zu nähern suchten; so zeigen doch alle Bruchstücke, Nachrichten und Spuren zur Genüge, in wie geringem Maaße ihnen dieses gelungen seyn mag. Auch die Kindheit hat ihre Blüthe, welche der Mann, wenn die Zeit einmal vorüber ist, nicht wieder erkünsteln kann. Wenn gleich die Vermuthung, daß selbst die Besten unter diesen Spätern, durch Aufnahme und Beymischung lyrischer oder tragischer Bestand-

38) Catull. XCV. 39) Quinct. loc. cit. 40) Callim. Epigr. Brunck. Anal. I. 461.

theile, die Reinheit der epischen Dichtart entstellt und verunstaltet haben; noch zweifelhaft scheinen könnte; so ist doch die Wahl eines Stoffs aus der Zeitgeschichte, wie die, wodurch Choerilos Beyfall fand, und welche der ursprünglichen Natur des hellenischen Epos, wie es von Anfang den mit Dichtung vermählten Sagen der Vorzeit geweiht gewesen, so ganz widerspricht, ein eben so unzweydeutiges Zeichen vom gänzlichen Verfall der epischen Kunst, als Chaeremons Kentauros, eine aus allen metrischen Weisen äußerst unschicklich [41]) gemischte prosaische Rhapsodie [42]), oder der Mangel an heroischer Hoheit der dargestellten Menschennaturen, welche im Kleophon nur gemein und den gewöhnlichen gleich, in der Delias des Nikochares aber noch unter dem Maaß des wirklichen Lebens waren [43]). War die Behandlung eines niedrigen Stoffs in dem letzten Dichter auch absichtlich und zweckmäßig, indem sein Werk zu der parodischen Gattung der epischen Poesie gehörte, deren Vater Hegemon war [44]); so war doch die Ausbildung dieser Abart selbst kein günstiges Zeichen für den Zustand der Kunst. Denn wenn es nicht etwa zugleich didaktisch ist, wie die philosophischen Sillen des Skeptikers Timon, oder wie die Küchenlehre des Archestratos, welcher scherzweise ein Eßkünstler, ein Hesiodos oder Theognis der Schwelger genannt wird [45]); so bleibt das rein parodische Epos eine dürftige Spielerey, auf welche die Kunst nur, nachdem sie sich schon erschöpft und überlebt hatte, verfallen konnte, und wodurch

41) Aristof. Rhet. III. 12. 42) Poet. cap. 1. 24. 43) ibid. cap. IV. 44) Ibid. 45) Athen. III, 22. VII, 5. VII, 17.

ſie nicht ſowohl ihr Gebiet erweiterte, als ihre Eigenthümlichkeit verſcherzte.

An die Denkart und Dichtart der heſiodiſchen Theogonie konnte ſich leicht die myſtiſche Poeſie der Prieſter und Orphiker anſchließen, in welcher die Lehre von der Würde und Heiligkeit des Lebens, und von der Einheit der in unendlich vielen Geſtalten geheimnißvoll erſcheinenden Urkraft, die alles zeuge und alles nähre, eben ſo ſehr ausgebildet wurde, wie in der gnomiſchen Poeſie die von der Nothwendigkeit der Beſchränkung und dem Werth einer weiſen Mäßigung, welche mit jener zuſammengenommen, die Grundlage der älteren, noch ganz kunſtloſen helleniſchen Philoſophie bildet. Auch die in der heſiodiſchen Periode entſtandene Lehre von den verſchiedenen Zeitaltern ſcheinen die Anhänger und Verkündiger der Myſterien, auch hier Mittler der Poeſie und der Philoſophie, umgebildet zu haben [46]); und vielleicht waren ſie es, welche die Sage oder Dichtung von einer gränzenloſen vollendeten Wildheit der älteſten Menſchen erfanden [47]). Der Enthuſiasmus in einigen der längern orphiſchen Bruchſtücke [48]) aus myſtiſchen Lehrgedichten, vereinigt dichteriſche Kraft und Kühnheit mit prieſterlicher Salbung und Würde. Auch in den Hymnen äußert ſich ein begeiſtertes Ahnden der Unendlichkeit der angebeteten Götter und der lebendigen Einheit der Natur; aber dargeſtellt wird die-

46) Orph. ed. Gesn. pag. 397. 47) Ibid. p. 378. 48) Vorzüglich das VIte der Gesn. Ausgabe.

ses Gefühl eben so wenig, als die Beynahmen, welche durch ihre Menge alle Bedeutsamkeit verlieren, die besungene Gottheit und die Eigenthümlichkeit derselben lebendig vor die Einbildung stellen können. Die orphischen Argonautika scheinen die Absicht gehabt zu haben, eine ganze Reihe von Verfälschungen durch eine neue Verfälschung zu beglaubigen 49), und zeigen, wie sich denken läßt, eine große Vorliebe für gottesdienstliche Gegenstände. Von dichterischem Geist und künstlerischem Werth aber sind sie so leer, daß alle Anstrengung vergeblich seyn dürfte, irgend eine Eigenthümlichkeit, die poetisch wäre, an ihnen erforschen zu wollen. Welcher schönen Behandlung ein mystischer Stoff fähig sey, können außer dem homeridischen Hymnos auf Demeter auch der aus dem Hellenischen eigentlich übersetzte, nicht bloß nachgebildete Atys des Catullus, und so manche Stellen und Züge des Kallimachos, Apollonios und andrer alexandrinischer und römischer Dichter, beweisen, welche das Mystische, wegen seines Scheins von Alterthümlichkeit und als Gelegenheit, ihr Wissen zu zeigen, oder aus Hang zum Seltsamen und ganz Alterthümlichen, was die schon erschlafften Gemüther von neuem reizen kann, oft auch wohl mit echter, frommer Begeisterung, vorzüglich liebten, oder doch wenigstens als einen Bestandtheil in ihr, aus allen Arten und Gestalten des alten, gemischtes Epos aufnahmen. An dichterischer Schönheit, meynt Pausanias 50), dürften die

49) Cfr. v. 9 — 46. 50) Lib. IX, cap. 30.

orphischen Hymnen wohl die zweyte Stelle nach den homerischen erhalten; und nach einer Stelle des Plutarchos [51]) waren die Weissagungen des Bakis und der Sibylle nicht ohne poetlsches Verdienst. In diesen und ähnlichen Gesängen, wie in den metrischen Antworten der Orakel, konnte sich der prophetische Styl für den künftigen Gebrauch des lehrenden Epos vorläufig entwickeln.

Die ersten systematischen Werke der didaktischen Poesie der Hellenen waren die Gedichte der Physiologen, vorzüglich die großen von der Natur aller Dinge. Das auch für die Geschichte der Poesie merkwürdige Epos dieser Schule erreichte durch Empedokles, welcher nach Theophrastos ein Nachahmer des Parmenides, nach Hermippos aber des Xenophanes war [52]), die höchste Blüthe seiner Ausbildung. Maaß und Ausdruck ihrer Gesänge war episch, und besonders Empedokles war, wie Aristoteles urtheilte, homerisch in seiner kraftvollen Bildersprache [53]). Daher wurden sie auch von allen ungelehrten Hellenen [54]), ja selbst von Kritikern [55]), zu den epischen Dichtern gezählt. In Gesängen pflegten die Pythagoräer [56]) ihre geheimeren Lehren zu überliefern; und Thales [57]), welcher jedoch nach der Meynung einiger Alten keine Schrift hinterlassen hat, trug nach andern seine Wissenschaft in Gedichten vor. Xenophanes, der

---

51) De fem. virt. pag. 433. ed. Steph. 52) Diog. Laert. VIII. 2, 1. 53) Ibid. VIII. 2, 3. 54) Arist. Poet. I. IX. 55) Dionys. de comp. pag. 22. C. ed. Sylb. 56) Cic. Tusc. IV, 2. 57) Diog. I. 1, 2. Plut. περι του μη χρ. εμμ. p. 716. Steph. Die Ächtheit der dem Thales zugeschriebenen Astrologie war zweifelhaft.

älteste Vielschreiber[58]), Freygeist[59]) und gelehrte Streiter[60]) unter den hellenischen Philosophen, verfaßte epische und elegische Werke didaktischen Inhalts, auch jambische gegen Homeros und Hesiodos. Auch Parmenides, ein Schüler aber nicht Nachfolger des Xenophanes[61]), philosophirte in Gedichten, welche sich durch Eurhythmie eben nicht auszeichneten[62]), und verfaßte ein Epos von der Natur der Dinge. Sie waren schlechtere Dichter[63]) als Empedokles, der höchste Stolz und die schönste Zierde der an großen Erzeugnissen so reichen Sikelia[64]). Dieser vereinigte die Naturwissenschaft des Anaxagoras mit der Würde des pythagorischen Lebens[65]). Den hinreißenden Schwung, die Hoheit seines strömenden Gesanges findet Cicero der Größe seines Stoffs angemessen[66]). „Laut verkündigen seine Lieder die herrlichen Erfindungen seines göttlichen Geistes, so daß er kaum von sterblichem Geblüt erzeugt zu seyn scheint"; sagt mit feurigem Ausdruck sein würdiger Schüler, der erhabene Lucretius. Die Vortrefflichkeit der Nachbildung kann uns lehren, wie viel wir am Urbilde verlohren haben, und das Werk des Römers muß die Züge, welche sich aus den Bruchstücken, Nachrichten und Urtheilen der Alten ergeben, zu einem vollständigen

---

58) Diog. Prooem. XI. 59) Cic. de div. I, 3. Er war der einzige unter den ältern Philosophen, welcher ohne die Götter zu läugnen, die Divination ganz wegräumte. 60) Er stritt gegen Thales, Pythagoras und Epimenides. 61) Diog. IX 3, 1. 62) Plut. p. 77. De aud. poet. ed. Steph. 63) Cic. Academ. IV, 23. 64) Lucr. I, 717—738. 65) Diog. VIII. 2, 1. 66) Academ. IV, 23.

Bilde vom Epos der alten helleniſchen Phyſiologen, beſonders des Empedokles, ergänzen. Es war des Lucretius Abſicht, die Philoſophie des Epikuros, deſſen höckrige und zerbrochene Schreibart, wie die der römiſchen Epikuräer, eines Rabirius und Amafanius [67], viele abſchrecken mochte, mit dem Zauber und der Anmuth der Poeſie zu ſchmücken [68]; und ſollte er nicht geſtrebt haben, ſich die Schönheiten eines allgemein bewunderten Vorgängers, welchen er ſelbſt ſo hinreißend preiſet, mit Freyheit anzueignen? Zwar konnte auch Ennius als Lehrdichter [69] ſein Vorbild ſeyn. Lucretius hat eine eigne und einheimiſche Majeſtät; ſeine bewundrungswürdige Darſtellung von der Unmöglichkeit, die raſtloſe Begier zu ſättigen, iſt im Stoff und Geiſt ächt römiſch; und die kräftige Sprache und der fröhliche Witz in ſeinem Gemählde von den Verirrungen der Liebe hat etwas von dem rauhen Styl der alten, noch nicht durch die Feile der helleniſchen Kunſt umgebildeten und verfeinerten Satire. Es konnte demungeachtet die Geſtalt und Eigenthümlichkeit ſeines Werks mit dem des Empedokles im Ganzen übereinſtimmend ſeyn; und der auffallende Umſtand, daß Lucretius die Sittenlehre, über welche die Philoſophie des Epikuros ſich ſo weitläuftig verbreitete, nur in ſchönen Epiſoden beyläufig berührt, ſcheint dafür zu ſprechen, daß er ſeinem Vorbilde mit Ehrfurcht folgte, und ſich die Gränzen ſeiner durch vortreffliche Künſtler des Alterthums nun einmahl feſt geſtellten und geſetz-

67) Cic. Academ. I, 1. Tusc. IV, 3. 68) I, 920 — 950.
69) Lucret. I. 118.

lich bestimmten Dichtart zu übertreten scheute. Die Einfachheit, leichte Beweglichkeit und bedeutsame Umständlichkeit des homerischen Ausdrucks mochte Empedokles haben, auch wie Lucretius, die homerische Sitte, lange Stellen wörtlich zu wiederholen, eher lieben als verschmähen; nur von der gleichgültig scheinenden Ruhe und reinen Äußerlichkeit der homerischen Darstellung darf man auch keine Spur in seinen leidenschaftlichen Gedichten erwarten. Seine Klagen über die engen Schranken des menschlichen Verstandes gränzten an Wuth [70]); seine Wortstellung war von der bis zur Härte erhabenen Art [71]); und wie das Epos des Lucretius mochte wohl auch das seinige von der Begeisterung eines würdigen Hohenpriesters der Natur durchgängig beseelt seyn. Wie der Enthusiasmus der mystischen Poesie durch die Physiologen noch erhöht und von einem größeren Geiste belebt ward; so geschah es wohl auch mit der Allegorie, welche nicht selten in ihren Dichtungen die zartesten Geheimnisse der denkenden und ahndenden Vernunft in sinnreiche Bilder hüllte. Doch war Poesie und Philosophie in ihren Werken eher vermischt als verschmolzen; im Lucretius steht das Dunkelste und Trockenste, was der Verstand denken und die Wissenschaft lehren kann, dicht neben den kühnsten Ergießungen leidenschaftlicher Begeisterung. Man kann sie wohl nicht ganz aus dem Gebiete der Kunstgeschichte verbannen, obgleich, wie Aristoteles [72]) gegen ein all-

70) Cic. Acad. IV, 5. 71) Dion. de comp. p. 22. ed. Sylb.
72) Poet. 1.

gemeines Vorurtheil der Hellenen richtig bemerkt, das Maaß allein den Empedokles nicht zum Dichter macht: denn wenn man das Werk des Herodotos auch in Verse brächte, so würde es dennoch eine Historie und nicht Poesie seyn [73]). Die Dichtung war diesen Stiftern der didaktischen Poesie nur Mittel, Stoff und Werkzeug der Mittheilung; sie entlehnten nach Plutarchos [74]) Maaß und Ausdruck von der Poesie nur wie einen Wagen, um nicht zu Fuße einherschleichen zu dürfen. Ihr Zweck war Wissenschaft und Wahrheit; ganz ähnlich den alexandrinischen Dichtkünstlern, welche nur, um auch den trockensten und sprödesten Stoff durch ihre feine und zierliche Behandlung zu besiegen und zu bilden, wissenschaftliche Gegenstände dichterisch darstellten; oft ohne gründliche Einsicht, wie Nikander die Landwirthschaft, und Aratos die Sternkunde [75]).

Unter den mannichfachen Gestalten, in welchen das alte Epos der Hellenen, verschieden und doch dasselbe, erscheint, ist die zuletzt dargestellte Gattung nicht die unwürdigste. Die Angemessenheit der epischen Dichtart für die lehrende Poesie und die Verwandtschaft beyder wird noch einleuchtender durch die Betrachtung, daß nur im Epos ein System dargestellter Wissenschaft möglich sey, und daß einige Theile und Arten des Epos erst im philosophischen Gedicht ihre ganze Bestimmung zu erreichen, ihren vollen Sinn zu erhalten scheinen. So gelangt die Episode erst hier zu einem selbstständigen Daseyn, da im homerischen Epos eigentlich alles oder nichts Episode ist,

73) Poet. cap IX. 74) De aud. poet. pag. 27. 28. ed. Steph.
75) Cic. de Orat. I, 16.

und der kürzere einleitende Hymnos, welcher in der besten heroischen Poesie weniger bedeutend oder doch einzeln zu seyn pflegt, kann hier durch eine große Behandlung zu dem wichtigsten und glänzendsten Theile der Schönheit des Ganzen werden; der Eingang des Lucretius ist eines solchen Tempels der Natur und der Musen wohl würdig.

Der Geist und die Eigenthümlichkeit dieser ältesten Kunstart der Poesie, des ehrwürdigen Epos, ist so unerschöpflich reich und nimmt so mannichfache Gestalten an auf den verschiedenen Stufen ihrer dichterischen Bildung, und nach der verschiedenen Richtung der künstlerischen Absicht, daß jede Untersuchung über diesen Gegenstand mit dem Gefühle endigen muß:

Wenn das Haupt nicht erreichen sich läßt an Göttergebilden,
Wird der geweihte Kranz ihnen zu Füßen gelegt.

II.

Bruchstücke

zur

Geschichte der lyrischen Dichtkunst.

1.

Joniſcher Styl der lyriſchen Kunſt.

Harmonie iſt nicht bloß die äußere Blüthe der helleniſchen Bildung, ſondern ihre innerſte Natur. Die ſchönen Glieder des großen Gewächſes ſind entſchieden geſondert; aber als verwandte Theile Eines vollendeten Ganzen ſtehn ſie in der innigſten Berührung, ſie athmen und wachſen mit einander, und ſind beſeelt von Einem gemeinſchaftlichen Lebenshauch. Jede Schwingung iſt überall fühlbar, und jede Regung, jede Veränderung, jede Umgeſtaltung iſt, mehr oder weniger, allgemein. Natürlich mußte daher jene große politiſche Veränderung, durch welche an die Stelle der nach väterlichem Herkommen herrſchenden Fürſten eine genauere Geſetzgebung trat, die Gewohnheit der Erbfolge den Wahlen der verſammelten Bürger wich, das Königthum aus den helleniſchen Staaten plötzlich verſchwand, und mit bemerkenswerther Übereinſtimmung die republikaniſche Freyheit faſt überall zur gleichen Epoche aufblühte, eine ähnliche, eben ſo wichtige Umwälzung in der Kunſt zur Begleiterin haben. Schon die äußern Folgen dieſer Veränderung für die Poeſie waren unüberſehlich, und ihr Wirkungskreis wurde durchaus neu, da Freyheit und Liebe, Ruhm und Geſelligkeit ſie mehr in die ſchönere

Gegenwart lockte und verwebte, wo die Leidenschaft nun erhabner glühte, die Eigenthümlichkeit sich selbstständiger bestimmte, und die Freude gebildeter spielte; da die Weisen und Mächtigen unter den Blüthen der Kunst in edler Muße lebten, da Poesie die Gesetze überlieferte, die Feste verherrlichte und die Seele der öffentlichen Erziehung war. Mit der äußern Lage verwandelte sich selbst das Innere der Poesie, in welcher nun auch wie im Leben, Eigenthümlichkeit und Leidenschaft herrschend wurden, wie der Geist der Gesetzlichkeit und der Geselligkeit. Die Zeit der jugendlichen Begeisterung war für die hellenische Poesie gekommen; es bruchte nur einen warmen Sonnenblick, um die schwellende Knospe zur vollen Blume zu entfalten, und es war nicht die Wirkung des Zufalls, sondern eine natürliche und nothwendige Stufe ihrer innern Entwickelung, nachdem sie, während ihrer Kindheit, die frische Kraft ganz nach außen gerichtet, sich im dargestellten Stoff gleichsam verlohren hatte, nun auch in sich selbst zurückzukehren, sich selbst zu beschränken und liebevoll zu betrachten, und die darstellende Natur selbst zum Gegenstande der Darstellung zu machen. Wie die Entstehung der hellenischen Republiken, so war auch der Ursprung der lyrischen Kunst eine Revoluzion, aber eine lange im Stillen vorbereitete und ohne gewaltsamen Kampf vollendete; beyde sind mit allen sie begleitenden Erscheinungen so innig in einander verwebt, daß man im Einzelnen oft zweifeln kann, was Ursache und was Folge sey. Dieß darf um so weniger befremden, da beyde doch nur zwey verschiedene Seiten und Äußerungen einer und derselben großen Umgestaltung waren, deren eigentliche Natur darin bestand,

daß die hellenische Bildung, welche zuvor mehr einer allgemeinen und einfachen Masse glich, nun anfing, sich aufs schärfste zu trennen, alle Gränzen gesetzlich zu bestimmen, und die Eigenthümlichkeit durch Selbstbeschränkung zu bestätigen und zu verdoppeln. Dieses Streben erscheint überall als der Geist und das Gesetz eines Zeitalters, von dessen Werken und von dessen Geschichte der Nachwelt nicht viel mehr geblieben ist, als Bruchstücke von Bruchstücken, verlohrne Winke zu fernen Spuren, und abgebrochene Worte aus dunkeln Räthseln. Wie sich die innern und äußern Verhältnisse der Staaten ordneten, entwickelte sich auch die Gesetzgebung des Rhythmus nach allen seinen entgegengesetzten und beygeordneten Richtungen und Weisen; und wie sich die Völker vereinigten und sonderten, so theilte sich nun auch die Poesie in scharf begränzte und gesetzlich bestimmte Arten, die nicht mehr in einander verschmelzen und überfließen. Aber es war nur, damit das Gleichartige sich desto fester vereinigen könnte, daß das Ungleichartige sich so sehr als möglich zu trennen strebte, und die Gattungen der Bildung, deren Arten und Theile sich immer von neuem zu spalten suchten, standen selbst in der innigsten Gemeinschaft. Die Kunst und das Leben griffen überall in einander ein, Poesie und Musik waren unzertrennliche Gefährten, und Harmonie, die allgemeine Eigenschaft der gesammten hellenischen Bildung, offenbart sich hier sichtbarer, ist vorzugsweise das Eigenthum dieses Zeitalters, in welchem die Musik und Gymnastik blühte, Freundschaft und Liebe sich in den größesten Handlungen auf das wunderbarste äußerten, wie das Auszeichnende des in diesem Zeitalter herrschenden dorischen Stamms, wel-

cher jene Harmonie und die helleniſche Eigenthümlichkeit überhaupt bis zur Seltſamkeit trieb.

In Vergleichung mit der heroiſchen und mythiſchen Beſchaffenheit des alten Epos könnte man die lyriſche Kunſt der Hellenen, welche mit Kallinos und Archilochos zur Zeit begann, da die epiſche Kunſt lange vollkommen ausgebildet, ja ſchon wieder in Mißbildung verſunken war, und im Pindaros, bey weitem dem Erſten aller Lyriker nach dem Urtheile der Alten, den Gipfel ihrer Vollendung erreichte, als die Tragödie noch auf der früheſten Stufe ihrer Entwicklung ſtand, eine republikaniſche und muſikaliſche Poeſie nennen, deren Stoff ſo neu und verſchieden von der vorhergehenden epiſchen war, als ihr Zweck und ihre Geſtalt. Selten nur miſchte ſchon Archilochos alte Sagen, welche des Epos erſter Quell waren, und ſein einziger Inhalt blieben, wie zur Würze in ſeine Gedichte.

Die alte joniſche Elegie athmet die tapfre Begeiſterung der kriegeriſchen Bürgertugend,

Und mit Geſängen ſpornte Tyrtaeus männliche Seelen
An zu des Mavors Kampf.

In ernſten Rhythmen wurden die Geſetze freyer Staaten geſungen, überliefert und erhalten. Eine Sitte, die ſo allgemein war, daß Ariſtoteles die Urſache, warum eine Gattung der gottesdienſtlichen Feſtgeſänge der Hellenen Nomoi genannt wurde, darin zu finden glaubt 76). So war es wohl mit den ſpartaniſchen Satzungen, da der kretiſche Thaletas, ein Geſetzgeber und meliſcher Dichter, wel-

76) Probl. XIX, 28.

chem viele Gebräuche und vaterländische Gedichte in den männlichsten Rhythmen beygelegt wurden [77]), als Lehrer und Gehülfe des Lykurgos genannt wird. So auch die ältern jonischen Gesetze, da noch Solon die seinigen zuerst rhythmisch abfassen wollte. Die von Gesetzgebern gestifteten oder ausgebildeten und durch öffentliche Richter geordneten Bürgerfeste, welche das Volk inniger verbanden, waren Veranlassung, Inhalt und Kampfplatz chorischer Lieder. Nicht bloß mit dem Schwerdte, auch mit Gesängen führte Alkaeos den Bürgerkrieg, die Tyrannen, wie er sie nannte, verfolgend, und in diesem Theile seines Werks, wie Quinctilianus [78]) meynt, würdig, mit einem goldenen Plektrum beschenkt zu werden; doch selbst nicht rein von Neuerungen dieser Art [79]), das Haupt der Verbannten gegen den großen Pittakos, dessen Gesetzgebung neben der des Solon genannt werden durfte [80]). Stesichoros suchte seine Mitbürger gegen den Tyrannen Phalaris zu reizen [81]). „Ich, der einzelne, fürs Gemeinsame berufen," sagt Pindaros [82]), und drängt in diese wenigen Worte den ganzen Geist seiner öffentlichen Gesänge, welche sich überall auf den Ruhm und das Heil der Staaten beziehen, die Edeln und Großen auf eine edle und große Art verherrlichen, und sie oft leise mit Würde zum Bessern lenken. Man dürfte die Poesie des Pindaros in dieser Rücksicht eine aristokratische nennen; auch liebte er die Ruhe so sehr,

77) Strab. libr. X, pag. 737. B. 738. C. 78) X, I. 79) Strab. XIV, p. 917. C. cfr. p. 895. 80) Dion. Halic. Ant. Rom. lib. II. p. 292. ed. Reiske. 81) Arist. Rhet. II, 20. 82) Olymp. XIII, 69.

daß er die Thebaner in ihrem Entschlusse, am medischen Kriege keinen Antheil zu nehmen, bestätigte 83). Fast jede große Begebenheit seiner Zeit gab dem Simonides Stoff zu einem Gedicht. Die politische Denkart in den Bruchstücken des Bakchylides scheint der pindarischen zu ähneln, und seine Verbannung ist ein Beweis seiner bürgerlichen Thätigkeit. Selbst die gnomische Elegie ist ungleich politischer und gesellschaftlicher in ihren Beziehungen und Lehren, als das gnomische Epos des Hesiodos. Der Dithyrambos vollends konnte als Urbild vollkommener Freyheit nur für ein demokratisches Volk seinen vollen Sinn haben.

Auch genossen die Dichter öffentliche Ehre, und lyrische Poesie und Musik war ein Gegenstand strenger Gesetze bey den Spartanern, Argeiern 84), Mantineern und Pellenern 85). Tyrtaeos, Terpander und Alkman waren zu Sparta Gastfreunde des gemeinen Wesens; und die Sagen, daß einige derselben auf den Rath der Götter herbeygeholt, daß bürgerliche Uneinigkeit durch sie vernichtet und besänftigt sey, beweisen wenigstens für das nahe Verhältniß des Staats und der Musik und lyrischen Poesie, wie die Verbannung der Gedichte des Archilochos und die spätere Einschränkung des Timotheos. Nicht bloß in Republiken, auch bey Fürsten und groß gesinnten Tyrannen waren die Sänger dieser Zeit und dieser Art hoch geehrte Gastfreunde. Arion fand Schutz beym Periander, Ibykos und Anakreon lebten beym Polykrates, von dessen Er-

83) Polyb. IV, 31. 84) Plut. de mus. p. 2097. ed. Steph. 85) p. 2093. ibid.

nahmung die Gedichte des letzten voll waren [86]), Simonides war der Günstling vieler Großen und Herrscher, und der sikelische Hieron fehte in der Blüthe der Musik [87]), unter den Spielen seiner geliebten Kunstfreunde. Es waren Männer von Ansehen, nicht so genügsam und mit leichten Vorzügen befriedigt, wie die homerischen Sänger, oder der hausväterliche ländliche Hesiodos. Wenn sie singen und loben sollten, mußte mit gewaltigem Lohn das Gold in den Händen erscheinen [88]); die Zeit, da die Muse noch nicht gewinnsüchtig arbeitete, da die süßen Gesänge noch nicht verkauft wurden, ist dem Pindaros [89]) schon eine längst verschwundene alte Zeit; Simonides [90]) wußte das Verhältniß der köstlichen Waare mit dem Preise zu messen, und ihm ähnoln bedeutet beym Aristophanes [91]) sprüchwörtlich so viel, als in künstlerische Habsucht verfallen.

Es sind bedeutende Sagen, daß dem Hesiodos der Zutritt zu dem pythischen Wettspiele versagt sey, weil er den Gesang nicht mit der Kithara zu begleiten wußte [92]); und daß Terpander die Melodie zu den homerischen Rhapsodieen gesetzt habe. So schwer es auch seyn mag, die eigentliche Beschaffenheit der mit dem Entstehen der lyrischen Kunst gleichzeitigen und verknüpften großen Veränderung in dem Verhältnisse der Musik und der Poesie genau zu bestimmen; so ist doch klar, daß erst jetzt die Musik eigentlich

86) Strab. ib. XIV, p. 645. C. 87) Pind. Olymp. I, 22. seq. 88) ἀγάνορι μισθῷ χρυσὸς ἐν χερσὶν φανείς. Pind. 89) Pind. Isthm. II, init. 90) Arist. Rhet. III, 2. 91) Eq. 697. 92) Pausan. X, 7.

Kunst ward, und durch ihren Mitausdruck den der begleiteten Poesie verstärkte, da das Spiel auf der Kithara für den epischen Sänger der ältern, besonders der homerischen Zeit vielleicht nur zur Vorbereitung und zur Ausfüllung der Zwischenräume und Lücken der singenden Rede dienen mochte. Selbst der Gottesdienst und die Schlachten im Homeros sind ohne Musik. Nicht so im lyrischen Zeitalter, von dem es zuerst gilt, was Cicero sagt: „Vor Alters wären dieselben Musiker und Poeten gewesen", und Simonides, Pindaros und andre der Art werden beym Philodemos 93) unter die Musiker im engsten, die beyden Schwesterkünste scharf trennden Sinne des Worts gezählt. Musik begleitete die gymnastischen Feste, und der Aulos war, nach Pindaros Ausdruck, der Verkündiger und der Geselle der spielenden Kämpfe, die der geheiligte Stoff und ernste Zweck der würdigsten lyrischen Kunstwerke waren. Die Mitwirkung der Musik war bedeutend, ihr Antheil an dem gemeinschaftlichen Ganzen sehr groß. „Auch wohl ein Gedicht des Kreros, obgleich es sehr künstlich sey, erscheine würdiger mit musikalischer Begleitung, und die zu Ephesos und von den Chören in Lakedaemon gesungenen Hymnen würden, wenn man ihnen diese nähme, durchaus keine ähnliche Wirkung mehr hervorbringen können" 94). Doch läßt sich freylich von diesen kunstlosen Gesängen des Alterthums nicht auf die lyrische Kunst der Hellenen schließen, deren Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der untergeordneten Musik alle noch vorhandenen Denkmahle, die ganzen Werke sowohl als die Bruchstücke und Trümmer,

93) p. 117. cfr. p. 111. 94) Philod. p. 43. 47.

laut und klar beweisen. Wenn Plato es, oft nicht ohne Spott, als bekannt voraussetzt, wie unvortheilhaft vom Rhythmus entkleidete und in Prosa aufgelöste Gedichte erschienen; so ist dies eben da, wo er die ungünstigste Seite ins Licht setzen will, und dann ging ja durch diese Behandlung mit der musikalischen Begleitung auch die feinere Nebenausbildung im Ausdruck und in der Wortstellung verlohren. Die wenigen verständlichen Winke, welche sich über die älteste Ausbildung der Tonkunst finden, machen es glaublich, daß sie auch im Ganzen dem Gange und den Umgestaltungen der Poesie folgte. Es waren alte Poeten, welche die Sage als Stifter der zweyten Verfassung oder Grundordnung der Musik, und dessen, was dazu gehört, in Sparta nennt 95). Mit und durch die lyrische Kunst der Hellenen endlich entstand und bildete sich eine so vollständige Mannichfaltigkeit von Rhythmen, daß der dramatischen Kunst nichts übrig blieb, als die verschiedenen Arten zu einem gegliederten Ganzen zu verbinden, und in den Gesetzen und der Beschaffenheit des Einzelnen weniges zu ändern. Schon darum verdient die jambische, elegische, melische, chorische und dithyrambische Poesie der Hellenen den Nahmen der musikalischen, und schon dieses äußere Merkmahl würde erlauben, sie unter dem Nahmen der lyrischen Kunst zusammenzufassen und als eine Gattung zu betrachten, wenn auch nicht wesentlichere innere Ähnlichkeiten und gemeinsame Eigenschaften und Verschiedenheiten dazu berechtigten. Wenn das Eigen-

95) Plut. de mus. p. 2077. Ed. ed. Steph.

thümliche der Muſik darin beſteht, die tiefſten Gefühle auszuhauchen, einer ſchönen Seele eine ſchöne Stimme zu geben, und um alle Leidenſchaften zu ſpielen; ſo iſt die lyriſche Poeſie der Hellenen nicht bloß in ihren äußern Verhältniſſen muſikaliſch, ſondern in ihrer innern Natur ſelbſt; ſo iſt ſie nicht bloß befreundet mit der Muſik, ſondern ſelbſt nichts anders als eine poetiſche Muſik. Wem treten bey dieſer Betrachtung nicht die Wuth des Archilochos, die Zärtlichkeit des Mimnermos, die Gluth der Sappho und des lieberaſenden Ibykos vor das Auge des Geiſtes? Nicht das Alterthum, die Helden und deren Thaten waren Stoff ihres Geſanges, ſondern die Schönheit der Jünglinge, die Blüthe des Genuſſes, der Gipfel der Sehnſucht und jedes lebendigſte Gefühl des Augenblicks: denn ſie bezeichneten nicht das Unſterbliche mit ſterblichen Worten, ſondern das Vergängliche verewigten ſie durch einen Ausdruck, der überall und immer edel und reizend erſcheinen muß. Nicht bloß die Gedichte des Anakreon waren voll von dem Haar des Smerdis, den Augen des Kleobulos und der Blüthe des Bathyllos. Auch ſolche choriſche Dichter, welche wie Steſichoros, nach dem Ausdrucke des Quinctilianus, die Laſten des epiſchen Geſanges mit der Lyra trugen, und das Melos durch heroiſchen Stoff reicher und würdiger machten, beſangen die Liebe wie Alkman; und Pindaros ſelbſt, an Vollendung ein doriſcher Sophokles, an Würde ein Pythagoras der Poeſie, lächelt, wie der freundliche Chiron über den liebenden Apollo, mit milder Hoheit, wenn er die Freuden der Geſelligkeit betrachtet, den Genuß der Liebe darſtellt, oder die weichen Gaben der Aphrodite preiſet.

Wie ganz verschieden ist dieses Beziehungsvolle, dieses Gegenwärtige und Wirkliche, diese Leidenschaftlichkeit und Innerlichkeit der lyrischen Poesie der Hellenen von der beziehungslosen und ruhigen Äußerlichkeit des alten Epos, besonders des homerischen! Man möchte beyde Gattungen durch alle Merkmahle entgegengesetzt finden; und wenn es die Alten im Epos für das Höchste hielten, daß man den Dichter gar nicht gewahr werde, so ist es im hellenischen Melos ohne Zweifel der Gipfel der Ausbildung und der Gipfel der Schönheit, wenn der gesellige Geist des Dichters sich selbst anschaut, und er sich im Spiegel seines Innern mit frohem Erstaunen und edler Freude zu betrachten scheint.

Aber nicht bloß in dem, was in allen Stufen und Arten der Bildung bleibend und allgemein ist, weicht die epische und die lyrische Gattung der hellenischen Poesie so sehr von einander ab, sondern auch in der Weise, wie sich beyde in Unterarten theilen. Die epische Gattung neigt sich bald zu dieser, bald zu jener Gestalt; aber ihre Arten, wenn man es so nennen darf, sind nicht so scharf getrennt, wie die Arten der lyrischen Kunst, welche sich schon durch die äußeren Merkmahle des Rhythmus und der bestimmten Gestaltung unterscheiden, die Verschiedenartigkeit des Stoffs, der Sprache und der äußern Beziehung und Veranlassung nicht zu erwähnen. Bey der Eintheilung der lyrischen Gattung mag man aber nun, wie die Alten, auf die rhythmische Form sehen, welche die Dichter zwar nicht eben mit wissenschaftlicher Berechnung, aber doch mit Sinn und Urtheil, der Natur des Ganzen gemäß wählten, oder auf die verschiedenen Stufen der künstlerischen Ausbildung, oder

thümliche der Musik darin besteht, die tiefsten Gefühle auszuhauchen, einer schönen Seele eine schöne Stimme zu geben, und um alle Leidenschaften zu spielen; so ist die lyrische Poesie der Hellenen nicht bloß in ihren äußern Verhältnissen musikalisch, sondern in ihrer innern Natur selbst; so ist sie nicht bloß befreundet mit der Musik, sondern selbst nichts anders als eine poetische Musik. Wem treten bey dieser Betrachtung nicht die Wuth des Archilochos, die Zärtlichkeit des Mimnermos, die Gluth der Sappho und des liebeathmenden Ibykos vor das Auge des Geistes? Nicht das Alterthum, die Helden und deren Thaten waren Stoff ihres Gesanges, sondern die Schönheit der Jünglinge, die Blüthe des Genusses, der Gipfel der Sehnsucht und jedes lebendigste Gefühl des Augenblicks: denn sie bezeichneten nicht das Unsterbliche mit sterblichen Worten, sondern das Vergängliche verewigten sie durch einen Ausdruck, der überall und immer edel und reizend erscheinen muß. Nicht bloß die Gedichte des Anakreon waren voll von dem Haar des Smerdis, den Augen des Kleobulos und der Blüthe des Bathyllos. Auch solche chorische Dichter, welche wie Stesichoros, nach dem Ausdrucke des Quinctilianus, die Lasten des epischen Gesanges mit der Lyra trugen, und das Melos durch heroischen Stoff reicher und würdiger machten, besangen die Liebe wie Alkman; und Pindaros selbst, an Vollendung ein dorischer Sophokles, an Würde ein Pythagoras der Poesie, lächelt, wie der freundliche Chiron über den liebenden Apollo, mit milder Hoheit, wenn er die Freuden der Geselligkeit betrachtet, den Genuß der Liebe darstellt, oder die weichen Gaben der Aphrodite preiset.

Wie ganz verschieden ist dieses Beziehungsvolle, dieses Gegenwärtige und Wirkliche, diese Leidenschaftlichkeit und Innerlichkeit der lyrischen Poesie der Hellenen von der beziehungslosen und ruhigen Äußerlichkeit des alten Epos, besonders des homerischen! Man möchte beyde Gattungen durch alle Merkmahle entgegengesetzt finden; und wenn es die Alten im Epos für das Höchste hielten, daß man den Dichter gar nicht gewahr werde, so ist es im hellenischen Melos ohne Zweifel der Gipfel der Ausbildung und der Gipfel der Schönheit, wenn der gesellige Geist des Dichters sich selbst anschaut, und er sich im Spiegel seines Innern mit frohem Erstaunen und edler Freude zu betrachten scheint.

Aber nicht bloß in dem, was in allen Stufen und Arten der Bildung bleibend und allgemein ist, weicht die epische und die lyrische Gattung der hellenischen Poesie so sehr von einander ab, sondern auch in der Weise, wie sich beyde in Unterarten theilen. Die epische Gattung neigt sich bald zu dieser, bald zu jener Gestalt; aber ihre Arten, wenn man es so nennen darf, sind nicht so scharf getrennt, wie die Arten der lyrischen Kunst, welche sich schon durch die äußeren Merkmahle des Rhythmus und der bestimmten Gestaltung unterscheiden, die Verschiedenartigkeit des Stoffs, der Sprache und der äußern Beziehung und Veranlassung nicht zu erwähnen. Bey der Eintheilung der lyrischen Gattung mag man aber nun, wie die Alten, auf die rhythmische Form sehen, welche die Dichter zwar nicht eben mit wissenschaftlicher Berechnung, aber doch mit Sinn und Urtheil, der Natur des Ganzen gemäß wählten, oder auf die verschiedenen Stufen der künstlerischen Ausbildung, oder

auf den nationalen Charakter der Gedichte sehen; so ist der Erfolg ganz derselbe, und alle diese Eintheilungen fallen in Eins zusammen. Denn bey einem jeden der vier großen Volksstämme, welche in der schönsten Zeit der hellenischen Bildung zu einer gemeinsamen, bleibenden, selbstständigen und gebildeten Eigenthümlichkeit gelangten, blühte und reifte eine der stufenweise auf einander folgenden Hauptgattungen der lyrischen Kunst; bey den Joniern die rhythmische, bey den Aeoliern die melische, bey den Doriern die chorische, bey den Athenern die dithyrambische; und die Natur der Dichtart entspricht der Eigenheit des Volks, bey dem sie einheimisch war, eben so sehr wie dem Zustande der lyrischen Kunst überhaupt, und dem Maaße von Bildung, welches die Gattung hatte, da die Art ihre Vollendung erreichte. Wenn es die Denkmahle selbst, und alles, was noch übrig ist vom lyrischen Alterthum, nicht verkündigten, wie sehr auch die Poesie dieses Zeitalters in Gestalt, Bewegung und Farbe dem Charakter der Nationen entsprach, welcher sich eben so in der Baukunst, Bildnerey und Mahlerey unterschied; so würde es doch schon die Vermuthung über allen Zweifel heben können, daß es in einer Gattung der Kunst, die so ganz geeignet ist, die Zustände und die Eigenthümlichkeit des Einzelnen wie einer gemeinsamen Masse auszudrücken, einen jonischen, aeolischen, dorischen und attischen Styl werde gegeben haben, wie es einen solchen in der Musik, in der gebildeten Sprache der Dichter, in Sagen, Lebensart, Gebräuchen, Sitten, Verfassung, Gesetzgebung, Erziehung gab, bis auf den Götterdienst und die Kleidung, ja zum Theil in der Prosa und selbst in der Philosophie. Ganz bestimmt

nur vier verschiedene Style der lyrischen Kunst setzen, wie vier verschiedene nationale Arten der sittlichen und gesellschaftlichen Bildung der Hellenen, heißt den Zeugnissen und Winken der Alten folgen; und es ist um so weniger zu besorgen, daß man sich dadurch beschränken und die Ansicht der unerschöpflichen Fülle der bildenden Natur in merkwürdigen Eigenthümlichkeiten verengen werde, da diese eben in der lyrischen Poesie ohnehin so sichtbar ist, daß man sie nie verlieren kann, und so leicht zu bemerken, daß man nicht lange dabey verweilen darf. Auch wird durch jene Annahme keineswegs etwa geläugnet, daß die lokrischen Lieder zum Beyspiel, welche Klearchos 96) ganz so schön wie die sapphischen und anakreontischen Gedichte fand, sehr national seyn mochten; denn gewiß hatten auch diese köstlichen Blüthen der natürlichen Poesie die Farbe des mütterlichen Bodens. Aber, wie nicht jedes leidenschaftliche oder gesellschaftliche Gelegenheitsgedicht ohne bestimmte, gesetzliche und allgemeine Eigenthümlichkeit, und ohne die innigste Übereinstimmung und Ähnlichkeit aller gleichmäßig gestalteten Theile mit der Natur des Ganzen bis auf die einzelnen Bilder, Beyspiele und Gedanken, ein lyrisches Kunstwerk genannt werden darf; so hat auch nicht jede Nation einen Styl oder künstlerischen Charakter im strengeren, höheren Sinne des Worts. Dazu gelangt ein Volk nur durch eine gewisse glückliche Übereinstimmung der sittlichen und geistigen Anlage und äußern Umgebung, und durch Gleichartigkeit der ursprünglichen Bestandtheile

96) Athen. XIV. p. 639.

beym Anfange der eigentlichen Bildung, wenn das gemeine Wesen zur Selbstständigkeit fähig geworden ist; durch unbeschränkte Freyheit im Entwickeln und Bestimmen seiner selbst, und durch heftigen Kampf mit einem Volke von entgegengesetzter Art; durch Gesellschaftlichkeit und Gemeinsamkeit alles Einzelnen, durch Verbündung und Verbrüderung der freyen Staaten, durch Grundsätze endlich, welche die zufällige Eigenthümlichkeit zum nothwendigen Gesetze frey erheben, sie durch öffentliche Erziehung auf künftige Geschlechter fortzupflanzen und zu verewigen, oder auch über verwandte oder nachbarliche Völkerschaften zu verbreiten suchen; durch Streben nach Allgemeinheit und Vollständigkeit der Ausbildung mit weltbürgerlichem Sinn, und ohne eine umbildende Annahme des Fremden zu verschmähen. Je ursprünglich entschiedener, je ausgearbeiteter und gebildeter die Natur eines Volks ist, desto leichter und sicherer lassen sich die äußersten Umrisse an dem klaren und bestimmten Bilde seiner Eigenthümlichkeit festsetzen und angeben. Doch bleibt auch in dem allgemeinsten Charakter etwas Unauflösliches, was sich durch keinen Begriff erschöpfen läßt, und was jener bey rohen Völkern so häufigen erblichen Sonderbarkeit gleicht oder ähnelt, welche aus reinem Zufall entstanden zu seyn, und nur aus Eigensinn fort zu dauern scheint. Bey ursprünglichen und selbstständigen aber gebildeten Nationen ist dieses schlechthin Eigenthümliche mit dem Allgemeinen überall innigst verwebt und verschmolzen. Den Sinn dafür muß man mitbringen; und wenn Ennius schon drey Seelen zu haben glaubte, weil er hellenisch, römisch und osciſch reden konnte, so wird der Alterthumsforscher der Poesie

noch weit mehr eine gewisse Mehrheit geistiger Sinne und Seelen in sich vereinigen, und für die verschiedensten Richtungen der menschlichen Natur und Kunst gleich empfänglich seyn müssen. Mit Hülfe dieses Gefühls, wenn es durch stete Übung geschärft wird, kann die Untersuchung vielleicht das Gewebe von Sagen, Meynungen und Andeutungen entwirren, sich bis zum Wahrscheinlichen und endlich bis zur Einsicht erheben. Der Uneingeweihte ahndet wenig von allem dem, was einer, der zum Beyspiel des jonischen Styls nicht mehr ganz unkundig ist, bey den Kunsturtheilen der alten Kritiker von der süßen, klaren und reinen Schreibart des Ktesias oder Hekataeos, des Demokritos oder anderer jonischer Philosophen, bey einigen Stellen und Nachrichten vom Herakleitos, bey den Sagen vom Archilochos, bey einigen Worten vom ersten Styl der jonischen Musik und Baukunst, oder gar bey Betrachtung der ältesten Denkmahle der elegischen Kunst und der früheren Geschichte Athens wahrnimmt und ordnend denkt. Vielleicht kann die Kunst, welche das Leben der Menschheit aufzeichnet und nachbildet, in den feinern Theilen ihrer geistigen Gemählde auch das Eigenthümlichste und Zarteste eines nationalen Charakters, dem sie bis in das Dunkel seiner Erzeugung und bis in alle Zweige seines Wachsthums nachgeforscht hat, einigermaaßen ausdrücken und wiedergeben. Bey dem allgemeinen Umrisse und vorläufigem Begriffe vom jonischen, aeolischen, dorischen und attischen Styl und Charakter kommt es aber nur darauf an, ohne Ansprüche auf eine geschichtliche Vollständigkeit und Darstellung, den Standort und Gesichtspunkt der ganzen Frage richtig zu bestimmen, den besondern Antheil jeder

dieser Nationen an der gesammten Bildung der Hellenen anzugeben, besonders aber Vorurtheile und Irrthümer wegzuräumen. Unter diesen verdient der Glaube oder die Einbildung, daß alle Dorier vom Dorus und alle Jonier vom Jon abstammten, billig die erste Stelle. Nach der Analogie zu urtheilen, dürften diese und andre ähnliche etymologische Sagen wohl nichts mehr seyn, als Erfindungen genealogischer Dichter in der cyklischen Periode der epischen Poesie. Freylich sprechen sie auch so für das Daseyn dessen, was sie erklären wollten, für die verhältnißmäßig frühe Absonderung der Massen und Entstehung der verschiedenen Arten des hellenischen Charakters. Allerdings legten die alten Hellenen einen sehr großen Werth auf die Herkunft. Dies äußert sich auch in ihrem Hange, sich für unbedingt ursprünglich zu halten. Der Glaube an die gemeinschaftliche Abstammung hat oft großen Einfluß bey ihnen gehabt; vorzüglich wenn Verwandtschaft der Sitten und Gleichartigkeit der Verfassung, die Völker einander näherte, wenn kleinere benachbarte Staaten sich in gemeinsamen Versammlungen verbrüderten, oder wenn ein gemeinschaftlicher Zweck und Sinn sie auch aus der Ferne, im Gegensatz mit andern Völkerbündnissen, die für Stämme gehalten wurden, an einander kettete. Jene Sagen konnten leicht schon früh Eingang und Ansehn finden, wie der Umstand anzudeuten scheint, daß die vier ältern Abtheilungen oder Stämme des attischen Volks vor Klisthenes nach den vier Söhnen des Jon benannt waren 97), wenn diese nicht etwa Namen und Daseyn den

97) Herod. Terps. 66.

Stämmen verdanken. Das Wesen der verschiedenen Hauptarten des hellenischen Charakters in die Verschiedenheit der Abstammung zu setzen, ist um so unstatthafter, da nicht bloß die Gelehrten unter den Alten bey der Eintheilung in Hellenen und Barbaren mehr auf den gegenwärtigen Zustand der Sitten als auf den Ursprung des Geschlechts sahen, und das Eigenthümliche der Hellenen, wie Aristoteles 98) in der Mitte, die er überall liebt, oder wie beym Strabo 99) in dem Übergewicht des Gesetzlichen und Geselligen, der Vernunft und der Bildung fanden, sondern auch die Achäer am Pontos, welche, obgleich ganz vom reinsten hellenischen Stamm, doch alle Barbaren an Wildheit übertrafen 100), allgemein nicht mit zu den Hellenen gezählt wurden. In dem ganzen Kleinasien, sagt Plinius 1) in diesem Sinne, behaupte man, würden nur drey Völker mit Recht hellenisch genannt, das dorische, jonische, aeolische; die übrigen seyen barbarisch. Auch der Begriff der Mittheilung und Verbreitung des nationalen Charakters ist den Alten sehr geläufig; unter den Bewohnern des Peloponnesos, meynt Herodotos 2), schienen die einzigen Kynurier Jonier zu seyn, wären aber von den Argeiern, welche sie beherrschten, und durch die Länge der Zeit, dorisirt worden; und Strabo 3), nachdem er von der Mischung des dorischen und aeolischen Stammes und den mannichfachen Mundarten im Pelo-

98) Polit. VII, 7. 99) Libr. I. fin. 100) Dionys. Ant. rom. I, p. 232. ed. Reiske. 1) Lib. VI, 2. 2) Uran. 73. 3) Lib. VII. pag. 513 C — 514 D.

ponneſos geredet, ſagt: alle ſchienen zu doriſiren, wegen des Übergewichts, das dieſes Volk erhalten habe. Obgleich die älteſten Athener Jonier waren, und ihre Mundart joniſch [4], und Herodotos es gar zum Kennzeichen der ächten Jonier macht, von Athen abzuſtammen und die Apaturien zu feyern [5]; ſo kam doch eine Zeit, wo ſie ſelbſt dieſen Nahmen flohen, und nicht mehr Jonier heißen wollten [6]. Dem Charakter nach können ſie es auch nicht ſeit Themiſtokles; und früher ſchon äußert ſich manches, was mehr als joniſch iſt. Aber auch die reine Abſtammung der drey urſprünglichen Nationen iſt eine grundloſe Vermuthung. Daß die Bewohner der zwölf Städte, die ſich zum panioniſchen Feſte nach Samos verſammelten, mehr Jonier wären als die übrigen, oder von edlerer Abkunft, ſagt Herodotos [7], ſey eine große Thorheit zu behaupten; „da kein geringer Theil von ihnen Abanter aus Euboea ſeyen, die ſelbſt mit dem Nahmen Jonias nichts zu ſchaffen haben; da Minyer aus Orchomenos unter ſie gemiſcht geweſen, Kadmeier und Dryoper, Phokäer und Moloſſer, auch Pelasger aus Arkadia, Dorier aus Epidauros, und viele andre Völker; und da ſelbſt die unter ihnen, welche vom Prytaneion der Athener auszogen, und ſich für die ächteſten Jonier hielten, keine Frauen in die Kolonie mitnahmen, ſondern kariſche hatten, deren Eltern ſie umgebracht."

Wie unauslöſchlich aber der Charakter dauerte, wenn ſich einmal ein ſolches Gemiſch von wandernden und ein-

4) Herod. ibid. 5) Clio. 147. 6) ibid. 143. 7) Clio. 146.

heimischen Stämmen, ähnlichen aber nicht gleichen Ursprungs, zu einer Nation oder gar zu einem System von Republiken gebildet hatte; wie wenig die weiteste Entfernung eine einmal anerkannte und bestätigte Verwandtschaft der Völker und der Staaten auflösen konnte; davon giebt vorzüglich die Gesetzgebung merkwürdige Beyspiele. Aus der Mitte des Peloponnesos ward der Arkadier Demonax berufen, um die Verfassung von Kyrene zu verändern und zu verbessern 8). Das waren Dorier, könnte man denken, die sich durch Anhänglichkeit an das Alte und Gemeinsame auszeichnen; aber von den Joniern finden sich eben so auffallende Züge. Androdamas aus der chalkidischen Pflanzstadt Rhegion war Gesetzgeber der Chalkider in Thrakien 9); die Gesetze, welche Charondas den chalkidischen Staaten in Italien verfaßte, zu singen, war zu Athen eine gewöhnliche Unterhaltung bey Gastmahlen 10); vielleicht waren auch die Gesetze des Solon wiederum bey den jonischen Hellenen Italiens im Umlauf, und wurden bey diesen von den Römern gefunden und benutzt; und noch Strabo 11) nennt die Gesetze Massiliens, welches die fliehenden Phokäer stifteten, jonische. Nach diesen Thatsachen darf es vielleicht nicht übertrieben scheinen, wenn Aristoteles 12) die Vermischung der Achäer vom aeolischen und der Troizener vom dorischen Stamme in Sybaris als ein gefährliches Beyspiel anführt, und darin die erste Ursache von dem Untergange dieses Freystaats sucht.

---

8) Herod. Melpom. 161. 9) Arist. Polit. II, 12. 10) Athen. XIV. p. 619. 11) Lib. III, p. 271. B. 12) Polit. V, 3.

Zu welcher Nation ein Gedicht zu ordnen sey, in welchem Styl ein Künstler gedichtet habe, das muß weniger nach der Heimath und Abkunft des Dichters als nach dem Charakter des Werks beurtheilt werden. Allerdings konnte der Glaube des Pindaros, daß er von Sparta abstamme [13]), seine Vorliebe für alles Dorische verdoppeln. Aber Alkman selbst, der Stifter der dorischen Poesie, war nur ein eingebürgerter Fremdling. Der Rheginer Ibykos und der cëische Simonides dichteten im dorischen Dialekt; und obgleich die Poesie des ersten fern von dorischer Ruhe und Würde gewesen seyn mag, und der letzte ein Künstler von sehr allgemeiner Ausbildung war, den man nicht auf Einen Styl beschränken darf, wenn man nicht den lebendigen Charakter der verschiedenen Bildungsarten in ein todtes Fachwerk verwandeln will, welches alles erschöpfen und keine Ausnahme dulden soll; so mußte doch, bey hellenischer Harmonie des Innern und Äußern, die Wahl des Dialekts, der oft auf ähnliche Wahl des Rhythmus schließen läßt, und das sinnlichste und doch ziemlich sichere äußere Kennzeichen bleibt, auf das Ganze einen sehr großen Einfluß haben. Der jonische, aeolische, dorische und attische Dialekt war aber keineswegs eine bloß örtliche Verschiedenheit der Sprache und Aussprache, deren rohe Unbestimmtheit selbst die Bezeichnung zu fliehen pflegt. Wie der Charakter der vier gebildeten hellenischen Nationen allen übrigen Handlungen und Werken derselben sein Gepräge aufdrückte, so hatte eine jede derselben auch ihren eigenthümlichen grammatischen Styl, welcher

13) Pyth. V, 96. seq.

besonders in der Bildung und Ausbildung der Worte, weniger in den Worten selbst und in der Stellung der Worte abwich, und allerdings durch Veredlung der Mundart und Auswahl des Allgemeinsten, des Eigenthümlichsten und des Bedeutsamsten aus derselben entstanden, oder vielmehr von den Dichtern und Autoren gemacht worden ist, selbst aber um so weniger mit der Mundart verwechselt werden darf, da die Jonier zum Beyspiel zwar nur Einen Dialekt, aber in den zwölf Staaten allein vier verschiedene Mundarten hatten [14]).

Wenn man alles das wegdenkt, was nur von einzelnen Perioden des jonischen Charakters gilt, so scheinen die Züge, welche die Alten als seine unterscheidenden angeben, bloß die ersten und einfachsten Bestandtheile des hellenischen Charakters überhaupt zu seyn; regsame Empfänglichkeit und kunstsinnige Geschicklichkeit [15]). Aber eben dieses Übergewicht der bloßen Elemente ohne weitere Steigerung oder höhere organische Gestaltung derselben könnte hinreichen, eine sehr entschiedene und bestimmte Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und es ist in der That fast in allen Werken und Handlungen der Jonier sichtbar. Sich in Pflanzstädte zu verbreiten und Keime der politischen Bildung auszustreuen, war der Gipfel ihrer Staatskunst. Ihre Kraft strebte nicht sowohl, sich zusammenzudrängen, als sich zu erweitern, bis zur Leerheit und Oberflächlichkeit. Die Empfindungsweise und lyrische Poesie der Jonier treibt alles bis zu einem Äußersten, ohne es doch schön

14) Herod. Clio. 142. 15) Dionys. de comp. pag. 39 46. 66. ed. Sylb. 4.

zu vollenden; sie ist rascher als ausdauernd, und leidenschaftlich ohne Tiefe. Außer der innern Gleichartigkeit der Bildungsbestandtheile scheinen ihre Werke, in denen alles einzeln und durchsichtig ist, keine andre Einheit zu kennen, als die der Anhäufung. Selbst die jonische Philosophie, welche den klugen Kunstsinn und die fließende Veränderlichkeit dieses Nationalcharakters auf die Natur zu übertragen liebte, sammelte nur einzelnes, oder trennte das gesammelte in seine natürlichen Bestandtheile.

2.

Vorarbeiten zur Geschichte der verschiedenen Schulen und Epochen der lyrischen Dichtkunst bey den Hellenen. 1795. *)

1. Zur Geschichte und Charakteristik der jonischen Schule.

Durch die Rückkehr der Herakliden wurden mehrere hellenische Völkerschaften aus aeolischem, jonischem und dorischem Stamm vom festen Lande verdrängt, flüchteten übers Meer, ließen sich auf den Inseln und an der Küste von Kleinasien nieder, wo sie drey Koloniengruppen oder Stammvereine und Staatenbünde nach jenen dreyfachen hellenischen Völkernahmen stifteten. Die Jonier, welche früher im Peloponnes an dem nördlichen Uferlande, Aegialus wohnten, zogen nach der Rückkehr der Herakliden, aus ihrem alten Wohnsitz durch die Achäer verdrängt, von dort

*) Indem hier zur Ergänzung des unvollendet gebliebenen Werks, aus den damahls für die Fortsetzung desselben entworfenen Vorarbeiten, das Vorzüglichste und Wesentlichste mitgetheilt wird, ist hie und da auch manches Neue gegenwärtig angefügt worden, was der Leser leicht bemerken und unterscheiden wird.

nach Attika, und bald unter den Söhnen des Kodrus weiter nach Asien, wo sie sich an der Küste und auf den Inseln ansiedelten, unter dem schönsten Himmel, in einem Lande, das an mannichfaltigen Erzeugnißen reich, zum Handel wie zur Schifffahrt ungemein günstig gelegen war. Das attische Volk, welches selbst vor Alters Pelasgisch war, und erst später zur helleniſchen Sitte und Sprache überging 16), wurde als das eigentliche Stammland der Jonier betrachtet, welche ebenfalls früher jenen Nahmen trugen 17), wie auch die Inselbewohner von Ursprung ein pelasgischer Stamm waren und erst später den jonischen Nahmen erhielten 18).

Die jonischen Städte an der asiatischen Küste und auf den Inseln waren nicht ohne einigen Zusammenhang, wie ihre gemeinschaftliche Zusammenkünfte im Panjonium andeuten; es war ein Staatenbund, wie etwa der Verein der Amphiktyonen oder auch der Lateinerbund. In Denkart und Gebräuchen, in Sage, Sitten und Sprache hatten sie viel Gemeinschaftliches, welche Eigenthümlichkeit des Charakters sich aus ihrer ganzen Lage erklärt. Als Besiegte und Flüchtlinge waren sie nicht stolz und übermüthig, sondern suchten Schutz und Freundschaft im Verkehr mit fremden und mächtigeren Völkern. Sie mußten thätig und gewandt seyn, um sich selbst zu helfen und erst ein Daseyn zu gründen. Die Kräfte, welche das Bedürfniß zuerst in ihnen entwickelte, wucherten dann unter einem üppigen

16) Herod. Clio. cap. 57. Uran. cap. 44. 17) Polyhymn. cap. 94. 18) ibid. cap. 96.

Himmel zum Überfluß; sie waren nicht ohne Künste und Bildung hingekommen an die Küste von Asien, wo die Bildung mancher Völker schon in Weichlichkeit ausgeartet war. In dieser glücklichen Mischung von begünstigter Lage und zwingendem Bedürfniß, betriebsam von Natur und mit erfinderischem Geiste begabt, blühte bald Gewerbe, Handel, und Kunstfleiß bey ihnen, eine rege Thätigkeit aller Art. Sie waren vorzüglich geneigt und fähig, die Ideen und Sitten fremder Völker anzunehmen; und während sie dem pelasgischen Ursprung näher geblieben waren, unterschieden sie sich durch diese Hinneigung zur asiatischen Sitte vorzüglich von dem aeolischen und dorischen Stamm, in denen der hellenische Geist sich am reinsten und strenger abgesondert darstellt und entwickelt hat. Eine vielseitige rege Empfänglichkeit und künstlerischer Sinn; die rastlose Beweglichkeit und Thätigkeit im Leben, eine reizende Fülle im Dichten und helle Klarheit im Denken bilden die Grundzüge der Eigenthümlichkeit des jonischen Geistes. Diesem günstigen Zusammenfluß geistiger Vorzüge verdanken wir die letzte vollendete Blüthe der epischen Poesie in der Homeriden-Schule von Chios, die Anfänge der lyrischen Dichtkunst, der alten Historie und der jonischen Philosophie. Die Bevölkerung des jonischen Stamms verbreitete sich in unzähligen Anpflanzungen auf Inseln und Küsten, bis in die fernsten Gegenden des schwarzen und des mittelländischen Meeres, die von Milet, Chalkis und Phokäa ausgingen. Aber eben dadurch zerstreute sich ihre Kraft; Tapferkeit in der Landschlacht war nie ihr Vorzug, sie waren Schiffer und Handelsleute, Küsten- und Städtebewohner ohne tiefer begründete, höher emporstrebende

kriegerische Bildung. Sie hatten noch nicht einen so ungleichen Kampf zu bestehen vermocht, wie jenen, aus welchem späterhin die attische Größe hervorging. Frühe schon unterlag ihre Verfassung und Freyheit der Übermacht benachbarter Völker, und ihre bürgerliche Entwicklung und sittliche Bildung ward in dem Augenblicke ihres üppigsten Wachsthums unterbrochen und in Stillstand versetzt, so daß fortan auf den höhern Stufen helleniſcher Geistesbildung der joniſche Nahme durch den Ruhm des doriſchen und attiſchen verdrängt ward. Sie geriethen zuerst in die Dienstbarkeit der Lydier, dann der Perser, und endlich unter die Abhängigkeit des hochherrschenden atheniſchen Volks. In den kurzen Zwiſchenzeiten der Freyheit erzeugte ſich ſchnell aus der eignen Mitte eine Schaar von kleinen und größern Tyrannen. Ihre jederzeit ſchlechte Verfaſſung war entweder Oligarchie oder ganz ohlokratiſch; das einzige Maſſilien, die Pflanzſtadt der Phökäer an Galliens Südküſte macht hier eine ruhmvolle Ausnahme [19]).

Ihre Lage ſelbſt hinderte ſie an höherer politiſcher Bildung. Sie unterlagen ſchon frühe den lockenden Verführungen eines üppigen Himmels und zerfloſſen in Weichlichkeit. Gegen dieſen Hang und den durch Handelsfleiß erzeugten Überfluß war kein Gegengewicht in ihrer einſeitigen Bildung enthalten, welche ſich nur auf die Einbildungskraft und den Verſtand erſtreckte, aber weder die Sitten bildete, noch auch die Willenskraft geſetzlich ordnete. Die ganze unendliche Fülle der Natur wußte ihr

---

20) Strab. IV. p. 271. B.

reger Geist mit zartem Künstlersinn und Scharfsinn lebendig zu erfassen und in einen leichten Strom von klaren Bildern und sinnigen Sprüchen zu entfalten. Sie hatten aber mehr Einbildungskraft als tiefes Gefühl, sie waren heftig ohne Innigkeit und Tiefe, rasch ohne ausdauernde, standhafte Kraft; und ihr Gemüth war durch kein inneres Gesetz zur hohen Eintracht harmonisch geordnet. Daher ihre Unruhe und Leidenschaftlichkeit, ihre Neigung zum heftigen Zorn und gränzenlosen Schmerz in der Klage, so wie auch wieder zu dem sinnlichsten Genuß. Wie aber in Allgemeinen die Sittenbildung die Grundlage der hellenischen Staaten war, so blieb auch die jonische Verfassung schlecht und unvollkommen, als die sich nie zu einer innigen Vereinigung und Lebensgemeinschaft noch zu einer gesetzlich freyen Ordnung erheben konnte. In den Einzelnen zeigte sich der jonische Stamm und Geist bewundrungswürdig; und von der Natur begünstigt, bilden sie die schönste Zierde der hellenischen Entwicklung. Als Staat und Gemeinwesen aber waren die jonischen Völkerschaften unter den gleichzeitigen und umgebenden Völkern so schwach und wenig geachtet, daß selbst Athen, die Mutterstadt und der einzig bedeutend mächtige Staat des Stammes, den Nahmen desselben floh und verläugnete und nicht jonisch genannt seyn wollte [20]).

Die der jonischen Schule eigenthümlichen Dichtarten der lyrischen Kunst sind die Elegie und die Jamben.

20) Herod. Clio, 143. Wenn einige Stellen und Thatsachen die schon früher angeführet worden, in diesen Auszügen des Zusammenhanges wegen wiederhohlt vorkommen, so wird man sich nicht daran stören wollen.

Wer der Erfinder der Elegie sey, darüber stritten die Grammatiker und auch der Ursprung der Jamben verliehrt sich in dunkle Sagen Unstreitig aber ist es, daß die Ersten, welche diesen Rhythmen und Dichtarten zuerst eine bestimmte Gestalt und Bildung gaben, so wie die Sänger, durch welche sie die höchste poetische Blüthe vereinigten, Jonier waren. Wenn Kallinus früher gelebt hat [21]) als Archilochus; so ist vielleicht auch der elegische Rhythmus, dessen Erfindung dem Hexameter viel näher lag, älter als der jambische. Die Bestandtheile dieses Rhythmus enthalten den raschen daktolischen Schwung mit der gewichtigen spondäischen Schwere vereint; in einem Gleichgewicht, welches doch nicht so bestimmt ist, daß die Freyheit, bald der Schnelligkeit, bald der Schwere ein merkliches Übergewicht zu geben, dadurch ganz benommen oder zu sehr beschränkt wäre. In der Ungleichheit dieser beständig wiederkehrenden Doppelverse bildet die Elegie gleichsam einen zugleich gebrochnen und doch auch wieder verschränkten Hexameter; ihre Bewegung ist eine geordnete Unordnung, und gebrochne Harmonie statt der alten geflügelten Kraft des freyen heroischen Verses; die Fülle ist überströmend, die Absätze und Einschnitte sind gedehrt und gleichsam nachziehend, und die Richtung mehr sinkend und niedergeschlagen. Daher sind die eigentlichen Gegenstände der Elegie reizende Schwermuth und wehmüthige Freude, jene anziehende Mischung von Schmerz und Lust, welche dem reinen Drama fast ganz versagt ist und den schönsten Vorzug der lyrischen Gattung bildet. Die Elegie, so wie sie in

21) Strab. lib. XV. p. 958. C.

dieſer früheren joniſche Schule durch Mimnermus ihre ſchönſte Blüthe erreichte, war der angemeſſenſte Abdruck und Spiegel des joniſchen Charakters dieſer Zeit, ſo wie in allen Zeitaltern die glücklichſte Form für dieſe Art des ſchönen Gefühls und der lyriſchen Schönheit. In der älteſten Zeit aber, ehe die männlichen Rhythmen und Liederformen erfunden und gebildet wurden, war dieſes die einzige rhythmiſche Weiſe, welche Kallinus und Tyrtäus zu ihren Schlachtgeſängen vorfanden; und ihre biegſame Natur wußte ſich auch dieſem Bedürfniß anzufügen und ſich noch ganz im heroiſchen Schwunge feſt und gewaltig zu erhalten, aus welchem ſie ihren erſten Urſprung genommen hatte.

Tyrtäus muß als Athener zu der joniſchen Schule der Poeſie gerechnet werden, weil die älteſten Athener Jonier waren [22]), ſo wie auch ihre Mundart joniſch, wie denn auch die vier älteſten Stämme oder Tribus des attiſchen Volks vor Kliſthenes von den Söhnen des Jon benannt geweſen [23]). Wenigſtens von den Elegieen des Tyrtäus muß dieß gelten, die gar nichts Doriſches an ſich haben, und auch in der Sprache ſich zunächſt an die alte epiſche und homeriſche Art anſchließen; mag er auch ſonſt, zu Sparta einheimiſch geworden, einiges andre Lyriſche vielleicht in lakoniſcher Mundart und in doriſchen Rhythmen gedichtet haben.

„Mit dem raſchen Jambus bewaffnete die Wuth den zürnenden Archilochus", welcher zugleich der Stifter ſei-

22) Strab. lib. VII. p. 513. C — 514 D. 23) Herod. Terpsich. cap. 66.

ner Dichtart war und der vollkommenſte Meiſter derſelben geblieben iſt. In der Zuſammenſetzung dieſes Rhythmus iſt mehr bewegliche Schnellkraft als gewichtige Schwere; die Richtung iſt aufſteigend und emporfliegend, in der Gliederung liebt er die kurzen Abſätze und Einſchnitte, und die Bewegung iſt auf eine der überſtrömenden Gebrochenheit des elegiſchen Rhythmus entgegengeſetzte Art ungeordnet und abgeriſſen. Die ohnehin nicht langen Glieder werden noch durch Lücken unterbrochen, welche die haſtige Eil der heftigſten Leidenſchaft, der Wuth, des Zorns, des Freudentaumels gleichſam überſprang. So in jenen Epoden, deren Erfinder Archilochus war, welche ſich theilweiſe noch an den heroiſchen Vers anſchließen, und ſeinen daktyliſchen Schwung als einzelnes Element in ihre ſtrophiſche Zuſammenſetzung aufnehmen. Wie ſpäterhin das alcäiſche und andere ſtrophiſche Odenmaaße, ſo ſuchte auch die jambiſche Versart, die an und für ſich ganz kunſtlos aus der Natur der lebendigen Rede und des Geſprächs hervorgeht, durch Anſchließung an den alten epiſchen Rhythmus mehr Schwung und Gewicht und eine kunſtgemäßere Würde zu gewinnen.

Eine Dichtart entſteht durch den Unterſchied, welcher die Gattung beſchränkt und näher beſtimmt. So lange der Rhythmus und die Leidenſchaft herrſcht in dem lyriſchen Gedicht, werden alſo die verſchiedenen lyriſchen Dichtarten durch die möglichen Unterſchiede des Rhythmus beſtimmt. In den Beſtandtheilen und der Zuſammenſetzung derſelben gibt es eine endloſe Mannichfaltigkeit; aber die rhythmiſche Bewegung kann nur zwey Richtungen haben, entweder eine ſteigende oder eine ſinkende. Die Zuſammenſetzung der

einzelnen rhythmischen Bestandtheile wird selbst durch jene Richtung allein oder vorzüglich mit bestimmt, so lange diese noch das Erste und Herrschende ist; wie mannichfaltig auch späterhin nach dem strophischen Bedürfniß und verschiedenem Charakter der Poesie die Anordnung derselben entwickelt werden mag; daher denn auch durch die Elegie und die Jamben die reinen Arten der lyrischen Gattung, so lange diese noch ganz einfach rhythmisch ist, erschöpft werden. Beyde Rhythmen entsprechen der eigenthümlichen Stimmung der jonischen Leidenschaftlichkeit sehr gut. In die Elegieen ergoß sich ihre wollüstige Schwermuth und die jambische Poesie nach der Weise des Archilochus und seiner Nachfolger, konnte nur in Verfassungen blühen, wo Herrscherwillkühr mit Anarchie wechselte, kaum in einer wohlgeordneten, streng gesetzlichen Demokratie, am wenigsten aber unter der aristokratischen Verfassung des dorischen Völkerstamms. Mit dem Charakter der jambischen Versart stimmten die Gegenstände der Leidenschaft, welche Archilochus in derselben darstellte, wohl überein; so wie auch der gewaltsame Ausdruck und ganze Gedankengang. Seine Gedichte waren voll Leben und Kraft [24]), und nicht an seiner Dichterkraft und Größe lag es, sondern an der Dichtart selbst, wenn er den Ersten nicht gleich gesetzt ward. Selten und nur wie zur Würze, mischte er etwas von mythischen Sagen in seine Gedichte. Es war jetzt mit einemmahle ein ganz neuer Stoff in die Kunst eingetreten, das wirkliche Leben näm-

24) Quinct. lib. X. cap. 1. plurimum sanguinis et nervorum.

lich und die ins Leben eingreifende Leidenschaft; die Heldensage, sonst der vornehmste oder einzige Gegenstand der alten Poesie trat nun mehr in den Hintergrund zurück für diese neue Dichtungsweise, in welcher die lebendige Gegenwart so ganz vorherrschend war. In dieser Hinsicht beginnt mit der jambischen Dichtart, in welcher auch schon der Keim zur alten Komödie lag, eine ganz neue Epoche der hellenischen Poesie. Selbst die ernste dramatische Kunst ging aus jener jambischen Grundlage hervor, und auch die gesammte lyrische Poesie nahm ihren Anfang von diesem Punkte aus, der ihre ganze Entwicklung und Richtung wesentlich bestimmte. Nur die Elegie, von Natur mehr zur dichterischen Erinnerung, als zum wirklichen Ausbruch gegenwärtiger Leidenschaft sich hinneigend, blieb wie in Sprache und Rhythmus dem epischen Gange verwandter, so auch in Geist und Inhalt dem alten mythischen Sagenkreise näher und treuer. Wollten wir unsre gewohnte dreyfache Eintheilung der Dichtarten nach gewissen allerdings grundwesentlichen Kategorien des Gegenstandes oder der Darstellung selbst, für einen Augenblick vergessen oder bey Seite setzen, und die ganze Masse und Mannichfaltigkeit hellenischer Dichtungsarten und Formen, rein geschichtlich und nach ganz eigenthümlich hellenischen Ansichten und Begriffen überschauen, so würde sich dieselbe vielleicht richtiger noch in zwey Hauptgattungen scheiden und eintheilen lassen. Auf die eine Seite bliebe dann alle und jede Art von mythischer und epischer Poesie gestellt, und selbst die Elegie würde, vermöge der angeführten Verwandtschaft in Sprache, Rhythmus und Inhalt dieser Hauptgattung als ein Nebenzweig beygeordnet. Die

andre Hauptgattung aber bildete die gesammte übrige lyrische oder melische, und die dramatische Poesie, die tragische sowohl als die komische, indem das ganze Gebilde dieser mannichfaltigen Dichtarten insgesammt auf der jambischen Grundlage ruht, und zuerst aus ihr hervorging. So bildete denn Archilochus einen zweyten an sich geringeren Anfangspunkt der Poesie nach oder neben Homeros, der aber in der spätern Entwicklung fast größer erwachsen ist, als der erste Stamm aus der alten Wurzel; indem die jambisch-melische Gattung in der Tragödie, als ihrem Gipfel, allerdings auch den Sagenstoff und mythischen Inhalt, der ursprünglich der andern, ältern Hauptgattung angehörte, in einer neuen und eignen Art wieder ergriff und in sich aufnahm. Der wesentlichste Unterschied aber der beyden Hauptgattungen ist in der Idee der einen wie der andern selbst gegründet; in der ersten epischen und elegischen wird das dichterisch Schöne oder das Ewige der Fantasie, in dem Unbestimmten und Unendlichen der alten Sage und dichterischen Erinnerung dargestellt; in der zweyten melischen und dramatischen Gattung aber soll dasselbe in der endlichen und bestimmten Umgränzung der wirklichen Gegenwart und lebendigsten Wirklichkeit anschaulich erscheinen.

So wie die Alten in der jonischen Baukunst und Musik einen ältern Styl von dem spätern unterscheiden, so können wir auch in der jonischen Schule der lyrischen Dichtkunst, so wenig uns auch von ihren Werken übrig geblieben ist, einen ältern, mittleren und neuern Styl derselben deutlich wahrnehmen und absondern. Den ältern Styl werden, den Bruchstücken und Kunsturtheilen der

Alten von ihnen zufolge Kallinus, Tyrtaeus und Archilochus angehört haben. Die Härte dieses ältern Styls hat vielleicht das Eigenthümliche, daß sie nicht aus dem Mangel an Vollendung oder an genügender Fülle entspringt, sondern allein aus der hastigen Unruhe der Leidenschaft, und der herben Heftigkeit ihres Ausdrucks.

Zu dem mittleren Styl zählen wir vorzüglich die Elegieen des Mimnermos und Solon; denn obwohl die solonische Gesetzgebung die erste Veranlaßung war, daß der attische Geist und Charakter sich von seiner Wurzel losriß, und von der jonischen Eigenthümlichkeit trennte, so war dieses doch damals noch nicht geschehen und die Bruchstücke dieses großen Gesetzgebers und weisen Dichters tragen alle Kennzeichen der jonischen Schule unverkennbar an sich. In seinen Gedichten erscheint Solon gleich frey von der Herbigkeit des ältern, wie von der Üppigkeit des neuern Styls. Im Mimnermos aber scheint die reine Blüthe der jonischen Eigenthümlichkeit und Gefühlsweise in der süßen Mischung von weicher Schwermuth und sanfter Freude am meisten sich zur vollen Reife entfaltet zu haben. „Höher gilt als Homeros des Mimnermos Lied in der Liebe;" singt der tief empfindende römische Elegieendichter Propertius; „denn weiche Gesänge verlangt der sanfte Amor 25)."

Von dem spätern Styl der jonischen Schule könnte uns die anakreontische Sammlung wohl einen anschaulichen Begriff geben, wenn wir voraussetzen dürften, daß diese spätern Nachbildungen im Rhythmus und im Ton

25) Propert. I. IX. 10.

noch einen nicht ganz untreuen Nachhall von den Liedern des tejischen Geistes enthalten mögen. Die wenigen Stücke und Bruchstücke, welche von früheren Autoren angeführt, allenfalls für ächt gelten können, sind strenger und herber in Form und Sprache, wenigstens in Vergleich gegen die andern spätern. Was aber den Inhalt und Ton betrifft, so dürfen wir wohl annehmen, daß die fliegende Eile leichter Freude, die schnelle Lust des Augenblicks, umkränzt von den Bildern süßer Sinnlichkeit den Charakter jener Lieder bildete, der sich auch in den anakreontischen Rhythmen ausdrückt.

Von dieser Epoche an bis in die spätesten Zeiten blieben die Jonier so ganz in Weichlichkeit zerflossen und in Üppigkeit aufgelöst, daß ihr Nahme selbst zur Bezeichnung dieser Eigenschaften diente. So nannte man die unzüchtigen Lieder des Sotades und seiner Nachfolger nur jonische Gesänge [26]), und wenn Horatius das Sittenverderben seiner Zeit recht stark schildern will, so sagt er, „daß das reife Mädchen jetzt schon jonische Tänze zu lernen liebe, und von der zartesten Kindheit an auf unerlaubte Liebe denke" [27]).

Ein unterscheidendes Kennzeichen der jonischen Dichterschule lag in der Sprache und jonischen Mundart, deren sie sich bedienten. Es war aber nicht mehr jene ältere homerische, in der alle Dialekte, wenigstens die ursprünglichen zwey noch gemischt sind, und die man daher vielleicht eben so gut zur aeolischen als zur jonischen Mundart

26) Schol. ad Arist. Thesmoph. 171. 27) Od. lib. III, 6. 21.

rechnen könnte, sondern der reine jonische Dialekt der spätern Zeit, der in seiner Absonderung einen Gegensatz zu dem dorischen bildet und von dem das größte Werk in Prosa, was sich auf uns erhalten hat, die Geschichte des Herodot ist. Indessen ist wohl auch die spätere jonische Dichtersprache von der jonischen Mundart, wie sie in der Prosa war, noch unterschieden gewesen, durch so manches, was sie aus der ältern Poesie annahm oder beybehielt, da besonders die Elegie wie im Rhythmus, so auch in der Sprache näher an der epischen Weise festhielt. Der Irrthum aber, welchen wir besonders zu vermeiden haben, ist, daß wir uns diesen jonischen Dialekt nicht als eine schwankende Provinzialmundart und bloß örtliche Sprachmanier zu denken haben, da es vielmehr eine durch eine Reihe von Dichtern und Autoren derselben oder verwandter Gattung gleichförmig gebildete und fest bestimmte, für den ganzen jonischen Stamm gültige Schriftsprache war, wie wir es in unsrer Weise nennen würden. Der Provinzialmundarten gab es in den Städten und Ländern jonischen Stamms sehr viele; in den zwölf Küsten und Inselstaaten von Kleinasien allein vier, wie schon oben aus Herodot angeführt worden ist; wie viele mehrere mochten es erst seyn, wenn die entfernten Pflanzstädte mit gerechnet würden. Der jonische Schriftdialekt ist aber nur Einer, verschieden in Prosa und Poesie und den verschiedenen Gattungen der letzteren; bestimmt und gleichförmig festgestellt, nicht sowohl nach wissenschaftlich gedachten Grundsätzen, als vielmehr nach einem innern Gefühl von dem Sprachähnlichen und einem besondern Wohllaut. Die geschleiften Vokäle und besondern, kaum durch die Schrift zu erfassenden ei-

genthümlichen Diphtongen und Vokalübergänge sind dem Seeküstendialekt in vielen Sprachen eigen, wie sie sich auch hier in dem jonischen zeigen, und sehr wohl zu der weichen Gefühlsweise dieser helleniſchen Asiaten stimmen.

2. Charakter der aeoliſchen Schule.

Ehe wir die Bruchstücke der aeoliſchen Dichter zusammenstellend betrachten, und daraus den eigenthümlichen Styl und den Charakter der lyriſchen Gattung auf dieſer beſondern Kunſtſtufe zu beſtimmen verſuchen; wird es nöthig ſeyn, über den aeoliſchen Völkerſtamm und ſein Verhältniß zu den übrigen helleniſchen Stämmen ſowohl, als zu den Pelasgiſchen Urbewohnern von Hellas, überhaupt eine allgemeine geſchichtliche Bemerkung einzuſchalten, und dadurch alles in Einen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen, was an mehreren Stellen in den einzelnen Zuſätzen über die Pelasger und Aeoliden eingeſtreut worden.

Der aeoliſche Stamm iſt, wie dieſes ſchon aus der geſammten Sage und Ahnenreihe der deukalioniſchen Heldengeſchlechter und der von ihnen geſtifteten Reiche und Staaten offenbar hervorgeht, der älteſte, erſte und vornehmſte unter den übrigen helleniſchen Stämmen, von welchem dieſe ganze neue Völkerbildung und Lebensgeſtaltung ausgegangen iſt, durch deren immer weiter eingreifende Einwirkung die alten Pelasgiſchen Völker allmählig faſt überall, hie früher und dort ſpäter, in Hellenen umgewandelt wurden. Ganz in dieſem Sinn und mit ſehr bezeichnenden Ausdrücken redet Herodotos davon, wie auch die Athenäer, als noch die Pelasger das jetzige Hellas inne

gehabt, Pelasger gewesen seyen [28]); wie das attische Volk mit seiner Umwandlung zu Hellenen, zugleich auch die Mundart umgeändert habe [29]); oder wie die Athenäer, d. h. die Jonier aus dem Aegialus, welche selbst früher Pelasger hießen, und erst von dem Sohne des Xuthus, den Nahmen der Jonier annahmen [30]), in Attika mit den Pelasgern zusammengewohnt haben, daher dann auch diese seitdem für Hellenen gehalten worden seyn [31]). Desgleichen, wie das pelasgische Volk auf den Inseln späterhin Jonisch genannt worden, und wie die Aeolier zu Hellenen gestaltet seyen, die vor Alters auch Pelasger geheißen haben [32]) Der helleniſche Volksstamm, der sich von dem pelasgischen abgetrennt, sey schwach gewesen und habe klein angefangen, nachher aber sey er in viele Völkerschaften angewachsen, da sich besonders auch fremde Stämme darunter gemischt haben [33]). Dieses mochte vorzüglich in Kleinasien der Fall seyn, wo die Jonier mit den Lydiern in vielfacher Verbindung waren, oder auf den Inseln, wo sich auch phönicische Niederlassungen vorfanden. Dieses aber waren doch nur einzelne Ausnahmen und es betrifft vorzüglich nur den jonischen Nebenzweig des großen helleniſchen Stammes; der nach vielfältigem Zeugniß der Alten auch in den Sitten einige mehr asiatische Farbe angenommen hat. Als rein helleniſch in Sitten, Abstammung und Mundart wird uns aber jederzeit wie der neue dorische, so auch der alte aeolische Stamm geschildert. Wollte man ja eine fremde

28) Herod. Uran. cap. 44. 29) Herod. Clid. cap. 57. 30) Polyhymn. cap. 94. 31) Euterp. cap. 51. 32) Polyhymn. cap. 95. 33) Clid. cap. 58.

Einmischung vermuthen, in dem ganzen Stamme des Deukalion, der vom Kaukasus ausging, um die Pelasger in Hellas zu bekriegen und zu überwinden, so müßte es mehr eine nordische vielleicht mit der arischen Völkerfamilie verwandte seyn, dagegen das Pelasgische nicht bloß durch Ansiedelung sondern schon ursprünglich, dem einen Bestandtheile der altitalischen Bevölkerung näher stehen mag. Bey der großen Mannichfaltigkeit der pelasgischen Volkerstämme, kann auch leicht unter ihnen noch manche Verschiedenheit in Stamm und Art und selbst in der Sprache Statt gefunden haben. Sehr richtig aber, obwohl gegen die Hypothesen mancher spätern alexandrinischen Gelehrten und ihre Etymologieen von wandernden Pelargern, betrachtet Herodotos gerade die Pelasger als das Urvolk, die alten Eingebohrnen von Hellas, die nie ihre Wohnsitze verändert haben; der hellenische Stamm dagegen sey ein vielwandernder gewesen [34]). Diese Meynung ist auch die Naturgemäßere, da die Aeoliden, von fremden kaukasischen Ahnherren herstammend, als Eroberer in die verschiedenen Provinzen von Hellas eingezogen sind und hier auf dem alten pelasgischen Grund und Boden, an die Stelle der frühern mehr priesterlichen Lebenseinrichtung, neue Heldenstaaten errichtet haben. Der Gegensatz und Zwiespalt, welcher sich in der spätern Geschichte und blühenden Zeit der hellenischen Größe zwischen dem jonischen und dorischen Völkerstamme so schneidend

34) Siehe die ganze Stelle Clio. cap. 56—58. im Zusammenhange. Von den wandernden Pelargern dagegen s. Strab. lib. V. p. 337. C.—339. B.

offenbart hat, war also dem ersten Keime nach schon in jener Urzeit vorhanden *), und stellte Pelasger und Aeoliden feindlich gegen einander, bis der glänzende Nahme der siegreichen Hellenen, die alten Pelasger und selbst ihren Nahmen immer mehr verdrängte; so daß er, der vor Alters in ganz Hellas vorherrschend war 35) sich nun mehr und mehr in den andern verlohr, indem jetzt alle, in der mannichfachen Mischung der wandernden und erobernden oder sich wechselnd ansiedelnden und wieder vertriebenen Völker und Geschlechter, neu gebildeten Staaten und Stämmen ihren Ursprung vom helleniſchen Nahmen herzuleiten und an den Ruhm desselben anzuknüpfen strebten. So schwierig es bey oft mangelhaften Nachrichten wegen dieser vielfach sich durchkreuzenden Mischungen und Veränderungen bleibt, ein ganz vollständiges Stammverzeichniß aller helleniſchen Völkerschaften zu entwerfen; so ist doch die Erscheinung im Ganzen klar, wie durch das aeo-

*) Ein ganz ähnlicher Gegensatz findet sich unter den germaniſchen Völkerstämmen, zwischen den fest angesiedelten Sachsen und den vielwandernden, erobernden Franken, oder wie diese Stämme in der früheren Zeit hießen, zwischen Cheruskern und Chatten, wie auch in dem südlichen Germanien zwischen den rauheren, alten Sueven und dem neu aufstrebenden Heldenvolke der Gothen. Denn auch diese Ähnlichkeit findet hier Statt, zwischen der Entwicklung der pelasgisch-helleniſchen und der mannigfaltigen germaniſch-gothiſchen Stämme, daß es nicht neue oder gar fremde Völker sind, die mit den neuen Nahmen im Verlauf der Jahrhunderte auftreten, sondern nur eine neue Völkerbildung aus Einem und demselben alten Stamm, wie irgend ein weltgeschichtliches Ereigniß sie wohl veranlaßt, und so lang der Stamm noch lebendig ist, in neuen Zweigen hervortreibt. 35) Strab. loc. cit.

lische Heldenleben aus dem alten Pelasgischen Stamm eine neue Völkerbildung sich entwickelt hat; und dieselbe Stammeserneuerung hat sich in dem gleichen Sinne nachher noch einmal wiederhohlt, durch die seit der Rückkehr der Herakliden, überall emporwachsende Macht der dorischen Völker, welche wir daher nur als eine neue Entwicklung des aeolischen Urstammes betrachten, in welcher neuen dorischen Lebensbildung, das Hellenische überhaupt sich besonders rein entfaltet hat. Wie demnächst Athen, das pelasgische Mutterland, von welchem der jonische Nebenzweig ausgegangen, nicht bloß als Staat vor allem groß geworden, sondern vorzüglich auch in jeder Kunst und in der Sprache selbst, alle jonischen und dorischen Bestandtheile hellenischer Geistesbildung wieder in sich aufgenommen und zu einem vollständigen und alles umfassenden Ganzen gestaltet habe, das bildet die glänzendste Periode in der Kunstgeschichte des Alterthums.

Wie aber auch in der mittleren Epoche zwischen dem heroischen Alterthum und dem atheniſchen Glanz, in der Zeit, da der Gegensatz zwischen dem jonischen und dorischen Geist und Leben am entschiedensten entwickelt und noch keineswegs wieder vermischt und verschmolzen war, als eben die lyrische Kunst recht in ihrer Blüthe stand, der aeolische Völkerstamm noch weit verbreitet gewesen; das wollen wir nun noch mit Kurzem in Erinnerung bringen, um auch in der Geschichte der Poesie der aeolischen Schule ihre rechte Stelle anweisen zu können.

* * *

Vier Menschenalter [36]) vor der jonischen Wanderung

36) Strab. lib. XIII. p. 872. C.

zog ein andrer althelleniſcher Stamm, unter den Söhnen des Oreſtes, vom Peloponneſus, aus jenem Lande und Reiche der Atriden, deſſen Bewohner in den homeriſchen Gedichten Achäer genannt werden, zuerſt an die Küſte und dann nach mannichfachen Wanderungen und langem Aufſchub durch Hellas nach Klein-Aſien hin, wo er auf der ſchönen Küſte angeſiedelt, unter den Inſeln vor allen zu Lesbos blühte, und hier ein von dem joniſchen und doriſchen Staatenverein abgeſondertes Völkerbündniß unter dem Nahmen des aeoliſchen [37]) bildete. Die Wanderung ſelbſt hieß die aeoliſche oder auch die böotiſche [38]), weil viele Böotier ſich dem Zuge angeſchloſſen hatten, und weil ohnehin die Böotier urſprünglich ſelbſt zum aeoliſchen Stamm gehörten. Überhaupt aber wurden noch in den ſpäteren Zeiten alle Völkerſchaften auf dem feſten Lande von Hellas außerhalb des Iſthmus, nur Attika und Megara und dann die Dorer am Parnaß ausgenommen, Aeolier genannt und dem aeoliſchen Stamme beygezählt. Auch die Bewohner des Peloponnes waren vor der An-

37) Das Wort, wovon dieſer Stamm den Nahmen trug, bedeutet in allen ſeinen Verzweigungen: mannichfaltig, bunt, vielfach, verſchiedenartig, ſchnell, beweglich, in geiſtiger und in ſinnlicher Beziehung, lebensfreudig und auch vollgedrängt; wenn wir anders ἀολλής, als verwandt mit αἴολος, hinzunehmen dürfen. Wohl war dieſer Nahme geeignet, einen Heldenſtamm zu bezeichnen, von welchem ein neues, fröhlich heroiſches Leben ausgegangen und in den alten pelasgiſchen Ernſt eingedrungen war. Der Stammesnahme der Jonier dürfte kaum helleniſch, ſondern eher aſiatiſch ſeyn; und auch der doriſche Nahme läßt ſich nicht ſo leicht und rein helleniſch deuten, als der der Aeolier.

38) Strab. IX. 617. B.

kunft der Dorier, größtentheils Aeolier, und es sind bey ihnen viele Spuren aeolischer Mundart und Sitte übrig geblieben, besonders in Elis und Arkadien, ungeachtet der ganze Peloponnes seit der Rückkehr der Herakliden, durch den Einfluß des siegenden Stammes, Achaja allein ausgenommen, dorisirt worden war 39). Die Achäer, welche von den Doriern an die früher von Pelasgern und Joniern bewohnte Küste waren hinaufgedrängt worden, sind als ein rein aeolisches Volk zu betrachten. Sie haben sich als solches auch bis in die späteste Zeit ihrer politischen Bedeutung und blühenden Macht erhalten; und werden jederzeit sorgfältig von diesen, dasselbe Land vor ihnen bewohnenden Joniern, so wie von den im Peloponnes nachher vorherrschenden Doriern unterschieden. Die merkwürdigsten Ansiedelungen der Achäer waren Kroton im untern Italien, und Sybaris, dessen seltsame Üppigkeit zum Sprüchwort geworden ist, und welches wie Lesbos in der eignen Weichlichkeit zu Grunde ging und sich selbst zerstörte. Bemerkenswerth ist auch noch, daß jener aeolische Stamm der in der spätern Römerzeit so berühmten Achäer, den alten Nahmen beybehalten hat, welcher beym Homeros den herrschenden Volksstamm bezeichnet, oder auch die ältere, allgemeine Benennung aller Hellenen bildet. Die Thessalier aber wurden vor allen als diejenigen betrachtet, bey denen sich der Aeolismus am reinsten erhalten und die höchste Blüthe erreicht habe 40), so wie Sparta der Mittelpunkt und Kern aller dorischen Verfassung und

---

23) Strab. VII. 513. C — 514. D. 24) Athen lib. XV. 624. C.

Sitte, Athen dagegen der Gipfel der joniſchen Macht und Bildung geweſen. Lange vor dem achäiſchen Bunde, war das mächtige und uralte Völkerbündniß der Theſſalier berühmt [41]; Theſſalien aber ward als das Mutterland aller Hellenen betrachtet.

Manche Pflanzſtädte, wie das achäiſche Kroton, oder ehedem aeoliſche Staaten außerhalb des Iſthmus, wie Thebä, ſind freylich mit der Zeit ganz doriſch geworden, ſo daß der Dorismus der reinſten Dorier nicht reiner ſeyn könnte. Der lesbiſche Charakter wiederum ſteht weit ab von der Sitteneinfalt der Achäer und ſcheint ſich mehr zur joniſchen Üppigkeit hinüber zu neigen. Dieſe zwiefache Annäherung, wobey doch ein Übergang in das Doriſche viel häufiger gefunden wird, darf uns um ſo weniger Wunder nehmen, da der aeoliſche Charakter eben kein andrer iſt, als der allgemeine helleniſche, ehe ſich dieſer in der joniſchen und doriſchen getrennt hatte. Beyde liegen noch vereint und wie im Keime beyſammen, in der urſprünglichen Grundanlage des ältern aeoliſchen Lebens. Schwer iſt es daher auch, das Weſen des Aeolismus, wegen ſeiner noch weniger entwickelten Unbeſtimmtheit, in ſcharfen und ſichern Umriſſen zu erfaſſen und einen beſtimmten Begriff davon zu geben; dagegen die doriſche und joniſche Eigenthümlichkeit, ſich durch ihren ſchroffen Gegenſatz ſelbſt wechſelſeitig einander leicht erhellen. Wohl laſſen ſich manche Kennzeichen angeben, durch welche die Aeolier ſich auch noch in der ſpätern Zeit, ſowohl von den Joniern als von

41) Strab. IX. 657. A.

den Doriern unterscheiden. So waren sie frey von der jonischen Unruhe und rastlosen Freyheitsliebe oder Veränderungslust. Als der medische Krieg Hellas überschwemmte, so blieben die Achäer ganz ruhig, als ginge dieser Feldzug, zu welchen sich die sonst feindlich gegen einander stehenden jonischen und dorischen Stämme vereinigt hatten, die aeolischen Völker gar nichts an. Die Böotier aber und Phokenser neigten sich gar auf die medische Seite; und bey dieser Gelegenheit tritt die aeolische Stammesverschiedenheit auch in der politischen Gesinnung und in den geschichtlichen Ereignissen besonders deutlich hervor. Mit inniger Anhänglichkeit sehen wir die Aeolier in den uralten Sitten ihrer Väter beharren, wie diese Anhänglichkeit an das Alte auch den ganzen dorischen Stamm auszeichnet; aber ohne die schroffe und stolze Absonderung der Dorier, ohne diese beschränkte Verachtung gegen allen fremden Geist, und ohne daß der Haß gegen das Ausländische ausdrücklich zum Gesetz erhoben worden wäre. Auch für die Entwicklung des politischen Lebens und der bürgerlichen Verfassung, scheint die Bildung des aeolischen Stammes uralt und früher gewesen zu seyn, als die dorische und jonische. Unstreitig waren die Achäer gebildeter als die Dorier, von denen sie verdrängt wurden; die Jonier vor ihnen wohnten in Achaja in Dörfern zerstreut, die Achäer stifteten Städte 42) und bieten uns das älteste Beyspiel einer sehr einfachen Demokratie dar, die bis auf die spätern Zeiten ganz rein blieb von dem unruhigen und gewaltsamen at-

42) Strab. VIII. 592. A.

tischen Umwälzungsgeist, und in der sich nur die allgemeine Anlage der Hellenen zur bürgerlichen Lebensordnung und einer gesetzlich freyen Verfassung schon frühe in höchster Reinheit und Einfalt entwickelt hat 43). Eine solche Demokratie bedurfte keiner sehr künstlichen Gesetzgebung, da die Verhältnisse so einfach und die Sitten noch rein waren. Gleichwohl fand sich die gleiche schlichte Einfalt der Sitten und alterthümlichen Denkart, welche bey den Achäern bemerkt ward, unter ganz andern Verhältnissen, als wäre es eine allgemeinere Stammeseigenschaft, auch zu Kumä wieder 44). Die Lokrer in Italien hatten die ältesten geschriebenen Gesetze 45) und unter ihnen erhielt sich dauerhaft und länger als irgend sonst, eine wohlgeordnete Verfassung und Gesetzgebung, deren Vortrefflichkeit so berühmt war, daß die meisten italischen Städte, nach der Umwälzung, welche auf den Untergang des Pythagoräerbundes erfolgte, dieselbe annahmen und bey sich einführten 46). Die Gesetzgebung des Pittakus in Lesbos verdiente sogar mit der des Solon verglichen zu werden 47).

Obwohl der eigentliche höchste Glanz des aeolischen Stammes und Nahmens in das heroische Zeitalter fällt,

---

43) Strab. VII. p. 589. Polyb. II, 38. 44) Strab. XIV. 924. 45) Strab. V. 397 C. Als Kolonie der Lokrer am krissäischen Meerbusen rechnen wir auch jene epizephyrischen Lokrer zum aeolischen Stamm; wenn gleich die Ansiedelung nicht ohne dorische Beymischung war und selbst von Spartanern angeführt wurde, da auch jene gerühmte Verfassung und Gesetzgebung keineswegs eine rein dorische sondern eine sehr gemischte gewesen zu seyn scheint. 46) Strab. VII. 589. Polyb. II, 39. 47) Dionys. Halic. lib. II. Vol. I. p. 292. ed. Reiske.

während er in der Periode der blühenden Republiken vor der jonischen und dorischen Übermacht in den Hintergrund zurücktritt; und obwohl es mehrentheils nur so geringe Bruchstücke sind, was wir von den kleineren hellenischen Staaten aus diesem Zeitraume wissen; so werden doch die angeführten Züge hinreichend seyn, um es bemerklich zu machen, daß die aeolischen Staaten in Hinsicht auf die Eigenthümlichkeit ihrer Verfassung und bürgerlichen Entwicklung keineswegs so unbedeutend waren, als sie auf dem großen Schauplatz der allgemeinen Geschichte für den ersten flüchtigen Blick erscheinen mögen. Ihre Demokratie war eine wahrhafte, schlichte auf alterthümliche Sitteneinfalt dauerhaft beruhend; nicht eine solche, die gewaltsam und übertreibend aus dem Umsturz vorhergegangnen oligarchischen Druckes hervorgeht, und durch Umwälzungen erzeugt, auch unaufhaltsam von neuem zu solchen wieder hinführt, wie zu Athen und in den jonischen Staaten. Wo aber Aristokratie in den aeolischen Verfassungen war, da scheint es auch mehr eine natürliche Adelsherrschaft gewesen zu seyn, wie sie aus der ganzen Beschaffenheit des Landes und des Lebens in angestammter väterlichen Sitte hervorging; dagegen die Aristokratie in der Verfassung der dorischen Staaten mehrentheils eine auf Unterdrückung des Gegentheils gegründete Partheygewalt war, festgestellt durch strenge Gesetze, welche das ganze öffentliche Leben und auch die gemeinsame Erziehung umfaßten, und mit republikanischer Härte durchgeführt.

Der aeolische Geist war einfacher und milder, und wir können sein Eigenthümliches fast nur mit den allgemeinen Zügen der allen Hellenen gemeinsamen Eigenschaften be-

zeichnen, die vor der Absonderung der jonischen Sitte und Weise und vor der vollkommenen Ausbildung der dorischen Eigenthümlichkeit, hier noch in ungetheilter Fülle und Einfalt beysammen waren. Die heitere Freudigkeit des Lebens und des Geistes bezeichnet den aeolischen Charakter in der älteren heroischen Zeit, und diesem Grundzuge der helleniſchen Sinnesart ist er in milder Einfalt näher und immer mehr treu geblieben. In der spätern Zeit aber ist es die seelenvolle Tiefe des Gefühls, wodurch sich alles Aeolische besonders auch in der Kunst und Poesie auszeichnet. Darin liegt auch eben der Unterschied, wenn wir die sybaritische oder lesbische Weichlichkeit mit der jonischen Üppigkeit vergleichen, zu der sonst jene, ganz fern von der dorischen Strenge, hinüber neigt; so weit sich dieser Charakter aus einzelnen Zügen abnehmen läßt, oder was die lesbischen Sitten betrifft, in den Gesängen selbst ausgesprochen ist. Es ist eine tiefere Innigkeit und unendliche Reizbarkeit in diesen Liebes- und Lustgefühlen sichtbar; und es vereinigt sich hier und verschmilzt zusammen, die dorische Milde und Weichheit, mit der jonischen Heftigkeit und raschen Beweglichkeit, in eigenthümlicher Tiefe der höchsten Seelengluth.

Dieses ist der Styl der aeolischen Gesänge, wie er sich kund giebt in den Bruchstücken der sapphischen Lieder und in dem wenigen, was sonst noch übrig ist von der aeolischen Dichtkunst; und eben dahin gehn auch, und einen eben solchen und ganz ähnlichen Geist bezeichnen auch die Urtheile der Alten von der aeolischen Musik. In andern Gattungen geistiger Bildung mögen sie den Joniern oder Doriern gefolgt seyn; so hat Hellanikos von Lesbos, wie

alle Mythographen, jonisch geschrieben; wie man denn überall in der hellenischen Kunstgeschichte nicht so sehr auf das Geburtsland eines Dichters oder Autors sehen muß, als auf die Form, die er wählte, und den Styl, welchem er sich anschließt. Von aeolischen Werken in Prosa aber ist keine Kunde vorhanden, eben so wenig von einer aeolischen Philosophie, so wie etwa von einer jonischen und dorischen die Rede ist. In der Poesie aber waren sie einheimisch, und in den melischen und strophischen, zum Theil vielleicht selbst in den chorischen Gesängen sind aeolische Männer die Ersten gewesen und geblieben; in welcher Gattung die größten unter den dorischen Dichtern ihnen gefolgt sind. Auch die aeolische Mundart hat sich nur in diesen Gesängen und in der Poesie zu einem festen Styl eigenthümlich bestimmter und gebildeter Sprache entwickelt. Der dorischen Mundart steht diese spätere aeolische, so wie sie im Zeitalter der blühenden lyrischen Kunst war, wohl am nächsten, und bildet die Grundlage derselben; doch mögen auch noch manche Verschiedenheiten Statt gefunden haben, wie z. B. die Neigung zu den breiten Vokalen weniger eintönig und vorherrschend im Aeolischen erscheint, als sie wenigstens in andern Gattungen dorischer Kunst und Rede, auch in der Prosa, gefunden wird. Es darf dabey nicht übersehen werden, daß wie alle epischen Dichter ihre Sprache nach der homerischen bildeten und die eigenthümlichen Wendungen derselben beybehielten, so auch in dem lyrischen Gesange, die spätern Dichter ihren aeolischen Vorgängern in der Sprache vielfältig folgten und oft mehr gefolgt seyn werden, als ihrer besondern dorischen Landesmundart, da dieß sogar bey eini-

gen der Fall ist, die Jonier von Geburth waren. Wie also in allen epischen Dichtern die homerische Sprache durchschimmert, so neigt der höhere lyrische Gesang überhaupt zum Aeolismus, der besonders in der dorischen Kunst nun unzertrennlich beygemischt, oder vielmehr als ihr von Anfang eingepflanzt erscheint. Selbst Pindaros nennt seine dorischen Gesänge oftmahls auch aeolisch; und allerdings war und blieb der aeolische Geist und Styl vorwaltend in aller melischen Poesie und ging aus dieser selbst in die chorische des Pindaros über. Daß der dorische Styl in der lyrischen Kunst, ungeachtet dieser Hinneigung zum Aeolischen, dennoch ein ganz eigenthümlicher war, bleibt unbestritten gewiß, und wird aus der nachfolgenden Geschichte desselben noch klarer hervorgehen.

Mit Rücksicht auf eben diese Verschiedenheit, und um jeden eigenthümlichen Styl richtig zu bezeichnen, nennen wir auch diese Schule der Poesie mit dem allgemeinen Stammesnahmen eine aeolische, wiewohl sie in einem beschränkteren historischen Sinne vielmehr eine lesbische heißen könnte. So nannten auch die Alten jene Musik, welche vor allen zu Lesbos blühte, dort erfunden und in diesem bestimmten Styl ausgebildet ward, ebenfalls die aeolische; und noch Horatius, wo er als römischer Alcäus seine Vorbilder rühmend erwähnt, nennt diese lesbischen Gesänge und die lesbische Dichtkunst nicht selten aeolisch [48]). Lesbos war wie ein lieblicher Garten der Kunst, wo die schönsten Blüthen des Gesanges und der

48) Horat. Od. II, 15. 22. III, 30. 31. IV, 3. 12. IV, 9. 12 cfr. Propert. II, 2. 29.

Musik sich auf das üppigste entfaltet und über ganz Hellas ihren bezaubernden Duft verbreitet haben. Als lesbische Dichter und Musiker glänzen schon aus der ältern Zeit, der Erfinder Terpander, und der sagenhafte Arion uns entgegen, wie späterhin Alcäus und Sappho das Höchste in der Kunst und begeisterten Kraft, wie in der Liebesgluth des Gesanges erreicht haben. Terpander, welcher die erste Grundverfassung der Musik zu Sparta angeordnet 49), und die Gesetze der Lakedämonier in Lieder gebracht, und auch den homerischen Gedichten die Melodie des begleitenden Gesanges angefügt 50) oder sie fester bestimmt hat, wird nebst manchen andern Kunstweisen auch als Erfinder der skolischen Lieder und Gesangesarten genannt 51); wie Arion als erster Dithyrambendichter und Erfinder 52) des cyklischen Chors, oder des dithyrambischen Tanzes, und jener eigenthümlichen Poesie des Gesanges ohne ein bestimmtes Gesetz des Rhythmus.

Früherhin war die lyrische Dichtkunst, und die sie begleitende Musik, bloß rhythmisch, wie in der jambischen und elegischen Poesie; jetzt erhielt auch die Melodie Gestaltung, und vollendete Ausbildung, und von dieser neuen Gattung melodischer Lieder sind die strophischen Versmaaße des Alcäus und der Sappho als die höchste Blüthe zu betrachten. Wenn die Melodie, oder die Stimme des Gesanges herrscht über den Rhythmus, und zwar eine einzelne, nicht eine gemeinsame Masse vereinter Stim-

49) Plutarch. de mus. p. 1134. B. Siehe die Carmina convid. Graec. ed. Ilgen. p. LXXIV — LXXVIII. 50) Plut. ibid. p. 1132. C. 51) ib. 1140 E. 52) Herod. Clio. cap. 23. 24.

men, welches die Harmonie in den chorischen Gesängen bildet, so theilt sich die Stimme des Gesanges, wie die Natur selbst sie getheilt hat, in eine männliche und weibliche, und die alcäische und sapphische Odengestaltung bietet uns die beyden Hauptgattungen dar, in welche das strophische Gedicht sich seinem innern Wesen nach spaltet. Im Chor ist eigentlich kein Geschlecht, da herrscht das gemeinsame Gefühl der Masse; ja auch die Unruhe der Leidenschaft schweigt mehrentheils und tritt zurück vor der würdevollen Ruhe des Ausdrucks der stark vereinten, dauernden Gesinnung. In der noch unvollkommnen, bloß rhythmischen Lyrik, ist allerdings auch die jambische Weise überwiegend männlich und mehr herbe, die Elegie aber neigt zum Ausdruck des Weichen, Schwebenden, Dahinsinkenden, Weiblichen. Diese zwiefache Richtung des rhythmischen Ausdrucks, wird nun in den strophischen Versarten der aeolischen Schule zur Schönheit des Gesanges gesteigert; indem sich das alcäische Maaß, selbst in seinen Bestandtheilen, wie auch durch die rasch hinansteigende Richtung und schnelle gefügelte Bewegung der überströmenden Kraft, dem jambischen anschließt, das sapphische aber, wenn auch nicht in der Zusammensetzung des Einzelnen, doch in der Weichheit des ganzen Ausdrucks und dem sanften Gange sich dem Elegischen nähert. Beyde aber gewähren uns für die Idee des vollkommnen männlichen wie des weiblichen Gesanges die entsprechende Anschauung, als vollendete Urbilder des Schönen, in dieser besondern Weise und bestimmten Art. In Strophen aber ist das melodische Gedicht seiner Natur nach geordnet; denn die Strophe ist selbst nichts anders als der einmahlige volle

Erguß der Stimme des Gesanges, der sich mehrmahls zurückwendend, öfter in der gleichen Weise und Stimmung des Gefühls wiederhohlt. In einem Gedicht, welches bloß rhythmisch ist, giebt es in der stets gleichen Fortbewegung keinen solchen Absatz, und keine melodische Gliederung; daher dasselbe auch für die höhere lyrische Schönheit ungenügend bleibt. Die Strophe selbst aber, wird wo der höchste Ausdruck begeisterter Leidenschaft und schöner Gefühle im männlichen oder weiblichen Gesange das Ziel ist, wie bey den beyden aeolischen Dichtern, kunstreicher, voller, großartiger gebaut und geordnet seyn, als in dem leichten Volksgesange oder heitern Gesellschaftsliede, dergleichen Hellas wohl auch unter dem Nahmen der Skolien besaß. Auf der andern Seite ist die Strophe des aeolischen Gesanges aber auch nicht so verschlungen und in kurzen Sätzen lang hingezogen, als in den chorischen Gedichten; sondern leicht geordnet, aus wenigen aber vollen und großen Gliedern und rhythmischen Zeilen.

Den Alcäus rühmt uns der römische Rhetor, Quinctilianus 53), „als einen Dichter der ersten Größe, und dem Homeros vergleichbar; auch in der Sprache sey er gedrängt, großartig und kunstreich gebildet; wohl lasse er sich auch herab zum Gefühle und Spiele der Liebe, doch seyen ihm höhere Gegenstände mehr angemessen." Den Horatius aber könnten wir nicht höher loben, als wenn wir annehmen dürfen, daß er die hohe Schönheit und hinreißende Kühnheit des Alcäus auf seine römische Weise nicht ganz

53) Quinct. lib. X. cap. 1.

unedel nachgebildet, und daß wir hie und da in seinen Oden noch einen Nachhall oder Anklang von jenem vernehmen.

Wen aber ergreift und bezaubert nicht die zarte Hoheit jener aeolischen Frau 54), deren Stimme wahrhaft mit Feuer gemischt ist? In diesen wenigen Gesängen und verlohrnen Lauten der hochgefeyerten Sappho athmet die tiefste Gluth der begeisterten Seele, welche sie, wie in jenem Gedichte liebevoll zu der schönen Göttin hinaufgewendet, ganz aushauchen möchte in Laute der klagenden Sehnsucht.

„Durch den Wohllaut der Lieder linderte sie, wie Philoxenos sagt, den Eros 55)," der in ihrem Herzen wohnte; und wohl war es „Eros, der sie die Kunst der Muse gelehrt hatte;" oder wie es auch Plato sagt: „Eros ist selbst ein wunderbarer Dichter und auch jeder, den er berührt, wird ein Dichter, wenn er auch vorher die Muse nicht kannte" 56). Vor allen aber muß man bey solchen Naturen und den Liebesgesängen einer schönen Seele, auch dessen eingedenk bleiben, was Plato an einem andern Orte sagt: „daß der Dichtergeist ein zartes Wesen sey, leichtgeflügelt und heilig." Sappho war ein Höchstes in ihrer Art, vollkommen wie Sophokles, und erstaunenswürdig wie Homeros in der seinigen. So reden auch die größten unter den Alten von ihr, und alle mehr oder minder, nach dem regen Sinn für jedes Große, welcher das ganze Alterthum beseelte. Noch in der spätern Zeit geräth ein

54) Horat. od. IV, 9. 55) Plutarch. Amat. Vol. IX. p. 56.
56) Plat. Sympos. p. 216.

gelehrter Geograph mitten in seinen antiquarischen Untersuchungen ganz in Begeisterung darüber, indem er ausruft, diese Frau sey ein Wunder, einzig in aller Geschichte [57]). Aber nur wenige Blätter aus der reichen Fülle dieser unsterblichen Rosen der göttlichen Muse sind uns erhalten worden. Ein Grammatiker hat uns die eine Ode erhalten, um den Wohllaut des Rhythmus daran zu erklären; und ein Rhetor den Anfang einer andern, als ein Beyspiel des Erhabenen; diesem Zufalle verdanken wir die schönsten Gesänge, welche vorhanden sind.

Gleichzeitig mit der Sappho und befreundet mit ihr blühte auch die jüngere Dichterinn Erinna ruhmvoll im aeolischen Gesange; und leicht würden sich noch mehrere einzelne Züge, Bruchstücke und geschichtliche Erwähnungen aus den Alten zusammenstellen lassen, zu einem vollständigeren Gemählde des reichen lesbischen Kunstgartens.

In den späteren Zeiten scheint die aeolische Kunst, gleich der jonischen, ganz in die weichste Üppigkeit versunken zu seyn. Phrynis von Mitylene, zur Zeit des Sokrates, verdrängte die alte, ernste Musik des Terpander durch seine weichlichen Neuerungen; und in noch spätern wird Simos, aus der aeolischen Stadt Magnesia am Mäander, als der gänzliche Verderber der Musik bezeichnet, welcher die sogenannte Simodie eingeführt, wie man diese wollüstige Tonweise nach ihm benannte [58]).

---

57) Strab. lib. XIII. p. 917. C. 58) Strab. lib. XV. 959. A. und 957. C.

3. Von der doriſchen Schule und dem doriſchen Styl in der Dichtkunſt.

Um das Eigenthümliche des joniſchen Styls in der Poeſie richtig aufzufaſſen, mußten wir auch die joniſchen Sitten in einigen Zügen näher berühren; und um der aeoliſchen Schule ihre rechte Stelle in dem Ganzen anzuweiſen, war es nöthig, auf eine geſchichtliche Überſicht des weniger bekannten aeoliſchen Stamms einzugehn, wenigſtens auf die weſentliche Verſchiedenheit und den erſten geſchichtlichen Grund dieſes Stamms und ſeines eigenthümlichen Charakters hinzudeuten.

Die doriſche Stammeseigenthümlichkeit dagegen, ſo wie die beſondre Sinnesart und Sittenbildung der Dorier, ihr gemeinſames Leben in ſtrenger Freyheitsverfaſſung und Geſetzesordnung, tritt ganz hell und deutlich hervor in den ſpätern Zeiten der allgemeinen helleniſchen Geſchichte und erfüllt mit ſeinem Ruhme und großen Thaten die ganze Periode des helleniſchen Glanzes, indem die doriſchen Staaten unter Sparta's ſiegreichen Vorgang oder nach ſeinem glänzenden Beyſpiele, hier mehrentheils im Wechſel allgemein bekannter weltgeſchichtlicher Ereigniße, die Übermacht und Hegemonie in Hellas behauptet haben, bis auf die macedoniſchen Zeiten hinab. Es würde daher überflüßig ſeyn, was hinreichend bekannt iſt, von dem Charakter und Weſen der doriſchen Geſetze, Sitten und Eigenthümlichkeiten, wiederhohlen und ausführlich erörtern zu wollen, was wo es von Grund aus geſchehen ſollte, faſt die geſammte helleniſche Bildungs- und Staatengeſchichte umfaſſen müßte; und wollen wir uns hier nur

auf dasjenige beschränken, was dazu dienen kann, den dorischen Styl in der Kunst und Poesie richtig zu erfassen und genau zu bezeichnen.

An hinreichendem Stoff, an mannichfaltigen Zügen, und einer Fülle von bekannten Thatsachen fehlt es nicht zu einer besondern dorischen Stamm- und Staatengeschichte. Es tritt uns hier aber ein andres Hinderniß in der geschichtlichen klaren Auffassung des dorischen Charakters und Lebens entgegen; indem schon bey den Alten selbst die Würdigung desselben ein Gegenstand des Partheystreits geworden war, seitdem Sparta und Athen, jenes im Verein der dorischen Staaten, dieses an der Spitze des jonischen Stammes, um die Übermacht und erste Stimme oder um den Vorrang der Hegemonie in Hellas den Kampf begannen, und noch mehr seitdem Sokrates und seine Schule dem athenischen Sittenverderben die dorische Gesetzesstrenge in der besten Absicht entgegenstellten und sie in ihrem Sinne, der aber keineswegs immer der einfache altdorische seyn mochte, rühmten und priesen, und manche der übertreibenden Nachfolger der gegründete Vorwurf einer sehr einseitigen Lakonomanie träf, dessen wir in den Denkmahlen jener Zeit so häufig erwähnt finden. Dieser Partheystreit über den Vorzug und Werth der dorischen Verfassung und Lebensweise hat sich nun bis auf die spätern Zeiten fortgepflanzt und weiter vererbt, und hat mehr oder minder alle Schriftsteller hellenischer Sprache ergriffen, so daß nur wenige derselben, ganz rein und klar in ihrer Ansicht des Gegenstandes, aus diesem allgemeinen Nationalzwiespalt und über ihn erhoben dastehen. Dieser Partheystreit, welcher sich aus dem politischen Zwiespalt

und aus dem Gegenſatz der Philoſophie gegen die ausgeartete und verwilderte Zeitſitte über alle Zweige des Lebens und des Wiſſens oder Denkens verbreitete, hat natürlich auch auf die hiſtoriſche Beurtheilung und Anſicht der ältern doriſchen Zeit und Geſchichte ſtörend zurückgewirkt, und die richtige Auffaſſung derſelben vielfach erſchwert, getrübt und verkehrt, da die Meynungsverſchiedenheit und der falſche Anſtrich und ſchiefe Geſichtspunkt, in den ſich alles geſtellt hat, von den Autoren des Alterthums ſelbſt, wenigſtens zu Anfang, auch auf die neuern Forſcher wiederum übergehen mußte, und man ſich jetzt in jedem Falle erſt durch die ganze Verworrenheit einer ſo großen und höchſt verwickelten hiſtoriſchen Streitfrage durcharbeiten muß, ehe man zu einem klaren Umriß, geſchichtlichen Begriff und Bilde von dem doriſchen Charakter und Leben, beſonders wie es urſprünglich in der ältern Zeit war, gelangen kann.

Wohl haben ſchon einzelne Forſcher, von künſtleriſchem Sinn geleitet, angefangen, die milde Größe, die weiche Hoheit, die zarte Schöne bey ſo ſtarker Kraft und der naturvollen Anmuth in dem doriſchen Styl zu erkennen; indeſſen bleibt noch ein großes Feld offen, um alle dahin einſchlagenden Irrthümer und Mißverſtändniſſe zu beſeitigen und zu löſen, beſonders aber um das doriſche Leben in ſeiner vollen Entfaltung und ganzen Verzweigung in Kunſt und Sitten nach dem innern Grunde ſeines eigentlichen Weſens vollſtändig und richtig zu erfaſſen und ein geſchichtliches Bild davon zu entwerfen. Nur dieſe innre Idee des doriſchen Staats und öffentlichen Lebens können wir hier hervorheben, um den Styl der doriſchen Kunſt

daraus zu erklären; die übrigen Punkte jener gesammten Streitfrage aber, mögen für jetzt unberührt bleiben. Weit entfernt, die Schranken der dorischen Eigenthümlichkeit läugnen zu wollen, wird vielmehr gerade die bestimmte Anerkennung derselben um so eher zu einem klaren Begriff führen, von dem innern Grunde und Wesen dieses besondern Stammcharakters und ganz eigenthümlichen Volksbildung. Gern wollen wir daher zugeben, daß nicht bloß die lakonische, sondern mehr oder minder alle dorische Verfassung und Aristokratie oft sehr drückend nach außen und nach innen war, selbst in der guten alten Zeit, geschweige denn in der spätern sittlichen Entartung, wo spartanische Harmosten in dem besiegten Hellas mit roher Gewalt durch Schrecken übel herrschten. Der jonische Reichthum des erfinderischen Geistes im wissenschaftlichen Gebiet war den Doriern eigentlich fremd; und gegen den Pythagoras und seine Verbündeten waren die dorischen Völker in Italien nicht weniger undankbar, als die Athener gegen den Sokrates; und haben sie sich der großen Belehrung in gleichem Maaße wie jene unwürdig und unfähig gezeigt.

Selbst die Historie, zuerst unter den Joniern durch die Mythographen entwickelt, dann von den großen atheniischen Staatsdenkern kunstreich vollendet, blieb den Doriern fremd; und der lakonische Schriftsteller Hippasos [59]), der über die Verfassung von Sparta geschrieben, bildet eine Ausnahme, wie auch die Philosophie der Pythagoräer

59) Diog. Laert. lib. VIII, 6. 4.

von welchen die einzigen bedeutenden dorischen Werke in Prosa herrühren, nur einen nicht zur Vollendung gediehenen Versuch, oder eine ohne durchgreifende Folgen vorübergehende Episode in der dorischen Bildung gewesen ist. Ursprünglich war dieselbe beschränkt auf die bürgerliche Verfassung, Gesetzgebung und Erziehung; und was das innre geistige Leben und die Bildung der Seele betrifft, auf Musik und Poesie, nebst den gymnastischen Übungen und dem Tanz, insofern sie mit jenen zusammenhingen, und auf bildende Kunst. Selbst die Mythologie, welche in Sagen und Sprüchen, alles Belehrende der Vorzeit über göttliche und menschliche Dinge umfassend, nebst der Musik und Gymnastik, den dritten Bestandtheil der ursprünglichen hellenischen Bildung ausmacht, war bey den Doriern durch Sitte und Gesetz enger in den Gränzen des väterlichen Glaubens beschränkt, um alles sittlich Störende in der ausschweifenden Dichtung zu vermeiden, dessen die alten Theogonien und epischen Gesänge nur allzu viel enthielten. Wollen wir aber, was in den Mysterien Höheres und tiefer in die verborgne Wahrheit eindringendes, von der Unsterblichkeit der Seele, von dem früheren seeligen Zustande, und dem künftigen göttlichen Leben, zu dem der Eingeweihte durch jene Reinigung gelangen solle, gelehrt wurde, als den vierten und geistigsten obwohl nicht allgemein verbreiteten Bestandtheil der hellenischen Geistesbildung betrachten; so scheint es wohl unläugbar, daß auch hieran die dorischen Stämme weniger Theil gehabt, indem die Hauptsitze der berühmtesten und weitwirkendsten unter jenen Stiftungen und Verbündungen an Orten des jonischen Stammes, am meisten aber in dem

Mutterstaat Athen gelegen waren. Wenn Pythagoras diesem Mangel der höhern Mysterienerkenntniß bey dem dorischen Stamme hat abhelfen wollen, so ist dieses Unternehmen erstens nicht vollständig gelungen; und überdem war es schon ein fremdes Element einer neuen und andern Geistesbildung, welche den ursprünglichen althellenischen Umkreis derselben eben so gut überschreitet, als die dunkle Philosophie des Herakleitos bey den Joniern oder die wohl klare aber doch wenig verstandne Lehre des Sokrates, die auch zu Athen als etwas Fremdartiges erschien und zwar in fruchtbarer Erweiterung fortgedauert hat, aber doch ganz abgeschlossen und bloß für sich bestehend, ohne allgemeinen Einfluß auf das öffentliche Leben. Hier stehen uns nun in der geschichtlichen Erfassung des also beschränkten dorischen Geistes und Lebens, unsre jetzigen Begriffe von wissenschaftlicher Bildung entgegen, die wir uns einerseits nicht ohne das ganze Beyweſen gelehrter Hülfsmittel und Anstalten denken können, indem wir anderseits die gesellschaftlichen Verhältniße und sinnlichen Künste der Verfeinerung, wie sie sich bey blühendem Welthandel und üppig wucherndem Gewerbe in den großen Städten entwickeln, allzu ausschließend zum Maaßstabe der höheren Geistescultur annehmen. Wir dürfen aber hiebey nicht vergessen, daß es unter den Hellenen überhaupt eigentliche Gelehrte und denkende Forscher anfangs nur Einzelne gegeben, am meisten unter den Joniern, dann zu Athen; wo sich zuerst obwohl noch sehr schwach, eine Art von Gemeinsamen der gelehrten Bildung entwickelt hat, was dann zu Alexandrien vollständiger erweitert und dauernd begründet ward. Auch kann es nicht geläugnet werden,

daß die bildende Kunst eine Höhe und Vortrefflichkeit, die wir nicht zu bezweifeln vermögen, vorzüglich grade in solchen dorischen Staaten erreicht hat, welche mit Ausnahme von Korinth und wenigstens im Vergleich mit der rhetorischen Vielseitigkeit und sophistischen Gelenksamkeit des attischen Volks, oder mit der ins Ungeheure gehenden Schwelgerey von Rom, oder gar mit unsrer modernen Vervollkommnung des materiellen Lebens, noch in großer Sitteneinfalt und altväterlicher Beschränktheit der Sinnesart bestanden haben, welche sie vielleicht um so geeigneter machte, das hohe Schöne in der Kunst zu erreichen. Der dorische Styl der Baukunst wird vor allem bewundert; der alten dorischen Säulenordnung ward die reichgezierte korinthische, als eine spätere dem Ursprung nach ebenfalls dorische angefügt. Drey berühmte dorische Schulen der blühenden bildenden Kunst, werden uns genannt; zu Aegina, zu Sicyon und Korinth. An den beyden zuletzt genannten Orten erreichte die Mahlerey und Bildhauerkunst nach dem Urtheile der Alten überhaupt die höchste Blüthe [60]; und wollte man den dorischen Antheil an der bildenden Kunst in einem besondern Werke geschichtlich entwickeln, so würde dieß viele Belehrung gewähren, und nicht minder Erstaunen erregen, über den großen Reichthum der dorischen Kunst. Zur Zeit des Darius Hystaspes hatten die Bewohner von Argos den Ruhm, die Ersten in der Musik zu seyn [61]. Bey den Arkadiern wie in Kreta [62] war die Musik ein wesentlicher Theil der Er-

60) Strab. VIII. p. 586. A. 61) Herod. Thal. 131. 62) Strab. X. 739. C.

ziehung, die gesellige Bildnerinn der Jugend bis ins dreyßigste Jahr. Die Poesie des Gesanges und Musik, besonders die Flöte blühte zu Thebä wie zu Sparta 63), „wo nebst dem Schwerdte der Jugend, wie ein alter Dichter singt, die helltönende Muse waltet und die gerechte Ordnung." Gastfrey nahm Sparta die edelsten Sänger aus der Fremde zu sich, den Terpander und Tyrtaeus, Thaletas und Alkman. Neben der Weisheit der Alten und unter den Waffen der Männer bewegten sich hier freudig die Chöre der Muse, und auch die Kunst des Tanzes, als eine Gymnastik schöner Bewegung, welche zugleich zur kriegerischen Gewandtheit nützlich seyn mochte, ward zu Sparta als ein wesentlicher Theil der öffentlichen Erziehung geachtet 64). Unter den verschiedenen Kunstarten der hellenischen Nationaltänze, wurden nebst den wollüstigen jonischen, besonders auch viele dorische Tänze, wie der lakonische, kretische, troizenische und der von Mantinea gerühmt und vom Aristoxenes, diesen besonders auch in der Bewegung der Hände der Vorzug gegeben 65). Um den Gegensatz der barbarischen und hellenischen Sitten recht fühlbar zu machen, stellt der dorisch gesinnte Xenophon die asiatischen Tänze und die schönen arkadischen gegen einander, im Selbstgefühl hellenischer Bildung und edlen Gefühls 66).

An dorischen Orten waren jene berühmten Wettspiele der Schönheit und Feste des Eros, den hiernach auch die

63) Arist. Polit. VIII. cap. 6. 64) Quinct. I. cap. 1.
65) Athen. lib. I. p. 22. 66) Anabas. lib. VI. cap. 1.

bildende Kunst als Vorsteher der Kampfspiele in eigenthümlicher Art darstellte; wie dergleichen Feste der Schönheit Statt fanden, mehrentheils unter Jünglingen, zu Thespiä, zu Megara am Feste des Diokles zu Elis, am Feste des liebenden oder des küssenden Apollo, und zu Sparta auch unter Jungfrauen; und noch in später Zeit rühmt ein römischer Dichter die Schönheit der lakonischen Jünglinge 67). Die Spartaner waren nach Hippasos 68) Erfinder der Gymnasien; indem sie bey ihnen als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens die größte Bedeutung und höchste Vollendung erhielten; und wie Sokrates durch sein weises Gespräch und die Philosophie seiner Vaterstadt Ruhm brachte, so bewirthete der Spartaner Lichas die Fremden, die nach Sparta kamen, nach Xenophons Ausdruck, mit gymnastischen Festen 69), den Sitten seines Landes gemäß. Zu Sparta und zu Elis nahmen auch die Jungfrauen Antheil an den gymnastischen Spielen und Übungen; überhaupt aber lebten die dorischen Frauen nicht auf jonische Weise in asiatischer Absonderung und Unterdrückung, sondern es war die ganze dorische Bildung des Leibes und der Seele zum Schönen, Guten und Großen auch den Frauen, wenigstens denen von edlem Stamme, gemeinsam, bis zur spartanischen Aufopferung des weiblichen Zartgefühls. Etwas ganz eigenthümliches bey dieser nur nach der Idee des Schönen gestalteten und eingerichteten Lebensweise war auch die Nacktheit jener gymnastischen Spiele, welche

67) Martial. VII, 79. 68) Athen. I. p. 14. 69) Xen. Memor. Socr. lib. I. cap. 2.

bey den öffentlichen Volksfesten und olympischen Wettkämpfen nach dorischer Sitte allgemein eingeführt war, und im Gegensatz asiatischer und jonischer Verhüllung von den Alten selbst, welche der Einführung jener Sitte noch nahe genug standen, als das eigentliche Merkmahl hellenischer Sinnesart betrachtet und bezeichnet ward [70]). Diese Nacktheit, und die gymnastischen Übungen der Jungfrauen gehören zu den Sonderbarkeiten der dorischen Sitten; und selbst nach heidnischer Götterlehre und Ansicht von dem Göttlichen ward es als etwas Auffallendes bemerkt, wenn Philippos von Kroton, der schönste aller Hellenen seiner Zeit und Sieger in den olympischen Spielen, wegen der Schönheit seiner Gestalt zu Egestä als Heros verehrt, und ihm als solchen ein Tempel erbaut und Opfer gebracht wurden [71]). So ganz vorherrschend war die Idee und begeisterte Liebe des Schönen in dem dorischen Leben. In Beziehung auf die besondern Sitten des weiblichen Geschlechts aber muß man dagegen auch den Antheil der dorischen Frauen an aller edlen Bildung ruhmwürdig bemerken. Sie dachten männlich und waren groß gesinnt, wie uns dieses in so vielen Erzählungen und Zügen von spartanischer Aufopferung und ruhmvoller Vaterlandsliebe von dem lakonischen und anderm dorischen Frauengeschlecht geschildert wird. Vorzüglich aber war ihnen auch die geistige Kunst des Schönen und der Gesang der Muse befreundet; unter den Lehrern des erhabenen Pindaros wer-

---

70) Die Hauptstelle beym Thukydides ist bekannt. Vergl. Plat. de legg. lib. V. 71) Herod. Terpsich. 47.

den außer dem großen Musiker Lasos und dem kunsterfahrnen Simonides, auch die dorischen Dichterinnen, Korinna und Myrtis ruhmvoll genannt. Ward aber von der einen Seite bey den dorischen Völkern auch das zartere Frauengeschlecht durch männliche Bildung geadelt und stark gemacht, so sehen wir von der andern Seite selbst die Gebräuche des Kriegs und die Sitten der Schlacht bey diesem wunderbaren hellenischen Stamm durch ein eignes Gefühl des Schönen beseelt und gezügelt. Dem Eros opferten die Kreter, durch Jünglinge von auserwählter Schönheit, vor dem Kampf, die Könige der Spartaner aber brachten den Musen das Opfer beym Anbeginne der Schlacht, wie zu einem festlichen Götterspiele. Unter einem mächtigen, aber sanften Gesange rückten sie in den Kampf, festlich geschmückt und mit Myrthen bekränzt. Die, welche in den olympischen oder andern geweihten Festspielen als Sieger den Kranz errungen, standen und fochten zunächst um den König in der Ordnung des Heers [72]). Im peloponnesischen Kriege unterbrachen sie einmahl den blutigen Kampf um die Oberherrschaft und schloßen einen Waffenstillstand, um vierzig Tage lang das schöne Götterfest des holden Hiacynthos zu feyern, jenes geliebten Jünglings, den Apollo unvorsichtig im jugendlichen Spiel getödtet, und verwandelnd sein Andenken in der Blume dieses Nahmens verewigt hatte. So war alles bey ihnen in einem Sinne und Gefühl des Schönen gestaltet und das ganze dorische Leben selbst war in des Friedens wei-

72) Plutarch. Sympos. lib. II. quest. 5.

cher Ruhe, nur wie ein gymnaſtiſches Feſtſpiel, glänzend in aller Blüthe der Muſenkunſt; der Krieg aber einem olympiſchen Wettkampf um den Siegerkranz des unſterblichen Ruhms zu vergleichen. Wohl mag man es in dieſem Sinne verſtehen, wenn noch der redliche Plutarchos, in Erforſchung der alten doriſchen Zeit und Sitte vertieft und einheimiſch geworden, ſagt:" die tapferſten Völker ſeyen die geweſen, welche am meiſten von der Liebe beſeelt waren [73]), wie jene doriſchen Völker, die Thebaner, Lakedämonier und Kreter; weil nämlich die Begeiſterung der männlichen Freundſchaft, die hohe Ruhmbegierde und innige Liebe des Vaterlandes, vor allem aber das gemeinſame Leben im würdevollen Gefühl des Schönen, das Eine war, wovon alles bey dieſen Völkern ausging, im Krieg wie im Frieden, im Staat wie in der Kunſt, in der alten Sage und im Kampfe der Gegenwart, in der Ordnung des Geſetzes und in der Bildung der Einzelnen.

Der Gang der Unterſuchung hat uns mitten in den Gegenſtand hineingeführt, und in der That läßt ſich das doriſche Leben in ſeiner Fülle und Eigenthümlichkeit nur in ſolchen einzelnen Zügen, als ein Ganzes lebendig erfaſſen. Nur in dieſem geſchichtlichen Zuſammenhange und nur aus dem doriſchen Leben ſelbſt, läßt ſich ſodann auch das eigenthümliche Weſen des doriſchen Staats richtig begreifen. Wenn uns die Philoſophen dieſe doriſche Verfaſſung als eine Ariſtokratie der Tugend und durchaus wohlgeordnete Geſetzgebung preiſen, um ſie der anarchi-

---

73) Plutarch. Amatur. Vol. IX., p. 57. ed. Reiske.

ſchen Volksherrſchaft, die zu ihrer Zeit ſo herrſchend geworden war, entgegenzuſtellen; ſo haben ſie ihren eignen Staatsbegriff von weiſer Gerechtigkeit hineingetragen, wie ſie hinwieder zur lebendigen Darſtellung ihrer Ideen ſehr vieles Einzelne aus den doriſchen Sitten entnahmen. So hat Plato in ſein Gemählde des vollkommnen Staats wohl hie und da auch einiges Ägyptiſche aufgenommen, das Ganze aber in doriſchem Sinne ausgeführt; und beym Xenophon trägt ſelbſt jene zur Dichtung erweiterte Geſchichte des großen Perſerkönigs und der Ariſtokratie ſeiner Edlen die ſpartaniſche Farbe. Aber nicht auf den Begriff des Geſetzes und der Gerechtigkeit war der doriſche Staat gegründet, in welcher Hinſicht er wenigſtens unſern Forderungen und Anſichten vom Recht und einem auf das Recht gegründeten Staat übel entſprechen würde; ſondern es war der Zweck des doriſchen Staats die Einheit, oder die vollkommne Gemeinſchaft aller in ihm verbündeten Kräfte und durch ihn gebildeten Naturen, und die aus dieſem gemeinſamen Leben hervorgehende Liebe und Begeiſterung der edlen Geſchlechter und freyen Bürger; die bald unter den beſondern Geſtalten der männlichen Freundſchaft, der Ruhmbegierde oder der Aufopferung für das Vaterland hervortrat, zu der aber der allgemeine Keim ſchon in dem ſtillen Genuß und Bewußtſeyn jenes ſchönen, gemeinſamen Lebens lag. Und weil nun Liebe und Begeiſterung die Seele des Staats, und dieſer ſelbſt nichts andres als die zuſammenhaltende Form und geſetzliche Ordnung jenes ganz auf den Genuß und Begriff des Schönen gerichteten doriſchen Lebens war; ſo können wir nicht umhin, es zu geſtehen und zu erkennen, ſo auffallend und

fremd uns dieſes auch Anfangs ſcheinen mag; daß ſelbſt der Staat bey den doriſchen Völkern auf der Idee des Schönen beruhte und gerichtet war, und nur von dieſer Idee alle beſeelende Lebenskraft empfing. Iſt aber dieſe Idee des Schönen überhaupt das Vorwaltende, was den Geiſt und die Bildung des helleniſchen Alterthums auszeichnet; ſo darf man nun um ſo mehr auch im Ganzen ſagen, und als großen geſchichtlichen Umriß feſtſtellen, was ſchon aus ſo vielen Einzelnheiten hervorgeht: daß ſich der helleniſche Charakter in dem doriſchen Stamm am reinſten, eigenthümlichſten und vollſtändigſten ſo wie auch eben deshalb am ſonderbarſten und abweichendſten entwickelt und entfaltet hat, und daß eben dieß den doriſchen Stamm am weſentlichſten auszeichnet, und geſchichtlich ſeine Stelle und Bedeutung beſtimmt.

Daß dieſe ſo ganz nur auf die Idee des Schönen gegründete doriſche Bildung und Lebensweiſe, nach dem Maaßſtabe aller in dem Menſchen liegenden höhern Kräfte und tieferen Anlagen, ſo wie ihrer vollſtändigen Entwicklung ſehr einſeitig und ungenügend, in geiſtiger Hinſicht beſchränkt, auch in ſittlicher Beziehung keineswegs fehlerfrey geweſen ſey, ſoll dabey nicht verkannt oder geläugnet werden.

Wenn der helleniſche Geiſt nicht ſo ganz hingenommen und erfüllt geweſen wäre von dieſen gymnaſtiſchen Feſten, den Spielen der Kunſt, überhaupt aber von der Schönheit des Lebens; ſo möchten die zerſtreuten Lichtſpuren der Myſterien und die neue Geiſtesbahn des Pythagoras oder Sokrates allgemeiner durchgegriffen und hingeführt haben zu einer tiefern Erkenntniß der Wahr-

heit; deren verborgnes Wesen die Hellenen meistens nur ganz unvollkommen im Bilde des Schönen erkannt haben. Einleuchtend ist auch, daß dieser Gedanke einer vollkommnen Einheit des öffentlichen Wesens und Alles umfassenden und zusammenschmelzenden gemeinsamen Lebens, niemahls hat streng ausgeführt und ganz vollendet werden können; wie dieß mit jeder auf eine einseitige Idee gegründeten Lebensordnung der Fall ist, daß sie nah am Ziele unfertig stehen bleibt; obwohl es darauf angelegt und zu Sparta, wie Aristoteles [74]) von dem man hier keine Übertreibung oder allzu günstige Vorliebe besorgen darf, bemerkt, wirklich bis zum gemeinschaftlichen Gebrauch mancher Güter des Eigenthums ausgedehnt war; und in diesem Sinne kann man wohl sagen, daß erst Plato in seiner Republik das vollendete Bild dieses dorischen Lebens, wie es nie vollständig zur Wirklichkeit gelangt ist, entworfen hat, wo in der Idee des Staats und gemeinsamen Lebens alle Persönlichkeit untergeht, und selbst das Heiligthum der Ehe ihr zu Liebe vernichtet wird. Daß aber dieses in der Wirklichkeit doch nie geschehen, und Platos Entwurf nur Idee geblieben ist, hat die Natur bewirkt, welche zu mächtig entgegen gestanden.

Zu einer andern helleniſchen Entartung der Sitten und Unnatur lag der erste Keim der Gefahr allerdings schon in der ganzen Anlage des dorischen Lebens, indem jene männliche Freundschaft, welche auf den Abweg führen konnte, aufs innigste mit dem Wesen des auf Liebe und

74) Polit. II. 5.

die Begeisterung des Schönen gegründeten dorischen Staats verwebt war, wie uns dieses die Alten selbst so oft andeuten, in ihren Bemerkungen über die vom Gorgidas gestiftete heilige Schaar der Thebaner, andre ähnliche Verbrüderungen und auffallende Sitten der Kreter und andrer dorischer Völker. Indessen muß man sich wohl hüten, das gränzenlose Sittenverderben der spätern Zeit und alle anstößigen Thatsachen und Sittenzüge oder üppigen Gedichte derselben, auf das ganze Alterthum zu übertragen, und sich das Bild so mancher edlen Männerfreundschaft und aus dieser Begeisterung hervorgegangenen hohen Thaten, gegen den bessern Geist der alten Geschichte, wegen der möglichen unsittlichen Entartung, die in einzelnen Fällen auch in der früheren Zeit Statt gefunden haben kann, zu entstellen. Es lag in der dorischen Lebenseinrichtung selbst ein starkes Gegengewicht wider diese Entartung, die aus den gymnastischen Schönheitsspielen, so wie diese das ganze Leben erfüllten, leicht hervorgehen konnte; zuerst in der großen Sitteneinfalt der alten Zeit, dann in der Begeisterung selbst, welche nebst dem Schönen zugleich alles Edle und Hohe mit umfaßte, und von unwürdiger Sinnlichkeit zurückhalten mußte; auch in der edleren Bildung der dorischen Frauen, dagegen die jonische und asiatische Geringachtung des Geschlechts, und der daraus entstehende Überdruß an demselben, auf einem andern Wege zu dieser Unnatur geführt hat. Am meisten aber lag dieses Gegengewicht in der strengen Gesetzgebung selbst; denn wenn auch die dorischen Gesetzgeber meistens, wie Solon nach ihnen, die Liebe erlaubten, so geschah dieses doch immer in dem Sinne einer edlen männlichen Freundschaft,

in hoher Begeisterung des Schönen, und für den Ruhm des Vaterlandes bis zum freywilligen Heldentode treu und ewig vereint. Dieser Geist belebte die kretischen und thebanischen heiligen Schaaren; und in diesem Sinne tadelte Pammenes, erfüllt von der Idee jener männlichen Heldenliebe, den Homeros, daß er unkundig der Liebe, die Schaaren in seiner Schlachtordnung nach dem Stamm und Geschlecht, nicht aber die Liebenden und Freunde zusammengestellt habe [75]).

Überhaupt aber war diese im dorischen Leben herrschende Idee des Schönen, wenn sie auf der einen Seite in ihrer Begeisterung bis zur Vergötterung ging, von der andern Seite einer strengen Ordnung unterworfen, und wurde durch bestimmte Gesetze in ihren Gränzen und in der großartigen Form unverändert erhalten. Die Alten sind voll von dem Lobe jener weisen Gesetzgeber, welche besonders in den dorischen Staaten streng über die Aufrechterhaltung der Musik gewacht haben, um jede Neuerung zu verhüten, durch welche die große alte Tonweise ins Weichliche entarten, oder sonst in eine Verwilderung des leidenschaftlichen Ausdrucks hätte gerathen können. Unter der Musik aber ist in solchen Fällen, was wesentlich damit verbunden war, die Poesie und die Tanzkunst mehrentheils mit zu verstehen; obwohl die Gesetze zunächst vorzüglich auch auf die eigentliche Musik selbst gingen. Nicht bloß die Spartaner hatten solche beschränkende Gesetze über Musik und Poesie; auch bey den Thebanern, in Kre-

75) Plutarch. Sympos. tom. VIII. p. 428.

ta [76]) und Arkadien fand das Gleiche Statt; auch die Pellener und Mantinea [77]), deſſen vortreffliche Verfaſſung Polybius anrühmt [78]), hatten ſolche Geſetze, und zu Argos ward eine ſchädliche Neuerung in der Muſik beſtraft [79]). Uns bleibt eine ſolche Beſchränkung der Kunſt durchaus fremd und will uns nicht zuſagen, ſo wie wir uns auch auf der andern Seite in die unbegränzte Freyheit, welche dem poetiſchen Geiſte in der alten Komödie zu Athen geſtaltet wurde, nicht finden können und Anſtoß daran nehmen. In dem doriſchen Leben waren aber einmahl die Kunſt und die Sitten unzertrennlich Eins; und wenn ſolche beſchränkende Geſetze bey den Thebanern auch für die bildende Kunſt [80]) ſtatt fanden, ſo haben wir bey der hohen Blüthe und Vollendung der doriſchen Bildner-Schule und Werke eben keinen Grund anzunehmen, daß dieß einen ſchädlichen Einfluß für die Kunſt gehabt habe. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß zu Sparta, einem der Hauptſitze der doriſchen Dichtkunſt, wo eine ſo große Liebe zu den homeriſchen Geſängen [81]) herrſchte, die jambiſchen Gedichte des Archilochos, als mit der Idee des Schönen und der wahren Poeſie ſtreitend, verboten und nicht geduldet wurden [82]); wie ſpäterhin daſſelbe dem Timotheos, wegen ſeiner regelloſen neuen Weiſe in der dithyrambiſchen Dichtung geſchah; daher denn auch die Sparta-

76) Strab. lib. X. 739. B. 77) Plutarch. de mus. p. 2093. ed. Steph. 78) Polyb. Exc. VI. cap. 41. 79) Plutarch. ibid. p. 2097. 80) Aelian. lib. IV. cap. 4. 81) Wolf Prolog. CXL. Plut. apopht. Lac. Plat. de legg. lib. III. 82) Nicom. lib. X. cap. 9.

ner, wie Aristoteles sagt [83]), von sich behaupten mochten, daß sie ohne es besonders erlernt zu haben, wohl beurtheilen könnten, welche Gesänge gut seyen und welche nicht.

Die drückendste Schranke der dorischen Bildung für das Leben war die Aristokratie ihrer Verfassung, welche in dem ganzen Wesen desselben begründet war, wenn die Anlage dazu auch nicht schon von Natur vorhanden gewesen wäre. Denn jene öffentliche Erziehung und das ganze gemeinsame schöne Leben unter steten gymnastischen Übungen, musikalischen Spielen und festlichen Wettkämpfen erforderte eine ganz freye Muße, und nur die edlen Geschlechter mochten sich wohlhabend und unabhängig dieses Glanzes erfreuen. Und da nur auf denen, welche diese edle Erziehung genossen hatten, der Staat beruhte, da nur ihnen die Waffen anvertraut und nur sie für Bürger geachtet wurden; so ward eben damit unvermeidlich die ganze übrige Masse vom Staat ausgeschlossen und in den Zustand der Heloten herabgewürdigt, daher Plinius wohl bedeutsam die Spartaner, als die Erfinder der Sklaverey benennt [84]). Ein ähnlicher Zustand findet sich unter verschiedenen Benennungen fast in allen dorischen Staaten; wie auch bey dem aeolischen Volk der Thessalier, wo die dienstbare Classe den Nahmen der Penester trug. Die Anlage dazu lag schon in dem Heldencharakter der Aeolidenstaaten und in dem bey allen hellenischen Völkern von daher vorherrschendem Adelgeschlechte; zum Theil auch wohl in der Unterdrückung der eroberten Urvölker von älteren, pelasgischen

83) Nicom. lib. X. cap. 9. 84) Plin. lib. VII. cap. 56.

Stamme. In den doriſchen Staaten aber ward dieſe natürliche Ariſtokratie noch durch Erziehung, Geſetze, Gewohnheit und Sitte viel höher geſteigert, feſter begründet, und die Sonderung nach Grundſätzen um ſo ſchärfer durchgeführt, je mehr ſich jene urſprüngliche Ariſtokratie ſelbſt republikaniſch entwickelte. Doch wird die Behandlung der dienſtbaren Menge nicht überall ſo drückend geweſen ſeyn, wie bey den Spartanern, nach deren ſtrenger Erziehung, wie ihnen Iſokrates [85]) vorwirft, ſelbſt freye Jünglinge grauſamer gezüchtigt wurden, als anderswo die Sklaven. Es mögen auch manche von jenen edlen Geſchlechtern in den doriſchen Staaten in mildem Glanze geherrſcht haben. Die Milde der Beherrſcher von Sicyon rühmt ſelbſt Ariſtoteles [86]); die Verfaſſung von Sicyon aber war Anfangs die reine doriſche Ariſtokratie, wie Plutarchos ſagt [87]), aus der ſie erſt nachher in Partheyungen, Volksanarchie und Tyrannenherrſchaft geriethen, bis ſie dann, obwohl ſie Dorier waren, die Verfaſſung und ſelbſt den Nahmen der Achäer annehmen mußten [88]).

---

85) Isocr. Panegyr. cap. 34. 86) Arist. Polit. V, 12. 87) Plut. Arat. tom. V. p. 508. 509. 88) Plutarch ibid. tom. V. p. 521. Es iſt in den Ausdrücken ſelbſt der doriſche Stolz ſichtbar, als ob es für dieſen Stamm, der ſich wie von einem höhern Adel zu ſeyn dünkte, ſchon eine Schmach wäre, mit zu einem aeoliſchen Volke gezählt zu werden; und an dieſer Stelle wird einmahl die bleibende aeoliſche und doriſche Stammesverſchiedenheit recht ſcharf bezeichnet, die ſich auch durch den gegenſeitigen Haß der Achäer und Dorier beurkundet, während die Gränzen dieſer Stammesverſchiedenheit mehr in einander fließen, bey ſo manchen andern aeoliſchen Völkern im Peloponnes und außerhalb des

überhaupt war die doriſche Verfaſſung, wo ſie einmahl entartete, verderbter und ſchlechter als jede andre, als die nicht ſowohl auf einer kunſtreichen Staatseinrichtung, ſondern ganz auf den Sitten und auf dem Leben ſelbſt beruhte. Dieß geben ſelbſt die Lobredner der doriſchen Einrichtungen unter den Alten zu, und führen häufige Beyſpiele im Einzelnen davon an, wie die bürgerlichen Unruhen von Argos; während auf der andern Seite ſelbſt ſolche Schriftſteller unter den Alten, welche dem Doriſchen eher abgeneigt erſcheinen, doch gern zugeben, daß die ſpartaniſche Verfaſſung vortrefflich geweſen ſey 89), um den Staat nach der väterlichen Sitte und das Vaterland in ſeinen eng umſchloßnen Gränzen, gegen äußre Angriffe und innre Unruhen dauerhaft zu erhalten und ihm eine unen-

---

Iſthmus, zum Theil auch in den italiſchen Pflanzſtädten aeoliſchen oder gemiſchten Urſprunges, welche alle nach dem vorherrſchenden doriſchen Einfluß, auch in Verfaſſung und Sitte ganz Doriſch geworden waren. Eben ſo ſcharf wie hier Plutarchos in der Geſchichte des Verfalls von Sicyon, ſondert indeſſen auch Ariſtoteles noch die aeoliſche und doriſche Stammesverſchiedenheit in der ſchon oben S. 263 angeführten Stelle, wo er die Miſchung dieſer zwey Volksſtämme in der Anlage von Sybaris, als Urſache des Verderbens, tadelt. Für den Peloponnes iſt die Stelle bey Strabo lib. VII. 513 C — 514 D claſſiſch. Rein aeoliſch waren im Peloponnes nur die Achäer geblieben. Von den übrigen heißt es in jener Stelle; „daß diejenigen, welche von den Doriern am entfernteſten waren, die Bewohner von Arkadien und Elis, in aeoliſcher Mundart ſprechen; die übrigen bedienten ſich einer aus beyden Dialekten gemiſchten Mundart, indem ſie bald mehr bald minder aeoliſiren, und redeten faſt in jeder Stadt eine andre Mundart; alle ſchienen aber zu doriſiren, oder von doriſcher Art zu ſeyn, wegen des vorherrſchenden Einfluſſes." 89) Wie Polybius Exc. lib. VI. cap. 46.

schütterliche Festigkeit zu geben. So rühmt auch Aristoteles 90), obwohl nicht dorisch gesinnt, und in seiner ganzen Geistesart mehr zur jonischen Natur hinneigend, die Vortrefflichkeit der gemeinsamen spartanischen Erziehung, auf die sie so großen Ernst verwenden. Als nun aber Sparta mit der anwachsenden Macht aus den Schranken jener alten Sitteneinfalt und des väterlichen Bodens heraustrat, da änderte sich die Gestalt der Dinge, weil die ganze Verfassung und diese obwohl schöne doch so eng umgränzte Lebensordnung auf den weitern Schauplatz der neuen Herrschaft gar nicht abgemessen war. Schnell vorübergehend war der Ruhm und die Zeit des Glanzes von Sparta, so lang es Hellas im Kampf gegen die Perser schützte oder von den Tyrannen reinigte 91). Bald aber, so wie die Oberherrschaft der Spartaner entschieden war, erhoben sich von allen Seiten die Klagen gegen sie, und hier finden alle die Vorwürfe ihre Anwendung, welche die Schriftsteller von der entgegenstehenden Seite, wie Isokrates 92), wegen ihrer Ungerechtigkeit ihnen machen, oder was die Geschichte selbst von ihren Bedrückungen und strengen Härte erzählt; wie es selbst Plutarchos, so sehr er sonst der dorischen Parthey geneigt ist, eingesteht und mehrere Beyspiele von der Grausamkeit der Spartaner gegen die Besiegten anführt 93). Man kann leicht die verschiedenartigen Urtheile der Alten über Sparta und seine Einwirkung, so wie über andre dorische Staaten

90) Polit. lib. VIII. cap. 1. fin. 91) Thucyd. lib. I. cap. 18. 92) Panegyr. cap. 32. 93) S. Plut. Lysandr. Vol. III. p. 28. 39. 40. ed. Reiske. über die zahlreichen Hinrichtungen von der Volksparthey unter Lysander.

und ihre Gesetze, vereinbaren und jedem seine rechte Stelle anweisen, wo alles in seiner Beziehung und richtigen Anwendung völlig wahr und auch geschichtlich begründet erscheint; sobald man nur einmahl das Wesen der dorischen Verfassung und Eigenthümlichkeit überhaupt erkannt, und in diesem Geiste die Geschichte und Entwicklung des dorischen Stamms klar aufgefaßt hat. Überall aber finden wir die Aristokratie irgend eines oder einiger edlen alten Geschlechter in den dorischen Staaten vorherrschend, welche von der Oligarchie des Reichthums, wie sie in einigen jonischen Seestädten oder Handelsstaaten obwaltete, oder oftmahls auch aus demagogischen Parthegungen und anarchischen Volksunruhen hervorging, noch wohl unterschieden werden muß; indem sie durch die strenge Schöne jenes gemeinsamen dorischen Lebens schon einen ganz andern Charakter erhält und außerdem auch von Ursprung aus, mehr ganz auf dem angestammten Adel der alten Ahnen und deren oft noch sagenhaften Heldenruhm beruht. Dieses geht recht anschaulich aus den dorischen Siegesgesängen des Pindaros hervor, wo das Lob des Ruhmbekränzten Besungenen mehrentheils hinüberschreitet in die wunderbare Sage von den Ahnen seines Heldenstammes, unter denen besonders viele dorische Geschlechter und Siegernahmen hervorglänzen. Zu Korinth herrschten die Bakchiaden, ehe das Geschlecht des Kypselus emporkam, wie die Akestoriden zu Argos 94); Argos aber zählt Herodotos 95) wie Korinth 96) unter die rein dorischen Staaten. Auch zu Rhodus, welches den Ruhm der dorischen

94) cfr. Schol. in Callim. Pallad. lavacr. v. 34. 95) Herod. Uran. 73. 96) ibid. cap. 43.

Gesetzgebung durch die Vortrefflichkeit der seinigen noch bis in die spätern Römerzeiten erhielt, war eine solche Aristokratie der edlen Geschlechter, der Diagoriden und Asklepiaden; und obwohl Rhodus, als See- und Handelstaat für das Volk und sein Wohl und Bedürfniß bedachtsam Sorge trug, so war bey ihnen doch keine demokratische Verfassung 97). Besonders glänzte das Geschlecht der Battiaden in dem dorischen Kyrene an der Küste von Libyen, auch durch den Ruhm zahlreicher Siegerkränze in den olympischen und andern geheiligten Wettspielen. Rhodus zählte unter andern ausgezeichneten Männern besonders viele berühmte Athleten 98); auch zu Kroton blühte die Kunst der Athletik, und diese in Ton und Art zu den dorischen gehörige italische Pflanzstadt, hatte die größte Anzahl von olympischen Siegern aufzuweisen 99). Die olympischen Spiele selbst nennt Strabo eine Erfindung der Eleer 100); von den vier großen Kampfspielen der Hellenen, wurden außer den olympischen, noch zwey andere, die isthmischen an der korinthischen Landenge und die nemëischen im Gebiete von Argos, auf dorischem Boden gefeyert; und was so eben in Beziehung auf einige einzelne dorische Staaten angeführt worden, gilt auch im Allgemeinen, daß eine vorzüglich große Anzahl der Sieger in den Kampfspielen von dorischem Stamme war, indem diese ganze Einrichtung großer gymnastischer Volksfeste am meisten in das dorische Leben eingriff, und gleichsam den glänzenden Mittelpunkt desselben bildete. Alles

97) Strab. lib. XV. 965. B. 98) Strab. XV. 968. A. 99) ibid. p. 403. A. 100) ibid. lib. VIII. p. 544. A. lib. VI.

aber ſtand in dieſem doriſchen Leben auch von Seiten der Kunſt im innigſten Zuſammenhange und war zu einem unzertrennlichen Ganzen verwebt und verbunden. Wie zu Sparta, wo die doriſche Schule der lyriſchen Kunſt mit Alkman begonnen, die gymnaſtiſchen Künſte und Spiele zuerſt geblüht haben, ſo wurden ſie auch bey den Thebanern beſonders hoch geehrt und mit Ernſt ausgebildet [1]), wo die doriſche Poeſie durch Pindaros den Gipfel der Schönheit erreichte. Abſichtlich haben wir Sparta aus dem ganzen Umkreis dieſer Unterſuchung über die Idee des doriſchen Lebens nicht weglaſſen oder ausſchließen wollen, um nicht etwa dem verjährten Irrthum wieder Raum zu geben, als ſey dieſes bloß ein rauhes Kriegervolk nach alter Römer oder Sabinerart geweſen; denn obwohl Eroberungsſucht und das Streben nach der Hegemonie dem Charakter etwas Fremdartiges beygemiſcht haben, ſo iſt doch Sparta früherhin in ſeiner blühenden Zeit der glänzendſte Mittelpunkt der doriſchen Bildung auch in der Kunſt des Schönen und der Poeſie geweſen. Auch in der bildenden Kunſt hat Sparta einige berühmte Bildhauer hervorgebracht; und es werden Dorykleidas und Dontas, als Schüler des Dipoenos und Scyllis genannt. Wie aber die Poeſie der doriſchen Geſänge vorzüglich diente, die öffentlichen Feſte und die Sieger in den Kampfſpielen zu verherrlichen, ſo ging der Sinn für das Schöne in der bildenden Kunſt, und ihre große Entfaltung in ſo hoher Form und doch ſo lebendiger Natur, vorzüglich aus dieſen gymnaſtiſchen Übungen und Spielen hervor; und die

1) Ephoros bey Steph. Byzant. voc. Βοιωτια.

noch bewunderte Idee dieſer ſchönen Gebilde hat ſich in der Mitte dieſer eigenthümlichen doriſchen Feſte erzeugt und zur Reife entwickelt. Was wir noch von der Herrlichkeit dieſer Werke ſehen, kann auch am beſten dazu dienen, uns manche Sonderbarkeit der doriſchen Sitte zu erklären, wie die Nacktheit der gymnaſtiſchen Spiele; denn jene Götter- und Heldengebilde, was davon aus der blühenden Zeit, oder in ihrem Geiſte entworfen, noch übrig iſt, obwohl unbekleidet, blicken uns doch nicht lüſtern und buhleriſch an, ſondern in ſtrenger Schöne und ernſt in der Fülle und Blüthe der Hoheit ſtehen ſie vor uns; und ſollten uns wohl den Sinn öffnen, mit welchem in dieſem feſtlichen Leben der Hellenen die menſchliche Geſtalt angeſchaut wurde. Mit den übrigen doriſchen Künſten der Gymnaſtik und Sculptur, Poeſie und Muſik, war auch die Tanzkunſt auf das innigſte verbunden, die als ein gymnaſtiſches Spiel ſchöner Bewegung, und als eine fließende Bildnerey ein Mittelglied zwiſchen jenem und der Bildhauerkunſt war, für die ſie oft auch die ſchönſten Gegenſtände der Darſtellung hergab; indem ſie auf der andern Seite ſich der Muſik und Poeſie, als eine rhythmiſch ſich bewegende Mimik auf das genaueſte anſchloß. Hoch wurde daher die doriſche Orcheſtik [2]) geprieſen und die Herrlichkeit und Schöne der ſpartaniſchen Tänze und glanzvollen Jungfrauen-Chöre feyert Ariſtophanes in einem begeiſterten Chorgeſange [3]). Die eigne Kunſt-Gattung des Tanzes, welche Hyporchema benannt war, wurde dem Pindaros als Erfindung beygelegt [4]) und ſolche des großen

2) Arist. Poët. 26. Plut. de mus. 3) Lysistr. v. 1267 — 1312.
4) Clem. Strom. I. 308. 365.

Dichters nicht unwürdig geachtet; dieſer hyporchematiſche Tanz aber, der unter Pindaros und Xenodamos blühte [5], iſt der Beſchreibung nach beſonders mimiſch geweſen und war mit der Poeſie, deren Inhalt er auszudrücken ſuchte, auf das genaueſte verbunden. Selbſt den Apollo nannte Pindaros, „den Tänzer, König der Freude, Bogengeziert;" und auch in Lakonien [6] ward der Gott unter ſolchen Beynahmen verehrt. Es war dieſes Alles, Gymnaſtik und Tanz nebſt der Bildnerey, Poeſie und Muſik, ein untheilbares Ganzes, und obwohl wegen der hohen Schönheit und Bildung wohl Kunſt zu nennen, doch nicht angelernt und ausgeklügelt oder nachgemacht, ſondern ganz Natur und Eins mit dem Leben geworden. Dieſes Selbſtgefühl edler Naturen, mit Geringachtung alles Angelernten ſpricht ſich in den doriſchen Dichtern ſo entſchieden aus, wie in der wirklichen Geſchichte. „Weiſe iſt nur, ſingt Pindaros, wer von Natur tief denkt; Lehrlinge überfließend von Allgeſchwätz, krächzen wie Raben leeren Schall gegen Zeus göttlichen Vogel" [7]. „Viele ſtreben nach Ruhm durch erlernte Vorzüge; aber die Natur iſt überall das Erſte [8]". In dem gleichen Sinn ſagt der doriſche Redner beym Thukydides: „Was uns von Natur Edles eigen iſt, können die Athener nicht durch Erlernung erreichen; was ſie aber in der Wiſſenſchaft voraus haben, können wir durch Bildung uns aneignen." 9) Dieſelbe Übereinſtimmung findet ſich in den Äußerungen des Hiſtorikers und des Dichters über die doriſche Anhänglichkeit an alte Sitte und

5) Athen I. 15. D. 6) ibid I. 22. 7) Olymp. II. 154 — 159. 8) Olymp. IX. 152. seq. 9) Thuc. I, 121.

Beharrlichkeit im väterlichen Geſetz. „Bey uns iſt es Sitte, ſagt der doriſche Redner ferner, die Tugenden im Kampf zu erwerben, und die väterlichen Gebräuche nicht zu ändern.“ „Immerdar“ ſingt der thebaniſche Dichter, „wollen die Söhne der Herakliden in den doriſchen Satzungen verharren 10).“ Und auch im Geſpräch der Philoſophen beym Plato heißt es noch: „Es iſt bey den Lakedämoniern nicht gebräuchlich, in den Geſetzen Neuerungen zu machen, und ihre Söhne anders als nach der väterlichen Gewohnheit zu erziehen“ 11). Noch bis in die ſpäteſten Zeiten hinab, unter ſchon ganz veränderten welthiſtoriſchen Verhältniſſen, finden ſich Spuren von dieſer feſten Anhänglichkeit an das Alte, als der übrig gebliebene Grundzug des doriſchen Stammcharakters. Die Kreter, deren Hartnäckigkeit der römiſche Geſchichtſchreiber Vellejus bemerkt 12), wurden zuletzt unter den helleniſchen Ländern von den Römern beſiegt; und ſelbſt nach der Einführung des Chriſtenthums blieben die doriſchen Völker im Peloponnes am längſten dem Heidenthum zugethan 13), weil ſich bey ihnen jenes ſinnlich ſchöne Leben am gediegenſten entwickelt hatte.

Wir wenden uns nun zu der Poeſie, welche aus dieſem doriſchen Leben hervorging, und in den pindariſchen Geſängen den innern Geiſt deſſelben auch wieder im treuſten Bilde abſpiegelt. Unter den neun für claſſiſch geachteten Dichtern der lyriſchen Kunſt gehören ſechſe der doriſchen Schule an; welche nebſt den zwey aeoliſchen

10) Pyth. I. 121 — 125. 11) Plat. Hipp. maj. tom. XI. p. 11. 12) Vellej. II, 34. 38. 13) Unter andern hat auch Gibbon dieſes bemerkt und nachgewieſen.

Dichtern, Alkäos und Sappho und dem einzigen jonischen Anakreon, jenen Kreis der lyrischen Kunst erfüllen. Wohl mag es seyn, daß die alexandrinischen Gelehrten und Kritiker der Dichtkunst, welche diese Auswahl geordnet haben, die vier vornehmsten Dichter des chorischen Gesanges in der dorischen Schule, den Alkman, Stesichorus, Pindaros und Bakchylides in die Reihe aufgenommen haben, um zugleich, wie sie es überall liebten, den Stufengang der Kunstentwicklung nach der Zeitfolge durch den Epochemachenden Dichter jeder Zeit und Stufe zu bezeichnen und das Eigenthümliche einer jeden durch ein vollgültiges Beyspiel und Urbild derselben anschaulich zu machen. Wie aber die dorische Bildung überhaupt ein untheilbares Ganzes war, welches einmahl aufgegangen, schnell zur vollen Blüthe erwuchs, und sogleich auch, wie es entartete, völlig zerstört war; so scheint auch in der dorischen Kunst wohl eine fortschreitende Entfaltung in anwachsender Schöne Statt gefunden zu haben. Aber nur allmählig, von Anfang an in derselben Idee und dem gleichen milden Tone treu verharrend; ohne jene gänzliche Katastrophen und Umwälzungen der Kunst, wie wir diese in dem Gange der atheniſchen Poesie bemerken, wo mit jeder neuen, großen Epoche derselben, auch eine ganz andre Grundidee in dem veränderten Styl hervortritt und alles beherrschend umwandelt und neu gestaltet.

Alkman, welcher zu Sparta einheimisch geworden, oder obwohl von fremder Abkunft, schon dort gebohren war, hat den chorischen Gesang zuerst begründet [14]) und

14) Clem. Strom. I. 308.

iſt in jeder Hinſicht als der erſte große Urkünſtler und das Haupt der doriſchen Schule zu betrachten. Er dichtete für die Chöre der ſpartaniſchen Jungfrauen die Geſänge; in ſeinen Bruchſtücken [15]) aber findet ſich ſchon jene doriſche Weichheit und zarte Anmuth oder Charis, welche wie Pindaros ſagt, „alles Milde unter den Sterblichen hervorbringt;" ſo daß wir hier den Gedanken an eine aeſchyliſche Härte und noch ſchroffe Erhabenheit der erſten Kunſtſtufe ganz zu entfernen haben. Einige Beſonderheiten der lakoniſchen Mundart thaten ſeiner Süßigkeit keinen Eintrag; denn ſonſt dichteten die Künſtler dieſer Schule in der allgemeinen doriſchen Sprache und es wird als eine Ausnahme bemerkt, daß Korinna in der gemeinen böotiſchen Landesſprache dichtete. Alkman beſang die ſpartaniſchen Dioſkuren, und den Apollo, wie er dort in dem eigenthümlichen karneiſchen Landesfeſt beſonders verehrt ward, welches nebſt den gymnaſtiſchen Spielen, auch Wettkämpfe der Muſik, oder der Muſenkunſt des Geſanges, der eigentlichen Muſik und Poeſie umfaßte. Ferner beſang er die Gratien, unter dieſem altdoriſchen Nahmen, deren er aber nur zwey, die Phaenna und Kleta, die Glänzende und die Ruhmbeſungne kannte. Nach doriſcher Denkart preiſet er vor allem die Eunomie oder doriſche Sittenordnung, deren Schweſter die Glückſeeligkeit ſey, ſo wie auch der Peitho, der Überredung und Fried-

15) Welcker hat dieſe Fragmente ſo vortrefflich zuſammengeſtellt, daß man bey der reichen Ausbeute nur begierig wird, eine vollſtändige Sammlung aller Fragmente der aeoliſchen und doriſchen Schule, die wenigen ächten Bruchſtücke des Anakreon mit eingeſchloſſen, mit dem gleichen Kunſtſinne geordnet zu erhalten.

lichkeit, und eine Tochter der Vorsicht. Ihm wird außer dem alkmanischen, oder auch nach dem Vaterlande, dem er durch Wahl und Kunst angehörte, sogenannten lakonischen Versmaße, und einer neuen Grundordnung der Musik 16), auch jener berühmte kriegerische Chorgesang der Greise, Männer und Jünglinge zu Sparta zugeschrieben, und auch der lesbische Arion als sein Schüler genannt; wie denn überhaupt die Gränzen der aeolischen und dorischen Schule, ungeachtet der bleibenden wesentlichen Verschiedenheit im Ganzen, doch nicht so eng gezogen waren, daß nicht im Einzelnen manche Übergänge, der Einfluß der Nachbildung, und selbst hier und da eine Verbindung der Lehre und unmittelbaren Nachfolge Statt gefunden hätte. So gewiß jener Umstand nicht ohne Bedeutung ist, für die Gesetze und weitere Ausbildung des Rhythmus und der ganzen Gestaltung des melodischen Gedichtes, ja auch für die Bildersprache, Gegenstand und Behandlung dieser neuen Kunstart; so muß doch Stesichoros, der auch der Zeit nach zwischen Alkman und Pindaros in der Mitte steht, obwohl dem Alkman näher, nach den Angaben der Alten vor allen als der zweyte Begründer oder Vollender des chorischen Gesanges betrachtet werden; ja er erhielt sogar von diesem Umstande den Nahmen Stesichoros, der eben dieses bezeichnen soll, da er vordem Tisias geheißen hatte. Auch von ihm wird manches dichterisch und sagenhaft berichtet, wie vom Arion und wie es mit der Lebensgeschichte mehrerer dieser alten Sänger geschehen; die vom Isokrates 17) und Plato 18)

16) Plutarch de mus. p. 2080. ed. Steph. 17) Isocr. Encom. Helen tom. II. 144. 18) Phaedr. vol. X. p. 313.

erhaltene Erzählung, wie er, weil er die Helena in einem Gedichte geschmäht hatte, geblendet worden, und nachdem er durch Palinodie in einem neuen andern Gesange dieses zurücknahm und wieder gut machte, das Gesicht wieder bekommen habe, gründete sich doch auf das eigne Zeugniß und Gedicht des Sängers, und hatte also wohl eine geschichtliche Veranlaßung, wenn sie gleich nachgehends dichterisch aufgefaßt und erweitert worden seyn mag.

Wir finden darin jene eigne dorische Behutsamkeit und fromme Sorge für das Sittliche und die höhere sittliche Wahrheit in der Sage, jene auch in den Pindarischen Gesängen so oft sichtbare Euphemie; um wo es die Götter und Helden betrifft, alles zum Guten zu deuten und zu reden, und nichts von heiligen Gegenständen auszusprechen, was unsittlich und ruhmwidrig lauten, und jene verehrten Wesen verletzen oder einen ungünstigen Schein auf sie werfen könnte.

Alle Urtheile der Alten treffen darin zusammen, der Muse des Stesichoros einen besondern Charakter von Ernst und Erhabenheit beyzulegen, wie noch Horatius mit solchem Beywort seiner erwähnt [19]). Wie jeden erhabenen Dichter erster Größe stellten die Alten ihn darum mit dem Homeros zusammen, als der ihm nachgefolgt sey, oder nahe komme; dieß rühmt noch in später Zeit ein rednerischer Kunstkenner, darin gewiß nur dem Urtheile der ältern Zeit folgend, vom Stesichoros wie vom Archilochos [20]). Der römische Kunstrichter aber, der uns so

19) Carm. IV, 9. v. 5—12. Stesichorique graves Camenae.
20) Dionis Chrysost. Orat. LV. tom II. p. 284.

viele Urtheile der Alten erhalten, treu gesammelt und wohl geordnet hat, Quinctilianus 21) sagt von ihm, indem er die Kraft seines Dichtergeistes rühmt: „daß er die Lasten des epischen Gesanges mit der Leyer getragen habe, indem er die größten Kriege und die herrlichsten Heerführer besungen, und seinen Helden in That und Rede die gebührende Würde und Hoheit leihe. Wenn er Maaß gehalten hätte, so würde er mit dem Homeros als der nächste an ihm; wetteifern können; so aber sey er überströmend und zu voll ergossen, was obwohl zu tadeln, doch ein Fehler sey, der aus Kraft entspringe. Diese letztere Bemerkung ist vielleicht eher auf den gedrängten Strom tiefer Begeisterung zu beziehen, welcher in dem chorischen Gesange herrschen soll, und dem in solcher Kunstart Unerfahrnen als ein Übermaß erscheinen konnte, als daß eine wirkliche Unangemessenheit Statt gefunden hätte, die sich hier nicht wohl voraus setzen läßt. Denselben dem Stesichoros so allgemein beygelegten Charakter der Erhabenheit athmet auch die ihm beygelegte Dichtung, oder um es angemeßner auszudrücken, jener große Sagengedanke, daß Athene, die furchtbare Göttinn der Weisheit, vollgewaffnet aus dem Haupte des Vaters sprang, wie solcher wunderbaren Geburth schon der homeridische Hymnus auf den Apollon 22) erwähnt. Durch Hephästos Kunst unter dem Schlag des ehernen Beiles, emporsprang sie, die kriegerische Göttinn, aus des Vaters Haupte, auffauchzend mit hochgewaltigem Schrey; und wohl war solcher Gedanke der ernsten Muse des Stesichoros würdig. Doch

21) Quinct. lib. X. cap. 1. 22) Hymn. in Apoll. v. 308. 309.

dürfen wir uns dieſe Erhabenheit, wie die Pindariſche, wohl nicht anders als mit der doriſchen Milde und Weichheit vereint denken; auch in ſeiner Oreſteia, oder dem Gedichte vom Oreſtes, hatte der Sänger die Gewalt, mit welcher die ſchönlockichten Chariten die Gemüther überwinden, bey ſüß herannahendem Frühlinge, in phrygiſchem Geſange zu feyern ermuntert. Wenn es gegründet iſt, daß Steſichoros dem choriſchen Geſange, der vorher bloß aus Strophe und Antiſtrophe beſtanden, das dritte Glied des Epodos hinzugefügt, ſo kann er für die äußre rhythmiſche Geſtaltung deſſelben als der eigentliche Vollender gelten, obwohl Pindaros weit vor allen der Erſte in dieſer Gattung bleibt [23]). Zwiſchen beyden folgen der Zeit nach noch zwey andere Dichter aus der doriſchen Schule, welche mit jenen zwar in den claſſiſchen Umkreis der lyriſchen Kunſt aufgenommen, dennoch mehr außer der Reihe zu ſtehen ſcheinen, wenigſtens nicht auf gleiche Weiſe mit in den Stufengang der Kunſtentwickelung des choriſchen Geſanges, als dem eigenthümlichen Gebilde der doriſchen Dichtkunſt, eingreifen, noch auch ganz dem doriſchen Styl entſprechen, ſo weit ſich ſolcher aus den Nachrichten, den wenigen Bruchſtücken, Urtheilen und ſonſtigen Charakterzügen abnehmen läßt. Ibykos, aus Rhegion, einer italiſchen Pflanzſtadt gemiſchten Urſprungs gebürtig, und auf der joniſchen Samos bey dem Beherrſcher Polykrates lebend, mithin ſchon ſeiner Umgebung nach, nicht ganz in den doriſchen Kreis gehörend, obwohl er

23) Quinct. lib. X. cap. 1.

in dorischer Mundart gedichtet hat, wird der liebe-rasendste genannt, als der vor allen am meisten in Liebe entbrannt gewesen 24). Ein so ganz leidenschaftlicher Geist entspricht nicht wohl dem dorischen Charakter und Styl der Milde und Ruhe; vielleicht haben ihn die alexandrinischen Kunstrichter nur darum unter die Classiker aufgenommen, um neben den erotischen Gesängen der aeolischen Schule und des jonischen Anakreon, doch auch einen dorischen Liebesdichter ähnlicher Art mit in der Reihe zu haben; die Bruchstücke aber sind nicht hinreichend, um zu einem vollen Urtheil zu gelangen. Simonides wird dagegen als der größte und hinreißendste Klagedichter von den Alten bezeichnet und gepriesen, während Pindaros in der Elegie kalt gewesen; und hier hat sich wenigstens ein Bruchstück, von hinreichend hoher Vortrefflichkeit erhalten, um diesen elegischen Charakter des Simonides vollständig zu bewähren. Es enthält dieses Bruchstück auch in Styl und Ausdruck der Sprache, die überall klar und bestimmt, so leicht und voll hinfließend, doch nirgends überschäumt, höchst vollendet, den hinreißenden Klagegesang der Danaë, den sie ausgestoßen von dem zürnenden Akrisios, weil sie dem Vater der Götter Liebe gewährte, im Nachen auf wildem Meere, über den schlummernden Knaben, den ihr Arm umschlingt, aus der Seele hinströmt. Diese wunderschöne und zarte Klage, wie nur je eine menschlichen Lippen im Gesange entfloß, macht es wohl begreiflich, wie die Gewalt dieses Dichters, die Gemüther in weichen Schmerz zu bezaubern, so vielfach

24) Cic. Tusc. IV. qu. 33.

von den Alten gepriesen ward und fast in ein Sprichwort übergegangen ist. Vielleicht ist Simonides eben so sehr wegen dieser elegischen Vortrefflichkeit, worin er der Erste unter allen lyrischen Dichtern seyn mochte, mit in die classische Auswahl aufgenommen worden, als wegen der großen Mannichfaltigkeit seines reichen Dichtergeistes, durch die er noch mehr aus dem gewöhnlichen Umkreis der eigentlich dorischen Bildung heraustritt. Denn so wie er an vielen Orten geblüht hat, beym Hieron, der in Sicilien herrschte, beym Pausanias von Sparta [25]), und bey dem Pisistraliden Hipparch oder Hippias zu Athen [26]), so hat er sich auch in sehr verschiedenen Kunstarten geübt und dichterischen Ruhm erworben; und der Gedankenreichthum seiner Sittensprüche verräth schon einigermaßen die Schule der damahls eben emporkommenden Sophisten, weit mehr wenigstens als dieß bey den andern dorischen Dichtern jener Zeit der Fall ist; doch bewährt uns auch hier manche gefühlvolle Betrachtung über die rührende Beschränktheit des menschlichen Daseyns, die elegische Richtung, welche ihn als Dichter vor allen ausgezeichnet hat.

Wie reich die dorische Schule der Poesie überhaupt geblüht habe, beweisen so viele berühmte Dichternahmen, noch außer den classischen, und einigen schon früher vorübergehend erwähnten, wie die der Dichterinnen Praxilla von Sicyon, der Telesilla von Argos, des Ariphron von Sicyon und Timokreon von Rhodus, so vieler andren nicht zu gedenken. Unter allen aber, welche nicht in dem

25) Epist. Platon. 2. tom. XI. p. 65. 26) Plat. in Hipparch. tom. V. p. 261.

claſſiſchen Umkreis mit aufgezählt werden, ſcheint keiner ſo geeignet, die Stelle zwiſchen dem Steſichoros und Pindaros in dem Stufengange der Kunſtentwicklung des choriſchen Geſanges auszufüllen, als der ſchon mehrmals erwähnte Muſiker und Dichter, Laſos, dem einige auch die Erfindung des cykliſchen Chors und der dithyrambiſchen Kunſtgattung zuſchreiben, die Herodotos jedoch ausſchließend dem Arion beylegt, „der von allen Sterblichen, ſo viel wir deren kennen, zuerſt den Dithyrambus gedichtet, alſo benannt und zu Korinth aufgeführt habe" [27]). Ohne Zweifel aber deutet jene Angabe wohl auf eine neue Epochemachende Erweiterung der dithyrambiſchen Kunſt durch den Laſos, welchen Ariſtophanes neben dem hochberühmten Simonides als deſſen Nebenbuhler und Mitkünſtler nennt [28]), ihn alſo mit dieſem auf die gleiche Stufe ſtellt.

Den Charakter der Pindariſchen Geſänge in Sprache und Bildern, in der Anordnung und dem Gedankengange, in der ganzen Geſtaltung und eigenthümlichen Einflechtung von Epiſoden, ſo wie auch nach ſeiner doriſchen Geſinnung und beſondern Anſicht der Götterſage, vollſtändig zu bezeichnen und zu ſchildern; das würde eine eigne und abgeſonderte Ausführung erfordern. Hier, wo es nur darauf ankömmt, den Begriff der doriſchen Schule im Allgemeinen in richtigem Umriß zu erfaſſen, begnügen wir uns, nur den einen Charakterzug ſeiner doriſchen Milde und Weichheit hervorzuheben, damit nicht das falſche Bild einer wilden Begeiſterung, wie bey den ſpätern Dithyrambendichtern, oder von dem erkünſtelten Schwulſt eines alexandriniſchen Schulpoeten an die Stelle dieſer

27) Herod. Clio. cap. 23. 28) Vesp. 1410.

großen doriſchen Poeſie trete. Dieſe Denkart und Idee aber von milder Hoheit, dieſe Stimmung eines ruhigen großen Gemüths, eines weichen, tiefen Gefühls, iſt ſo vorherrſchend in den Pindariſchen Geſängen und ſpricht ſich überall ſo deutlich aus, über das Leben im Ganzen, wie über die eigne Kunſt, daß ſie kaum verkannt werden können, wo nicht falſche Begriffe vorgefaßter Meynung im Wege ſtehen. Von der freundlichen Ruhe, der Gerechtigkeit machtvoller Tochter ſingt er: Du weißt milde zu wirken und zu dulden zugleich, nach rechter Zeit." 29) Weich nennt er die Worte ſeines Geſanges 30);" wohin ſoll ich ſenden, ſagt er an einer andern Stelle, die Pfeile des Ruhms aus den weichem Sinn 31)?" Unſterblich iſt das Wort, welches die Zunge hervorzieht, mit der Anmuth Gunſt, aus dem tiefen Gemüth 32); denn die Anmuth iſt es, welche unter den Sterblichen alles Milde wirkt 33). Die Heiterkeit iſt der bekämpften Mühen beſte Heilung, wie ſie weiſe Geſänge lindernd berühren; nicht erfriſcht die laue Welle ſo milde die Glieder, als die ſchöne Rede mit der Leyer vereint 34). Eines Schattens Traum iſt der Menſch; kommt aber ein Strahl ihm, vom Gotte gegeben, iſt lichter Glanz dem Manne gewährt und ein mildes Leben 35)."

29) Pyth. VIII. init. 30) ibid. v. 42. Nem. IX, 116. 31) Olymp. II, 126. 32) Nem. IV, 6. 33) Olymp. I, 48. 34) Nem. IV, init. 35) Pyth. VIII. 138. Μειλιχος iſt das eigentliche, übliche Wort für die doriſche Weichheit und Milde. Unter dieſem Beynahmen des Milden wurde Zeus von Alters zu Korinth verehrt. Μειλιχόμμιδε die „mildlächelnde" wird die hohe Sappho in jenem ſchönen Verſe von Alkäos genannt, wo er ſie anruft, die „funkelgelockte, die reine" (S. Welckers Sappho S. 282); und wer denkt hiebey nicht an den mild lachen-

Diese und andre ähnliche Ausdrücke und eigenthümliche Worte bezeichnen recht eigentlich jene Idee von dorischer Milde in der Kunst und im Leben, die sich auch in dem Styl dieser Gesänge abspiegelt, in der sanften Hoheit der Sprache und Gefühle, und der weichen Großheit aller Umrisse und Gestalten. Mit dem Bakchylides aber, dessen Blüthe in die letzte Zeit des Pindaros fällt, scheint die dorische Dichtkunst dieser alten großen Schule sich zum Ende zu neigen. Zwar ist, nach den Bruchstücken zu urtheilen, Styl und Sprache und Denkart noch ganz dorisch; und wie Pindaros die Ruhe, so preiset Bakchylides die Friedlichkeit in der gleichen dorischen Gesinnung. Auch ist keine Verwilderung bey ihm sichtbar, die erst bey den spätern Dithyrambendichtern über den chorischen Gesang, wie eine Fluth des Verderbens hereinbrach, und diese große alte Form von hoher Poesie zerstörte. Wohl aber bemerkt man im Bakchylides die mindere und schon sinkende Kraft; es fehlt die pindarische Größe, und wenn es wahr ist, was die Scholiasten berichten, daß die Gesänge des Bakchylides beym Hieron den Pindarischen vorgezogen wurden; so kann es schon von da an gelten, was Eupolis gesagt hat: „die Pindarischen Gesänge seyen in Schweigen begraben, weil die Menge des Schönen unkundig sey [36])." Denn so wie das dorische Leben selbst zerstört oder entartet war, so ging auch der Sinn für die dorische Kunst verlohren, weil die Idee des Schönen in beyden nur eine und dieselbe gewesen ist.

---

den Blick der Aeginetischen Gestalten, welche uns den alten dorischen Styl in der Bildhauerkunst so deutlich vor Augen stellen?

36) Athen. I, 3. A.

Inhalt.

Seite.

I. Geschichte der epischen Dichtkunst der Griechen. 9

Erstes Kapitel.

Von den Orgien und Mysterien der orphischen Vorzeit, und den verschiedenen Meynungen der Alten darüber. 13

Zweytes Kapitel.

Historische Andeutungen von dem frühesten Bildungszustande und der ältesten Dichtart der Hellenen. 33

Über die Natur des alten Hymnus. 49

Drittes Kapitel.

Von dem epischen Gesange in der vorhomerischen und in der homerischen Zeit. 54

Viertes Kapitel.

Ansichten und Urtheile der Alten von den homerischen Gedichten. 86

Fünftes Kapitel.

Weitere Erörterung der Aristotelischen Grundsätze über die epische Dichtart. 108

Sechstes Kapitel.

Kunsturtheil der spätern Kritiker von den homerischen Werken. 143

Seite.

Siebentes Kapitel.

Ansichten der Neuern von der Naturpoesie. 160

Achtes Kapitel.

Von der Ächtheit und Diaskeuase der homerischen Gedichte. . 174

Neuntes Kapitel.

Von der Hesiodischen Periode des epischen Zeitalters und von der Schule der Homeriden. 202
Über die hesiodischen Weltalter und die homerische Heldenzeit. 208

Zehntes Kapitel.

Mittleres Epos. 225

II. Bruchstücke zur Geschichte der lyrischen Dichtkunst. 245

1. Jonischer Styl der lyrischen Kunst. 245
(Bis hieher geht die alte Ausgabe von 1798.)

2. Vorarbeiten zur Geschichte der verschiedenen Schulen und Epochen der lyrischen Dichtkunst bey den Hellenen. 1795. 267
1. Zur Geschichte und Charakteristik der jonischen Schule.
2. Charakter der aeolischen Schule. 281
3. Von der dorischen Schule und dem dorischen Styl in der Dichtkunst. 300

Anzeige

der

Zusätze zu der Geschichte der Litteratur im ersten und zweyten Bande.

In dem Abschnitte von der griechischen Litteratur findet sich ein längerer Zusatz über die pelasgische Vorzeit, S. 19 — 23. Dann mehrere kürzere S. 25. über den Spruch; S. 33 — 35. über den Homer; S. 36. über Sage, Lied und Bild, als Stufen und Elemente der Poesie; S. 40. und 41. über das Orientalische im Pindar und Aeschylus; S. 42. über den Herodot als Homer der Geschichte; S. 44. über die harmonische Geistesbildung der Griechen, beym Sophokles; S. 49. über zwey Gattungen der Historie; S. 54. über den Aristophanes; S. 77. u. 78. über die Form der griechischen Philosophie; S. 82. und 83. von den Elementen der Poesie; S. 95. und 96. über die großen griechischen Autoren und Elementargeister.

In der Darstellung der orientalischen Litteratur findet sich ein kürzerer Zusatz, S. 148. und 149. über die persische Sage; S. 174. über den Desatir; S. 151. über den prophetischen Tiefsinn der Hebräer. Ein ganz neuer Abschnitt, vom alten Testamente und der hebräischen Sprache ist S. 152 — 173. eingeschaltet.

In dem Abschnitt von der indischen Litteratur sind kürzere Zusätze, S. 177. von den epischen Gedichten der Indier; S. 187 von den Veda's. S. 192 und 195. vom Samskrit; 194. von der Sakuntala; S. 195. vom indischen Spruch und der Schloka. Ein längerer Zusatz vom Gautama und der indischen Philosophie ist S. 202 — 210. eingeschaltet.

Verbesserungen

im ersten und zweyten Bande.

Th. I. Seite 22. Zeile 1 v. o. statt um lies nur.

— Seite 168. Zeile 13. st. Zusammenhange l. Zusammenklange.

— Seite 257. in der Überschrift Zeile 2. st. desselben l. derselben.

Th. II. Seite 331. Zeile 15. v. o. statt falsche l. feste.

Friedrich Schlegel's

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

Vorrede.

Was von dem größeren Werke über die Geschichte der Griechischen Poesie vollendet war, ist in dem vorigen Bande geliefert worden. Mehrere dazu gehörende einzelne Abhandlungen und frühere Vorarbeiten, so wie der erste Entwurf des Ganzen, sind in diesem Bande enthalten; noch einige andere Stücke und fertig gearbeitete Ausführungen von verwandtem Inhalt und aus derselben Zeit, werden vielleicht noch in einem der folgenden Bände ihre Stelle finden. Der bey weitem größere Theil des gegenwärtigen Bandes betrifft aber nicht mehr die Poesie und Kunst der Griechen allein, sondern vornehmlich die innre Sittengeschichte, die politischen Gebräuche, und die

welthiſtoriſche Entwickelung der beyden claſſiſchen Völker des Alterthums.

Für die Idee des Schönen, welche als das göttlich Poſitive, das herrſchende Princip und die ewige Grundlage in der Kunſt und den Sitten, wie überhaupt in der geſammten Bildung der Griechen war, erweitert ſich nun die Ausſicht und der Geſichtspunkt, indem hier an einzelnen, in einer oder der andern Beziehung beſonders merkwürdigen Beyſpielen entwickelt wird, wie jene Idee des Schönen auch in das Leben eingriff und einwirkte, und es ſo ganz eigenthümlich geſtaltete. Es bilden dieſe Verſuche inſofern den Uebergang von einer bloß auf das Einzelne gerichteten kritiſchen Forſchung über den Text der claſſiſchen Werke oder der hiſtoriſchen Thatſachen, zu einer allgemeinen und mehr philoſophiſchen Ueberſicht und Betrachtung, worin das Ganze der alten Kunſtbildung und Weltgeſchichte wiſſenſchaftlich

umfaßt würde, und wodurch die geſammte Alterthums-Kunde nach Einer großen Idee, feſt begründet und klar geordnet, in zureichender Vollſtändigkeit auftreten und dargelegt werden könnte. Dieſes war der Gedanke, welcher der ganzen Unternehmung in allen dieſen jugendlichen Vorarbeiten zum Grunde lag.

Für die Römer aber und den Charakter ihrer Bildung und Geſchichte, weil auf dieſe die Kunſt und Idee des Schönen nicht mehr anwendbar oder doch nicht zureichend zur Erklärung befunden wird, iſt hier die Idee des Großen zum Grunde gelegt, nachdem die Römer ſelbſt in der Kunſt, wo ſie dieſelbe eigenthümlich aufgefaßt haben, mehr nach dem Großen als nach dem Schönen ſtreben. Dieſes Große, welches die Römer in allen ihren Hervorbringungen wie im Leben, in den einzelnen Charakteren wie im Ganzen auszeichnet, beruht aber nicht immer auf einer eigentlich ſittli-

chen Gesinnung, wenigstens nach unsern Begriffen von einer solchen; sondern vielmehr auf einer freyen und vollständigen Entfaltung der großen Naturkraft, wie dieser Unterschied an einem glänzenden Beyspiele in der Charakterschilderung des Caesar besonders deutlich hervorgehoben und bemerklich gemacht worden ist. Aus solcher freyen Entfaltung glücklicher Naturanlage war bey den Griechen die schöne Kunst, in jener ihnen eigenthümlichen Vollkommenheit, hervorgegangen, wie bey den Römern ihre Thatengröße; washalb beydes noch auf verwandtem Grunde und dem gleichen Boden ruht, das Schöne in der Kunst der Griechen und das Große in dem Leben der Römer, und sich daher auch nach demselben Charakter freyer Naturbildung des Menschengeistes historisch an einander reiht.

Die Beurtheilung und Erklärung sittlicher Gegenstände und Charaktere aber, nach jenen

beyden Kunſt- und Natur-Ideen des Schönen und des Großen, hat für unſere Denkart immer etwas Paradoxes und kann leicht anſtößig erſcheinen. Ich hoffe jedoch, indem ich bemüht war, das Alterthum nach ſeiner eignen Idee ganz ſo aufzufaſſen, wie es wirklich geweſen iſt, nirgends der Wahrheit unſerer reineren ſittlichen Ideen zu nahe getreten zu ſeyn oder etwas vergeben zu haben; indem dieſe, wenn nur die gebührende Unterſcheidung der Geſichtspunkte beobachtet wird, mit der Anerkennung und Bewunderung der großen Kraft in den alten Sitten und Charakteren ſehr wohl zuſammen beſtehen kann. Die ſämmtlichen in dieſem Bande enthaltenen Aufſätze ſind in den erſten Jahren meiner litterariſchen Laufbahn, von 1794 — 1796 und dann bis 1798. abgefaßt, gegenwärtig aber im Einzelnen ſehr erneuert und beynahe völlig umgearbeitet worden; indem ich jedoch zugleich bemüht war, ſie im Ganzen und Weſentlichen, was nähmlich die darin herrſchende und

zum Grunde liegende Idee und kritiſche oder geſchichtliche Auffaſſung betrifft, durchaus unverändert zu laſſen. Von dieſer eigenthümlichen Behandlungsweiſe und Art der Umgeſtaltung werden ſich diejenigen leicht überzeugen können, welche die frühere Geſtalt dieſer Verſuche mit der jetzigen vergleichen wollen. Mich hat dabey der Gedanke geleitet, daß alles, was in der Alterthumswiſſenſchaft einigen Werth haben ſoll, dieſen vor allen auch durch eine große Sorgfalt im eignen Ausdruck, wie durch ein Gepräge von Styl und Kunſt in der ganzen Behandlungsweiſe, bewähren muß.

Inhalt.

Seite.

Vorrede.

I.

Von den Schulen der griechischen Poesie. 1794. . . . 5

II.

Vom künstlerischen Werthe der alten griechischen Komödie. 1794. 25

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotische Bruchstücke derselben; und über das bukolische Idyll. 1798. . 46

Ueber das Idyll, und die bukolischen Dichter der Alten. . . 60

IV.

Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern. 1794. 68

V.

Ueber die Diotima. 1795. 90

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. 151

VII.

Die epitaphische Rede des Lysias. 1796. Einleitung. . 166

Uebersetzung der epitaphischen Rede des Lysias. 178

Beurtheilung. 203

Beylage. Die Olympische Rede des Lysias. 213

Anmerkung. 216

Inhalt.

Seite.

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſios über den Iſokrates. 1796.
Einleitung 217

Charakteriſtik des Iſokrates. Aus dem Griechiſchen des Dionyſios. 230

Alle dieſe voranſtehenden Aufſätze haben zuerſt in verſchiedenen Zeitſchriften in den Jahren 1794 — 1796 und 1798. eingerückt geſtanden. Zwey derſelben, Nro. IV. und V. waren auch in dem Erſten Theil der Griechen und Römer 1797 aufgenommen. Der nachfolgende Aufſatz iſt noch nie gedruckt geweſen.

IX.

Caeſar und Alexander. Eine welthiſtoriſche Vergleichung. 1796. 263

Studien des classischen Alterthums.

Zweyter Theil.

I.

Von den Schulen der griechiſchen Poeſie. 1794 *).

Der erſte Blick des Forſchers auf alle noch vorhandnen ganzen Werke und Bruchſtücke der griechiſchen Poeſie verliert ſich in ihre unüberſehliche Menge und Verſchiedenheit, und erregt faſt Zweifel an der Möglichkeit, in ihnen ein Ganzes finden zu können. Ohne die Einſicht in dieſes aber wird ſeine Kenntniß immer dürftig und unſicher bleiben müſſen; und dennoch darf er es nicht wagen, durch will-

*) In wiefern die hier gegebne Eintheilung und anordnende Überſicht des Ganzen der Kunſtgeſchichte der griechiſchen Poeſie, in dieſem erſten Umriß noch viel zu beſchränkt vorgezeichnet worden, und in einem ungleich größeren Maaßſtabe aufgefaßt werden muß; das wird aus den ausführlichen, ſpäteren Ausarbeitungen über denſelben Gegenſtand hinreichend hervorgehen. Weil aber die Idee des Ganzen hier zuerſt aufgeſtellt worden, ſo habe ich dieſen Aufſatz, mit welchem meine litterariſche Laufbahn 1794 begonnen hat, nicht gänzlich umgeſtalten, wenigſtens einzelne kleine Berichtigungen ausgenommen, nichts darin verändern oder hinzuſetzen wollen, wodurch jene Grund-Idee weſentlich berührt würde. Es mag derſelbe hier, als Denkmahl zur Erinnerung jener früheren Zeit, ſeine Stelle finden, und auch noch jetzt für die Freunde kunſtgeſchichtlicher Forſchungen in dieſer Beziehung einigen Werth haben.

kührliche Eintheilungen der Wahrheit Gewalt anzuthun, um einen künstlichen Zusammenhang zu erzwingen. Aber es bedarf auch dieser willkührlichen Eintheilungen nicht. Die Natur selbst, welche die griechische Poesie als ein Ganzes erzeugte, theilte auch dieses Ganze in wenige große Massen, und verknüpfte sie mit leichter Ordnung in Eins. Diese Unterschiede und Verknüpfungen aufzusuchen, die natürlichen Gattungen und Stufen der griechischen Poesie, den Zusammenhang derselben, ihren Charakter, ihre Gränzen und Gründe genau zu bestimmen; das ist der Gegenstand dieses Versuchs.

Es sey zu diesem Behufe erlaubt, den Ausdruck „Schule" von der bildenden Kunst zu entlehnen. Dieser Ausdruck bezeichnet hier wie dort, eine regelmäßige Gleichartigkeit des Styls, durch welche eine Gattung oder Reihenfolge von Künstlern sich von den übrigen absondert, und ein künstlerisches Ganzes bildet. Diese Gleichartigkeit des Styls braucht aber nicht immer so, wie bey der bildenden Kunst, durch Unterricht fortgepflanzt zu seyn; obwohl bey den griechischen Dichtern selbst eine Art von Unterricht in der Kunst Statt gefunden haben muß, indem wir bey vielen der berühmtesten, neben ihren Lehrern in andern Künsten, oft auch ihre Lehrer in der Poesie genannt finden. Nur zufällig darf sie nicht seyn, sondern sie muß aus einem natürlichem innerm Grunde entspringen, und also naturgemäß und unter gewissen Voraussetzungen nothwendig seyn. Der Zusammenhang nach Zeit und Ort führt uns auf die Regelmäßigkeit der Übereinstimmung; und diese giebt uns den Leitfaden an die Hand, ihre innere Nothwendigkeit zu entdecken.

Die Bestimmung der Schulen und ihrer Gränzen, die Kriterien dessen, was einer jeden Schule angehört, und die Aufzählung der Werke, welche sie umfaßt, ihre Charakteristik, die Entwickelung der Idee, welche sie beherrschte und lenkte, der wesentlichen Eigenschaften und innern Gründe, aus welchen ihr Charakter und ihr Ton entsprang; dieses ist das erste und nothwendigste Erforderniß zu einer gründlichen Kenntniß der griechischen Poesie. Durch das Zusammennehmen alles Gleichartigen, wird das Einzelne verständlicher; viele von den Dunkelheiten, welche auch bey dem anhaltendsten Studium des Einzelnen über dessen Charakter übrig bleiben, werden aufgehellt. Die gefundne Regelmäßigkeit hilft die Gründe, die wesentliche Beschaffenheit und naturgemäße innre Nothwendigkeit einer jeden Kunstform und Art entdecken, und giebt uns einen festen Standpunkt, aus welchem wir es wagen dürfen, aus dem Bekannten auf das Unbekannte zu schließen. Wir dürfen selbst verlohrnen Theilen des Ganzen ihre künstlerische Bedeutung und Geltung nach dem geschichtlichen Zusammenhang in diesem bestimmen; und gelangen endlich, welches nur auf diesem Wege möglich ist, zur Erkenntniß des großen Ganzen der gesammten alten Kunstentwicklung Bis zur vollständigen Ausführung einer vollendeten Geschichte der griechischen Poesie, möge der nachfolgende erste Umriß diese Idee der Prüfung der Kenner empfehlen.

Die Charakteristik einer Schule der griechischen Poesie beurtheilt und charakterisirt erstlich die Darstellung; entweder an und für sich, ihre Vollkommenheit und Richtigkeit, und strenge, naturgemäße Allgemeinheit; oder ihre Organe. Diese sind Formen, die Dichtarten; oder sie sind

materiell, und deren sind drey: Sage und Mythus, Dichtersprache und Metrum. Ferner bestimmt sie, ob und inwiefern der darstellende Kunstgeist das Dargestellte empfangen oder erzeugt hat; sie bestimmt das Natürliche und das Ideale oder Erdichtete in der Darstellung. Es giebt zwey Elemente der Kunst; Darstellung und Schönheit. Nächst der Kunst, wird also die Schönheit charakterisirt und beurtheilt, ihre Theile, ihr Inhalt oder Sinn, die Erscheinung desselben, und die Verhältnisse beyder. Zu der vollständigen Kenntniß einer Dichter-Schule gehört aber, außer der Kenntniß ihres Charakters, auch noch die Kenntniß der Gründe, aus welchen dieser entsprang, fortdauerte, und unterging, und die des historischen Zusammenhanges im Ganzen.

Es giebt in der griechischen Poesie vier Hauptschulen: die Jonische, die Dorische, die Atheniſche und die Alexandriniſche. Es giebt noch außer diesen Künstler, welche durch Gleichartigkeit des Styls wohl eine Classe bilden, die aber künstlerisch nicht wichtig genug ist, um den Nahmen einer Schule zu verdienen. Es giebt einzelne Künstler, welche sich nicht leicht unter irgend eine Schule ordnen lassen; es giebt eine Periode, wo es gar keinen Styl, also auch keine Schule, mehr gab; es giebt endlich Perioden, über welche sich mit Sicherheit fast gar nichts festsetzen läßt. Dies gilt vorzüglich von der vorhomerischen Zeit, die deshalb hier mit Stillschweigen übergangen wird.

Die homerischen Werke, Hesiodus, und einige Fragmente, nebst den römischen oder alexandriniſchen Nachbildungen verlohrner epischer Dichter dieser Zeit und Gattung, sind, was wir noch von der jonischen Schule be-

ſitzen. Die Darſtellung in den Werken derſelben iſt noch nicht reine ſchöne Kunſt; Poeſie, Geſchichte und Philoſophie waren noch nicht getrennt. Es gab, ſtatt dieſer, nur Eines: den Mythus oder die Sage, als den Keim, aus welchem ſich ſpäter alle drey allmählich entwickelten. Der Mythus war nicht bloß Stoff der Poeſie, ſondern ſelbſt Zweck; ſein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Proſa, war das Metrum, urſprünglich nichts als ein natürliches Medium des Gedächtniſſes und Träger der gemeinſamen Erinnerung aller Sage bey den alten Völkern. Man kannte nur eines, den Hexameter, welcher dem Sinne am leichteſten und dem Gedächtniſſe am faßlichſten iſt. Es gab nur zwey Formen, das Epos und den Hymnus; oder eigentlich nur eine, denn auch der Hymnus war epiſch; den ältern orphiſchen Hymnus würde ich nicht zu dieſer Schule rechnen. Dieſe Form war die einfachſte und leichteſte, die Erzählung; die epiſche Erzählung aber war früher Medium und Träger des Mythus und der Sage, als reines Medium der Schönheit und der Darſtellung, was doch Formen der Poeſie ſeyn ſollten. Die Organe der Poeſie waren unter den Griechen früher vorhanden, als die letztere ſelbſt; aber in den Hervorbringungen der joniſchen Schule, war doch Poeſie ſchon bey weitem das Überwiegende, wenn man ſie auch zu Zeiten noch nicht als Werke der Kunſt betrachten kann und ſie bloß als mythiſche Erzeugniſſe und Bruchſtücke der Sage anſehn und auffaſſen muß. Der Mythus oder der Stoff der Sage iſt in dieſen alten Gedichten im hohen Maaße poetiſirt, das Metrum erhebt ſich oft zur muſikaliſchen Schönheit oder zum pathetiſchen Ausdrucke, die Sprache iſt höchſt anſchaulich

und leicht. Die Darstellung ist durchaus naturgemäß, und daher allgemeingültig, richtig und unübertrefflich wahr. Die gegenseitige Beziehung der Theile, der innre Zusammenhang des Ganzen im Epos, verkündigt die künftige künstlerische Selbstständigkeit des Drama. Vergebens bemüht man sich aus innern Gründen die Ordnung der Iliade für neuer und unächt zu erklären, wenn man es nicht aus äußern darthut; denn in der einzelnen Rhapsodie ist schon dieselbe schöne Einheit, harmonische Fortgleitung und Zusammenstimmung, oder wohlbemeßne und künstlerisch empfundne klare Ordnung der Darstellung, wie in dem Ganzen. Das Ideale im Stoff ist überhaupt viel später, als das in der Form; und doch findet sich auch das erste im Homer, in der Naturvollkommenheit seiner heroischen Charaktere. Jeder Held ist bey ihm der höchste in seiner Art, und dieß ist nicht Natur, sondern Ideal; allein im Ganzen war freylich das Überwiegende in der Darstellung, Natur vor dem Ideal; eben so überwog, in dem hervorbringenden Dichtergeiste, wie in dem vernehmenden Kunstsinn, die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit; und in dem Schönen, die Erscheinung den Inhalt. Daher ist in den Erzeugnissen dieser Schule soviel Reichthum und Wechsel und Fülle der reizenden sinnlichen Erscheinung; soviel natürliche Anmuth und Leichtigkeit, kurz soviel schönes Leben; das höhere Geistige aber durchschimmert nur noch sanft jene Hülle, wie das sittliche Gefühl eines seelenvollen Knaben. Die äußern Verhältnisse des Künstlers, die günstigen Anlagen der Natur, welche in dieser Periode den Trieb des Schönen erzeugten und nährten, sind zur Genüge bekannt.

Die Kennzeichen, nach welchen man die Gränzen der

joniſchen Schule leicht beſtimmen kann, ſind Zeit und Charakter, die epiſche Form, und das Joniſche im Dialekt, den Sitten und im Styl. Nur abwärts ſind dieſe Gränzen nicht ſo leicht zu beſtimmen; denn zwiſchen der joniſchen und der darauf folgenden Schule fällt ein bedeutender Zwiſchenraum, welcher wohl viel Merkwürdiges aber auch viel Unbekanntes und manches Dunkle enthält. Der Charakter der joniſchen und der doriſchen Schule müſſen die beyden feſten Punkte ſeyn, von denen man bey der Unterſuchung ausgeht; aber kaum läßt ſich hoffen, alle Schwierigkeiten zu löſen, und alle Kunſtwerke auf eine befriedigende Art zu ordnen. In dieſe Zwiſchenzeit fallen zwey Claſſen von Dichtern, von denen ſich vermuthen läßt, daß ihr Styl gleichartig war, die, mir aber den Nahmen Schule, nicht zu verdienen ſcheinen. Die erſten ſind die Gnomiker, Theognis, Phocylides, u. ſ. w. meiſtens Jonier; die andern, die ſogenannten Phyſiologen, Empedokles, Xenophanes, Parmenides. Sie dichteten joniſch, und Empedokles vorzüglich homeriſch. Vielleicht beſitzen wir im Lukretius eine Nachbildung von dem Style des Zuletztgenannten.

Ganz verſchieden von dem joniſchen Geiſte war der doriſche. Dieſe Verſchiedenheit äußerte ſich in Gebräuchen, Sitten, Geſetzen, in dem Charakter der Sagen und Mythen, im Dialekt, der Muſikart, und auch in der Poeſie. Die Eigenthümlichkeiten und der Umfang dieſer letztern ſind ſo bedeutend, ihre Unterſchiede von der übrigen griechiſchen Poeſie ſo ausgezeichnet und zuſammenhängend, ſie entſpringen ſo ganz aus dem doriſchen Stammcharakter und der beſondern doriſchen Sittenbil-

dung, daß wir genöthigt sind, eine eigne dorische Schule in der griechischen Poesie anzunehmen. Die Dorier waren der ältere, reinere, vorzüglich hellenische Stamm; und die beyden eigenthümlichen Produkte des Griechischen Geistes, Gymnastik und Musik, sind größtentheils ein Werk der Dorier. Es ist nicht von der ersten Erfindung die Rede; aber die Dorier vorzüglich gaben diesen beyden wesentlichen Formen und Bestandtheilen der hellenischen Erziehung, Gestalt, Bildung und Vollendung. Sie entfalteten sich am vollständigsten und blühten am schönsten vorzüglich unter den Doriern, welche ihre Thätigkeit mehr auf sie einschränkten, nicht so zerstreuten, wie die Jonier. Gymnastik und Musik machten die ganze ursprüngliche griechische Erziehung und Bildung aus, die von Anfang mehr nur eine Sitten- und Gefühlsbildung, als eine eigentliche Geistesbildung war; und der dorische Geist ging nie weit über diese Gränzen hinaus. Unter Musik im alten Sinne des Worts, war auch lyrische Poesie begriffen; dieser poetische Theil der Musik erhielt ganz dorische Bildung und dorischen Ton, und diese gesammte dorische Lyrik macht eben die dorische Schule aus. Die Elegie, das Epigramm und das Idyll gehört aber nicht zu dieser Lyrik, sondern nur das gesungene Lied, oder Melos. Daß dieses ein dorisches Produkt sey, beweisen die vorhandenen Werke und Fragmente selbst; die bestimmtesten Nachrichten, daß die meisten lyrischen Dichter darisch geschrieben haben; unter andern aber auch die Thatsache, daß selbst der Chor der atheniſchen Dramen sich in Form und Mundart noch zum Dorischen hinneigt.

Die Kriterien um die Gränzen dieser Schule zu be-

stimmen, sind erstlich die Dichtart, nehmlich eigentliche Lyrik im alten Sinne des Worts; und dann das Dorische im Dialekt und im Charakter. Doch wird man eigentliche lyrische Werke aus der Zeit, in welcher dorische Kunst blühte, wenn jene auch Aeolisch, wie die des Alcäus und der Sappho, oder selbst Jonisch, wie die des Anakreon, geschrieben sind, vielleicht am besten zu dieser Schule rechnen können; denn sie gehören zur eigentlichen Lyrik, und diese ist im Ganzen ein dorisches Gebilde. Die Zeit ist wohl ein Kennzeichen, um von dieser Schule auszuschliessen, wie den Leonidas und Theokrit, welche beyde aber, ungeachtet des Dialektes, auch deshalb nicht dazu gerechnet werden könnten, weil ihre Werke nicht zur eigentlichen lyrischen Gattung gehören; aber sie ist kein gültiges Kennzeichen, um ein Werk dazu zu rechnen. Denn es giebt zu gleicher Zeit Poesien und Poeten, welche man weder zur jonischen, noch zur dorischen, noch zur atheniſchen Schule rechnen kann, sondern die mehr allein stehen, wie die jonischen Jambendichter und Meister der älteren Elegie eine besondre Abtheilung der jonischen Dichtkunst bilden, und noch mehr Epicharmus und die dorischen Anfänger des Drama, welche sich nicht in jene Ordnung der vier Hauptschulen und Kunststufen einreihen lassen. Da die übrigen und größten dorischen Dichter sich aber fast ausschließlich der lyrischen Kunst gewidmet und dieser ihre eigenthümliche Gestalt und kunstreiche Form gegeben und sie vollendet haben, so gebühret nur ihr der Name einer dorischen Kunst; im Epos und Drama müssen sie den Joniern, oder den Athenern den Preis überlassen. Die ältesten Elegiker sind Jonier, vermuthlich also die Elegie selbst eine joni-

sche Erfindung, besonders da das Metrum nur ein veränderter Hexameter ist. Bey der Betrachtung der lyrischen Kunst der Hellenen ist aber vorzüglich nur von dem Melos, dem gesungenen strophischem Liede, und dem Chor, als dem gemeinsamen größeren Melos die Rede; und diese sind ein Erzeugniß der dorischen Schule. Der Anfang derselben ist sehr in Dunkel verhüllt. Das Ende der dorischen Lyrik und Musik aber fällt, allem Vermuthen nach, zusammen mit dem Verderben ihrer Sitten und Staaten, einer Folge des Ehrgeizes beyder feindlich gegen einander stehenden Griechen-Stämme. Während ihrer Blüthe scheint die dorische Kunst sich selbst gleich gewesen zu seyn; es ist keine beträchtliche Verschiedenheit getrennter Kunstepochen und wesentlicher Hauptveränderungen im Styl, sondern nur ein steter regelmäßiger und stufenweiser Fortgang der harmonischen Ausbildung in ihr sichtbar. Außer dem Pindar, besitzen wir von den Werken dieser Schule noch eine sehr beträchtliche Anzahl Bruchstücke und römischer Nachbildungen. Berühmte Dichter derselben waren: Bakchylides, Ibykus, Korinna, u. s. w.

Der beste Commentar zum Studium dieser Schule ist der Charakter der Dorier selbst während ihrer schönsten Zeit, welchen man aus dem Thucydides und auch aus dem Pindar kennen lernt. Der Styl ihrer Sitten war Größe, Einfalt und Ruhe; friedlich und doch heldenmüthig, lebten sie in einer edeln Freude. Eben dieser Geist der Größe Einfalt und Ruhe, beseelte auch ihre Verfassungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eunomie. Die Grundlage ihres Charakters war eine schöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre

Bildung, ihre Tugend selbst war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Hang zur Verschwendung und Ausschweifung, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die dorischen Verfassungen und Sitten verderbte, so verschwand auch ihre Tugend, und mit dieser ihre Kunst, welche nur der Abdruck ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menschliche Geschlecht durch ihre Philosophie umgestaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr werth; mit einem Streich fiel Alles dahin.

Eben diesen Charakter der Größe, Einfalt und Ruhe, finden wir in der Schönheit der dorischen Dichtkunst ganz wieder. Die dorische Schönheit ist nicht die höchste innere Selbstständigkeit des erfindenden und dichtenden Geistes, sondern ein freyes Erzeugniß einer edlen und gebildeten Natur. Dieses freye Entstehen aus bloßer Entfaltung der Natur; ohne Absicht und Zwang, aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile, und dadurch den Schein der Vollendung. In dem dorischen Geiste ist Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit im Gleichgewicht. Das Wesen der Darstellung steht hier in der Mitte zwischen Natur und Ideal, es ist Auswahl edler Natur; daher sind die Gränzen der dichterischen Welt und Sphäre enger beschränkt, als in der vorigen und in der folgenden Schule. Die Darstellung des Sinnlichen ist weniger anschaulich als in der jonischen Schule, und die Darstellung des Geistigen weniger klar als in der atheniſchen; der Grund liegt in der sittlichen Richtung und in der anschauenden Ruhe des sinnigen Kunstgeistes. Zur Reinheit hat die Poesie große Fortschritte gemacht, und nur

selten darf ein poetisches Werk bloß als mythisches Erzeugniß angesehen werden. Die einzig vorherrschende Form ist Lyrik, so wie das Epos eine ausschließlich jonische Form, und als Drama die Athenische ist; und man darf nie vergessen, daß diese Lyrik selbst nichts anders ist, als der poetische Theil der Musik. Die dorische Lyrik ist eine veranlaßte Poesie, oder eine Kunst des Angenehmen, welche ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie ist der Mund des Ruhmes, und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik eine bloß angenehme Kunst ist, ist Metrum und Sprache nicht bloß Mittel in ihr, sondern muß an und für sich schön seyn; das Metrum ist musikalische Schönheit, sein Ton, wie der Ton der Sprache, ist sanfte Pracht. Der dorische Mythus und Sagenstyl ist edler, der jonische reicher. Die Bildung der Edlen und die väterliche Sitte beherrschten und lenkten die Kunst; nur innerhalb dem Raume, welchen diese der Kunst anwiesen, ward das Schöne erkannt und begünstigt. Um diese Gränzen zu überschreiten, hätte die Kunst eher Widerstand als Begünstigung erwarten dürfen.

Im Epischen und Lyrischen blieb den spätern Künstlern wenig mehr übrig, als den Joniern und Doriern zu folgen; aber die vollkommenste Form der Poesie, das Drama, war noch so gut als gar nicht vorhanden. Es ist das eigenthümliche Werk und Erzeugniß der athenischen Schule. Sollten auch die Athener die ersten Anfänge des Drama nicht erfunden haben, so waren sie es doch, die ihm Gestalt, Bildung und Vollendung gaben. Vornehmlich nur dramatische Werke können zur atheniſchen Schule gerechnet werden; denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß

ſie im Epiſchen oder ſelbſt im Lyriſchen, die einzige dithyrambiſche Gattung vielleicht ausgenommen, bedeutend oder eigenthümlich genug geweſen ſeyn ſollten, um eine eigene Schule darin zu bilden; ſie werden darin mehr den Joniern und Doriern gefolgt ſeyn. Die Gränzen dieſer Schule beſtimmen ſich daher von ſelbſt, und haben nicht die Schwierigkeit wie die Gränzen der vorigen Schulen. Die Werke die wir noch beſitzen ſind, die tragiſchen Gebilde des Aeſchylus, Sophokles, Euripides, dann Ariſtophanes, die Fragmente andrer komiſcher und tragiſcher Dichter; und die römiſchen Überſetzungen und Nachbildungen im Plautus und Terenz, von ganzen Werken der neuern Komiker, des Menander, Apollodor, Philemon, Demophilus, Diphilus.

In Athen ward die Poeſie zu einer reinen Kunſt des Schönen; die Darſtellung war ganz ideal, und der Stoff und alles Äußerliche der Kunſt nichts als Organ, und als ſolches zur höchſten Vollkommenheit in der Form und nach dem Ideal aufſtrebend. Die metriſche Kunſt der dramatiſchen Sylbenmaaße, ſowohl in dem mehrentheils jambiſchen, dialogiſchen, als in dem ſtrophiſch geſungenen und choriſchen Beſtandtheil, ward nun ein Mittel und Werkzeug des höchſten leidenſchaftlichen, ſo wie des höchſten ſittlichen Ausdrucks für Charakterhoheit und Würde. Eben ſo die Diction, welche bey der höchſten ſittlichen und geſellſchaftlichen Regſamkeit und Ausbildung des Menſchen die feinſten und verborgenſten Äußerungen ſeiner Natur bezeichnen lernte. Wenn ſie im Anfang weniger ſchön war, ſo vereinigte ſie in ihrer Vollendung, mit der Hoheit und dem Adel der Doriſchen, noch jene ſcharfe Beſtimmtheit

und den umfassenden Reichthum, welche dieser fehlten. Außer dem Mythus im tragischen Sagenkreise, gehörte nun auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben, für die Komödie und das spätere Drama zur Sphäre der Poesie. Und dadurch erhielt jede erhabene, schöne und hinreißende Leidenschaft, oder auch erhabener und schöner Charakter, was die Alten Ethos und Pathos nennen, als der eigentliche Gegenstand der Poesie, bey den Athenern seinen weitesten Spielraum; von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung, die sein Kunstgesetz ist. Die Athener sind die Erfinder des Tragischen und Komischen in der Dichtkunst; sie gaben den tragischen und komischen Darstellungen die Form, welche allein den vollständigsten Umfang mit der höchsten künstlerischen Selbstständigkeit vereinigt; sie sind die Erfinder des Drama's. Der belebende Trieb und die beseelende Kraft der Kunst war hier der Charakter der Athener selbst, die freyeste Regsamkeit und höchste Entfaltung der ganzen menschlichen Natur, die äußerste sittliche und geistige Schnellkraft, ihrem eigenen Gange ganz ungehemmt überlassen. Das lenkende oder vielmehr herrschende Princip vom Anfange der atheniſchen Schule bis zu Ende derselben war der öffentliche Geschmack und Kunstsinn, und dieser war nichts als eine reine Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren treuer Abdruck auf jeder Stufe der Kunstsinn war. Aber er bestimmte weiter nichts als das Ideal des Schönen, und gab über nichts Zufälliges willkührliche Gesetze. Unter den Athenern allein, wie sonst bey keinem Volke in der alten und neuen Geschichte, genoß die Poesie während einer kurzen Zeit, ihr ursprüngliches und vollgütiges Recht an unbegränzte

äußre Freyheit und unbeschränkte Autonomie. Besonders die poetische Darstellung des öffentlichen Lebens, die alte Komödie, ist davon ein merkwürdiges Beyspiel. Das herrschende Princip der Kunst war ein für die besondre Form einer jeden Gattung näher bestimmtes Ideal des Schönen; und der öffentliche Geschmack, welcher dieses bestimmte, war eine reine und getreue Äußerung der öffentlichen Sittlichkeit, deren Abbild uns selbst in der Geschichte zum Maaßstab für die Steigerung oder den Verfall der letzteren dienen kann. Der Gang der Poesie und der Sitten war sich also vollkommen gleich und regelmäßig, weil beyde ungehemmt der Entwicklung der eignen Natur überlassen waren. So erhält auch die Geschichte der atheniſchen Dichtkunst von der andern Seite durch die Geschichte der atheniſchen Sitten reichhaltige Bestätigungen und Erläuterungen. Der Gang der Kunst indeß erscheint einfacher und ist viel leichter zu fassen und zu beobachten, als der Gang der Sitten; denn es ist äußerst schwer, oft unmöglich, aus der öffentlichen Geschichte, nach Absonderung alles Fremdartigen, mit Sicherheit die reine öffentliche Sittlichkeit herauszuziehen.

Der beste Leitfaden dazu ist der Gang der Kunst und des in ihren Darstellungen herrschenden verschiedenen Styls. Man findet die vier vorzüglichsten Perioden desselben in der politischen und sittlichen Geschichte wieder, und beyde erläutern sich gegenseitig. Es giebt vier Stufen des atheniſchen Geschmacks. Der Charakter der ersten Stufe ist harte Größe, ein gewaltsames Streben nach dem Höchsten, welches nicht ganz befriedigt wird. Der Erhabenheit des Aeschylus fehlt es an schöner

Anmuth, seiner Darstellung an Leichtigkeit, seinem Drama an innrer Vollständigkeit; das Tragische hat das Übergewicht über das Schöne. Das höchste Streben des Kunstgeistes seiner natürlichen Entfaltung erreichte in der zweyten Periode sein äußerstes Ziel, das höchste Schöne. In den Werken des Sophokles verschwindet die vollendete Kunst, und seine Schönheit ist der Gipfel der griechischen Poesie. Nur die Absicht kann die Werke des Triebes verewigen, für sich erzeugt der natürliche Trieb nichts Beharrliches. Der griechische Geist wie der Kunstsinn verlohr die Harmonie und versank in der dritten Periode in eine kraftvolle, aber gesetzlose Schwelgerey. Nicht bloß der Mensch, auch die Kunst vergaß ihre Gesetze, und erlaubte der Rhetorik und Philosophie einen schädlichen Einfluß auf die Tragödie, wie persönlichen Absichten auf die Komödie. Die Komödie mißbrauchte ihre Freyheit, und da raubte man der Kunst ihr angebohrnes Götter-Recht, niemand zu gehorchen als sich selbst. Die gesetzlose Schönheit des Euripides und Aristophanes ist hinreißend, verführerisch, glänzend; aber bald folgte auf Schwelgerey in der vierten Periode Ermattung, welche sich nicht mehr über das Feine und Liebenswürdige erheben konnte; nur aus Schwäche ist sie mäßiger und scheint sie sittlicher als die vorige Periode. Die poetische Anmuth und geistreiche Feinheit der neuern Komiker ist die letzte Stufe der Schönheit.

Nachdem die Schönheit aufhörte das Ziel der Kunst zu seyn, bildete sich ein ganz neuer Styl der Poesie, die alexandrinische Schule. Denn Alexandrien ward nun der Sitz der Gelehrsamkeit und der Gelehrten überhaupt, und auch vorzüglich der Sitz dieser neuen Poesie. Da indeß in

allen poetiſchen Werken dieſes Zeitalters im Ganzen derſelbe Styl herrſcht, ſo begreife ich alle dieſe unter jenem Namen. Die Eigenthümlichkeit der eigentlichen Alexandriner wie Apollonius, Kallimachus, Lykophron, ſcheint Schwerfälligkeit und überladne Gelehrſamkeit in noch höherm Maaße, als ſie auch bey allen andern Dichtern derſelben Zeit allgemein herrſchend war. Die Leichtigkeit des Aratus erklärt ſich am beſten aus ſeinem Aufenthalte zu Athen; und die Natürlichkeit des Theokrit ſcheint mehr ein ländliches Leben in Sicilien als alexandriniſche Bildung vorauszuſetzen. Die entſcheidenden Merkmahle oder Gränzen dieſer Schule ſind erſtlich das Zeitalter; dieſes Kennzeichen iſt indeß nicht ganz ſicher, weil der Anfang und das Ende deſſelben ſich nicht völlig beſtimmt angeben laſſen. Deſto ſicherer aber iſt das andere Kennzeichen, der Styl; weil er ſich ſo beſtimmt und entſchieden von dem vorhergehenden und nachfolgenden auszeichnet. Außer den ſchon genannten Dichtern, einigen andern weniger bedeutenden, den Fragmenten von andern, beſitzen wir auch eine beträchtliche Menge römiſcher Nachbildungen alexandriniſcher Vorbilder, welche aber nicht immer leicht aus dem übrigen herauszufinden ſind; der Styl des Ovid, noch mehr der des Properz, Stellenweiſe und in einzelnen Beziehungen auch der des Virgil hat einen alexandriniſchen Anſtrich.

Die in gewiſſer Rückſicht ſo unnatürliche Trennung der Kunſt und des Schönen, auf welche ſich anwenden läßt, was Sokrates von der Trennung des Guten und Nützlichen lehrte, iſt auch das ganz natürliche Ende der Kunſt, wie alle Formen ihren Geiſt überleben. Dies war auch das Schickſal der griechiſchen Kunſt. Der überladne Ge-

schmack der Gelehrten und die Eitelkeit eines unsicher herumschweifenden Geistes einzelner Wort- und Gedicht-Virtuosen oder Poesiegaukler beherrschte die Kunst. Kunst ward der Zweck der Kunst; an die Stelle der Schönheit trat die Künstlichkeit, man suchte seine Geschicklichkeit in der Überwindung großer Schwierigkeiten zu zeigen; daher die Wahl solcher todten Stoffe, wie in Nikanders medicinischem Gedicht. Eben daher absichtliche Dunkelheit, gesuchte Gelehrsamkeit, und künstliche Spielereyen. Außer dem Schwierigen, war alsdann Ziel der Kunst das Auffallende oder, was irgend dem stumpfen Sinn noch Aufmerksamkeit abnöthigen kann. Dergleichen ist das Seltne, Alte und Überladene in den ernsthaften Werken, Schlüpfrigkeit der lyrischen Gedichte, oder auch sogar das Rohe einer ungebildeten Natur. Es ist der Verderbtheit ganz natürlich, in dieses zurückzufallen, und Theokrit ist eine sehr begreifliche Erscheinung dieser Schule. Seine Einfalt ist nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit, denn sie ist ohne Gefühl für das Sittliche; sondern sie ist der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. Es ist zwar in den alexandrinischen Werken ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber dieser ist doch eigentlich nichts Erfundnes, sondern nur Nachahmung und eine neue Mischung des schon Vorhandnen. Man brauchte die Formen, die Metra und die Sprachmanier aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der ältesten, nach Gutdünken durch einander. Die Werke der Alexandriner sind zwar trocken, schwerfällig, todt, ohne innres Leben, Schwung und Größe; so wie mit der Freyheit die öffentliche Sittlichkeit verschwand, so gab es auch in der Poesie eigentlich kein Pathos und Ethos mehr. Diese

wurden nun auch eben so trocken behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künstler am liebsten zu wählen schienen; doch findet in dieser Rücksicht vielleicht eine geringe Abstufung nach Maaßgabe der Zeit Statt. Allein obgleich von Schönheit hier gar nicht mehr die Rede seyn kann, so haben sie doch einen sehr bedeutenden künstlerischen Werth; die Darstellung ist mit festem Sinn und Fleiß vollkommen ausgearbeitet und durchgebildet, und in so fern für alle Zeiten ein bleibendes und gewissermaßen vollendetes Beyspiel solcher Art oder Abart, wie die griechische Kunst überhaupt in jedem Fache und auf jeder Stufe ihrer Entwicklung.

In den alexandrinischen Werken gab es doch noch einen Styl; der Charakter und der Ton derselben ist gleichartig und regelmäßig; er läßt sich auf allgemeine Eigenschaften, feste Kunstmaximen und einen bestimmten Charakter zurückführen. Jetzt folgt eine Zeit ohne Styl, ohne Regelmäßigkeit; ihr Charakter ist Charakterlosigkeit, ihr Name Barbarey. Daß alexandrinische Gelehrsamkeit und Künsteley sich ein anderes Feld wählte, konnte sehr zufällige Ursachen haben, welche uns nichts angehen, denn innre Gründe aus der Natur der Kunst waren es nicht. Im alexandrinischen Styl hätte die Kunst ewig fort bestehen mögen, wenn die Geduld des Publikums eben so unermüdlich gewesen wäre, oder wenn nicht der Kunstsinn der Zeit von einer andern Seite her eine neue und bessere Richtung bekommen hätte.

Der Zeitpunkt, wo die alexandrinische Poesie aufhörte, scheint mit dem Anfange der alexandrinischen Philosophie und mit dem Ende des griechischen Reichs in

Ägypten zusammenzufallen. Sie ward alsdann noch eine Zeitlang in Rom fortgesetzt. Unter den griechischen Poeten aber gab es nun keinen Styl mehr, also auch keine Schule; jeder ist einzeln; und so ist es begreiflich, daß sich in dieser Zeit ein Oppian findet, der so viel mehr poetischen Werth hat, als die alexandrinischen Lehrdichter. In der lyrischen Poesie erhielt sich noch am längsten einige Manier und angenehme Form, aber sie versank in den spätern Epigrammendichtern der Anthologie größtentheils ganz in das Schlüpfrige und Gemeine einer bloß sinnlich wollüstigen Darstellung.

Der Gang der griechischen Poesie war also im Ganzen folgender. Sie ging von der Natur aus; dieß war die jonische Schule, und gelangte durch Bildung in der dorischen Schule zur Schönheit. Diese stieg in der attischen Kunst von der Erhabenheit zur Vollkommenheit, und sank wieder zur schwelgerischen Fülle und Ausschweifung, und dann zur bloßen Anmuth und zierlichen Feinheit hinab. Nachdem die Schönheit nicht mehr vorhanden war, ward die Kunst bey den Alexandrinern zur Künsteley, und verlor sich endlich in Barbarey.

II.

Vom künſtleriſchen Werthe der alten griechiſchen Komödie. 1794 *).

Nichts iſt ſeltner als eine ſchöne Komödie. Der komiſche Dichtergeiſt iſt nicht mehr frey, er ſchämt ſich ſeiner Fröh-

*) Daß Ariſtophanes, deſſen dithyrambiſchen Reichthum dichteriſcher Erfindung Plato ſo wohl kennt und in verwandter Geiſtesart mitempfindend oftmahls anerkennt; deſſen poetiſche Kraft auch der heil. Hieronymus, noch in den letzten Zeiten des Alterthums, nach dem ihm eignen claſſiſchen Sinn, hoch und werth hielt; als ein Urkünſtler der erſten Größe, in andrer und ganz eigenthümlicher Art, neben den erhabenſten Meiſtern der alten tragiſchen Kunſt ſeine Stelle einnehme und verdiene; das war damahls, als dieſer kleine Aufſatz, die Frucht einer langen, einſamen Durchdenkung der Werke jenes Dichters, zuerſt erſchien, noch durchaus nicht ſo allgemein anerkannt, als dieſes jetzt überall zu vernehmen iſt; nachdem uns auch der innige Zuſammenhang dieſer überſchäumenden poetiſchen Lebensfülle mit den fröhlichen Volksfeſten des alten, heidniſchen Naturglaubens ſeither vielfältig, mythiſch und geſchichtlich, anſchaulich und belehrend iſt entwickelt worden.

Nur Eines, was ſich mehr auf die Philoſophie bezieht, finde ich noch zur Einleitung zu erinnern nöthig, über die Idee der Freude und der Freyheit, welche in dieſer künſtleriſchen Betrachtung der alten Komödie und Dionyſos-Spiele

lichkeit, und fürchtet durch seine Kraft zu beleidigen. Er erzeugt daher kein vollständiges und reines Werk aus sich

---

hier überall zum Grunde liegt. Es beruhet dieses auf dem Gedanken; daß nicht bloß die vollkommne Einheit und vollendete Harmonie als das allein Gute zu ehren, sondern daß auch die unendliche Fülle des Lebens, in ihrer Würde als göttlich zu erkennen und heilig zu achten sey. Und darin weicht diese sonst in der künstlerischen Begeisterung für die Idee und das Ideal zu, der Platonischen hinneigende Betrachtungsart, noch wesentlich von derselben ab; da nach der Platonischen Denkweise, welche hierin viel zu sehr zum Parmenides hinüberneigt, nur das Eine und die Einheit als gut und vollkommen aufgestellt und anerkannt, alle Mannichfaltigkeit dagegen als vom Übel und als ungöttlich bezeichnet wird. Die Idee der göttlichen Fülle aber, als der lebendigen Entfaltung jenes ewigen Einen, in immer anwachsender Schöne, wie diese Idee hier vorausgesetzt, und als das Zweyte neben und nach dem Ersten, anerkannt und angenommen wird, beruht an sich auf einem eignen, andern und tieferen Grunde der Erkenntniß. Im Alterthum wird sie besonders in der früheren, noch unverderbten, jonischen Philosophie gefunden; wie sie auch dem Geiste der alten Mythologie überhaupt entspricht, so wie dieser in dem Ganzen derselben sich kund giebt. Denn obwohl es auch in dieser nicht an einzelnen Mythen und Sinnbildern fehlt, in denen ebenfalls die Vielheit selbst als ein Übel und unglücklicher Zwiespalt oder verderblicher Abfall von der ewigen Einheit bezeichnet wird; so ist doch die gesammte Mythologie schon ihrem Wesen nach, auf die Mannichfaltigkeit des göttlichen Daseyns gerichtet, und kann der Sinn des Ganzen nicht anders bestehen als im lebendigen Gefühl von der anerkannten Schönheit der ewigen Fülle.

Sehen wir aber auf die drey verschiedenen Stufen und Sphären oder Reiche der Mythologie, in ihrer Beziehung auf die Kunst der Poesie; so ist einleuchtend, daß die Idee der furchtbaren alten Götter in den Werken der großen tragischen Dichter vorwaltet. Die Macht der neuen, jüngeren Götter, die volle Herrlichkeit der Heldenwelt, in den heroischen Thaten

ſelbſt; ſondern begnügt ſich, ernſthafte dramatiſche Handlungen aus dem häuslichen Leben mit ſeinen Reizen zu ſchmücken. Aber damit hört die eigentliche Komödie auf; die komiſche Kraft wird unvermeidlich durch eine mehr oder minder tragiſche Wirkung erſetzt; und es entſteht eine neue Gattung, eine Miſchung des komiſchen und des tragiſchen Drama, welche ſich gewöhnlich mit beſcheidnem Stolz den erſten Platz über beyde anmaaßt. Was ihre Anſprüche gelten, iſt eine andre Frage; aber die Natur des Komiſchen kann man nur in der unvermiſchten reinen Gattung kennen lernen, und nichts entſpricht ſo ganz dem Ideal des reinen Komiſchen, als die alte atheniſche Volks-Komödie. Sie iſt eines der wichtigſten Denkmahle für die Theorie der Kunſt; denn in der ganzen Geſchichte der Kunſt ſind ihre Schönheiten einzig, und vielleicht eben deswegen allgemein verkannt. Es iſt ſchwer, nicht ungerecht gegen ſie zu ſeyn. Sie nur zu verſtehen, erfordert ein vollendetes Kenntniß der Griechen; und mit unbeſtechlicher Strenge ihre wirklichen Vergehungen von dem abzuſondern, was nur uns beleidigt, erfordert einen Kunſtſinn, der über alles fremde Einflüſſe erhaben, auf das Schöne allein gerichtet iſt.

Die Griechen hielten die Freude für heilig, wie die

---

und Schickſalen zahlreicher Götterſöhne, wird in den epiſchen Geſängen, ſchon von den homeriſchen anzufangen, in reichem, dichteriſchem Glanz entfaltet. Die alte Komödie aber bezieht ſich am meiſten auf die geheime Feyer der fremden und verborgnen Götter, beſonders des Dionyſos, als des Gottes der unſterblichen Freude, der wunderbaren Fülle und ewigen Befreyung.

Lebenskraft; nach ihrem Glauben liebten auch die Götter den Scherz. Ihre Komödie ist ein Rausch der Fröhlichkeit, und zugleich ein Erguß heiliger Begeisterung; ursprünglich nichts anders als eine öffentliche, dem heidnischen Götterdienst gewidmete und geheiligte Darstellung und Handlung, ein Theil von dem Volks-Feste des Dionysos, welcher Gott ein Bild des innern verborgnen Lebenskraft und aller Lebensfreude, für die Eingeweihten aber zugleich die Pforte und der Wegweiser eines höheren und reinen, unsterblichen Daseyns, und der allgemeine Befreyer von allen trüben, irdischen Banden war. Diese Vermählung des Leichtesten mit dem Höchsten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen, enthält eine große Wahrheit. Die Freude ist an und für sich gut, selbst die sinnliche enthält ursprünglich nur ein unmittelbares Gefühl des gesunden Lebens und organischen Wohlseyns. Die geistige Freude aber ist nichts anders als das begeisterte Gefühl und Mitgefühl von der unendlichen Lebensfülle und überströmenden Schöpferkraft der Natur. Von dieser überströmenden Fülle des freyesten Lebens nun, giebt uns die Dionysoskunst der alten Komödie das treueste und eigenthümlichste Bild und Sinnbild. Diese Freude ist der eigenthümliche, natürliche und ursprüngliche Zustand der höhern Natur des Menschen im gesunden geistigen Zustande; der Schmerz erreicht ihn nur durch den geringeren oder kranken und verderbten Theil seines Wesens. Rein-sittlicher Schmerz ist nichts als entbehrte Freude, und rein-sinnliche Freude nichts als gestillter Schmerz; denn der Grund des thierischen Daseyns ist Schmerz. Aber Beydes sind nur Begriffe der Absonderung; in der Wirklichkeit bilden beyde

ungleichartige Naturen in durchgängiger Gemeinschaft ein Ganzes, den Menschen, verschmelzen in einen Trieb, den menschlichen; der Schmerz wird sittlich, und die Freude wird sinnlich.

Weil reine menschliche Kraft sich in Freude äußert, so ist sie ein Symbol oder die sinnbildliche äußere Erscheinung des Guten, des gesunden Lebens oder des ungestörten vollkommnen Daseyns; sie ist das Schöne der Natur. Sie verkündigt nicht bloß Leben, sondern auch Seele. Leben und unbegränzte, reine Freude bedeuten Liebe. Denn alles Leben deutet auf seine Wurzel und auf die Frucht seiner Vollendung; und der höchste Moment der Lebenskraft ist seine Verdoppelung, die Vereinigung mit einem gleichartigen Leben. Leben und Geist aber sind im Menschen unzertrennlich, und die Bande des Lebens vereinigen die Geister. Nur der Schmerz trennt und vereinzelt; in der Freude verlieren sich alle Gränzen. Mit der Hoffnung ungehinderter Vereinigung, scheint die letzte Hülle der Thierheit zu verschwinden; der Mensch ahndet den Zustand des völlig befriedigten Daseyns, nach welchem er nur streben kann, ohne ihn zu besitzen. Es giebt für jedes empfindende Wesen eine Freude, welche keinen Zusatz zu leiden scheint, weil sie keine Gränzen hat, als die beschränkte Empfänglichkeit des Sinnes. In dem Höchsten, was er fassen kann, erscheint dem Menschen das Unbedingt-Höchste; seine höchste Geistes- und Seelen-Freude ist ihm ein Bild von dem vollkommnen innern Daseyn des unendlichen Wesens. Der Schmerz kann ein höchst wirksames Mittel und Element des Schönen seyn; aber die Freude ist

ſchon an ſich ſchön. Schöne Freude alſo iſt der höchſte Gegenſtand der ſchönen Kunſt.

Die Poeſie kann dieſe Freude auf zweyerley Art behandeln. Sie iſt entweder Äußerung eines ſchönen Zuſtandes im Subjekte, in der lyriſchen Darſtellung; oder ſie iſt eine vollendete ſelbſtſtändige Nachahmung in der dramatiſchen Darſtellung. Schöne lyriſche Freude muß edel und natürlich ſeyn; die Äußerung einer unedlen Freude würde häßlich, die einer erkünſtelten würde unwirkſam ſeyn. Was wäre eine Freude, die nicht von ſelbſt ſchön wäre, ſondern wie einem Geſetze, der Schönheit aus Pflicht gehorcht? Sie darf ſich nicht einmal ſelbſt zwingen; fremder Zwang aber vernichtet ſie unvermeidlich. Schöne Freude muß frey ſeyn, unbedingt frey. Auch die kleinſte Beſchränkung raubt der reinen Freude ihre hohe Bedeutung, und damit ihre Schönheit; Zwang der innern, geiſtigen Freude iſt in der Darſtellung immer häßlich, ein Bild der Vernichtung und des Schlechten. Eine bloße Äußerung des Gefühls, die lyriſche Darſtellung der Freude, kommt nicht ſo leicht in Gefahr, ihre äußre Freyheit zu verlieren, deſto mehr die dramatiſche. Sie nimmt den Stof zu ihren Schöpfungen aus der Wirklichkeit, ihre Beſtimmung iſt eine öffentliche laute Darſtellung des Lächerlichen, und ihre Freyheit iſt dem Laſter, der Thorheit, dem Vorurtheil und geheiligten Irrthume fürchterlich. Aber eben dadurch wird ſie einer neuen hohen Bedeutung, einer neuen Schönheit fähig. Wenn die Freude, wo wir Schranken erwarteten, uns mit Freyheit überraſcht; ſo wird ſie zugleich das ſchönſte Symbol der bürgerlichen Freyheit, wie ſie nach weiſen Geſetzen geordnet,

in der wahren auf Recht und Sitten gegründeten Republik waltet; und jederzeit hat eine tiefere Staatskunst, hie und da selbst in monarchischen Staaten, solche festliche Freudenspiele in sinnbildlicher Freyheit, nach altem gleichsam zum Recht gewordnen Gebrauch, gern bestehen lassen, oder auch selbst zur Erheiterung und Anfrischung des öffentlichen Lebens veranlaßt und befördert.

Überhaupt wird Freyheit durch das Hinwegnehmen aller Schranken dargestellt. Eine Person also, die sich bloß durch ihren eignen Willen bestimmt, und die es offenbar macht, daß sie weder innern noch äußern Schranken unterworfen ist, stellt die vollkommne innre und äußre persönliche Freyheit dar. Dadurch daß sie im frohen Genusse ihrer selbst nur aus reiner Willkühr und Laune handelt, absichtlich ohne Grund oder gegen alle Gründe, wird die innre Freyheit sichtbar; die äußre aber in dem fröhlichen Muthwillen, mit dem sie äußre Schranken verletzt, während das Gesetz großmüthig seinem Rechte entsagt. So stellten sich die Römer in den Saturnalien die Freyheit dar, wo alle Bande auch für die Sklaven gelöst waren, und die sonst Herren waren, ihnen zum Schein dienten, in dem bedeutsamen sinnbildlichen Lebensspiel dieser festlichen Tage; ein ähnlicher Gedanke liegt noch jetzt bey dem römischen Carnaval zum Grunde, in welchem noch ein Rest jener alten Saturnalien zur Erinnerung aufbehalten ist. Diese festlichen Tage sind gleichsam ein komisches Spiel der Wirklichkeit, ganz im Geist der alten atheniſchen Volksfeste, aus denen jene eigenthümliche Dionysus-Kunst und Poesie des Witzes hervorging. Daß die Verletzung der Schranken dabey nur scheinbar sey, nichts wirklich

Schlechtes und Häßliches enthalte, und dennoch die Freyheit unbedingt erscheine; das ist die eigentliche Aufgabe einer jeden solchen Darstellung, und war es also auch für die alte griechische Komödie.

Eine solche gränzenlose Freyheit genoß sie zu Athen. Schon ihr religiöser Ursprung erzog und bildete die komische Muse zur Freyheit, der Dichter und sein Chor waren heilige Personen; aus ihnen redete der Gott der Freude, und unter diesem Schutze waren sie unverletzlich. Aber bald ward aus einem religiösen Institut auch ein politisches, aus dem Feste eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Priesters eine symbolische Darstellung der bürgerlichen Freyheit. Der Chor besonders deutete auf das atheniſche Volk, welches in der Schönheit eines Spiels seine eigne, nach alter Verfassung der freyesten Republik geheiligte, Idee und oberste Gewalt erblickte. Unter dem Schutze der Religion und der Politik, erhielt die Kunst des Schönen das, worauf sie eigentlich an und für sich schon ein unverliehrbares Recht hat, und was ihr nur der ängstliche, stets an der Oberfläche klebende Scharfsinn der Menschen so oft zu rauben geneigt ist; die Freyheit, sich ihrer Natur gemäß nach ihrem eignen Gesetz zu bewegen und zu entfalten. Wie die Wahrheit und die Tugend, ist die Schönheit ein ächtes erstgebornes Kind der menschlichen Natur, und hat mit jenen ein gleiches vollgültiges Recht, niemand zu gehorchen als sich selbst. Die Poesie kommt leichter in Gefahr, dieß Recht zu verlieren, als andre Künste; am meisten die komische Muse, welche nur bey einem Volke, und bey diesem einem Volke nur auf eine kurze Zeit, frey war. Wenn irgend etwas in

dichterischen Werken, in Hinsicht auf Ursprung und Bedeutung, göttlich genannt werden darf, so ist es die schöne Fröhlichkeit und die erhabene Freyheit in den Werken des Aristophanes; nicht minder als das höchste Schöne der tragischen Kunst. Aber was die Schönheit der alten athenischen Komödie möglich machte, veranlaßte und erzeugte auch ihre Fehler, welche den Verlust ihrer Freyheit und ihrer Schönheit nach sich zogen.

Daß die Freude frey und in ihrer Natürlichkeit schön sey, setzt eine Bildung des Menschen durch Freyheit und Natur voraus, wo alle seine Kräfte ihrem freyen Spiel und ihrer eignen Entwicklung ungehemmt überlassen sind. Dann wird der Mensch, seine Bildung und seine Geschichte, ein gemeinschaftliches Resultat seiner beyden ungleichartigen Bestandtheile und Naturen; beyde sind in unzertrennlicher Gemeinschaft, die Tugend ist mit Anmuth und Reiz umkleidet, und die Sinnlichkeit schön. Aber freye menschliche Bildung findet in sich selbst ihr Ende; weil früher oder später die Sinnlichkeit das Übergewicht gewinnen muß. Wie alle bloßen Erzeugniße des freyen menschlichen Triebes, kann auch die freye Komödie höchstens nur einen Moment vollkommner Schönheit haben; nachher wird aus der Freude Ausschweifung, aus Freyheit zügelloser Frevel. Allein auch diesen Moment hat die griechische Komödie nicht erreicht; dazu hätten zwey Zeitpunkte zusammen treffen müssen; der wo die Sitten noch nicht verderbt, und der wo der komische Sinn und die komische Kunst schon völlig gebildet waren. Es ging aber zu Athen gerade umgekehrt; die Sitten waren schon sehr verderbt, und der komische Sinn noch roh. Der Künstler

Aristophanes schließt sich an die Geschichte vom Anfange der Kunst, der Mensch Aristophanes findet seinen Platz in der Geschichte vom Verfalle. Dies ist aus zwey Gründen sehr begreiflich; die komische Kunst bildet sich später als die tragische, und das Publikum der Komödie verdirbt früher. Weil sie mehr die Empfänglichkeit beschäftigt, als die Selbstthätigkeit in Anspruch nimmt, und weil sie in Athen nicht die gebildetere Erziehung voraussetzte wie die Tragödie, so war ihr Publikum schlechter als das tragische, wie die öffentliche Meynung der Alten und die Lehren der Philosophen es ausdrücklich bestätigen. Die Tragödie spannt und erhebt ihr Publikum, und hält schon dadurch das Verderben des Geschmacks so lange als möglich ab. Die Komödie hingegen verführt ihr Publikum, beschleunigt die Ausartung des Kunstsinns. Denn die Freude ist überhaupt etwas Verführerisches; sie macht leicht die Kraft nachläßig, die Sinnlichkeit berauscht und überwiegend. Die komische Kunst der Griechen ward später gebildet als die tragische; diese fand ihren Stoff in den epischen und lyrischen Dichtern schon höchst gebildet und poetisirt; jene mußte einen ganz rohen Stoff erst zur Poesie erheben, das wirkliche gesellige Leben, welches sich selbst sehr spät ausbildete, nach ihrem Ideal dichterisch gestalten. Überhaupt scheint der tragische Dichtergeist früher rege zu werden, als der komische; der erste erfordert nur die großen Hauptmassen und Grundzüge der menschlichen Bildung und des menschlichen Schicksals; zu dem letztern muß der menschliche Geist und das menschliche Leben, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon bis in die kleinsten Einzelnheiten durchgebildet und ausgeführt seyn.

Aus der Natur des freyen Komischen überhaupt, und aus dem Ursprunge und Charakter der Alten griechischen Komödie, erklären sich sehr leicht ihre vorzüglichen Fehler; Rohigkeit, ehe der allgemeine Sinn künstlerisch gebildet, Verderbtheit, nachdem die öffentliche Sittlichkeit schon entartet war. Beydes findet sich im Aristophanes; aber es ist weit weniger zu befürchten, daß wir uns an seinen Fehlern, welche unsre Sitten noch weit mehr beleidigen als die Gesetze der Kunst, den Geschmack verderben, als daß wir seine unübertrefflichen, dichterischen Schönheiten über jene verkennen möchten.

Nichts verdient Tadel in einem Kunstwerk als Verletzungen gegen die Schönheit und gegen die Darstellung, das Häßliche und das Fehlerhafte. Was nur angenommenen Begriffen und Forderungen oder Vorurtheilen gewisser Stände, Nationen und Zeitalter widerspricht, ist darum nicht schlechthin verwerflich. Wir insbesondre müssen unsre künstlerischen Vorurtheile in diesen Punkte vergessen; wir müssen uns erinnern, daß die schöne Kunst mehr ist als die Geschicklichkeit, einer verzärtelten Empfindlichkeit zu schmeicheln; wir müssen aufhören, eine Beleidigung eines bloß auf Gewohnheit beruhenden Zartgefühls für strafbarer zu halten, als eine Verletzung der Schönheit und der Kunst. Gewiß ist diese übertriebene und eigensinnige Empfindlichkeit, der Kunst weit nachtheiliger als der kräftige Naturausdruck der Alten. Dieser erzeugt nur einzelne Fehler, jene macht aller Kunst ein Ende und würdigt sie wie mehrentheils bey den Neuern, zu einem bloßen Spiel der Eitelkeit nach dem Eigensinn der Mode herab. Es ist uns anstößig, daß die griechische Komödie

zu dem Volke in seiner Sprache redet; wir verlangen, daß die Kunst vornehm sey. Aber die Freude und die Schönheit ist kein Privilegium der Gelehrten, der Adlichen und der Reichen; sie ist ein heiliges Eigenthum der Menschheit. Die Griechen ehrten das Volk, und es ist nicht die kleinste Vortrefflichkeit der griechischen Muse, daß sie auch dem ungebildeten Verstande, dem gemeinen Manne die höchste Schönheit verständlich zu machen wußte. Freylich übertraf auch der gemeine Mann zu Athen nicht bloß an natürlichem Geist und geselliger Bildung, sondern noch weit mehr an Freyheit und Schnellkraft des sittlichen Charakters und Gefühls, alle seine Zeichen. Das beweist uns unter andern eben der Aristophanes, welcher uns oft so deutlich überführt, daß es auch zu Athen Pöbel gab. Das Komische richtet sich, weit mehr als das Tragische, nach dem Grade der Reizbarkeit und der Fassungskraft seines Publikums, und diese hängen wieder von dem Maaße der geselligen Ausbildung und aller Seelenkräfte ab; daher der Unterschied unter dem niedern und edlen Komischen. Um eine nicht so reizbare Empfänglichkeit zu beleben, werden stärkere Reize, heftigere Erschütterungen erfordert; die Widersprüche und Gegensätze, überhaupt die Verhältnisse, welche der ungebildete Verstand fassen soll, müssen gröber und faßlicher seyn. Wie wandelbar überhaupt diese Verhältnisse sind, erläutert das Beyspiel der Kinder, der Wilden, des gemeinen Mannes. Der rohere Mensch ist gegen das Widrige, welches das Komische oft enthält, nicht so empfindlich; ihn kann auch wohl das Komische eines leidenden oder schlechten Gegenstandes ergötzen. Es ist die eigentliche Aufgabe der Komödie, das Un-

vollkommne, welches ihr als Beymischung unentbehrlich ist, um der Freude dramatische Kraft und Wirksamkeit zu verleihen, so viel als möglich zu entfernen, zu vergüten oder zu mildern, ohne jedoch die Wirkung zu vernichten, oder den Mangel der komischen durch tragische Eindrücke zu ersetzen; eine Forderung, die noch nie ganz befriedigt ist. An Kraft fehlt es der komischen Kunst im Anfange nicht, aber sie ist beleidigend; von dem einem wesentlichen Element des Komischen, dem Unvollkommnen und Unangenehmen, enthält sie weit mehr als nöthig wäre zur Beymischung und als Träger der heitern Lust und geistigen Freude. Für ihr roheres Publikum muß freylich das Schöne in ihren Werken über das Häßliche das Übergewicht haben, sonst könnten sie ihm nicht gefallen. Aber wenn der allgemeine Kunstsinn sich bildet, wenn der Verstand und die Reizbarkeit des Publikums sich verfeinern, so wird es die Werke, die es ehedem schön fand, nur beleidigend finden. Diese Rohigkeit aber, welche oft auch in praktischer Beziehung wahrhaft und reell unsittlich ist, muß man sich hüten, mit der künstlerischen Unsittlichkeit zu verwechseln; diese ist nichts als Mangel an Harmonie und gesetzlicher Ordnung im Ganzen, Zügellosigkeit der einzelnen Kräfte, die jenem Ganzen nur dienen sollen, aus Übergewicht der Sinnlichkeit *).

*) So ist zum Beyspiel Euripides nach jenem künstlerischen Begriff der Alten von Sittlichkeit ein unsittlicher Dichter; weil er gegen die strenge Harmonie fehlt, als dem höchstem Gesetz erhabener Schönheit, und sich ganz von der Leidenschaft hinreißen läßt; wie jene neuere ausschweifende Musik, deren Emporkommen die Pythagoräer und nach ihnen Plato in so vielen Stellen seiner

Man darf nicht glauben, daß die attiſche Volks-Komödie dadurch, daß ſie, wie ich vorhin erwähnte, ganz die beſondre Sprache ihres Publikums redete, ihre objektive Allgemeinheit verloren habe, und zu einer bloßen Darſtellungsmanier und beſondern Charakteriſtik herabgeſunken ſey. Überhaupt widerſprechen ſich vollkommne Allgemeingültigkeit und höchſte Individualität der Kunſt nicht; ſie muß vielmehr beyde vereinigen. Als Organ der Natur und der Schönheit, hat ſie kein andres Publikum als die Menſchheit; mag ihr ſichtbares Publikum noch ſo beſtimmt und beſchränkt ſeyn, ſie hat es in ihm nur mit dem Menſchlichen, mit dem Unveränderlichen zu thun. Aber die Materie, die Sprache der Kunſt, kann nicht zu individuell ſeyn, weil ſie dadurch immer an Verſtändlichkeit und wirkſamer Kraft gewinnt; die komiſche Muſe insbeſondre kann ihre Schöpfungen nur in das Einzelne eines wirklichen Lebens hineinbilden; der Grund ihrer Gemälde, der Schauplatz auf dem ihre Perſonen handeln ſollen, muß die lebendigſte Wirklichkeit und höchſte Individualität ſeyn.

Noch ein andrer Fehler des Ariſtophanes, nicht gegen die Schönheit, ſondern gegen die Reinheit der Kunſt, erklärt ſich ganz natürlich aus den bürgerlichen Verhältniſſen der attiſchen Komödie. Entweder müßten die Rechte der Kunſt durch die allgemein verbreitete Einſicht in die Würde ihrer Beſtimmung anerkannt werden, oder es kann

---

Schriften als ein Kennzeichen von dem Verfall des Staats und der Sitten bezeichnet. In dem andern Sinne aber, der nur auf die einzelnen praktiſchen Lehren ſieht, iſt Euripides keineswegs ein unſittlicher Dichter, da er vielmehr von Moral und Sentenzen, ſo gut die Alten ſie irgend hatten und kannten, reichlich überfließt.

der Komödie die Freyheit nur durch ein Institut gesichert werden. So war es bey den Griechen; aber noch ehe sie sich aus ihrem fremdartigen Ursprunge zu reiner Poesie entwickelte und völlig bildete, entartete sie schon in persönliche und politische Nebenabsichten. Die Satire des Aristophanes ist sehr oft nicht poetisch, sondern persönlich, und eben so demagogisch als die Art, mit der er den Wünschen und den Meinungen des Volks schmeichelt. Zügellosigkeit hat zur natürlichen Folge, Erschlaffung; Mißbrauch der Freyheit, den Verlust derselben. Nach diesem, welcher sehr bald erfolgte, war der griechischen Komödie noch weit weniger möglich, was sie selbst während ihrer schönsten Blüthe und freyesten Regsamkeit nicht erreicht hat, das höchste komische Schöne. Hätte die griechische Kunst es auch erreicht, so hätte sie es nicht bewahren können, hätte es bald verlieren müssen, wie das höchste Schöne im Tragischen, welches sie wirklich erreicht hat. Denn sie war ein Erzeugniß des freyen Kunstvermögens; und im freyen Laufe der sich selbst überlassnen menschlichen Natur, ist die Vollkommenheit nur ein Moment. Wenn aber nicht die freye Natur in ihrer eignen, vollen Entwicklung, wie bey den Alten, sondern Absicht, ein gedachter Zweck und bestimmter Verstandesbegriff, das eigenthümliche Wesen und der bestimmende Grund der menschlichen Bildung ist, wie unter uns; so wird ganz natürlich der Anfang zuerst damit gemacht, den Menschen zu zerspalten, seine höhere Natur zu vereinzeln. Die Sinnlichkeit ist alsdann im Stande, der Unterdrückung oder der Empörung; das Natürliche ist ohne Bildung nicht schön, die Freude darf nicht frey seyn.

In andern Kunstwerken ist der Geist von seiner äußern Lage unabhängig; seine innere Freyheit kann ihm niemand rauben. Aber die komische Kunst verlangt auch äußre Freyheit, kann ohne diese sich nur bis zur Anmuth und geistreichen Feinheit, nie bis zum höchsten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die vollendete Verstandesbildung wieder zur Anerkenntniß und dem freyen Leben der Natur auch im Gebiete der Kunst zurückkehrt und wieder endigt, wo sie einst angefangen hatte; wenn aus Gesetzmäßigkeit Freyheit wird, wenn die Würde und die Freyheit der Kunst auch ohne den Schutz eines verjährten Vorrechts nach alter Sitte sicher, wenn jede geistige Kraft des Menschen frey und doch der Mißbrauch der Freyheit unmöglich seyn wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zusatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komischen nothwendig ist, an sich genug dramatische Wirksamkeit haben; die Komödie würde das vollkommenste aller poetischen Kunstwerke seyn, oder vielmehr an die Stelle des Komischen würde das Entzückende *) treten, und wenn es einmal vorhanden wäre, ewig beharren. Die Poesie kann dies gemeinschaftliche Ziel nicht für sich allein erreichen, aber sie kann auch ohne fremde Hülfe sich ihrem Ideal nähern. Das Schauspiel muß so viel als möglich mit der dramatischen Vollkommenheit die alte Fröhlichkeit vereinigen, zur Natürlichkeit zurückkeh-

*) Hier liegt die Ahndung jener Idee, welche ich in der Darstellung der Litteratur, bey Gelegenheit des Calderon, als christliche Verklärung der erleuchteten Fantasie bezeichnet habe, in welcher das eigenthümliche Wesen des romantischen Lustspiels besteht.

ren und ſich der Freyheit nähern. Wenn auf einem ſolchen Wege nur einige Schritte gethan ſind, ſo läßt ſich alles hoffen; und auf dieſem Wege giebt es keinen beſſern Wegweiſer, kein vollkommneres Vorbild, als die alte griechiſche Komödie. Sie iſt ein unübertreffliches Muſter ſchöner Fröhlichkeit, erhabener Freyheit, und komiſcher Kraft, bey allen Fehlern, die ſie übrigens haben mag.

Aber noch außer denen, die ich ſchon entwickelt habe, wirft man dem Ariſtophanes vor: ſeine Stücke ſeyen ohne dramatiſchen Zuſammenhang und Einheit, ſeine Darſtellungen in bis zur äußerſten Caricatur übertrieben und unwahr, er unterbreche oft die Täuſchung. Der letzte Tadel iſt nicht ohne allen Grund; nicht bloß in jenem politiſchen Zwiſchenſpiel der Parekbaſe, wo der Chor mit dem Volke redete, ſondern auch außerdem kommen in häufigen Anſpielungen der Dichter und das Publikum zum Vorſchein. Der Anlaß liegt in den politiſchen Verhältniſſen der Komödie, aber eine andere Rechtfertigung ſcheint mir auch in der Natur der komiſchen Begeiſterung zu liegen. Dieſe Verletzung iſt nicht Ungeſchicklichkeit, ſondern beſonnener Muthwille, überſchäumende Lebensfülle, und thut oft gar keine üble Wirkung, erhöht ſie vielmehr, denn vernichten kann ſie die Täuſchung doch nicht. Die höchſte Regſamkeit des Lebens muß wirken, muß zerſtören; findet ſie nichts außer ſich, ſo wendet ſie ſich zurück auf einen geliebten Gegenſtand, auf ſich ſelbſt, ihr eigen Werk; ſie verletzt nur, um mehr zu reizen, ohne wirklich zu zerſtören. In der Begeiſterung des poetiſchen Witzes, ſchadet und ſtört es nicht, wenn die Täuſchung ſcheinbar vernichtet wird; weil das Weſentliche des Eindrucks einer ſolchen

Darstellung, nicht in dem geordneten Zusammenhange dieser und in der Täuschung besteht, sondern in eben jener Begeisterung des Witzes, welche alle Schranken durchbricht. Dieser charakteristische Zug des Lebens und der Freude wird in der Komödie noch bedeutender, durch die bildliche Beziehung auf die höchste Freyheit, als den eigentlichen Sinn und belebenden Geist dieser dichterischen Dionysosspiele.

Dramatische Vollständigkeit ist in der reinen Komödie, deren Bestimmung öffentliche Darstellung und deren bestimmende Macht und leitendes Gestirn der künstlerische und sittliche Sinn der Menge ist, nicht möglich; wenigstens so lange nicht möglich, bis sich das Verhältniß der Empfänglichkeit zur Selbstthätigkeit im Menschen ganz ändert, bis reine Freude, ohne allen Zusatz von Schmerz, hinreicht, seinen Trieb aufs höchste zu spannen. Bis dahin wird die komische Kunst, um die Kraft und Lebendigkeit zu erreichen, ohne welche alle dramatische Darstellung unnatürlich und unwirksam ist, das Schlechte und den Schmerz zu Hülfe nehmen müssen; bis dahin bleibt also auch der Erbfehler der komischen Kunst und Wirkung, die unvermeidliche Lust am Schlechten. Die reine Lust ist selten lächerlich, aber das Lächerliche, sehr oft nichts andres als die Lust am Schlechten, ist weit wirksamer und lebendiger. Die eigentliche Aufgabe der Komödie ist, mit dem kleinsten Schmerz das höchste Leben zu bewirken; ihr bestes Mittel dazu ist die Stellung, z. B. in einer überraschenden Plötzlichkeit der Gegensätze. Ohne Nachtheil der lebendigen Kraft und Wirkung, hat sie noch nicht allen Zusatz des Häßlichen entbehren können; wie denn auch,

nach der Meinung faſt aller Philoſophen, Unvollkommenheit ein weſentlicher Beſtandtheil des Lächerlichen in der Natur iſt, welchem das Komiſche in der Kunſt entſpricht. Geiſtige Freude iſt rein und ruhig; eine Freude aber, die ſo heftig, unruhig, vermiſcht iſt, wie die, welche das Komiſche bewirkt, iſt höchſt ſinnlich. Sie erzeugt einen Rauſch des Lebens, welcher den Geiſt mit ſich fortreißt; und Schönheiten welche die Selbſtthätigkeit zu ſehr in Anſpruch nehmen, gehen verloren. Eine vollkommen durchgeführte urſachliche Verknüpfung, die innere dramatiſche Nothwendigkeit und Vollſtändigkeit, ſind viel zu ſchwerfällig für einen leichten zerſtreuenden Rauſch; und der Genuß der Harmonie erfordert Beſonnenheit, Beyſammenſeyn der ganzen Seele. Vollkommne tragiſche Ganze, oder auch wohl epiſche und philoſophiſche Ganze im dramatiſchen Gewande, welche mit allen Reizen des Komiſchen geſchmückt ſind, ſind gar nicht ſelten; aber ich zweifle, daß ſich ein vollkommnes dramatiſches Kunſtwerk findet, in welchem die Einheit des Ganzen poetiſch, und zwar nicht tragiſch, ſondern reinkomiſch wäre. Dieſe Aufgabe kann nur dadurch gelöst werden, daß der Knoten zerhauen wird; indem die Poeſie des Witzes in der Fülle ihrer Begeiſterung alle Schranken durchbricht, wie in den dichteriſchen Dionyſosſpielen des Ariſtophanes, und den Unzuſammenhang der kühnſten Fantaſie ſelbſt an die Stelle der Einheit des gewöhnlichen Zuſammenhanges ſetzt.

Nachdem die griechiſche Komödie nicht mehr frey, die komiſche Kraft und Begeiſterung der alten Dionyſoskunſt erloſchen war, die wenn ſie noch vorhanden geweſen wäre, nur den zärtlicheren Sinn beleidigt haben würde, nachdem aus

Sittenloſigkeit Erſchlaffung entſtanden, war nachdem ferner die dramatiſche Kunſt, die Sprache der Poeſie, der Philoſophie, und des geſelligen Lebens, auch das geſellige Leben ſelbſt die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht hatte; da entſtand die neuere griechiſche Komödie. Sie hatte die Schönheiten, welche die Komödie ohne Freyheit und ohne komiſche Kraft noch haben kann; Anmuth im Styl, Liebenswürdigkeit in den Charakteren, eine zierlich gebildete Sprache und Feinheit im Dialog. Der Mangel der komiſchen Kraft und Wirkung ward, wie es überhaupt unvermeidlich geſchieht, mehr oder minder durch tragiſche Eindrücke erſetzt; die Tragödie ſelbſt war damals auch ſchon im Verfall, und die neue Miſchung mußte beyde erſetzen. Von der Tragödie entlehnte ſie die ſanfte Wärme der Leidenſchaft, welche ſich oft dem tragiſchen Ernſt nähert, und den eigenthümlichen Zauber der dramatiſchen Kunſt, den Sinn der Hörer durch die leichte Entwicklung einer ſchöngeordneten vollſtändigen Handlung zu ſpannen. Der Ausbildung und Verſchönerung dieſer neuen Gattung war vieles ſehr günſtig; die attiſche Geiſtesbildung, der natürlich entwickelte Witz und die eigenthümliche Sprachfeinheit, alles was die Alten mit dem Ausdrucke der Urbanität bezeichnen, dann die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie, und ſelbſt die übergebliebenen Erinnerungen der ehemaligen Freyheit; aber auf der andern Seite ſetzte der herrſchende Sinn, welcher ſchon ſehr verderbt war, der Kunſt enge Gränzen. Er war nur noch für Anmuth und zierliche Feinheit empfänglich. Bey einem Volke, wo das Gefühl und Urtheil der Menge noch nicht ſo erſchlafft iſt, oder wo es überhaupt die Kunſt nicht leitet, kann der dichteri-

sche Geist im gemischten Drama sich ohne Zweifel weit höher schwingen. Im Stoff der neuern griechischen Komödie herrscht nicht weniger Einförmigkeit als in ihrem Ideal. Die sittliche Anmuth des Menander war das höchste, was der damalige Sinn noch zu fassen fähig war. Aber dieser Dichter liebte die Philosophie, und bildete eine Ausnahme; seine Zeitgenossen selbst zogen ihm ja andre Dichter vor, in welchen sie ihre eigne erschlaffte Sinnlichkeit und Weichlichkeit der Sitten im fein gebildeten Ausdruck und einschmeichelnden Gewande wiederfanden.

Die Natur dieser Mischung der Tragödie und der Komödie zu untersuchen, sie mit den Gesetzen der Schönheit und der Kunst zu vergleichen, und die Frage zu entscheiden, ob die Reinheit des Tragischen und des Komischen eine Bedingung ihrer Vollkommenheit ist oder nicht; das ist eine Aufgabe, die auch rein nach der Theorie betrachtet und erörtert werden könnte. Für das Gebiet der classischen Dichtkunst aber hat die Kunstgeschichte der Alten hier schon entschieden, indem alle großen, höchsten und eigenthümlichsten Erscheinungen und Hervorbringungen der Poesie in die Epoche der Trennung beyder Gattungen fallen; die Periode der Mischung aber nur einen schwachen, matten Nachhall der alten Dichtergröße im Komischen wie im Tragischen bildet.

III.

Ueber die alte Elegie, und einige erotische Bruchstücke derselben; und über das bukolische Idyll. 1798.

Viele Gattungen der alten Poesie sind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo sie sich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geist hat sich nach den Naturgesetzen der Metempsychose, welche auch im Reiche der Kunst gilt, in andre Gestalten verlohren, oder er ist der Erde zum Olymp entflohen, wie einst die himmlischen Gespielen des goldnen Weltalters vor der hereinbrechenden eisernen Zeit. Andern Gebilden der Kunst wards mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entsproßte dem Stamm, der schon verdorrt schien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächst dem Epos hat sich diese Metamorphose der sich selbst verjüngenden Poesie nirgends schöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildsamkeit dieser vielgestalteten Dichtart, daß sie seit ihrem Entstehen fast nie aufgehört hat zu blühen, und daß sie auch noch, nachdem so viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren,

den Geist der feinsten und edelsten Bildung athmete, und das Schönste und Reizendste, was das Leben und die Kunst dieses Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Meister und ersten Künstler andrer Dichtarten huldigten ihr nicht selten, und eine Geschichte der griechischen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poesie nicht nennen dürfen.

Ja so allgemein ist ihr Charakter, so weltbürgerlich ihre Gesinnung, daß sie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verschmähte, die härtere Sprache der großen Roma zu reden, ja sogar aus dem südlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieser Kunstart den Griechen näher gekommen zu seyn, und sind ihren Vorbildern hier wenigstens treuer geblieben als in vielen andern Werken. Unter den Deutschen der jetzigen Zeit hat man das Metrum derselben nachgebildet, und ein eben so großer und liebenswürdiger Dichter, hat zu seinen frühern schönen Lorbern auch den Namen eines Wiederherstellers der alten Elegie gesellt.

Sie ist nun nicht mehr bloß eine schöne Antiquität; sie ist auch hier einheimisch, und lebt unter uns. Wer mag es also noch wohl mißbilligen, wenn jemand glaubte, keine noch so mannichfaltige und neue Entwicklung sey der Elegie versagt, und sich in Vermuthungen über die verschiedenen Metamorphosen und Bestimmungen verlöhre, welche ihr auch die Zukunft wohl bereitet? Wenn aber gleich Ahndungen der Art die Kunstgeschichte umschweben dürfen und müssen, so ist es doch sichrer, sich vorzüglich an diese selbst zu halten, und nur die Gestalt eines jeden Kunst-

gebildes gleichsam vor unsern Augen werden und wachsen zu sehen. Auch ist es hier dem Gegenstande selbst gemäß; denn die Elegie umfaßt die Gegenwart, aber sie blickt vorzüglich gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunstgeschichte ähnelt bey dieser Dichtart der Stimmung des Künstlers selbst. Man möchte sagen, es sey etwas Elegisches, bey den Bruchstücken der alten Poesie mit stiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechselnden Geschlechter der Poesie mit heiterm Ernst zu betrachten, wie sie entstehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabey fühlt oder denkt, zu sagen, sie zu uns und uns zu ihr zu versetzen.

Es ist wohlthätig, nach der großen Aussicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poesie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beschränken, sich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geschichte einzugehen, bald nur zu genießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen, besonders wenn die Art selbst so mannichfaltig und umfassend ist, wie diese.

Da die Natur der elegischen Dichtart so ganz historisch ist, und ihr Wesen nur in dem Stufengange der Kunstgeschichte künstlerisch richtig aufgefaßt werden kann, so scheint es beynah überflüßig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geschichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch scheint das Wesen der Elegie in klagende Empfindsamkeit zu setzen,

welche in dem weiten und mannichfachen Gebiet der alten nur eine sehr kleine Stelle annimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine schöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verstand man unter dem Nahmen der Elegie oft vorzugsweise Klaggesänge, besonders über verstorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht selbst die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgesänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, sinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur sittlicher und über die sittlichen Verhältnisse natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Die Muse der spätern Elegie aber, welche die sonst das Ältere gern vorziehenden Griechen am höchsten schätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, ist die befriedigte Sehnsucht, die glückliche Liebe. Sie ist ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenschaft; nachläßig hingegeben und in weiches Gefühl aufgelöst, wie sie ist, liebt sie erotische Tändeleyen und verirrt auch wohl in ganz sinnliche Schilderungen.

Die Bruchstücke dieses letzten Zeitalters, in welchem die elegische Kunst nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, verdienen zunächst eine vorzügliche Aufmerksamkeit, weil sie der vollständiger erhaltenen und uns bekanntern römischen Elegie näher liegen, und doch von diesem Standpunkte aus, die Aussicht auf die ältere griechische Elegie nicht mehr so ganz entfernt ist. Auch sind die Bruchstücke glücklicherweise von der Art, daß sie viel Stoff

und Veranlaſſung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der alten Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwege auszuweichen und zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn erotiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das wunderſchöne Bruchſtück des Hermeſianax.

Wir bemerken zuerſt ein Bruchſtück des Phanokles von der Liebe des Orpheus zum Kalais. Das Werk, zu welchem dieſes Fragment gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythiſche Elegie von den berühmten Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotiſche Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieſer zärtlich begeiſterten Freundſchaft und Liebe auf das männliche Geſchlecht und ſchöne Jünglinge, wie ſie ſich auch in den Liedern des Anakreon in den Oden des Horaz, ja ſelbſt in den Dialogen des Plato und andrer Sokratiker findet, und ſelbſt in die Mythologie der Alten verwebt war, wie in der Sage vom Apollo und dem ſchönen Jüngling Hyakinthos, muß man nicht immer gleich zum Argen deuten, da bey reineren Sitten oft nur eine untadliche, Platoniſch begeiſterte Freundſchaft zwiſchen Männern darunter verſtanden und gemeynt iſt, und es oft auch nur Poeſie und zur Gewohnheit gewordne, übliche dichteriſche Redeform war, ohne daß ein ſtrafbares Verhältniß wirklich und im Ernſt vorhanden geweſen wäre. Dieſes darf man bey manchen Anſpielungen in den Werken der Alten nicht überſehen, um ihre Mythologie und Kunſt ungetrübt durch dieſe Stö-

rung aufzufaſſen; wo indeſſen die ſchreckliche Verirrung und Unnatur des ſinnlichen Triebes ſichtbar, als eine wirkliche hervortritt, da fällt freylich jeder andre Eindruck und jede mildernde poetiſche Erklärung weg.

Oder wie einſt, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmals ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.
Sondern im Geiſte geheim, ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er ſchaute nur an Kalais blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,
Weil er im Thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe,
Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
In die Thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
Beyde zuſammen genetzt ſchwommen von blaulicher Flut.
An die heilige Lesbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
Da ſich der Leyer Getön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
Männer das hell vordem tönende orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
Felſen, des Phorkys ſogar grauſe Gewäſſer beſiegt.
Seitdem waltet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:
Zeichnete jeder die Gattinn, damit ſie, die ſchwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grauſenden Mords.

Also zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erschlagnen, die Weiber Bußen für jene Gräul, welchen an ihm sie verübt *).

Die schöne Einfachheit, welche dieses Bruchstück unterscheidet, scheint ihm Ansprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben. Indessen kann die Zeit, wenn Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit bestimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, so würde ihm doch schon der in dem Bruchstücke vom Orpheus sichtbare Hang, alte Sitten sinnreich durch alte seiner Absicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeschmiegte Sagen zu erklären, seine Stelle in der Periode der elegischen Kunst anweisen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des schönen Alterthums waren, und wo die erotische Poesie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenschaft des Dichters selbst, durch eine gebildete Darstellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Ansicht verwandelte, und die Gestalten der Vorwelt mit dem Geist der reizendsten Liebesdichtung neu beseelte.

Über das Bruchstück des Hermesianar. Die griechische Poesie hat einen entschiedenen und ursprünglichen Hang die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verschmelzen. Auch wenn sie, um sich zu vervielfältigen, sich in bestimmte Arten theilt, und nur auf einen Zweig ihrer vollständigen Bestimmung beschränkt, weiß sie durch Abschweifungen, die doch immer wieder auf

*) Übersetzt von Aug. Wilh. Schlegel.

den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Ganze der Natur und mythischen Dichterwelt zu offenbaren. Sie spielt wenigstens in Bildern, Beziehungen, Gleichnissen und Beyspielen in die angränzenden Gebiete hinüber, und erhebt sich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Gesetz ihrer einmal angenommenen Eigenthümlichkeit im mindesten untreu zu werden, weil sie sich das Fremdartigste zu verähnlichen weiß, und alles umzubilden und sich anzueignen strebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beschreibungen und Gleichnisse aus der lebendigsten Gegenwart der Natur; und so liebt die leidenschaftliche Elegie mythische Beyspiele auszuwählen, und in schöne Kränze zu flechten. Sie spart die Blumen nicht und liebt auch hier den geschwätzigen Überfluß, wie die weiche Empfindung selbst, deren schöner Ausdruck sie seyn will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es sich noch so sorglos im Lustwandeln zu verirren scheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Episode genannt werden.

Auf diesem Wege hatte sich auch die klagende und tröstende Elegie des Antimachos über den Tod seiner Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet; und nach einigen Bruchstücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf seine geliebte Nanno sehr viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weise führt Hermesianax in diesem merkwürdigen elegischen Bruchstücke, seiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung seiner Elegien in drey Büchern benannt ward, das Beyspiel der größten Dichter und Denker in der einfachsten Ordnung an, in-

dem er das Schönste und Eigenthümlichste von dem, was die Poesie oder die Geschichte über die berühmtesten Leidenschaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutsam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geist und Dichtung die gedrängt ist, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das schöne Bruchstück dem Liebhaber der Poesie und des Schönen durch seine unbeschreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geschichte durch die Menge von geschichtlichen Anspielungen und Andeutungen ist, so merkwürdig ist es denen, welche die Kunst üben, die schriftlichen Denkmahle und Bruchstücke des classischen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch seine Verdorbenheit; daher auch die größten Philologen wie Ruhnkenius, und andre nach ihm, sich große Mühe gegeben haben, die rechten Lesarten wieder herzustellen, die zweifelhaften aber durch eine bessere Auslegung der oft räthselvollen Anspielungen geschichtlich zu deuten und verständlich zu machen.

So reich und beziehungsvoll ist diese zierliche Rhapsodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem schnellsten Sinn bey vertrauter Bekanntschaft mit dem behandelten Stoff schwer, ja unmöglich fallen dürfte, gleich beym ersten Eindruck alle Feinheiten des Künstlers wahrzunehmen. Seiner Absicht gemäß, die unwiderstehliche Macht der zärtlichen Sehnsucht durch große und schöne Beyspiele zu offenbaren, umfaßt er gleichsam alle Zeitalter der Bildung und der Geschichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Mysterien, den dichtenden Priestern der grauen Vorzeit, bis zu seinem Freunde und Zeitgenossen, dem

also schon damahls hochgeehrten, und von Propertius und Ovidius so oft gefeyerten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterstadt des Hermesianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geistvollsten und ausschweifendsten Virtuosen des üppigsten Zeitalters und der gesetzlosesten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegorische Priestersagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entstanden, oder ausgeschmückt waren, wie die Weiberfeindschaft des Euripides durch eifersüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon zur Sappho, vielleicht der neuern Komödie ihr Daseyn verdankt, die auch als erste oder zweyte Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten ist; endlich die Werke der Dichter selbst, wie bey Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinsamen Vaterlandes und der gleichen Kunstart näher waren und auch in seiner Behandlung nebst dem Philetas mit besondrer Liebe und noch genauerer Unterscheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben scheinen könnten. So auch bey Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Versen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; so auch beym Philoxenos, der selbst in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der sein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Liebe der Galathea gewonnen hatte, ein Gedicht von der damahls schon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausschweifenden dithyrambischen Gattung abfaßte, welches den alten satyrischen Dramen nachstreben mochte, worin er mit

Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück, den Dionyſios als Kyklopen, die geliebte Flötenſpielerin als Galathea und ſich ſelbſt als Odyſſeus darſtellte. Überhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freylich nicht ſo durch die Gefühle der Ehre und die Bilder himmliſcher Reinheit, in das Gebiet des Geiſtigen geſteigert war, wie die romantiſche, habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bey gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gefühl verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der alles nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bey den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch bewunderte Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſiren, und auch das verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt; und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie Theano, die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeitalters in allen geſelligen Künſten, und Lais, welche in dem ſeiner Hetären wegen berühmten Korinth in den Künſten der Verführung die berühmteſte war, in gewiſſem Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; ſo weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinſten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beyſpiel beym Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beym Homeros und Heſiodos, wo ihn Sage und Ge-

ſchichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er ſich, da der Ruhm dieſer Dichter zu glänzend war, um in dieſer Auswahl der berühmteſten Nahmen fehlen zu dürfen, mit einer abſichtlich offenbaren Erdichtung. Es iſt in dieſer ganzen Dichtung und reichen Blumenleſe erotiſcher Züge und Anſpielungen aus dem ganzen mythiſchen und geſchichtlichen Alterthum eine eigne Ironie und Anmuth bey dem zarten erotiſchen Sinn.

Der wunderbare und eigenthümliche Zauber, der aus dieſem Gemiſch von Liebe und Witz, von ſchmachtender Hingegebenheit und geſelliger geiſtreichen Feinheit hervorgeht, muß freylich für die zum Theil verlohren gehn, welche aus Unkunde der alten Geſchichte, bey der Betrachtung und dem Genuß dieſes Bruchſtücks das entbehren müſſen, was die frühere Bekanntſchaft mit dem Stoff und die Vergleichung deſſelben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt.

Bedeutender und gefälliger Schmuck iſt ein weſentliches Bedürfniß und eine ſchöne Zierde der menſchlichen Natur und der menſchlichen Kunſt. Auch die Poeſie liebt ihn mit angebohrner Neigung. Der wahre Dichter iſt unbeſchränkt frey; aber ſelbſt ſeine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunſtwerk wird ſelbſt das, was nur ein Schmuck und hinzugefügte Zierde ſcheint, ſo innigſt vom Geiſt des Ganzen beſeelt ſeyn, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter, der eigenſten Eigenthümlichkeit des Werks und ſeiner Gattung entſpricht. Was man im Gegenſatz dieſer grammatiſchen und metriſchen die poetiſche Ausbildung der Poeſie nennen könnte, die ſich

in Beyspielen, episodischen Beschreibungen, Bildern und Gleichnissen entfaltet und kund giebt, darf eben so wohl auch an sich gewürdigt werden. Die Bedeutsamkeit, gesetzliche Freyheit in Verhältniß zu seinem Ganzen, eine gewisse Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgestaltung, durch die, was uns schon bekannt war, nun wieder neu erscheint, sind Eigenschaften, die jedes Gleichniß, Beyspiel oder Bild besitzen muß, ohne Rücksicht auf das Einzelne und die besondre Art. Aus diesem Gesichtspunkte hat das Bruchstück des Hermesianax noch außer seiner elegischen Vortrefflichkeit eine gleichsam eigenthümliche und selbstständigere; denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetischen Mahlerey dürfte diese Reihe kleiner Kunstwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beschreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektonischer Festigkeit wie für die Ewigkeit dastehn; wenn in der pindarischen Poesie oft eine hohe Gestalt von einfachen und allgemeinen Zügen sanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu schweben scheint: so möchte man diese Bilder des Hermesianax an sorgloser Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geschnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

Das Bad der Pallas von Kallimachos. Dieses in der Sprache und auch durch eine gewisse Vorliebe für gymnastische Bilder zum dorischen Styl sich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Fest von der Gattung bestimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgestellt ward, bloß wie zum Spiel, wenn gleich nicht ohne Bedeutsamkeit und andeutende Beziehung auf ihre Geheimnisse;

welche Feste der Natur nur eines Geschlechts, Alters oder Standes angemessen, und im Vergleich mit den großen Volksversammlungen und Kampfspielen, wo jeder freye Hellene seine Kraft und Geschicklichkeit versuchen und beweisen durfte und sollte, sehr eng umschränkt waren; so eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit bestand. Wenn an dem Feste selbst, dem Sinne blühender Jungfrauen von edelstem Geschlecht einer dorischen Stadt von altem Glanz alles so entsprach, wie in diesem elegischen Festgesange des sinnreichen und gelehrten Kallimachos, so war es in seiner Art wohl schön, und entsprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken und eigenthümliche Sage grade dieses Orts und dieser Veranlassung verschönernd in Erinnerung zu bringen und in lebendigem Andenken zu erhalten.

Wenn schon die Richtung des Ganzen an bestimmte Personen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters diesen elegischen Hymnus, der von allen epischen des Kallimachos von Grund aus und sehr weit verschieden ist, der lyrischen Gattung, auch nach allgemeineren, noch nicht durch die Strenge der scheidenden Kunst bestimmten Begriffen von derselben, aneignet; so könnte eine Geschichte, welche ein so seltsames Gemisch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Absicht enthält, für die Elegie, welche so gern mit streitenden Empfindungen spielt, und Widersprüche verkettet, ein sehr angemessener und glücklicher Stoff scheinen. In jedem Fall wäre die Voraussetzung, die Beschaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poesie der Natur des Ganzen so genau und tief entspricht, könne

bey einem so absichtsvollen Künstler zufällig seyn und von keiner Bedeutung, durchaus geschichtswidrig.

Vergleiche man diese Elegie des Kallimachos mit dem Bruchstücke des Hermesianax, so kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob diese Sonderbarkeit des Kunsturtheils der Alten eben so natürlich und nothwendig war, wie das verschiedene Vorziehen der Ilias und der Odyssee bey den Alten und bey den Neuern, müssen wir nur kurz erinnern; daß dieser elegische Hymnus des Kallimachos wie seine elegischen Epigramme doch nur eine Nebenart und Ausnahme in seiner gesammten Poesie bildete, und daß wir nur aus seinen erotischen Elegien würden beurtheilen können, warum er für den besten in dieser Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überströmende Philetas leidenschaftlicher, antithetischer, ja sogar gefeilter seyn, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermesianax nie erreicht haben wird.

Über das Idyll, und die bukolischen Dichter der Alten.

Nachdem die großen Formen der alten Poesie aufgehört hatten, zeigte sich die neue zierliche Kunst gelehrter Dichter in mancherley geistreichen Versuchen neu ersonnener oder neu gewendeter Dichtungsarten, unter denen das Idyll noch früher blühte oder doch gleich früh mit der spätern Elegie der Hellenen, von welcher wir einige der merkwürdigsten und berühmtesten Überbleibsel erwähnt haben.

Idyllen sind in der ursprünglichsten Bedeutung, was wir vermischte Gedichte, Darstellungen nach dem Leben nennen würden; der Nahme Bildchen ist unbestimmt und allgemein genug für solchen Inhalt, und erinnert zugleich an die Form und das Maaß derselben. Jede Sammlung solcher kleineren dichterischen Erzeugniße wird mehr oder minder zur lyrischen Gattung gehören, welche die erzählende, dialogische und selbst die lehrende Form in einem gewissen Grade annehmen darf, ohne darum ihr Wesen zu verlieren. Denn die Einheit einer solchen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten, sondern in ihrem durch verwandte Sinnesart und Seelenrichtung geknüpften nur darin beruhendem Zusammenhange, im Ganzen der geschilderten Lebensweise und Natur, oder des geselligen Kreises, denen sie angehören, im Dichter selbst und in dem Eigenthümlichen seiner Ansicht; und diese innere Gefühls-Einheit ist ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengesetzt, und eben das unterscheidende Merkmahl der lyrischen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen aber in der Darstellung ist die Liebe und die eigne Gestalt, die sie in jedem annimmt. Daher der ursprünglich erotische Geist des Idylls, und da dieses nicht bloß Selbstbetrachtungen oder freundschaftlich dialogische Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyrischen Gattung, sondern kleine liebliche Darstellungen, so ist ihm die ländliche Natur und ländliche Dichtung müßiger Hirten ganz angemessen und beynah wesentlich; so daß sogar Helden und Götter, die sie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinsel nun auch einen bukolischen Anstrich bekommen.

Der älteste unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beste Dichter der idyllischen Gattung war Bion. Von ihm ist das unvergleichliche Bruchstück aus der Liebesgeschichte des Achilles und der Deidamia; dieses mag allein hinreichend scheinen, jenen Vorzug zu rechtfertigen. Das Liebesgespräch dürfte gleichfalls von ihm seyn; es steht mit seiner naiven Anmuth in der schönsten Mitte zwischen der unverschönerten und oft widrigen Naturwahrheit, die man beym Theokritos findet, und der flachen Idealität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt sich in dem gemessen wechselnden Dialog mit anmuthiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Überbleibsel, die glaubwürdig mit Bions Namen auf uns gekommen sind, athmen eine süße Innigkeit, sind überaus lieblich und liebevoll. Derselbe Geist lebte allem Anschein nach in seinen andern Gedichten, die nun verloren sind. Sie gehören zu denen, die mit den Gesängen der Sappho auf Anstiften der Geistlichen zu Constantinopel wegen ihres allzu erotischen Inhalts vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, ist der berühmteste seiner Gattung geworden. Er gefällt sich am meisten in kräftiger Darstellung üppiger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er suchte weit mehr das Lokale, wobey ihn Sophrons Mimen begünstigten, deren Nachahmung für seine Manier entscheidend gewesen seyn mag.

Wegen der gerühmten Einfalt, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unschuldigen Natur liegt, welche er darstellt, und nicht in der Art, wie er darstellt, könnte es bey dem er-

sten unreifen Nachdenken scheinen, Theokritos sey der ältere, hie und da noch harte und herbe Künstler seiner Gattung. Forscht man weiter, so sieht man wohl, wie das allgemeine Gesetz der natürlichen Kunstentwickelung für die künstliche Bildung der gelehrten Epoche hellenischer Poesie hier noch eine nähere Bestimmung erleidet und wir wundern uns nicht mehr den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu sehn, da ja auch in der Elegie dieses Zeitalters Hermesianax, dessen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als Kallimachos, dem freylich die oft bis zum Aberglauben geglaubte Entscheidung der Kritiker, den classischen Gipfel seiner Gattung zusprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedicht auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moschos steht, in zwey Handschriften aber und von der Eudocia dem Theokritos beygelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt gelesen worden. Der Scholiast meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen sey Moschos sein Name gewesen, Theokritos „der Gottgewählte" aber sein Beyname. So dürfte also wohl der bukolische Moschos mit dem Theokritos Eine Person, und er von diesem nur durch ein Mißverständniß abgesondert worden seyn, welchem die Existenz eines andern nicht sehr viel spätern Moschos nachhalf, der nach Suidas, wo die Verwechslung schon Statt findet, ein Schüler des Aristarchos war, und also doch nicht Zeitgenosse des Philetas und Verfasser des Gedichts auf Bion seyn konnte. In den Lebensumständen spricht nichts dagegen, und es begreift sich, warum auch Moschos

ein Syrakuſer war. Auch in den dem Moſchos beygelegten Gedichten und Bruchſtücken iſt nichts, was die eingebildete Verſchiedenheit des Charakters begründen könnte; man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wiſſen, daß er ſich in manchen andern Arten verſucht hat, und das Gedicht, die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt ſchon ziemlich fern von ſeiner gewöhnlichen bukoliſchen Darſtellungsart. Der kleine Gegenſtand iſt darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechſelverhältniß der verſchiednen Stämme bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitre ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von ſelbſt zu Vermuthungen der Art geführt, bey einer Sammlung von Werkchen und Bruchſtücken, in die offenbar ſo viel fremdartiges eingefloſſen iſt, wie in die bukoliſche.

Warum ich der Meynung beyſtimme, welche die drey in ihr befindliche Bruchſtücke aus der Sage des Herkules dem Piſandros zuſpricht, habe ich in der Geſchichte der epiſchen Poeſie in dem Abſchnitt von dem mittleren Epos angegeben. Ich wage es bey der gegenwärtigen Gelegenheit den Kennern der Kunſtgeſchichte noch einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dafür halte, von keinem der Bukoliker ſeyn; es iſt augenſcheinlich ein Bruchſtück aus Metamorphoſen irgend eines gelehrten Dichters dieſer Zeit. Ein Bruchſtück wie dieſes, zuſammengenommen mit der allgemeinen Thatſache, daß Ovidius Metamorphoſen alexandriniſcher Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Bakchantinnen, Bruch-

ſtück eines epiſchen Gedichts ſeyn. In dem unzuſammenhängenden Geſang an Hieron iſt der 76te — 100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, ſo ſchön man es nur irgend aus dieſer Zeit erwarten darf, weit über Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die Αἴτης und Παιδικα überſchrieben ſind; doch geben mir dieſe zu keiner ſo beſtimmten Vermuthung Raum, wie die Europa.

Da die Sammlung ſo beſchaffen iſt, darf es nicht überflüßig und muß ſehr erlaubt ſcheinen, manche Stücke derſelben von neuem zu prüfen, ob ſie auch dem Theokritos angehören, und ob ſich nicht eines oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobey der erotiſche Geiſt des letzten und der mimiſche des erſteren, die feſten Punkte ſind, welche die Unterſuchung leiten müſſen.

IV.

Ueber die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern.

Die Art, wie die Weiblichkeit in den griechischen Dichtern behandelt wird, giebt viel Licht über den sittlichen Zustand der griechischen Frauen. Aus dem Bilde kann man das Urbild kennen und beurtheilen lernen. Eine Reihe der ausgezeichnetsten weiblichen Charaktere, aus den größten Dichtern, der Zeitfolge nach entworfen, wird uns ein Gemählde des griechischen Ideals der Schönheit im weiblichen Charakter geben, wie es sich allmählig bildete, vollendete, und wieder ausgeartet ist. Wem indessen einfache Natur und bescheidne Schönheit nicht genügen, der wird weder die Charaktere, noch die poetische Darstellung derselben sehr anziehend finden. Beyde sind nur einfach, wahr und naturgemäß.

Schon im heroischen Zeitalter, von dessen Sitten uns die homerischen Gedichte ein so reichhaltiges, und beynahe vollständiges Gemählde geben, war das weibliche Geschlecht in einer weniger günstigen Lage, als das männliche, im Ganzen ungebildet und unterdrückt. Die Kräfte des Mannes hatten einen ungleich größern Spielraum, zu wirken und sich zu entwickeln. Auf Abentheuern und

in fast unaufhörlichen Fehden begriffen, zwang ihn die Noth, in sich selbst Hülfe zu suchen, und so erlangte er Kühnheit, schnelle Erfindungskraft, Selbstständigkeit und Zuversicht. Die ältesten, tapfersten und reichsten Männer einer kleinen Völkerschaft berathschlagten gemeinschaftlich über ihre Angelegenheiten. Eine neue Gelegenheit den Verstand und das sittliche Gefühl zu entwickeln! An geheiligten Festen wurde durch Musik und Poesie das Herz des Mannes gebildet, Helden- und Götter-Sagen erfüllten seine Einbildungskraft mit großen Bildern, die oft die großen Gedanken alter Weisheit umhüllten. Gemeinschaftliche Freude war der Keim, aus dem sich die Blume schöner Geselligkeit bald entfalten sollte. Den Frauen fehlten alle diese Veranlassungen zur Bildung; selbst vom Umgange und der Geselligkeit mehr entfernt, waren sie auf das häusliche Leben beschränkt. Unterdrückung und Geringschätzung brachten das weibliche Geschlecht dahin, zu entarten, und diese Mißhandlung vielleicht endlich zu verdienen. Wenn die weibliche Seele nicht durch einen höhern Geist edel erhoben wird, so sinkt sie leicht in Erniedrigung. Daher erklärt sich so mancher auffallende Zug im Homer und besonders im Hesiodus, der uns vermuthen läßt, daß Geringschätzung des weiblichen Geschlechts und Mißtrauen gegen dasselbe schon in diesem Zeitalter beynahe allgemeine Denkart war; denn in der hesiodischen Periode des epischen Zeitalters war die Lebensordnung und Sittenverfassung der alten heroischen Zeit schon völlig entartet. Die homerischen Helden scheinen von keiner andern Vollkommenheit eines Weibes zu wissen, als Jugend, Reitze, Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, und Verständigkeit;

denn so kann man vielleicht am besten einen sehr unbestimmten Ausdruck des Dichters übersetzen, mit welchem er aber mehr Abwesenheit großer Thorheiten und Laster, als eigentliche Sittlichkeit und höhere Eigenschaften des Gemüths zu bezeichnen scheint. Er ist so reich an Ausdrücken für männliche Größe, und männliche Tugenden; wie äußerst selten aber redet er so von seinen Heldinnen? Am besten kann man sich von der Überlegenheit des männlichen Geschlechts über das weibliche schon in diesem Zeitalter überzeugen, durch die Vergleichung der Liebe und der Freundschaft desselben. Man vergleiche nur alles, was Homer von jener dargestellt hat, mit der Freundschaft des Achilles und Patroklus! Es ist dieses auch nicht etwa bloß eine Eigenthümlichkeit des Dichters, sondern es ist Charakter des ganzen Zeitalters. Allerdings finden sich einzelne schöne Züge vom Gegentheil, im Ganzen aber ist die Frauen-Liebe der homerischen Helden nichts als eigennützige Sinnlichkeit und daneben Geringschätzung; sie reden von ihren Geliebten nicht selten wie von Sklavinnen, und wie von einer Waare. Nur übertreibe man diese Vorstellung nicht, und vergesse nicht, daß dieß nicht bloß die herrschende Denkart in einem noch rohen Zustande menschlicher Entwicklung, sondern daß es auch die der Sittenverderbtheit ist! Der Geist der weiblichen Liebe war im Ganzen in diesem Zeitalter noch nicht zum Edlen und Schönen entfaltet. Die heroische Freundschaft hingegen ist die schönste Vermählung männlicher und kriegerischer Größe und zarten Gefühls. Sie ist die edelste Frucht dieses Zeitalters, und so sehr Charakter desselben, daß schon aus dem Dunkel der ältesten Sagen, die Helden

uns Paarweise entgegen strahlen, Kastor und Pollux, Herkules und Jolaus, Theseus und Pirithous. Alle hervorstechenden Helden der Iliade sind von einem tapfern Genossen freundlich begleitet. Daß solche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig sind, liegt schon in der Natur der Sache; wie edel und zart sie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemählde hinterlassen in der Freundschaft des Achilles und Patroklus.

Die homerische Poesie ist nicht sowohl eine ideale Schönheit, als ein getreues Abbild der Natur; so wie diese selbst in der Wirklichkeit damahls, so ist auch der Dichter, als wahrhafter Wiederschein seiner damahligen Welt und ganzen Umgebung, der Schönheit in männlichen Charaktern ungleich näher, als in weiblichen. In diesen finden sich nicht selten beleidigende Züge von Rohheit und Gemeinheit, besonders an seinen Göttinnen. Es erinnert an unedle Sitten, und dünkt uns gemein nach unsern Begriffen, wie Pallas die Aphrodite im Zank schlägt, ihr die Hände zusammen hält, und Köcher und Pfeile ums Gesicht wirft, sie bitter verhöhnend. Es ist aber auch wieder rührend und anmuthig, wie die weinende Schöne schüchtern zum ehrwürdigen Vater flüchtet, ihr Leiden klagend; und dieser sie lächelnd tröstet, ihr sagt, daß nicht Krieg und Streit, sondern die Werke der Liebe ihr Amt seyen. Es ist nicht lobenswerth, und beleidigt das sittliche Gefühl, wenn Here ihren Gemahl, der auf dem Ida sitzend den kämpfenden Trojanern Glück und Sieg sendet, durch heuchlerische Liebkosungen absichtlich in ihre Arme lockt, und dann schlau den Augenblick seiner Schwäche nutzt, um den Trojanern den Sieg zu entreißen. Bey

solchen Zügen und Scenen, welche Göttinnen zugeschrieben und in die Götterwelt verlegt sind, könnte man wohl leicht durch die symbolische Bedeutung das wegnehmen oder mildern, was sonst dem feineren Sinn rauh auffält; aber es findet sich ähnliches auch in der Menschenwelt und dem Sittengemählde der heroischen Frauen. Der unverhohlene Eigennutz der Penelope, die ihren Liebhabern durch allerley Künste Geschenke abzulocken weiß, erscheint fast nur als eine kindliche Schalkheit, durch die Unbefangenheit, mit der sie sich noch ihrer Klugheit rühmt. Um so mehr sieht man daraus, wie die allgemeine Sitte, und wie fern vom Ideal diese ganze Heldennatur noch war.

Es finden sich aber auch sehr schöne weibliche Charakterschilderungen und Züge in diesem Gemählde der Heldenzeit. In der That, Homers Heldinnen sind selten edel, doch wenn sie es sind, so sind sie dann um so mehr hinreißend. Eben weil ihr Wesen so ganz beschränkt und ihr Charakter sich selbst überlassen war, so ist der kleinste zarte oder schöne Zug, den wir hier finden, gewiß aus reiner Weiblichkeit entsprungen, und nicht von fremder Bildung entlehnt. Ihre Tugend ist freye Natur, ihre Einfalt ist vollkommen, und bezaubernd diese ungezwungene Anmuth der Seelen. Hier ist keine durch Bildung zerstörte Weiblichkeit! Die ungewisse Hoffnung vollkommner Charakter-Schönheit durch eine ideale Seelen- und Sittenbildung hatte die Menschen noch nicht von dem Wege der Natur abgeführt. Einige haben in der Sittenschilderung Homers bemerken wollen, er stelle die Trojaner feiner, gebildeter und liebenswürdiger dar, als die Griechen. Und wohl fühlt man sich geneigt, dieß zu glauben bey dem Ab-

schiede der Andromache, welche alle Wonne und Rührung treuer Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit in einem lebendigen Gemählde vereinigt. Hektor geht in den gefahrvollen Kampf, und nimmt Abschied von seiner Gemahlinn, und von seinem kleinen Sohne. Wie reizend und wie bedeutend ist die Schilderung des Kleinen! und wie bezeichnet der besondere Zug so natürlich den Charakter des Knaben! Er fürchtet sich vor dem Helmbusch des Vaters, und flieht schüchtern in den Schoos seiner Amme. Der Vater entwaffnet sich, nimmt ihn, spielt mit ihm und küßt ihn. Hier werden beyder Herzen des Helden selbst, wie seiner edlen Gemahlinn getroffen und begegnen sich; alle zärtlichen und rührenden Gefühle werden rege in unaussprechlich schöner Mischung, und ergießen sich in ein wehmüthiges Lächeln liebevoller Thränen. Es war dem Hektor bestimmt, von der Hand des Achilles zu fallen, und die Klagen der Andromache, die Klagen der Mutter Hekuba bey seinem Tode sind so wahr und kraftvoll, wie die Ausbrüche der Leidenschaft beym Homer überhaupt. Aber in der Wahrheit und Kraft leidenschaftlicher Darstellungen sind ihm vielleicht andre Dichter gleich. Weit mehr ihm allein eigen ist die Zartheit, mit der er oft die feinsten Eigenthümlichkeiten der Weiblichkeit ergriffen, den leisesten Laut der Natur verstanden, oder errathen hat, und die Schonung, mit der er das Verstandne andeutet. Der weibliche Charakter wird so oft nicht verstanden, eben weil es die schöne Natur des Weibes ist, seine Seele zu verhüllen, wie seine Reize; selbst die offenste weibliche Hingebung ist noch scheu und zart. Aus diesem Hange und dem Unbewußtseyn der Unschuld entspringt eben jene

ſittliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, welche in der Nauſikaa durch den Zuſatz von Verſtändigkeit und Güte zur Schönheit der Seele erhoben iſt. Der irrende Odiſſeus iſt von dem ſtürmiſchen Meere erſchöpft und hülflos, an eine fremde Inſel ausgeworfen. Er bereitet ſich für die rauhe Nacht ein armſeliges Lager im Walde, und ſo verläßt ihn der Dichter. Dieſe Inſel bewohnte ein glückliches, gaſtfreyes Volk, Freunde und Lieblinge der Götter, die in Spielen und Feſten ihr Daſeyn leicht und fröhlich verſcherzen. Die Tochter des Königs, Nauſikaa iſt nach den Sitten der Einfalt in der Zeit der Altvordern, gerade mit ihren Jungfrauen zu einer großen Wäſche ans Ufer des Meeres gefahren, wie ſie ihrem Vater ſagte, für ihre zwölf Brüder, die täglich zu Tanze gingen; wie uns aber der Dichter verräth, dachte ſie an die Zeit, die ihr vielleicht nahe war, und an eine ſchöne reinliche Ausſteuer. Sie iſt am Ufer mit ihren Mädchen im fröhlichen Spiel beſchäftigt; ihr Geräuſch weckt den Odyſſeus, er nähert ſich ihnen, ihre Geſpielinnen fliehen bey ſeinem Anblick ſchüchtern zurück, ſie allein bleibt mit unbefangner Zuverſicht. Er fleht ſie um Hülfe an, und erſcheint ihr wohlgefallend; ſie räth und hilft ihm, wie ſie kann. In allem, was Nauſikaa ſagt, und in ihrem ganzen Benehmen iſt die ſchönſte Miſchung von Offenheit und Furchtſamkeit, von ſich entwickelndem Verlangen und von zartem Gefühl. Ohne an ſich zu denken, und um ſich zu wiſſen, ohne die geringſte Abſicht, handelt ſie nach dem reinen Eindrucke auf ein unſchuldiges Herz.

Homer iſt überhaupt ſehr reich und abwechſelnd an Charakteren; der Geiſt und die ganze Art ſeiner weib-

lichen Charaktere ist im Allgemeinen schon durch das vorhergehende hinlänglich bestimmt. In jedem einzelnen Charakter wird er näher bestimmt, durch die Stelle, welchen dieser im Gedichte und in dem Ganzen desselben einnimmt; und wenn man einzelne Charaktere aus einem Gedichte heraushebt, darf man nicht vergessen, daß der Dichter die Erfordernisse dieser einem jeden zugetheilten Stelle befriedigen muß, daß er viele Angaben und Umrisse der Sage nicht ändern darf, und daß er also nicht ganz frey ist, den Charakter zu dichten, wie er will. Hier kann der Dichter vorzüglich seine überlegne Kraft zeigen, wenn er auch in diesen Gränzen frey zu seyn weiß, und mit dem, was die Nothwendigkeit erfordert, noch die sittliche Schönheit vereinigt. Der Charakter der Helena war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine äußerst schwierige Aufgabe, welche durch die Kunst und den glücklichen Sinn des Dichters vollkommen befriedigend aufgelöst ist. Die Heldin des Gedichts lief Gefahr, verächtlich zu werden, und dadurch die Theilnahme zu verliehren; sie entläuft mit dem Paris ihrem Manne und ihrem Vaterlande. Der Dichter konnte dieß nicht verstecken; er hat es nicht beschönigt, und auch nicht verschleyert, und dennoch beleidigt sie nie unser Gefühl. Sie ist ganz, wie sie seyn muß, um unsre Theilnahme erregen zu können; unglücklich, denn das Herz der Armen ist getheilt; sie kann von den alten Freunden nicht lassen, und hängt doch an den neuen; welche auch fallen, es fallen die Ihrigen. Ihre Schwäche und tiefe Reue ist mit so wunderbarer Schonung behandelt, daß sie nicht nur nicht verächtlich dadurch wird, sondern gerade dadurch unsre ganze Theilnahme und Rührung er-

regt. Wie schön wird ihre Klage und ihr Bedauern erregt, durch Rückerinnerung an das Vaterland, bey dem Anblick des gesammten griechischen Heeres! Die trojanischen Greise schauen eben dorthin, sitzend auf Troja's Mauern, unter ihnen Priamus. Er ruft die liebe Tochter Helena zu sich, und fragt nach dem Nahmen, Geschlecht, Charakter und den Thaten dieses und jenes Helden. Noch zuvor, wie Helena unter sie tritt, erregt ihre Schönheit das Erstaunen der ehrlichen Greise. Troja habe unendlich viel erlitten, meinen sie, und daran sey Helena Schuld; aber sie sey auch schön, wie eine Göttin, es verlohne sich ihr Besitz des großen Kampfes. In diesem Zuge liegt eine Spur von der beynahe gränzenlosen Bewunderung und Verehrung weiblicher Schönheit, welche den Heldenvölkern der alten Zeit so natürlich und gleichsam eingebohren ist, und überall in das Sagenhafte hinüberschreitet.

Man erinnert sich hiebey an die Nymphe Kalypso, und die Zauberin Circe, die den Odysseus auf seiner wundervollen Fahrt aufhalten, und an ihre Liebe fesseln. Es scheint nicht ohne Bedeutung, daß beyde übermenschliche Wesen sind, um zu bezeichnen, daß die Macht weiblicher Reize, und die Bande weiblicher Liebe stärker als alle irdische Gewalt und Einwirkung und von durchaus wunderbarer und magischer Art sind, wie es sich an diesen mährchenhaftem Wesen zeigt. Noch schöner aber und sinnvoll für das Gefühl des Menschlichen erscheint es dagegen, daß Odysseus in den Armen der Göttin Kalypso nicht zufrieden, und nicht glücklich ist, und sich nach seiner sterblichen Genossinn, Penelope, sehnt. Alle ihre Freuden und ihre Unsterblichkeit bleiben ihm fremd; am Felsenufer

ſitzend, ſchaut er weinend und klagend über das unermeßliche Meer nach ſeiner geliebten Heimath. Dieſe geliebte Heimath und die treue Penelope geben allen Schickſalen und Wundern des Odyſſeus erſt einen umgränzenden Hintergrund, gleichſam einen heimathlichen Boden, worauf ſie ruhen. Sie geben dem Gedichte Beſtandheit und Zuſammenhang. Der friedliche und häusliche Genuß des ruhigen Lebens am eignen Heerd, und die reizenden Wunder und anziehendſten Gefahren des umherirrenden Helden leihen ſich gegenſeitig die ſchönſten Reize. Die Sehnſucht des herrlichen Dulders wird endlich befriedigt; er kehrt zu dem Beſitz ſeines Hauſes und ſeiner Penelope zurück. Der Charakter derſelben beſteht nur aus wenigen einfachen Zügen beharrlicher Treue, häuslicher Vorſorge, und weiblicher Klugheit; man darf die verſtändige Ehefrau nicht trennen von der häuslichen Welt, in der ſie lebt, ſo wie dieſe nicht von dem ganzen Gedichte und Gemählde altväterlicher Heldenſitten.

Die lyriſche Dichtkunſt der Griechen, welche erſt nach der epiſchen zur Blüthe gelangte, war die Äußerung feſtlicher Freude, oft auch die Götterſprache einer ſchönen Liebe. Selbſt der erhabene Pindarus beſingt die Anmuth holder Frauen, im zarten Gefühl des Schönen, mit der ihm eignen Weichheit und freundlichen Hoheit. Doch bilden dieſen einzelnen Zug lyriſcher Anmuth und Schönheit keine vollſtändigen Charakterſchilderungen.

So wie Homer ganz Natur iſt, ſo iſt die attiſche Tragödie ganz ideal und geht durchaus auf die ſittliche Schönheit. Wir können vorzüglich aus ihr das griechiſche Ideal der Schönheit in weiblichen Charakteren kennen ler-

nen. Wir dürfen aber dabey den wichtigen Unterschied der Charakter-Schönheit und der Charakter-Güte nicht vergessen. Nur im zweyten Styl der Tragödie sind beyde in Harmonie, das höchste und vollkommene Schöne des Charakters kann nicht ohne sittliche Güte Statt finden. In dem ersten und dritten Styl aber finden wir zwischen beyden nicht selten den schneidendsten Widerspruch.

Die weiblichen Charaktere im Aeschylus *sind* wie seine Werke überhaupt, hart aber groß. Außer einigen nur wenig angedeuteten Charakteren, ist nur ein ganz durchgeführter auf uns gekommen, nähmlich der der Klytemnästra; er ist schrecklich und schauderhaft. In dem Trauerspiele Agamemnon ermordet sie ihren von Troja siegreich rückkehrenden Gemahl, am Tage seiner Rückkehr. Ihre Beweggründe sind Rache für die vom Vater geopferte Tochter Iphigenia, Eifersucht über die Kassandra, Furcht wegen ihrer heimlichen Verbindung mit dem Aegisthus, und Herrschsucht. Die überlegne Kraft, mit welcher sie ihr Verbrechen nicht nur ausführt, sondern auch erträgt, machen sie zu einer großen heroischen Verbrecherin. Zwar ist das Weib in ihr vertilgt; nachdem sie den Gemahl mit freundlicher Würde heuchlerisch empfangen und in das Netz gelockt hat, zückt sie selbst das Schwerdt. Ruhig und kühn offenbart sie ihre That, wie sie ist, ohne sie zu verschlepern. Aber sie ist wenigstens menschlich geblieben; sie triumphirt nicht, wie der feigherzige elende Aegisthus. In dem darauf folgenden Stücke derselben tragischen Trilogie kehrt der verstoßne Sohn Orestes, der von frühster Kindheit an verbannt war, weil sie seine Rache fürchtete, auf das Geheiß des Apollo in das väter-

liche Haus heimlich und unbekannt zurück, und ermordet sie und ihren neuen Gemahl Aegisthus. Auch in dieser Tragödie hat der Dichter ihre schreckliche Größe mit mächtiger Hand dargestellt. Die stärkste Stelle des Stücks ist das erschütternde Flehen der knienden Mutter vor dem rasenden Sohne, der schon das Schwerdt schwingt, um seinen Vater zu rächen. Vom Apollo gesandt, an dem Grabe des Ermordeten von Unwillen und Rachlust entflammt und überwältigt, stürzt er sinnlos in die schreckliche That. Umsonst ist das mütterliche Flehen! Aber kaum ist es vollbracht, so erscheinen ihm auch die Eumeniden, immer näher und schrecklicher dringen sie auf ihn, und fassen endlich ihren Raub.

Die übrigen weiblichen Charaktere des Aeschylus sind nicht so vollständig ausgeführt, es sind nur einzelne große Umrisse, wie die erhabene Weissagung der sterbenden Kassandra, die königliche Würde der Atossa, die weibliche Heftigkeit des Chors in den Sieben Helden und andere. Vielleicht sind wir mit den weiblichen Charakteren dieses Dichters nicht glücklich gewesen; es ist möglich, daß die Zeit uns das Beste geraubt hat. Die Niobe des Aeschylus ist verlohren. War sie vielleicht ein Gegenstück zum Prometheus? Wie jener, hat sie nach der Sage, im Bewußtseyn ihrer Kraft den Göttern getrotzt. Der Dichter wird also in ihr ein Bild erhabnen Übermuthes entworfen haben, der Überlegenheit menschlicher Kraft über das Schicksal im höchsten Schmerz; und hatte hier wohl Veranlassung einen großen Charakter zu schildern.

Die Größe ist der Anfang der Schönheit; wenn die Natur in ihrem Gange nicht gestört wird, so geht aus

harter Erhabenheit Vollendung hervor. Nach dem Aeschylus läßt sich Sophokles gleichsam erwarten. In ihm hat die griechische Dichtkunst das äußerste Ziel ihrer Kräfte erreicht. In ihm finden wir daher auch das höchste Schöne des weiblichen Charakters, und zwar nicht blos des tragischen, sondern selbst in ganz allgemeinem Sinne. Wenn einige seiner weiblichen Charaktere, wie Jokaste, Dejanira nicht so sehr hervortreten, so sind sie dennoch nicht minder nach demselben Ideal gedacht und entworfen. Aber das Schöne ist in den Tragödien des Sophokles über das Ganze der Handlung und aller Personen gleichmäßig verbreitet; kein einzelner Theil ist schöner als er im gegenseitigen Verhältniß zu den andern seyn darf; mit erhabener Leichtigkeit dient jeder dem Gesetz des Ganzen, und ist doch für sich bestehend, frey. In dieser Vertheilung des Schönen, in der Harmonie des Ganzen ist Sophokles durchaus vollkommen. Zum Beyspiele kann der Charakter der Dejanira dienen, welcher auf das Schönste durchs Ganze bestimmt ist. Die kleinste Änderung selbst willkührlich scheinender Züge würde unsre Rührung schwächen, oder die Schönheit stören. Grade daß der Dichter ihr nicht mehr gab, als verständige Gutmüthigkeit, Treue und ein redliches Herz, macht für diese Lage die stärkste Wirkung. Ihr rührendes Mitleid mit der Jole, welches bald schrecklich auf sie selbst zurückkehren soll, und ihr Tod, welcher den tiefsten Schmerz mit der höchsten Wonne vereinigt, gehört zu dem, was nur dem Sophokles eigenthümlich ist, und sich in diesem Maaße von sittlicher Schönheit unter allen alten Dichtern nur bey ihm findet. Der Charakter der Elektra ist eine hinreißende Mischung von leidenschaftlicher jugendlicher Er-

zürnung, tiefem verhaltnen Unwillen über ihr eignes und des Vaters erlittenes Unrecht, von ernster Größe und zärtlicher Empfindsamkeit. Wie tief dringen ihre hohen Klagen in das Herz! Man versuche es nur, den kleinsten Zug anders zu denken, ohne das Ganze zu zerstören. Die höchste Anmuth weiblicher Unschuld und Sanftheit hat der Dichter in der Ismene erreicht; sie dient ihrer Schwester Antigone wie zum Gegensatz. Ismene leidet im Stillen bey dem Unglück ihres Hauses, bey der Beschimpfung eines unglücklichen erschlagenen Bruders. Antigone handelt, sie will nur das reine Gute; und vollbringt es ohne Anstrengung; mit Leichtigkeit geht sie selbst in den Tod. Alle Kräfte sind in ihr vollendet und unter sich Eins; ihr Charakter ist der einer Heldin von göttergleicher Güte; und wenn das Göttliche dem Menschen sichtbar wird, so erscheint die höchste Schönheit.

Das dichterische Ideal des weiblichen Charakters hat bey den Griechen im Sophokles seine Vollkommenheit erreicht. Nicht lange erhielt sich die griechische Bildung auf dieser Höhe; die Sitten und die Kunst verlohren Ebenmaaß und Ruhe, und mit diesen die strenge Tugend im Leben und das höchste Schöne im Styl der Kunst. Der Übergang von der Vollkommenheit zur äußersten Zügellosigkeit, zu der üppigsten Schwelgerey der Seele, geschah nicht allmählig und stufenweise, sondern mit einemmale und plötzlich. Es war ein Sprung, nach welchem kaum noch eine Rückkehr zu der strengen Harmonie der großen Zeit möglich war. Den Charakter dieser Periode kann man am besten im Alcibiades kennen lernen. Sein Charakter ist gewissermassen der Charakter seiner Zeit; so wie er selbst

der Abgott und das Ideal seiner Zeit war. Und für alle Zeiten kann er als ein Ideal eines sittlichen Schwelgers gelten; er vereinigte mit der Zügellosigkeit so viel Güte und Kraft, als möglich ist; er verlieh dem Laster verführerische Reize, ja er wußte ihm durch seine großen Eigenschaften Bewunderung zu erregen. An Bildung und Kraft fehlte es seinen Zeitgenossen noch nicht; im Gegentheil blühten alle Kräfte des Menschen in der üppigsten Fülle; nur das rechte Maaß und die geordnete Ruhe, Harmonie und Gesetz fehlten. Mit den öffentlichen Sitten und der öffentlichen Meinung änderte sich auch der allgemeine Sinn in der Kunst. Dieser beherrschte bey den Athenern die Poesie so sehr, daß sie immer den Sitten folgen mußte, und nicht leicht der einzelne Künstler sich über seine Zeit erheben konnte. Das Ideal des öffentlichen Geschmacks und der Dichtkunst wurde ein künstlerischer Überfluß, und dies ist der Charakter des Euripides, des dritten großen Tragödiendichters der Griechen, von dem wir noch Werke besitzen. Unter einer ganz verschiedenen Außenseite, finden wir dennoch das Wesentliche aus dem Charakter des Alcibiades und dieser ganzen Zeit, auch durch den eigenthümlichen Kunstgeist und sittlichen Styl seiner Werke bestätigt. In seinem Ideal, in seinem Dichtergeiste und seiner Kunst ist alles übrige im größten Überflusse vorhanden; nur Übereinstimmung, Gesetzmäßigkeit fehlt. Mit Kraft und Leichtigkeit weiß er uns zu rühren und zu spannen, bis ins Mark der Seele zu dringen, und durch den reichsten Wechsel zu reizen. Die Leidenschaft, ihr Steigen und Fallen, besonders ihre heftigen Ausbrüche stellt er unübertrefflich dar. Charakter enthält er weniger

als Leidenschaft, nur in leidenschaftlichen Charakteren gefällt er sich; wie in dem der Medea, welche aus Eifersucht und Rache ihre eigenen Kinder ermordet, oder einer Phaedra, welche eine rasende Liebe zu ihrem Stiefsohn faßt, und nach der unglücklichen Entdeckung durch eine unvorsichtige Vertraute, sich selbst umbringt, und durch einen zurückgelassenen Brief, voll falscher Beschuldigungen, ihrem Geliebten den Tod zuzieht. Selbst Edelmuth und Größe ist bey dem Euripides nicht beharrliche Natur, wie beym Sophokles, sondern heftiger Ausbruch einer Leidenschaft, plötzliche Begeisterung. So stürzt sich Evadne, trunken von dem sie ergreifenden Gefühl, mit dem Schmucke einer Siegerin, in den Scheiterhaufen ihres Gemahls. So geht Alceſtis für ihren Gemahl in den Tod, freudig und mit Einfalt; mit jugendlichem Widerstreben trennt sie sich von dem schönen Leben, dessen letzten Hauch sie schon an der Schwelle des Todes noch mit Liebe einathmet. Auch die Hingebung und Standhaftigkeit der Polyxena, welche von den Griechen am Grabe des Achilles geopfert wurde, ist mehr Leidenschaft als Charakter. Aber nicht selten verdirbt er selbst solche schöne Stellen. Denn so wie seinem Ideale, so fehlt es auch seinem bildenden Geiste und der Darstellung selbst an Harmonie und Gesetzmäßigkeit. Er weiß sich selbst als Künstler nicht zu zügeln und zu beherrschen, vergißt sich oft in der Ausführung eines einzelnen Theiles, eines Lieblingsstoffes so sehr, daß er darüber das Ganze völlig aus den Augen verliert. Er läßt zum Beyspiel seine Personen gern philosophiren, und thut es zu oft; denn nicht selten hört man aus ihnen nur den philosophischen Dichter reden. Er liebt lange, glänzen-

de Reden; sie sind immer schön, aber er verschwendet sie oft am unrechten Orte. Zum Beyspiel, Makaria, welche sich freywillig für ihre Geschwister dem Tode hingiebt, kann gar nicht aufhören zu reden, und Abschied zu nehmen. Am meisten verführt ihn seine Neigung, so viel Leidenschaft als nur möglich in sein Werk zu bringen, bis zu Unwahrscheinlichkeiten. So ist es widersprechend, daß Kreusa, deren zärtliche Betrübniß und Sehnsucht nach dem verlohrnen Sohn, so edel dargestellt ist, den Sohn, der ihr als Stiefsohn aufgedrungen wird, gleich ermorden will. Dieser grausame Entschluß ist nicht hinlänglich begründet und herbeygeführt; auch geht der Dichter leicht und flüchtig darüber hin, um den Widerspruch zu verhüllen. Die schönen einzelnen Stellen, die er da glänzend ausführen wollte, die Verzweiflung der Kreusa über das Mislingen dieser Absicht, und die freudige Überraschung bey der Entdeckung, daß Jon ihr rechter Sohn sey, verführten den Dichter zu diesem Widerspruch und haben ihn mehrentheils über das Ziel fortgerissen. Sophokles verlieh seinen Charakteren so viel Schönheit, als das Gesetz des Ganzen und die Bedingungen der Kunst erlaubten; Euripides legt in seine Personen so viel Leidenschaft als möglich, gleichviel ob diese edel oder unedel ist, oft ohne Rücksicht auf das Ganze und die Forderungen der Kunst. Am vortreflichsten ist er, wenn er in seinem Stoffe die Schönheit des Charakters schon gegeben findet, oder wenn er gezwungen ist, schön zu seyn, um zu rühren. So ist in der Iphigenia in Aulis die Leidenschaft edel, und die Rührung schön; weil mit der Liebenswürdigkeit der leidenden Unschuld das Mitleiden steigt. Eine

beleidigte Göttin forderte von dem Heerführer der Griechen, Agamemnon, seine Tochter zum Opfer, und nur unter dieser Bedingung ward der griechischen Flotte der günstige Wind verheißen, auf welchen sie schon so lange umsonst gehofft hatten. Agamemnon läßt Mutter und Tochter ins Lager kommen, unter dem Vorwande, die letztere mit dem Achilles zu vermählen. Bey dem Wiedersehen des Vaters ergießt sich ihr reines und zärtliches Herz in die liebenswürdigsten Liebkosungen, die den unterrichteten Zuschauer, zusammengenommen mit der Beklommenheit des Vaters, schon ganz mit Wehmuth erfüllen. Sein Herz ist geöffnet, damit ihr heißes Flehen um ihre Jugend und um das schöne Leben es ganz durchdringen könne. Da sie endlich einsieht, daß ein Versuch zu ihrer Rettung nur ihren großmüthigen Freund Achilles mit in ihr Verderben ziehen würde, entschließt sie sich zu leiden, edel und frey für ihr Vaterland zu sterben. So löset sich Mitleiden in Bewunderung, Rührung in Schönheit auf. Es ist ein edler Zug und tief gedacht, daß gerade die Gegenwart des Achilles, dem sie gewogen scheint, und die Hülfe, die er ihr auf seine Gefahr bietet, die ganze Kraft ihrer Seele rege macht und hervorruft. Aber Schönheit des Charakters gehört beym Euripides unter die Ausnahmen; sein eigentliches Gebiet und Wesen ist die Leidenschaft, deren Tiefen er ganz kannte. Wie wahr und wirksam ist nicht die Unentschlossenheit der Medea, ihr Hin- und Her-Wanken zwischen dem Entschluß, ihre Kinder zu ermorden, bis zur Ausführung! Der plötzliche Übergang der Hermione von der heftigsten Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin, welche sie mit ihrem Kinde ermorden will, zur tiefsten

Beschämung und Reue, in welcher sie kaum vom Selbstmorde abgehalten werden kann! Es kann kein reicheres und erschütternderes Gemählde des weiblichen Schmerzens geben, als die Trojanerinnen. Die Klagen der Königin und ihrer Frauen über den Fall des einst blühenden Troja; die Klagen der alten Mutter über alle die erschlagenen Helden, ihre Söhne; die prophetische Raserey der Kassandra, der Schmerz der Andromache, der ihr kleiner Sohn genommen und getödtet wird; die Klagen der Großmutter über die Leiche des Kindes; und dann das Ende, die Wegführung in Sclaverey und Schande, die emporsteigenden Flammen von Troja, und das allgemeine Wehklagen! Es bildet das alles ein herrliches Ganzes in diesem elegischen Trauerspiel. Aber in demselben Stücke ist der Streit der Hekuba mit der Helena äußerst unedel. Dies sind solche Zank-Scenen fast allemahl beym Euripides, und doch liebt er sie sehr, als Anlaß zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, worin er sich vor allem gefällt, und zu langen kunstvollen Reden. Es giebt Stellen der Art, welche alle Langmuth des aufmerkenden Kunstsinnes erschöpfen; besonders trifft die Hekuba immer das Schicksal, gemein zu seyn. Aber eigentlich sind doch selbst diese Stellen nach demselben Ideal entworfen, wie die schönsten; der Dichter scheint nur sich selbst ungleich zu seyn, er ist es nicht. Zur Charakter-Schönheit hat er sich nie erhoben, in der Leidenschaft ist er aber immer unübertreflich.

Noch ein besondrer Charakterzug des Euripides darf hier nicht übergangen werden, über den man sehr viel gesagt hat, nur das nicht, warum er eigentlich merkwürdig ist.

Euripides ist ein Weiberfeind, und nimmt, wo er kann, Gelegenheit, gegen das weibliche Geschlecht auf die härteste Weise zu deklamiren. Er gab dadurch seinem gewaltigen Feinde, dem großen Komödiendichter Aristophanes, Gelegenheit zu den bittersten Spöttereyen. Aber beynahe möchte man sagen, die Werke des Aristophanes enthalten selbst die Rechtfertigung des Euripides. Sehr viele Gründe lassen uns im voraus vermuthen, das allgemeine Verderben des Zeitalters habe sich bey dem weiblichen Geschlechte vorzüglich frühe und heftig geäußert. Aber dieses Maaß von weiblicher Zügellosigkeit und Sittenverderbniß, wie es uns Aristophanes darstellt, überrascht uns doch und übersteigt allen Glauben. Zwar ist die Natur in seinen Darstellungen nach dem Bedürfnisse der Komödie verändert, ins Komische idealisirt, also mit Übertreibung und Caricatur ins Schlimmere ausgemahlt. Aber dennoch ist die Komödie des Aristophanes in allen Einzelnheiten ein Spiegel des öffentlichen Lebens und insofern wie ein Gemählde nach der Natur zu betrachten. Wenn gleich die persönlichen Anspielungen und Nachbildungen darin zur Parodie umgestaltet und das Ganze, nur als ein Spiel der kühnsten Fantasie angeordnet ist, oder vielmehr scheinbar ungeordnet überströmt aus der Fülle des dichterischen Witzes; die Darstellung enthält dennoch unzählige Züge, die aus der Wirklichkeit entlehnt sind, und ist in vielen Stücken ein Denkmahl für die Sittengeschichte der damahligen Zeit. Vollständig durchgeführte weibliche Charaktere fanden in der alten Komödie nicht Statt, und finden sich nicht in ihm; aber die Sitten der Weiber, die er aufführt, so manche einzelne Züge, Geist und Farbe des Ganzen

geben ein nur zu vollständiges Gemählde weiblicher Sittenlosigkeit. Denn wenigstens die einzelnen Züge zu diesem hat der Dichter aus der Wirklichkeit entlehnt, wovon sie auch das unverkennbare Gepräge an sich tragen; wenn auch die komisch erfundenen Begebenheiten selbst, welche jenem Sittengemählde zur dichterischen Einfassung dienen, und denen schwerlich etwas in der Wirklichkeit entsprechen konnte, auf die Rechnung des Dichters kommen, als ein muthwilliges Spiel seiner Fantasie. Der bloße Inhalt einiger Stücke kann schon errathen lassen, was unsere Sprache kaum genauer ausführen dürfte. In einem derselben rotten sich alle Weiber einer Stadt zusammen, unzufrieden über den schon lange geführten Krieg, verschwören sich zu der strengsten Enthaltsamkeit, und zwingen durch die standhafte Befolgung ihres Beschlusses die Männer, Frieden zu schließen. In der weiblichen Volksversammlung bemächtigen sich die Weiber, als Männer verkleidet, durch List, des Marktplatzes und der Regierung, beschließen die Herrschaft der Weiber und Gehorsam der Männer, Freyheit und Gleichheit auch in der Liebe, Gemeinschaft der Güter und der Männer. Durch ein andres Gesetz erhalten die Häßlichkeit und Alter gleiche Rechte auf die Liebe und den Besitz der Männer, als Schönheit und Jugend; und hier wie dort gewinnt der poetische Muthwille des Dichters den freyesten Spielraum, dem er sich auch in reichlichem Maaße überlassen hat.

Die neuere attische Komödie, so wie wir sie in den römischen Nachbildungen des Plautus und Terentius noch kennen und haben, ist ein treues Bild des häuslichen Lebens der spätern Zeit von Athen, und stellt uns dieses

noch anſchaulicher dar, als die alte Komödie das öffentliche. Sie gibt uns ein deutliches und ziemlich vollſtändiges Bild von der häuslichen Lage des weiblichen Geſchlechtes im Ganzen; enthält aber faſt gar keine vollendete Ausführung eines weiblichen Charakters von einiger Bedeutung, führt überall nur ſehr wenige weiblichen Perſonen auf, am wenigſten verheirathete Bürgerinnen, oder Töchter freyer Bürger. Die handelnden und redenden weibliche Perſonen ſind faſt allein aus der Klaſſe der von den Alten im Staat geſetzlich geduldeten Hetären und Concubinen oder öffentlichen Mädchen, welche zu Athen oft mehr Bildung beſaßen, als die Frauen von höherem, bürgerlichen Stande, die ganz auf die häuslichen Pflichten beſchränkt waren. Daher die komiſchen Dichter den Charakter der Hetären auch keineswegs immer ganz verwerflich oder ſittenlos darſtellen, ſondern im Ganzen weit beſſer als es nach ihrem Stande, ſo wie wir dieſen beurtheilen, zu erwarten wäre. Oft ſchildern ſie ſolche Charaktere auch mit liebenswürdigen Eigenſchaften vereint, und der edleren Empfindungen fähig, und die Darſtellung ſelbſt iſt mehrentheils edel gehalten und bleibt in den Gränzen des Anſtändigen.

Obgleich überhaupt nicht ſelten in der poetiſchen Anmuth der neuern Komödie, auch eine ſittliche Liebenswürdigkeit und Anmuth des Charakters ſichtbar wird, und obgleich Geiſt, feines Gefühl und eine wohlwollende Stimmung des Gemüths, faſt allen dieſen Charaktern eigen iſt, und nur ſelten die Gränzen dieſes Ideals durch etwas Beleidigendes überſchritten werden; ſo herrſcht dennoch eine große Einförmigkeit in dieſen Charakteren, beſonders in den weiblichen, welche überraſcht, und eine Erklärung verlangt.

Da die Erziehung und die Lebensart der Mädchen jener Klasse so ganz ähnlich war, so ist es zwar ganz natürlich, daß sich diese Ähnlichkeit auch auf ihren Charakter und auf dessen Darstellungen in der Kunst erstreckte. Dieselbe Einförmigkeit aber findet sich in einem geringeren Maaße auch in allen Charakteren der neueren attischen Komödie wieder und wohl mag es auf den ersten Anblick befremden, daß in einem Zeitalter, wo die Geschichte uns noch die glänzendsten Beyspiele männlicher und weiblicher Tugend darbietet, die Kunst unsrer Erwartung, diese unter einer andern Hülle in ihr wieder zu finden, so schlecht entspricht. Allein, wie schon oben gesagt worden ist, der öffentliche Geschmack beherrschte das Theater zu Athen ganz; nur nach dem allgemeinherrschenden Ideal bildete der Künstler seine Werke. Wo es noch große männliche oder weibliche Tugend in diesem Zeitalter gab, da war sie eine Ausnahme von dem öffentlichen Charakter; lebte entweder ganz einsam und unbekannt wie in den Schulen der Philosophen, oder wenn sie öffentlich hervortrat, in dem entschiedensten Streite mit der öffentlichen Meinung, mit den Sitten ihrer Zeit, wie es dem Phocion und andern Patrioten erging, die zu spät gekommen waren, um den Verfall des Staats noch abwehren oder aufhalten zu können. Diese Bemerkung gilt auch schon für die vorhergehende Periode, für das Zeitalter des Alcibiades; wo die Philosophie wenigstens höher stand, und einen strengeren Styl behauptete, als wir ihn im Leben oder in der Kunst gewahr werden.

In Alexandrien sank die Poesie zu einer gelehrten Kunst herunter. Unter der macedonischen Soldatenherr-

ſchaft verſchwand die höhere Sittlichkeit und die erhabene Geſinnung aus dem öffentlichen Leben, und dadurch auch aus der Dichtkunſt. Das Schöne hörte auf, der Zweck der Poeſie zu ſeyn; und der ſittliche Menſch war nicht mehr ihr Gegenſtand. Charakter und Leidenſchaft, deren äußere Geſtalt und Umriſſe oder Andeutung wenigſtens manche Dichtarten gar nicht entbehren können, wurden gerade ſo trocken, ſo künſtlich und ſo gefühllos behandelt, als die todten Stoffe, welche die alexandriniſche Poeſie am liebſten zu ihrem Gegenſtande wählte, um an überwundnen Schwierigkeiten ihre Kunſt ſehen zu laſſen. Die Geſchichte auch dieſes Zeitalters iſt noch nicht ganz leer von Beyſpielen ſittlicher Kraft und Größe, aber das ſittlich Große lag nunmehr ſchon außerhalb dem Gebiete der Poeſie.

V.

Ueber die Diotima. 1795. *)

In dem Platoniſchen Geſpräche, das Gaſtmahl, unterredet ſich Sokrates mit ſeinen Freunden über die Liebe;

*) Dieſe Abhandlung aus der Sittengeſchichte des weiblichen Geſchlechts im griechiſchen Alterthume, enthält manche Züge und Thatſachen, die uns Gelegenheit geben würden, wenn wir nach unſern chriſtlich gereinigten Begriffen urtheilen wollten, uns weit über die Alten zu erheben. Würde man dabey aber nicht auf die Grundſätze und Ideen der neuern Völker, ſondern auf die wirklich beſtehenden Sitten unſerer Zeit ſehen, ſo würde der Vergleich doch bey weitem nicht immer ſo ſehr zu unſerm großen Ruhm und Vortheil ausfallen. Wollen wir aber, da bey ſo ganz verſchiedenen Grundbegriffen eigentlich gar kein Vergleich Statt findet, mit der Zuſammenſtellung in der gleichen Region der verſchiednen heidniſchen Völker des Alterthums ſtehen bleiben; ſo dürfen wir es wohl dankbar erkennen, daß bey unſern germaniſchen Vorfahren das wahre Naturverhältniß und die Würde und Beſtimmung der Frauen, ſo wie das Heiligthum einer edlen Liebe und treuen Ehe, viel tiefer erkannt und aufgefaßt worden, als ſolches in allem künſtleriſchen Glanz der ſchönen Griechenwelt Statt gefunden, von welcher die ungünſtige Lage des weiblichen Geſchlechts, und aller ſeiner Verhältniße, ſo wie der darauf ſich beziehenden Sitten, vielmehr die Schattenſeite bildet. Um jedoch dieſe an ſich richtige Bemerkung von aller einſeitigen Übertreibung und unwahren Beymiſchung rein zu erhalten, darf es auch nicht verkannt werden, daß demungeachtet, zwiſchen der aſiatiſchen Unterdrückung des

und als ihn die Reihe trifft, seine Meynung zu sagen, so erzählt er statt dessen ein Gespräch, welches er mit der Diotima einer Seherinn gehabt. „Sie besaß, heißt es daselbst, in der Seherkunst und in vielen andern Dingen

---

Geschlechts, und eigenthümlicher hellenischer Unsitte und Entartung, doch auch bey den Griechen, und besonders bey den dorischen Völkern, so wie nach der Pythagorischen Lebensweise und nach den Platonischen Grundsätzen, eine hohe Idee von sittlicher Schönheit des weiblichen Charakters sich hervorgethan hat und in ganz eigenthümlicher Gestalt wirklich geworden ist.

Jene Idee des Schönen auch in diesem Verhältniß und in Beziehung auf die weibliche Bildung hervorzuheben und durch alle Einzelnheiten und auffallenden Verschiedenheiten der griechischen Sittengeschichte in diesem Punkte zu verfolgen; das war der Zweck dieser Abhandlung, dem alle jene Einzelnheiten nur zur Unterlage dienen sollen, die hier keineswegs bloß um den Sinn durch ein, von den unsrigen so abweichendes Sittengemählde zu ergötzen, angehäuft sind. Dieses mag leicht von andern mit reicherer Belesenheit weit unterhaltender und gelehrter geschehen. Jene Idee des Schönen in der weiblichen Bildung aber, welche hier durchgehends als das Ziel festgehalten und aufgesucht wird, kann dem kleinen Werke, welches bey seiner ersten Erscheinung bey manchen Freunden des Alterthums eine günstige Aufnahme fand, auch jetzt noch einigen Werth beylegen. Denn nachdem das classische Alterthum in diesen ersten Studien und jugendlichen Versuchen durchaus nach diesem Standpunkte aufgefaßt wurde, der auch für das Ganze derselben immer der wahre und rechte bleiben wird, was war natürlicher und was lag näher, als diese Idee des Schönen in der Kunst und in den Sitten, welche der eigentliche Geist des griechischen Alterthums ist, nun auch auf die weibliche Bildung anzuwenden, und in wiefern dieselbe bey den Alten erreicht worden oder nicht, durch alle verschiedenen Lagen, Stände und Entartungen des weiblichen Geschlechts in Griechenland hindurch, geschichtlich genau zu untersuchen; wozu die Frage, wer die Platonische Diotima gewesen, die erste Veranlassung so wie den letzten Schlußstein darbot.

hohe Weisheit, verschaffte einst den Athenern, als sie zehn Jahre vor der Pest [1]) opferten, Aufschub der Seuche, und lehrte mich die Kunst zu lieben [2])." Im Gespräche selbst nennt sich Sokrates ihren Bewunderer, ihren Schüler [3]). Die reichhaltigen Gedanken über das Verlangen und das Schöne, welche der Platonische Sokrates ihr in den Mund legt, sind eben so umfassend als scharfsinnig, eben so bestimmt als zart. Die sanfte Größe, mit der er sie reden läßt, verräth eine Seele, welche dem hohen Verstande entsprach, und stellt uns ein Bild nicht nur schöner Weiblichkeit, sondern vielmehr vollendeter Menschheit dar. Ihr Gespräch mit dem Weisen ist eines der vortrefflichsten Überbleibsel des Alterthums; was aber den Gegenstand desselben betrifft, so darf es kaum erinnert werden, daß der Platonische Sokrates, wie in einigen andern Gesprächen, so auch hier, unter der Liebe, welche er von ihr gelernt zu haben bekennt, nicht vergängliche Freuden versteht, sondern nichts andres als die reine Güte eines vollendeten Gemüths.

Die vielleicht an sich geringfügige Frage, wer diese Diotima war, welche Plato so hohe Dinge sagen läßt, und wie diese Griechin zu einer Bildung gelangte, welche unsrer gewöhnlichen Meynung von griechischen Frauen so sehr widerspricht; erregt zuerst dadurch die Aufmerksamkeit, daß sie als eine Paradoxie der Geschichte erscheint, welche dem Scharfsinn des Alterthumsforschers zu schaf-

1) Olymp. 65, 1. 2) Sympos. Plat. vol. X. edit. Bip. p. 227.
3) ibid. p. 237, 239.

fen macht. Dann wird sie Veranlassung, die gewöhnlichen Vorurtheile über die griechischen Frauen zu berichtigen, und dadurch über das öffentliche und häusliche Leben der Griechen ein neues Licht zu verbreiten. Was die Untersuchung auf diesem Wege sammelt, wird sich von selbst zu einem Bilde der griechischen Weiblichkeit ordnen, in welchem zwar noch Lücken bleiben, dessen geschichtlicher Zusammenhang jedoch den Freund der Griechen aufs angenehmste überrascht. So wie es oft nicht unmöglich gewesen ist, aus den kleinsten Bruchstücken einer zerstückelten Statue, und bey beträchtlichen Lücken, das Ganze des Bildes wieder herzustellen; so zeigt sich auch hier ein Leitfaden, das Verlohrne zu ergänzen, das Zerstückte wieder zusammenzusetzen, und die Aussicht zu einer nicht ganz unvollständigen Geschichte der griechischen Frauen.

Plato sagt uns von der äußern Lage der Diotima nichts weiter, als daß sie aus Mantinea war [4]); er erwähnt ihrer in keinem seiner noch vorhandnen Gespräche, außer dem genannten. Bey ältern Schriftstellern finde ich keine Spur, und die spätern begnügen sich meistens sie zu nennen. Wir müssen also zu Vermuthungen unsre Zuflucht nehmen. Eine schlüpfrige Bahn, auf der uns die sorgfältigste Prüfung leiten muß! — Die gewöhnliche Meinung ist: daß gesittete Frauen bey den Griechen ohne Bildung, vom Umgange mit Männern ganz ausgeschlossen, ja unterdrückt und verachtet waren, und daß nur die Buhlerinnen höhere Bildung hatten und Umgang mit Män-

4) Sympos. p. 248.

nern genossen. Wer von dieser Meynung voll ist, und Plato's Gespräch nur flüchtig liest, der wird unsre Frage sehr rasch entscheiden, und die Diotima ohne Zweifel für eine Hetäre erklären [5]), weil sie eine sehr ausgezeichnete Geistesbildung haben soll, und mit einem Manne Gespräche wechselt. Eine Erklärung, welcher sich so wichtige Einwürfe entgegen stellen, daß wir sie durchaus verwerfen müssen.

Das griechische Kleinasien war das Vaterland der Hetären, das üppige Korinth ihr reichster Sammelplatz und Athen die hohe Schule, wo sie ihre höchste Bildung und im Umgange mit den ersten Staatsmännern, wie Perikles oder Alcibiades, sogar einen politischen Einfluß erreichten. Nach den heidnischen Sitten und Gebräuchen ward hierin nichts anstößiges gefunden; da selbst die Tempel, wie zu Korinth voll von solchen Hierodulen waren. Die allgemeine Grundlage des alten Götterdienstes war einmal eine Vergötterung des materiellen Lebens; die höheren, geistigen Ideen, welche auch zerstreut darin liegen, bilden nur die einzelne Ausnahme, das geheime, bessere Saatkorn des Göttlichen auf dem wilden Acker der heidnischen Sinnlichkeit. Jener Naturglauben mußte dahin führen, die Wollust als etwas ganz unverfängliches oder gleichgültiges zu betrachten; insofern nur die bürgerlichen Gesetze, welche gegen den Ehebruch sehr strenge waren, nicht dadurch verletzt wurden. Die bürgerlichen Gesetze aber gingen die Hetären und Hierodulen nichts an, weil diese nicht

5) Dieß scheint unter andern in der bekannten Schrift: Über die Weiber, S. 27. zu geschehen.

frey waren, und am Staat keinen Theil hatten. In Jonien vornämlich schien die Natur, der Himmel selbst, zum Genuß einzuladen, zur Weichlichkeit zu verführen; und das Beyspiel benachbarter üppiger Völker, wie der Lydier war kaum nöthig, um den Hang zur Sinnlichkeit noch mehr zu entwickeln. Die jonische Bildung ging mehr auf die Einbildungskraft und den Verstand, vernachlässigte dagegen die Sitten, welche daher schnell entarteten. Die älteste städtische Verfassung der Jonier war frey, aber die Freyheit des Einzelnen war durch keine weise Gesetzgebung in Schranken gehalten und zur Einheit geordnet. Diese Verfassung war frühe, ja eigentlich ursprünglich, oligarchisch; und schon Aristoteles hat bemerkt, daß die Weiber in Oligarchieen sittenlos sind [6]). Sie artete bald in Tyranney aus, und endigte schnell in Sklaverey unter fremden asiatischen Völkern; wo alsdann die ausschweifende Wollust noch um so mehr üppige Pflege und bereitwillige Diener fand. Selbst die Bürgerinnen lebten im griechischen Kleinasien sittenlos, wie das übereinstimmende Urtheil die Lesbierinnen beschuldigt. Natürlich fand sich dann keine größere Strenge bey solchen, in denen der Verlust der bürgerlichen Freyheit vielleicht das Gefühl der sittlichen Freyheit und der innern Würde schwächte, welche durch Abhängigkeit der Verführung preis gegeben waren, oder denen schändlicher Eigennutz die Unschuld noch unmündig raubte. Es darf uns daher nicht befremden, in den reichsten Städten Joniens, und überhaupt in den bevölkerten See- und Handelsstädten des festen grie-

6) Polit. IV., 15.

chischen Landes, eine zahlreiche Zunft von Weibern zu finden, die von dem Erwerbe ihrer Reize lebten und im Staate nicht nur förmlich geduldet wurden, sondern noch unter dem besondern Schutz der Gesetze standen, insofern sie, wie die Hierodulen, mit zu dem Tempeldienst gehörten und gebraucht wurden.

Die griechische Bildung aber, welches nur eine Bildung des Geistes und des Körpers zum Schönen und nach der Idee des Schönen war, mehr auf einen alten Naturbegriff gegründet, als nach dem innern Sittengesetz eingerichtet, erstreckte sich über das ganze Leben in seiner freyesten Entwicklung, und umfaßte alle Seiten der menschlichen Natur; daher das Edle in ihr sich so frey und groß entfalten konnte, während auch das Gemeine und Niedrige noch durch jenen eigenthümlichen Schimmer und künstlerischen Anstrich von sinnlicher Schönheit wenigstens äußerlich veredelt ward. Dieses findet denn auch seine Anwendung auf den Stand der Hetären, wie die Alten uns denselben schildern, nach den einzelnen Sittenzügen und den allgemeinen Urtheilen über denselben, ja es erklärt ihre ganze Ansicht davon. Der Stand selbst erschien wohl auch ihnen, als zum Looſe der Sklavinnen gehörend, als ein nicht geehrter, und erniedrigter; außerdem aber und an sich fanden sie nichts Naturwidriges oder gar die innere, göttliche Stimme des Rechts Beleidigendes darin. Dieß konnte auch um so weniger der Fall seyn, weil der ganze Stand und Zustand der Hetären bey den Alten genau mit ihrem Sklavenwesen zusammenhing; und es doch selbst für eine reinere und streng sittliche Beurtheilung einen großen Unterschied machen würde, ob der

unglückliche Zufall einer unfreyen Geburth, oder die eigne schlechte Wahl zu jener erniedrigten Lebensweise der Hierodulen geführt habe.

Wie alles, was die Natur und das Leben hervorbringt, das Edle und Große, und das Niedrige und Verwerfliche, so war denn auch der Stand der Hetären in dem sinnlichen Alterthum nicht ganz ausgeschlossen von der Bildung des Schönen, obgleich diese in ihrer ganzen Fülle nur ein Eigenthum der Freyen seyn konnte; ja selbst einiger Annäherung zum Edlen, und der bessern sittlichen Eigenschaften wurden sie, wie in den Schilderungen des Menander, nicht ganz unfähig geachtet. Treue Anhänglichkeit und Aufopferung gegen ihre Beschützer, und liebenswürdige Bildung und gesellige Eigenschaften wurden an den Hetären gerühmt, die sinnliche Verbindung aber selbst für etwas ganz Erlaubtes gehalten, wo die Ehe selbst nur bürgerlich, und die innere Bedeutung und Heiligkeit eines solchen Bandes nach dem sinnlichen Naturglauben noch gar nicht erkannt oder verstanden war. Gleich tief unter dem freyen Erguß eines begeisterten Herzens, und gleich weit über gefühllose Nichtswürdigkeit, war das Leben der Hetären einer schönen sinnlichen Kunst zu vergleichen. Diese Lebensweise und Hetären-Kunst empfing ihre erste Ausbildung vielleicht in dem üppigen weichlichen Milet, ihre letzte Vollendung zu Athen. Schon Solon, der gerechteste, weiseste, menschlichste aller griechischen, ja vielleicht aller Gesetzgeber des Alterthums, der was er nicht zu ändern vermochte, statt kraftloser oder verderblicher Verbote, gesetzmäßig zu ordnen versuchte, sicherte zwar die Sitten der Bürgerinnen durch strenge Straf-

geſetze gegen Ehebruch, Verführung und Verkupplung der Freyen; gewährte aber den Hetären Duldung und Schutz. Ja er kaufte zuerſt Mädchen für öffentliche Häuſer, und ſtiftete der Venus Pandemos den erſten Tempel in Attika. „Eine herrliche, eine patriotiſche Erfindung!" ruft der Komiker Philemon [7]) mit ſcherzhaftem Pathos aus. Die gleiche Abſicht, das mindere Uebel zu dulden, um das größere zu verhüten, hat für dieſen Fall wohl auch in andern Geſetzgebungen obgewaltet; und unverkennbar hatte auch Solons Hetärenduldung den Zweck, daß die Ehe deſto ſtrenger und unverletzt erhalten würde. Auf der andern Seite aber müſſen wir ſeine Hetärengeſetze auch in Verbindung ſtellen, mit der im ganzen Alterthum ſo auffallend ſeltnen, milden Schonung, welche der Soloniſchen Geſetzgebung gegen den Stand der Sklaven, der Fremden und Unfreyen überhaupt eigenthümlich war; da das ganze Kapitel von den Hetären nach der Anſicht und Eintheilung der alten Geſetzgeber, mit zu dem Sklaven- und Fremdenweſen gehört. Der menſchenfreundliche Solon gewährte den Unglücklichen, welchen die Geburt die Rechte der Bürgerinnen verſagte, oder ein Zufall ſie entriß, das einzige was in ſeiner Macht ſtand, wenigſtens öffentliche Duldung. Der menſchliche Geiſt des Attiſchen Volks beſtätigte das Geſetz Solons, und gewährte ihnen öffentliche Schonung; und ſo fiel wenigſtens ein Grund der Nichtswürdigkeit weg, indem rettungsloſe Verachtung nicht zur ſittlichen Abſtumpfung führte. Das öf-

7) Athen. Deipnos. ed. Casaub. lib. XIII. p. 569. fin.

sentliche Urtheil zu Athen erkannte das Gute und Schöne unter jeder Gestalt, und ließ keinen menschlichen Zustand als ganz fremd und von der menschlichen Theilnahme ausgeschlossen betrachten. Wie oft und wie leicht konnte, bey der Art der alten Kriege, ein grausamer Zufall Mädchen, die im Bewußtseyn der bürgerlichen Freyheit und in edeln Sitten erzogen waren, in das Schicksal und die Lebensart der Sklavinnen stürzen! Und auch bey diesen war die erste Veranlassung ihrer Lebensart nicht sowohl eigne Schuld, Sinnlichkeit oder Eigennutz, als das Unglück der Geburth.

So wird es begreiflich, wie es eine Eigenthümlichkeit des feinen Menander, des Philosophen der neuen Komödie, seyn konnte, die Hetären fast immer gut und edel darzustellen; so wird es begreiflich, daß wir sie oft in einer dauernden Verbindung mit Männern antreffen, in welcher sich, mit der Anmuth der Geliebten, die ernste Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter vereinigt, und welcher zur Ehe nur die bürgerliche oder priesterliche Weihe fehlte, da die bürgerliche Ehe ein Vorrecht der Freyen blieb. So lebten fast die meisten spätern attischen Philosophen in einer Art von natürlichen Ehe mit Hetären. Wenn gleich nicht alles wahr ist, was nachlässige, stumpfsinnige, oder lügenhafte Sammler nach unbestimmten Geschichten des Tages erzählen, oder Komödiendichtern, welche sagten, was das Volk, das den Philosophen sehr abgeneigt war, gern hörte, nachgeschrieben haben; wenn gleich die Sitten nicht aller Philosophen gleich strenge waren, obwohl ohne Vergleich reiner, als die der übrigen Menge; so bleibt diese Thatsache an und für sich doch im-

mer befremdend. Der Grund dieser Sonderbarkeit aber ist dieser: die Philosophen hatten die größte und gerechteste Abneigung gegen bürgerliche Heirathen. Eine Familienverbindung war von einer politischen unzertrennlich; wer häusliche Geschäfte führte, konnte den öffentlichen nicht entsagen. Und so wurden sie denn durch eine Heirath in den trüben Strudel des öffentlichen, geschäftigen Lebens fortgerissen, wo damahls wenigstens Eigennutz und Sinnlichkeit, Betrügerey und Zwietracht, sich in ewigem kleinlichem Kreise drehten. Um ungestört zu denken, und nach ihren Grundsätzen zu leben, mußten sie sich dem vergifteten Strome der politischen Thätigkeit entreißen; und dies konnte nur auf solche Weise ganz geschehen.

Im Allgemeinen waren zwar die, welche der Rechte der Bürgerinnen entbehrten, auch frey von ihren Pflichten; aber Gesetzlosigkeit war zu Athen nicht auch Sittenlosigkeit, und selbst Sittenlosigkeit kann bey jedem gebildeten Volke noch so viele Bruchstücke des Guten und Schönen retten, daß sie ein der Achtung nicht ganz unähnliches Gefühl einflößt. Römische Laster sind nicht selten noch mit einer Willensstärke, einer selbstständigen Kraft gepaart, welche die ursprünglich große Anlage und Gesinnung verräth, die nur einer bessern Richtung bedurft hätte. Die griechische Bildung zeigt dagegen auch in ihrer Verderbtheit eine Regsamkeit jeder einzelnen, eine Vollständigkeit aller Kräfte des Gemüths, eine Fülle in freyer Einheit, gegen welche die römische Größe nur roh und dürftig am Geiste erscheint.

Die milesische Aspasia war es vorzüglich, welche die

attischen Hetären lehrte, sich durch Geist und Schönheit, Unabhängigkeit, durch die feinste Cultur aber öffentliche Achtung zu erwerben; sie, deren Umgange die größten Männer ihres Zeitalters selbst ihre schönste Bildung verdankten. In dem Menexenus des Plato, nennt Sokrates diese Freundinn des Perikles, „seine Lehrerinn in der Beredsamkeit; sie habe viele andre große Redner gebildet, und auch den vollkommensten, den Perikles 8)." Durch die Aspasia ward diese gesellige Lebensweise ganz zur Kunst des schönen Umgangs ausgebildet; und wie etwa ein Meister der Mahlerey oder Plastik seinen Geist nicht nur in eignen Werken ausdrückt, sondern auch in seinen Schülern fortpflanzt, so ging auch von ihr eine ganz neue Form und Sittenweise des geselligen Lebens zu Athen aus. Wie in den Werken der Poesie oder der Beredsamkeit, wie in der bildenden Kunst und Musik, wie in jedem Theile der sittlichen Bildung und des öffentlichen Lebens, so entspricht auch dieses gesellige Verhältniß in dem Gange seiner Entwicklung dem Charakter und Styl der verschiedenen Zeitalter und Stufen des atheniſchen Staats und des herrschenden öffentlichen Geistes, die wir auch in dem Charakter der berühmtesten Hetären wieder finden und deutlich gewahr werden, so sonderbar dieß auch Anfangs scheinen mag. Aspasia versetzt uns in das würdevolle Zeitalter des großen Perikles; Lais fällt zusammen mit der schwelgerischen Zeit des Alcibiades; Thais aber, und die andern Charaktere, wie sie Menander geschildert hat, tra-

8) Plat. Vol. V., p. 277.

gen ganz das Gepräge jenes Zeitalters der feinsten Geistescultur, die aber schon in das Schwächliche herabgesunken war. Von den Hetären aus dieser letzten Zeit haben wir die vollständigsten Darstellungen im Terenz und Plautus; und die Hetärengespräche Lucians stimmen mit ihnen so sehr überein, daß man wohl annehmen darf, Lucian, oder der Vorgänger, welchem er folgte, hatten Schriftsteller der neuen Komödie vor Augen. Die neue attische Komödie fiel in das Zeitalter des feinen Styls; und nachdem der komischen Dichtkunst die Darstellung des öffentlichen Lebens entrissen war, blieb ihr nur die Darstellung des einzelnen Lebens übrig, an dessen Leidenschaften, und Verwicklungen die Hetären eigentlich mehr Antheil hatten, als die Matronen; nachdem das ganze Eheverhältniß im Alterthum einmahl so ganz irrig gestellt war.

Plato und Xenophon bezeugen es, daß Sokrates mit der Aspasia umgegangen ist; auch wird ihr ein scherzendes Gedicht an den Sokrates, über seine Neigung zum Alcibiades, zugeschrieben 9). Man könnte denken, dieß sey nur eine Ausnahme gewesen; weil Aspasia durch ihre Freundschaft mit dem mächtigen Perikles ein öffentliches Ansehn, ja sogar einen Einfluß in die Staatsgeschäfte erhielt, welcher dem mancher königlichen Geliebten in einigen neuern Monarchieen nicht ganz unähnlich ist. Es findet sich aber noch ein andres Beyspiel, welches diese Auslegung nicht zuläßt. Als man mit Sokrates einmal von der Theodote sprach, „einer schönen Frau, die mit ihrer Gunst freygebig, und deren Schönheit unbeschreiblich

9) Athen. V, p. 219.

sey; die Maler drängten sich herbey, um sie zu zeichnen, deren Auge sie ihren schönen Körper sehen ließ," so besuchte auch er sie mit seinen jungen Freunden, indem er sagte: „das Unbeschreibliche könne man ja aus Beschreibungen nicht kennen lernen 10)." Auch zu unsrer Zeit mögen die Künstler der schönen weiblichen Modelle nicht wohl entbehren; indessen gehört doch die volle Sittenfreyheit des Alterthums dazu, welche aus einem durchaus verschiedenem Grundbegriff von diesem ganzen Verhältnisse und Stande hervorging, um diese Unbefangenheit des weisen und unstreitig auch in seinen Sitten sehr ernsten und strengen Sokrates in diesem Falle nicht unschicklich oder auch nur erklärbar zu finden; ohne daß man ihn desfalls eines besondern Cynismus beschuldigen oder etwa mit dem Diogenes zusammenstellen dürfte, „jenem weisen Hunde," wie ihn ein Alter nennt, „der mit männlichem Sinn sein nacktes Leben ausarbeitete."

So wenig aber von dieser Seite nach den Sitten des Alterthums etwas im Wege stehen würde, da Sokrates ja sogar diese Theodote, eine anerkannte Hetäre, zu sehen nicht für unanständig gehalten hat; so kann man doch der Meynung durchaus nicht beystimmen, daß auch jene vom Plato hochgepriesene Seherinn Diotima eine Hetäre gewesen.

Wäre aber dieß der Fall, so wäre es schon sonderbar, daß der Name der Diotima in keinem von den ziemlich weitläuftigen Hetärenverzeichnissen zu finden ist, und daß Plato von einer Buhlerinn, die so unbedeutend war,

10) Xenoph. Memor. III, p. 618. ed. Leunel.

daß kein Anekdotenſammler, kein Litterator von ihr wußte, ſo viel Weſen macht. Vollends unmöglich konnte ſie aber von der Liebe dann ſo reden, und Plato ſie ſo reden laſſen. Von der Lais, welcher eben jener Diogenes den Preiß der Üppigkeit unter den griechiſchen Hetären zuerkannte [11]), ſagt uns ein Epigramm ausdrücklich, „daß ſie ihre allerverbreitete Gunſt nach dem Gewinn ordnete" [12]). Wenn wir aber auch von dieſem üblen Umſtande hinwegſehen, und uns das ſittliche Verhältniß der Hetären ſo denken, wie es nur immer in den beſſern Ausnahmen am allergünſtigſten geſchildert werden kann; ſo bleibt doch für eine bloß ſinnliche Liebe des Schönen immer nur die unterſte Stufe Diotimens das höchſte Ziel. Die Schönheit der einzelnen Geſtalten nähmlich iſt, nach der Lehre der Seherinn, die unterſte Stufe auf der Leiter zum Ziele der Liebeskunſt, dem unvergänglichen und allgemeingültigen Schönen, in deſſen Genuß das Leben erſt Leben genannt zu werden verdient. Der Strom ihrer Rede ergießt ſich mit der heiligen Begeiſterung, die keine Venus Hetäre gewähren kann, und mit welcher der Gott der Seher und Künſtler allein ſeine liebſten Günſtlinge erfüllt. Auch war ihr Leben, nach dem Zeugniß des Platoniſchen Sokrates, dem Gotte der Harmonie geweiht; ſie war die Prieſterinn des unſterblichen Sehergottes und verkündigte huldreich den Sterblichen, was der göttliche Jüngling ihrer reinen Seele vertraute. Mit dieſem prieſterlichen Amt war keine Hetäre bekleidet, dieſe heilige

11) Schol. ad Aristoph. Plut. v. 179. 12) Anthol. Graec. cur. Jacobs, II, p. 29.

Kunst Apollo's übte keine Sklavinn! Man wird viele Beyspiele finden, daß Geber herumreisende Fremdlinge waren, aber keines, daß sie Sklaven gewesen. Nichts widerspricht den griechischen Sitten so sehr. Die kleinste heilige Handlung war bey den Griechen öffentlich und bürgerlich, und schon ein gottesdienstliches Fest war ein bürgerliches Vorrecht. Die Hetären waren von den eignen Festen der Bürgerinnen ausdrücklich ausgeschlossen. Es wird als eine Sonderbarkeit bemerkt, daß zu Korinth, wo Tausend solcher Mädchen von auserlesener Schönheit den Tempel der Venus schmückten 13), nach einer alten Sitte, wenn der Venus ein großes Fest gefeyert ward, die Hetären Theil an demselben nahmen 14); die aber dennoch von den Bürgerinnen abgesondert gewesen zu seyn scheinen, und außerdem ihre eignen Aphrodisia hatten 15). Überhaupt vergißt man es oft, oder bezweifelt es wohl gar, daß die Hetären fast nie Freye waren. Die Mädchen wenigstens, welche Solon kaufte, oder deren eine bestimmte Anzahl der Göttinn zu weihen, korinthische Bürger nicht selten das Gelübde thaten 16), waren doch nicht frey? Zu Athen verlor jede freye Person, welche um Geld feil war, die Bürgerrechte, und der Kuppler ward am Leben gestraft; auch durch den Ehebruch verloren die Frauen das Recht, an den Festen der Bürgerinnen Theil zu neh-

13) Strab. libr. VIII., p. 580. seqq. ed. Casaub. Amst. 1707. fol. 14) Athen. libr. XIII., p. 573. fin. 15) Athen. ibid. p. 574. 16) Wie jener Xenophon, an dessen der Göttinn gelobte und geweihte Hetären Pindar einen Gesang dichtete, von dem noch ein Bruchstück vorhanden ist. Athen. p. 574.

men; und wir können von dieser Seite der atheniſchen Geſetzgebung keinen Vorwurf machen, daß ſie nicht hinreichend ſtrenge geweſen.

Diotima iſt alſo keine Hetäre. Entweder ſteht ſie unerklärlich und einzeln in der griechiſchen Geſchichte da; oder es gab, gegen die gewöhnliche Meynung, noch außer den Hetären, eine andre Klaſſe von griechiſchen Frauen, in welcher jene Geiſtesbildung möglich war, welche ihr Geſpräch vorausſetzt; und es iſt das Vorurtheil ungegründet, als ob bey den Griechen von dem weiblichen Geſchlecht nur die Hetären eine ausgezeichnetere Geiſtesbildung gehabt hätten.

Da Proklus, ein ſpäter aber nicht unbeleſener Schriftſteller, in ſeinem Commentare zu der Republik des Plato, über deſſen Lehre von der weiblichen Erziehung redet, ſagt er; der Satz, daß die Vollkommenheit und Beſtimmung beyder Geſchlechter nur eine und dieſelbe ſey, habe den Platoniſchen Sokrates bewogen, für beyde Geſchlechter die gleiche Erziehung zu beſtimmen; die Veranlaſſung dazu habe ihm aber die Erfahrung gegeben. Hier beruft er ſich auf das Leben der Pythagoriſchen Frauen, und nennt unter denſelben, neben der Theano und Mycha, auch die Diotima [17]). Aber durch dieſe Erklärung iſt unſre Frage, ſcheint es, nur allgemeiner und verwickelter geworden; denn die Nachrichten vom Pythagoras und ſeinem geheimen Bunde ſind zwar zahlreich, aber eben ſo unſicher als unbeſtimmt. So ſind auch die Nachrichten von

17) Proclus in Polit. Platonis, p. 420., lin. 9. seqq. ed. Basil. 1534. fol.

dieſen Pythagoriſchen Frauen, über welche der attiſche Philochorus geſchrieben hatte, theils ſehr unbeſtimmt, theils haben ſie nur ſpäte Gewährsmänner. Anerkannt aber iſt es, daß unter den Freunden und Nachfolgern des Pythagoras nicht nur Männer, ſondern auch Frauen ſehr berühmt wurden, deren Jamblichus ſiebzehn nennt [18]). Seiner Tochter Damo ſoll Pythagoras ſeine Schriften hinterlaſſen haben. „Der Leidenſchaft, welche ihn an die Theano" — eine Philoſophinn, der man auch Gedichte zuſchrieb [19]) — „feſſelte," erwähnt der Dichter Hermeſianax in der merkwürdigen Elegie [20]), deren hiſtoriſcher Theil jedoch nicht ohne dichteriſche Freyheit oder Nachläſſigkeiten iſt. Einigen dieſer Pythagoriſchen Frauen wurden in ſehr ſpäten Zeiten wiſſenſchaftliche Werke untergeſchoben, aus denen ſich Bruchſtücke beym Stobäus finden. Von andern erzählt man Heldenthaten, die an das Wunderbare gränzen, treffende Antworten, oder philoſophiſche Sittenſprüche. Die Prüfung des Einzelnen geht uns hier nichts an. Das Allgemeine aber, was alle jene Nachrichten übereinſtimmend, entweder ausdrücklich beſtätigen, oder ſtillſchweigend vorausſetzen, hat einen ſehr glaubwürdigen und einſichtsvollen Zeugen für ſich, den Dikäarchus [21]); daß nähmlich Pythagoras auch eine Geſellſchaft von Frauen vereinigte, und daß nicht Männer allein, ſondern auch Frauen ſeine Schüler waren. Er unterrichtete bey ſeiner Ankunft zu Kroton auch die Weiber [22]). Sie genoſſen al-

18) Cap. ult. 19) Clem. Alex. Strom. I., p. 133. 20) Athen. XIII., p. 599, A. 21) Vit. Pythag. Porphyr. ed. Küst. p. 21., ex Dicaearcho. 22) Jambl. cap. XI.

so eine höhere Bildung, als sonst griechische Frauen, ja sogar eine wissenschaftliche. Daraus scheint nothwendig zu folgen, was auch andre Nachrichten stillschweigend voraussetzen, daß sie vom Umgange mit Männern nicht ausgeschlossen waren. Also schon Ein Beyspiel gegen die gewöhnliche Meynung! Über ihre öffentlichen Verhältnisse, und ihre häusliche Lebensart, haben wir so wenig wie über die Gesetzgebung des Pythagoras überhaupt, bestimmte Nachrichten. Waren sie etwa nicht bloß in ihrer Erziehung, sondern auch in ihren Rechten und Pflichten, von den andren griechischen Frauen verschieden?

Es springt in die Augen, daß dieser, wenn gleich unbestimmte, Begriff mit unsrer Diotima sehr gut übereinstimmt. Er erklärt ihre wissenschaftliche Bildung, ihren philosophischen Geist. Das Amt der Seherinn, ihre Sprache, die sich zwar ganz in die reinsten Ideen auflösen läßt, aber doch nicht ohne einige Ähnlichkeit mit der Sprache der Mysterien ist, verträgt sich recht wohl mit der Eigenthümlichkeit des Pythagorismus, wie er kurz vor oder auch noch zur Zeit des Plato seyn mochte. Auch davon, daß es um die Zeit des Sokrates und Plato noch Pythagorische Frauen selbst in Griechenland geben mochte, findet sich eine Spur. Unter den vielen Komödien über die Pythagoräer, die auf der attischen Bühne gegeben wurden, führt Athenäus ein Stück unter dem Nahmen der Pythagorizusen von Kratinus an, ohne jedoch zu bemerken, ob es der ältere, der Aeschylus der alten Komödie, oder der jüngere Dichter gleiches Namens geschrieben habe; und eine Komödie mit derselben Benennung vom Alexis erwähnt Diogenes.

Aber selbst Dikäarch ist ein später Zeuge; und da die Resultate der Untersuchung so unbestimmt sind, so kann es nicht überflüssig scheinen, ihnen durch Analogie eine doppelte sehr starke Bestätigung zu geben. Diese finden wir erstens in den Meinungen der Philosophen, vorzüglich des Plato, über Weiblichkeit und weibliche Erziehung; und nächstdem auch in den lakonischen Sitten, dem zweyten Beyspiele gegen die herrschende Vorstellung von dem Mangel aller höheren Bildung bey dem weiblichen Geschlecht im griechischen Alterthum. Man denke sich den Pythagorischen Bund etwa als einen frühen noch rohen Versuch, die Sitten und den Staat den Ideen einer höhern Vernunft gemäß einzurichten, Philosophie mit dorischer Politik und Musik zu vereinigen, und dem überwiegenden Hang zur Demokratie entgegenzutreten, nicht ohne Vorliebe für ägyptische Kasten-Absonderung. Nur Gesetzgebung und öffentliche Erziehung sichern gegen Oligarchie, und öffentliche Tugend ist die einzige Aegide der Demokratie gegen Ochlokratie und Tyranney; drey Ungeheuer, welche damals Griechenland verheerten. Pythagoras gründete die Verfassung seines philosophischen Bundes, am meisten auf die dorischen Sitten, und die damit verbundene Aristokratie. Ein Versuch, welcher aus der dreyfachen Ursache mißlang, weil erstlich der griechische Charakter überhaupt mit ägyptischer Kasteneinrichtung, und auch das dorische Leben mit dieser Philosophie nicht recht vereinbar war, und endlich weil der Strom des demokratischen Zeitgeistes alles unaufhaltbar mit sich fortriß. Was ist demnach die politische Philosophie Plato's, in welcher wir alle diese Züge wiederfinden, anders als die reife, volle

ständige Ausbildung des Pythagorischen Keimes? In der Platonischen Politik werden wir also die Erläuterungen und Bestätigungen der Pythagorischen zu suchen haben.

Wenn sich irgend etwas aus der Geschichte des Pythagoras und seines Bundes als gewiß oder wahrscheinlich annehmen läßt; wenn es einen Leitfaden giebt, den Weg aus diesem Labyrinthe zu finden, so ist es dieser: die Pythagorische Lehre und Lebensordnung war *ganz im* dorischen Styl, für dorische Sitten, und für dorische Staaten entworfen. Die geschichtlichen Züge von den Sitten und dem Leben des Pythagoras und seiner Nachfolger verrathen unverkennbar jene milde Großheit, als das unverkennbare Merkmahl des dorischen Sitten-Styls. Zu Kroton hatte er selbst seinen Sitz, hier stiftete er seinen Bund, hier war der Mittelpunkt der Gesellschaft. Die höchste Blüthe der Gymnastik aber zu Kroton scheint auf dorische Sitten, und die nach dem Zeugniß des Dikäarchus aristokratische Verfassung der tausend Geronten 23) auf dorischen Ursprung zu deuten. Darf man annehmen, daß diese, nach den Berichten des Herodot und Strabo's, achäische Kolonie, an welcher jedoch nach andern Berichten auch die Spartaner einen Antheil hatten, in Folge dieser Beymischung und dieses daher vorherrschenden Einflusses in Sitten und Charakter eine dorische gewesen, oder mehr und mehr geworden sey; so wird sich auch der heftige Nationalhaß von Kroton gegen Sybaris, besser begreifen lassen. Sybaris war halb 24) achäisch und ganz

23) Ap. Jamblich. 15. Porphyr. 18. 24) Arist. Polit. V. 3.

demokratiſch, wie die Verjagung der Reichen zur Zeit des Pythagoras beſtätigt; und der König Telys bey Herodot [25]) war, nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck, ein demagogiſcher Tyrann, deſſen Herrſchaft geſtürzt und deſſen Anhänger ermordet wurden [26]). Sybaris ſcheint der Geſellſchaft des Pythagoras abgeneigt geweſen zu ſeyn, wie der Krieg mit Kroton, während der Weltweiſe daſelbſt herrſchte, und die Sage zu beweiſen ſcheint, er ſey zuerſt bey Sybaris ans Land geſtiegen, habe aber ſeinen Entſchluß bald geändert [27]). Der andre Staat, wo der Pythagoriſche Bund hauptſächlich blühte, Tarent, war eine lakoniſche Kolonie, und ward erſt ſpät, kurz nach dem perſiſchen Kriege, demokratiſch [28]). Da nun die doriſchen Sitten zu Sparta ſich am reinſten erhielten, und die höchſte Bildung und Blüthe erreichten, da auch die Nachrichten hier wenigſtens zahlreicher ſind; ſo dürfen wir hoffen, auch in den lakoniſchen Sitten Erläuterung für die Geſchichte der Pythagoriſchen Frauen zu finden.

Die verſchiednen Syſteme der griechiſchen Philoſophie, das joniſche, welches auf die Natur gegründet war, das ſkeptiſche, welches in die Sophiſtik entartete, und das geiſtige, welches auf der innern Anſchauung der Idee beruhte, entſtanden nicht auf einmal, ſondern bildeten ſich allmählich und zuſammenhängend aus, indem auch der Phi-

---

25) Terpsich. 44. 26) Athen. XII., p. 521. fin. ex Heracl. Pont. 27) Jamblich. 36. 28) Aristot. Polit. libr. V., cap. 3.

losoph, wie der Dichter oder der Bildner seinem Meister folgte, und so das angefangene Werk seines Vorgängers vervollkommnete. Daher sind in der Lehre von der weiblichen Bestimmung und der weiblichen Erziehung, die größten Sittenlehrer und Staatsdenker von jenem System, welches von der Idee ausgeht, unter den Griechen von den frühesten Zeiten bis in die spätesten so übereinstimmend. Daher hat vielleicht schon Pythagoras, der Vater jener tiefsinnigen Ideenlehre und des darauf gegründeten idealen Staats und Lebens unter den Griechen, den ersten Keim dazu erfunden, die ersten Umrisse entworfen, aus denen nachher die Meynungen und Lehren des Plato und der Stoiker sich gebildet haben. Nicht nur Plato verwarf in seinem Entwurfe eines vollkommenen Staates die Ehe, und forderte Gemeinschaft der Weiber wie der Güter; sondern auch Diogenes der Cyniker, Zeno, und Chrysippus, die Fürsten der Stoa, stimmten dieser Meynung bey [29]); welche von uns darum, weil sie unsre Eigenthümlichkeit beleidigt, noch nicht sogleich für vernunftwidrig gehalten und erklärt werden sollte, ehe wir die eigenthümlichen Sitten, die ganze Lage des weiblichen Geschlechts bey den Griechen, und ihre in dieser Hinsicht so durchaus fehlerhafte Lebenseinrichtung zur Genüge erkannt und geprüft haben, aus welchen, als das andre Extrem, die entgegenstehende Idee der Philosophen eigentlich hervorging. Es ist aber leichter, diese zu verspotten oder geringzuschätzen, als ihren tieferen Sinn zu verste-

29) Diog. Laert. libr. VII. cap. 7. §. 65.

hen; die Forderung nähmlich, daß die Weiblichkeit wie die Männlichkeit der höhern Menschlichkeit untergeordnet seyn soll; und die von jenen Philosophen so tief erfaßte, dem ersten Grunde nach aber schon in der dorischen Verfassung liegende Lehre und Idee, daß eine vollständige Gemeinschaft des ganzen Lebens das Wesen des Staats ist, deren erste Bedingungen nur Gesetzmäßigkeit und Freyheit sind. Was aber widerspricht dieser so schneidend, als die Absonderung der Ehe und des Eigenthums? Es lag in der Natur dieser Idee, daß sie niemals wirklich werden konnte; und nach Plato's eignem Geständniß gehört dieß für die Zeit, „wo die Weisen herrschen, oder die Herrscher Weise seyn werden;" eine Zeit, welche aber in diesem Sinne wohl niemahls erscheinen, noch auch wünschenswerth ausfallen dürfte. Ich erwähne dieses nur, weil es in Verbindung steht mit den Meynungen Plato's und der Stoiker über weibliche Bestimmung und weibliche Erziehung, welche uns die Nachrichten von den Pythagoräischen Frauen erläutern und bestätigen können; indem man die solchen eigenthümlichen Meynungen zum Grunde liegende Idee in ihrer ganzen Schärfe und nach dem auffallenden Extrem, wohin sie geführt hat, auffassen muß, um auch jene richtig zu beurtheilen. Zwar fand noch eine Verschiedenheit zwischen der Lehre des Plato und der Stoiker 30) Statt, die aber für unsern Zweck gleichgültig ist. Genug beyde behaupteten, die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechtes sey die

30) Proclus in Polit. Plat. p. 416.

nähmliche; und der Stoiker Kleanthes schrieb ein eignes Werk darüber, daß die männliche und weibliche Vollkommenheit nur eine und dieselbe sey [31]). Plato fordert in seinem Entwurfe eines griechischen Freystaates, daß die öffentliche Erziehung sich auf die Frauen erstrecke; sie sollen an der Gymnastik und Musik, an den öffentlichen Gesellschaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer Theil nehmen. Die griechische Geschichte hat die Rechtmäßigkeit dieser Forderung vollkommen bestätigt, und die Ideen und gesetzgebende Weisheit Plato's nach der damaligen Lage der Welt und der Dinge insoweit wenigstens gerechtfertigt; indem der sittliche Zustand und Charakter des weiblichen Geschlechts in den dorischen Staaten unstreitig viel edler entfaltet und glücklicher eingerichtet war, als in den jonischen Ländern oder nach den atheniſchen Sitten. Die Vernunft sagt uns, daß ein Staat, in welchem die Ordnung des Ganzen und die Freyheit der Bürger nur auf Kosten und mit der sittlichen Unterdrückung und Vernichtung der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts erreicht wird, sehr unvollkommen sey; und die Erfahrung lehrt, daß ein Staat, wo die öffentliche Erziehung nicht den ganzen Menschen umfaßt, nothwendig sehr bald entarten muß. Die Peripatetiker waren der entgegengesetzten Meynung [32]); Aristoteles tadelt nicht nur die Platonischen Grundsätze und die lakonischen Sitten in dieser Rücksicht, sondern er kann sich auch über den geringern Werth und die mindere Fähigkeit der Weiber nicht hart genug aus-

31) Diog. Laert. libr. VII. cap. 5. §. 6. 32) Procl. ibid.

drücken [33]). Eine ähnliche Stelle beym Lucretius [34]) ist doch vielleicht nicht hinreichend, um vermuthen zu dürfen, daß Epikur in diesem Stücke wie Aristoteles dachte, obwohl es sonst nicht unwahrscheinlich ist.

Mit den Meinungen Plato's, der die spartanischen Sitten in diesem Stücke nur insofern tadelte, weil sie auf halbem Wege stehen blieben, und mit dem Versuche des Pythagoras, stimmen die Sitten der lakonischen Frauen sehr gut überein. Die Jungfrauen hatten Theil an der öffentlichen Erziehung [35]), und an der Gymnastik und Musik, welche den Umfang auch der männlichen Bildung in Sparta erschöpften. Die Frauen entsagten zwar den gymnastischen Übungen, und führten die Aufsicht über die häuslichen Geschäfte, ohne jedoch mit weiblichen Arbeiten sich so sehr zu beschäftigen, wie etwa die attischen Frauen; nahmen auch keinen Antheil an den bürgerlichen Gastmahlen, aber doch an der Gesellschaft der Männer, und genossen auch die öffentliche Achtung in sehr hohem Maaße. Die spartanische Sittengeschichte konnte aus bekannten Ursachen sehr leicht verfälscht werden, welches frühe geschah, indem schon ältere Philosophen durch ihre Vorliebe für dorische Gesetzmäßigkeit und dorische Kraft den spätern Declamatoren Anlaß dazu gaben. Wer also alle Geschichten Plutarchs vom Heldenmuthe der Spartanerinnen unbedingt annehmen wollte, der würde nur beweisen, daß er nicht prüfen könne; wer alle unbedingt verwerfen woll-

33). Aristot. Poët. cap. 15; Hist. animal. libr. IX. cap. 1.
34) Lucret. V. 1354. seq. 35) Plat. de legg. VII. p. 357.

te, daß er nicht zu unterscheiden wisse. Auch lassen sich nicht selten ohne Sehergabe, die alten ächten Erzählungen von den spätern Schulübungen, bey diesem Schriftsteller unterscheiden, welche letztern nach Art der ältern erfunden wurden; wie z. B. die älteste einfache Sinnschrift auf eine lakonische Mutter, die ihren in der Schlacht flüchtig gewordnen Sohn selbst umbrachte, von den beyden spätern 36). Worin alle Nachrichten mit den ältesten und besten übereinstimmen, das läßt sich wohl als wahrscheinlich voraussetzen: daß nähmlich die lakonischen Frauen zu der Zeit, da die Sitten noch nicht entartet waren, von hoher Vaterlandsliebe beseelt, und sogar fähig waren, derselben die Muttergefühle aufzuopfern. So einzig dies in der Geschichte bleibt, so ist es dennoch nicht unwahrscheinlich. Denn zu Sparta ward überhaupt die Natur dem Gesetz und der Liebe aufgeopfert. Kein Trieb der Natur und keine sittliche Gewohnheit ist wohl so mächtig als die Schaamhaftigkeit; daher kann man es als den eigentlichen Moment betrachten, wo sich die Eigenthümlichkeit der hellenischen Sitte und des dorischen Lebens, von der ältern mehr asiatischen oder auch jonischen Gewohnheit völlig losriß, und in eigner Gestaltung abgesondert hinstellte, als die Spartaner in ihrer Begeisterung für diese gymnastischen Feste, die Kleidung abwarfen, und nackend ihre Kampfspiele feyerten; und der große Historiker selbst hat es gar wohl, als eine entscheidende Epoche hel-

36) Plutarch. Apophth. Lacon. et Brunkii Analecta, II., p. 115.

lenischer Sittenentwicklung deutlich bezeichnet [37]). Anfänglich schien diese öffentliche Nacktheit der Männer selbst den Griechen, wie den andern Völkern und Asiaten jederzeit, unanständig und lächerlich, bis diese künstlerische Begeisterung und eigenthümlich dorische Idee des Schönen siegte und nun überall zur Gewohnheit wurde [38]). Die andern Völker und auch die Jonier hielten die Männerliebe für schändlich, welche sie nur als Laster kannten [39]); bey andern dorischen Völkern, wie zu Elis und bey den Böotern war es, wie Plato und Xenophon tadelnd bemerken [40]), nur die sinnliche Liebe schöner Gestalten, was in jenen gymnastischen Spielen der Jünglinge dabey vorwaltete. Die Lacedämonier aber, rühmt man, unterschieden den himmlischen Amor von dem irdischen, und die Seele ihrer Liebe war Tugend und Bildung.

Die gymnastischen Übungen der Mädchen, mit leichter oder ohne alle Bekleidung, widersprachen allerdings den jonischen und asiatischen Sitten, und mit unsern Begriffen und Gewohnheiten steht jene Sitte so sehr im Widerspruch, daß man sie kaum noch glaublich findet, und die Thatsache selbst, obwohl mit großem Unrecht, hat in Zweifel ziehen wollen [41]). Der Gesundheit aber und der

37) Thucyd. I., 6. 38) Plat. Rep. V. vol. VII. p. 9. 39) Sympos. Plat. p. 186. 40) Sympos. Plat. p. 185. Xenoph. Rep. Lac. p. 536. Leunclav. 41) Das gewöhnliche Beywort der spartanischen Jungfrauen, φαινομηρίδες, deutet schon auf eine sehr leichte und freye Bekleidung. Noch mehr beweist aber für die Allgemeinheit der dorischen Sitte, die Erklärung, welche ein Scholiast von dem Worte Δωριάζειν gibt: το γυμνας φαινεσθαι γυναικας.

Gestalt waren jene gymnastischen Übungen des weiblichen Geschlechts wohl nicht nachtheilig; denn die Schönheit, Gesundheit und große Bildung der lakonischen Frauen ist aus vielen Zeugnißen der Alten hinreichend bekannt. In spätern Zeiten hingegen konnten sie die ohnehin eingerißne Sittenlosigkeit vielleicht verdoppeln. Der römische Kallimachus [42]) beneidet Sparta um die günstige Gelegenheit, die zwanglose Freyheit, welche die gymnastischen Spiele der Mädchen den Liebenden gewährten, und wünscht Rom ähnliche Sitten. Es ist nehmlich bekannt, daß die Lakonischen Frauen, nachdem ihre Sitten entartet waren, an Ausschweifungen, Herrschsucht und Habsucht alle andre griechische Frauen übertrafen, und das Übermaaß ihrer Laster entsprach ihrer ursprünglich großen sittlichen Kraft. Aristoteles hat ein kräftiges Gemählde davon entworfen [43]), welches in seinem Zeitalter vermuthlich sehr treu war. Hatte er aber die Absicht, unbedingt zu tadeln, und vermischte er die Zeiten, so läßt er sich eher entschuldigen, als rechtfertigen. Nachdem die Eigenheiten der griechischen Stämme sich verwischten, nachdem die Blüthe dorischer Tugend verwelkte, welches schon im peloponnesischen Kriege geschah, ging auch bald die bestimmte Kenntniß davon verloren. Da konnte man von der dorischen Tugend überhaupt sagen, was schon Eupolis von den dorischen Gesängen des Thebanischen Adlers sagte: „Sie sind verstummt, durch die Gefühllosigkeit des Haufens [44])." War

42) Propert. Eleg. III. 12. 43) Aristot. Polit. libr. II. cap. 9. 44) Athen. libr. I. p. 3.

sie auch nur kurz, so hat es doch eine Zeit gegeben, wo man in der Blüthe der doriſchen Sitten und Tugend behaupten konnte, daß lakoniſche Frauen männliche Kraft und Selbſtſtändigkeit, lakoniſche Jünglinge aber weibliche Beſcheidenheit, Schamhaftigkeit und Sanftmuth beſaßen 45); nach dem Ideal des doriſchen Lebens von der innern harmoniſchen Einheit der edelſten Menſchennatur und Bildung.

Aber mußten nicht dieſe männlichen Übungen der ſpartaniſchen Mädchen, wie die wiſſenſchaftliche Bildung der Pythagoriſchen Frauen, die Weiblichkeit vertilgen? Sie ſcheinen uns ſo vernunftwidrig, wie die Behauptungen Plato's, und beleidigen unſre ganze Eigenthümlichkeit. Manche Eigenheit jener Sitten und Meynungen findet ihre Entſchuldigung in der frühern Stufe der Wiſſenſchaft und noch ſehr mangelhaften Erkenntniß; manche andre, ihre völlige Rechtfertigung in der Beſchaffenheit und Natur der griechiſchen Freyſtaaten. Trennen wir aber das Weſentliche vom Zufälligen, ſo iſt der Grundſatz an ſich wohl nicht verwerflich; die Weiblichkeit ſollte wie die Männlichkeit zur höhern Menſchlichkeit gereinigt werden; und der Verſuch, wenn er gleich mißlang, bleibt immer ruhmwürdig, in den Sitten und im Staate das zu erreichen, was die Idealkunſt der attiſchen Tragödie wirklich erreicht hat: das Geſchlecht, ohne es zu vertilgen, dennoch der Gattung unterzuordnen. Die Richtung der griechiſchen Sitten ging auf das Nothwendige; die der unſrigen, auf

45) Xenoph. Rep. Lac. p. 537.

das Zufällige und Einzelne. Nach der Idee des Alterthums sollte der Adel der Menschennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, die innere Kraft der Gesinnung und des Geistes, der Charakter der Gattung sollte die Oberhand haben über die besondern und abweichenden Eigenschaften der beyden Geschlechter. Bey den Neuern ist es dagegen grade umgekehrt; man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich oder weibisch genug schildern, und nimmt es auch so, als ob es so seyn müßte und gar nicht anders gebildet und gestaltet werden könnte; eben so übertrieben, rauh und roh schildert und nimmt man auf der andern Seite die Männlichkeit. Was ist aber wohl nach jener Idee von sittlicher Schönheit und Harmonie, häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was ist widriger als die übertriebne Männlichkeit, die in unsern Sitten, in unsern Meynungen, ja auch in unsrer bessern Kunst, herrscht? Auch auf die künstlerischen Darstellungen, welche idealisch seyn sollen, wie auf die Versuche, den Begriff der Weiblichkeit rein zu entwickeln, äußert diese neuere Denkart und Ansicht ihren störenden Einfluß. Man betrachtet dabey die Bestandtheile und besondern Eigenschaften der Weiblichkeit oder der Männlichkeit als nothwendige Eigenschaften, welche die Freyheit des Gemüths vernichten würden. Sie sind aber nur Hinleitungen oder Erleichterungen der Natur; und diese zu lenken, ohne sie zu zerstören, mit Schonung der Natur der Nothwendigkeit gehorchen, das ist das höchste Kunstwerk der Freyheit. Man nimmt überdem in den Begriff der Weiblichkeit zu viel Merkmahle auf, die zwar aus der Erfahrung geschöpft sind, aber nur einer übertriebenen Weiblichkeit

zukommen; indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anschmiegen an den allein selbstständigen Mann, ohne allen eignen Willen und innern Bestand, als den eigentlichen Vorzug des Geschlechts aufstellt und betrachtet. Man versteht darunter nichts anders als die innere Charakterlosigkeit, welche das Gesetz ihrer Sitten von einem fremden Wesen empfängt; und welche niemals Tugend seyn kann, da nur freye Liebe und die Festigkeit der innern Gesinnung diesen Nahmen verdienen. Zwar ist die von Außen gegebne Einheit hier freylich vollendeter, als die selbstthätige von innen mühsam erkämpfte Beharrlichkeit des Mannes. Aber eben der herrschsüchtige Ungestüm des Mannes, und die selbstlose Hingegebenheit des Weibes, sind schon übertrieben und häßlich. Nur selbstständige Weiblichkeit mit sittlicher Stärke vereint, nur sanfte Männlichkeit in milder Kraft, ist gut und schön. Dieses ist die wahre und gereinigte Idee der sittlichen Schönheit im weiblichen Charakter, so wie dieselbe in den Platonischen Verfassungsidealen und in der dorischen Sittenbildung zum Grunde lag; welche wir auch ungeachtet mancher Sonderbarkeit der spartanischen Einrichtungen und der platonischen Gedanken, für jene Zeit und ganze Umgebung des Alterthums wohl als eine in ihrer Art große und gediegene, obgleich wie alle sittlichen Begriffe des Alterthums, nicht bloß unvollendet gebliebne, sondern auch in sich selbst schon ungenügende und einseitige Lebens-Idee erkennen müssen, sobald wir sie richtig verstanden haben.

Gegen die gewöhnliche Meynung haben wir also nun schon zwey Beyspiele von griechischen Frauen kennen lernen, welche von der Gesellschaft und der Bildung der

Männer nicht ausgeschlossen waren. Es gibt deren noch zwey; noch zwey Klassen von mehr als andre gebildeten griechischen Frauen. Die erste ist so bekannt, daß ich nur an sie zu erinnern brauche; die macedonischen Fürstinnen, vom Anbeginn der griechischen Weltherrschaft bis zur Zerstörung aller Griechisch-Asiatischen Reiche durch die Römer. Sehr häufig zwang diese Fürstinnen die Noth, oder verführte sie die Herrschsucht, an den Streitigkeiten, den Geschäften und Verbrechen des Ehrgeitzes, und also auch an der Bildung ihrer Männer, Brüder und Söhne, Theil zu nehmen, oder wohl gar über große Völker selbst zu herrschen. Nach dem Tode Alexanders des Großen, wurden Sieg und Macht ein Preis des Tapfersten, des Kühnsten, des Verschlagensten. Im steten Kampf der heftigsten Triebe, im Überfluß aller Mittel, konnte sich alles Große entwickeln, was mit so unglücklichen Verhältnissen einer ganz ungeordneten Despotie, nach der wechselnden Militärgewalt in ununterbrochenem Partheyenkrieg, irgend bestehen kann. Denn nur zu oft war die ungerechte Herrschaft auch der Preis des Schlechtesten unter allen den streitenden Partheyen. „Wer seine Eltern oder Kinder nicht ermordete," sagt Plutarch, „dessen frommen Sinn bewunderte man; der Brudermord ward gleichsam als ein königliches Postulat, wie die Postulate des Geometers, und als allgemeingültig und zur Sicherheit nothwendig, von jedermann zugestanden 46)" Die glänzenden Verbrechen, die Seelengröße der Olympias, die hohe Bildung

46) Plutarch Vit. Demetr. vol. V, p. 7. edit. Reisk.

und der Geist der Kleopatra, sind allgemein bekannt. Andre Fürstinnen, die selbst im Mittelpunkte der Verderbtheit gut und einfach blieben, verdienten bekannter zu seyn.

Die zweyte Klasse begreift die lyrischen Dichterinnen, deren Griechenland nicht wenige und nicht unberühmte hatte. War es nicht eben so wohl Sappho und Erinna, wie Alcäus, welche in der Blüthezeit der lyrischen Kunst, Lesbos zum schönsten Garten der Musik machten? Aber auch außer Lesbos, konnte Korinna Nebenbuhlerinn, Freundinn, Meisterinn des Pindarus seyn. Die schöne [47]) lesbische Sappho nennt Strabo ein Wunder; in der Poesie nähere sich ihr keine andre Frau auch nur von ferne. Von ihren Bruchstücken kann man sagen, wie Meleager von den lyrischen Blumen derselben, die er in seinen dichterischen Kranz flocht: „von der Sappho wenige nur, aber Rosen." Die dichterischen Beynamen eines „weiblichen Homerus," einer „sterblichen Muse," sind geschichtliche Wahrheit [48]). Sie liebte zärtliche Lust [49]), und ward die Stifterinn einer Schule des Schönen und der Kunst unter den lesbischen Mädchen, ihren jüngeren Freundinnen; die Verläumdung sagt, einer Schule der Sittenlosigkeit [50]).

---

47) Plat. Phaedr. tom. X. p. 296. 48) Anthol. Gr. ed. Jacobs. II, 25. 101. 49) Athen. XV, p. 687, init. 50) Suid. in Σαπφ. Ovid. Heroid XV. Vortrefflich ist die edle Dichterinn gegen die Anekdotensucht, welche alles Hohe so gern schmähen und in die allgemeine Unwürdigkeit herabziehen möchte, gerechtfertigt in Welckers Schrift über die Sappho.

Was versteht man nicht alles unter Bildung? Die Poesie allein scheint vielleicht manchem kein gültiger Anspruch dazu. Allerdings war auch die griechische Poesie und die griechische Bildung ganz verschieden von der unsrigen; von den griechischen Frauen darf man keine andre als griechische Bildung erwarten. Und was kann wohl im Alterthum so genannt zu werden verdienen, als die Poesie der Griechen, der Keim aus welchem der Baum ihrer ganzen Bildung entsprang, und die schönste Frucht, mit der er sein Wachsthum vollendete? Auch scheint es, die Dichterinnen gingen freyer mit Männern um, als andre griechische Frauen. Von der Sappho ist dieses unstreitig; außer der Liebeserklärung des Alcäus und ihrer freymüthig edeln Antwort darauf 51), setzen es manche andre Bruchstücke und Nachrichten ausdrücklich oder stillschweigend voraus; der Geist ihres Lebens und ihrer Gesänge verräth es. Auf ihre Liebe zum Phaon möchte ich dabey keine Rücksicht nehmen, weil ein alter Schriftsteller der Meynung war, es sey eine andre Sappho gewesen, die den Phaon liebte 52). Obgleich ihre Gedichte sich in aller Händen befanden, und die Vorliebe für sie sehr groß war, so läßt es sich doch begreifen, wie solche Verwechslungen veranlaßt werden, und überhaupt die größten Unrichtigkeiten in ihre Geschichte sich einschleichen konnten. Die Komiker brachten sie nehmlich nicht selten aufs Theater, und bedienten

51) Arist. Rhetor. libr. I, cap. 9. 52) Athen. libr. XIII, p. 596, D. Hierüber ist alles nöthige in Welckers Schrift beygebracht und berichtigend auseinandergesetzt.

ſich ihrer dichteriſchen Freyheit ſo ſehr, daß Diphilus ſogar [53]) den kecken Archilochus und Hipponax, die Fürſten der jambiſchen Poeſie, zu ihren Liebhabern machte; und mit entgegengeſetztem Anachronismus, dichtet Hermeſianax von ihrer Liebe zum Anakreon [54]). Auch von der Korinna iſt Veranlaſſung da, vorauszuſetzen, daß ſie mit Männern freyer umging; und wahrſcheinlich war es mit den übrigen Dichterinnen eben ſo. Entweder verließen ſie mit einer männlichen Kunſt auch die gewöhnliche Sitte und häuslich beſchränkte Lebensweiſe der übrigen griechiſchen Frauen; oder es iſt überhaupt nicht unwahrſcheinlich, daß zu Lesbos, und vielleicht in einigen anderen kleinen aeoliſchen wie in den doriſchen Freyſtaaten, die Frauen zwar nicht an der öffentlichen Erziehung Theil nahmen, wie zu Sparta, aber doch auch nicht durch Geſetzgebung vom öffentlichen Leben und vom männlichen Umgange ausgeſchloſſen waren, wie zu Athen; daher es mehr von der Willkühr und Lage der Einzelnen abhing.

Die Lebensart der Künſtlerinnen hat Mißverſtändniſſe veranlaßt; und ich habe, ich weiß nicht mehr in welcher Schrift eines Neuern, ſogar die Sappho als Hetäre angeführt gefunden. Allein die griechiſchen Dichter waren ehrwürdige Lehrer eines freyen Volkes, und nach deſſen Glauben, geweihte Lieblinge der Götter; die heilige Mu-

---

53) Id. ibid. p. 599. A. 54) Außer dem Antiphanes und Diphilus, ſchrieben auch Ephippus und Timokles eine Komödie, Namens Sappho; welches höchſt wahrſcheinlich die Dichterinn war, wie auch in dem Luſtſpiele gleiches Namens der beyden erſten; und der Komiker Plato hat einen Phaon gedichtet.

ſik war ein Vorrecht der Freyen. Selten werden die Fälle ſeyn, daß Sklaven oder Hetären die Kunſt übten; wenigſtens läßt ſich als ausgemacht feſtſetzen, daß diejenigen, welche an öffentlichen Muſenſpielen Theil nahmen, beydes nicht ſeyn konnten. Sappho war aus einer, wie es ſcheint, wohlhabenden Kaufmannsfamilie; ihr Bruder Charaxus handelte zu Naukratis mit Wein; und darüber daß er eine ſehr ſchöne Hetäre, welche er liebte, frey kaufte, ſcherzte und ſpottete vielmehr die Schweſter in manchem Gedicht [55]), als daß ſie ſelbſt eine Hetäre geweſen wäre, und auf einen Befreyer gehofft hätte.

Das Beyſpiel der Sappho und der andern griechiſchen Dichterinnen widerſpricht der Meynung, welche Rouſſeau mit ſo mächtiger Beredſamkeit vorgetragen hat, daß die Weiber der ächten Begeiſterung und hoher Kunſt ganz unfähig ſeyen. Eine Meynung, die aus Vernunftgründen nicht bewieſen werden kann, und welche die Erfahrung nicht begünſtigt, da uns die Geſchichte ſo große und ruhmvolle Ausnahmen gegen dieſe allzu allgemein ausgeſprochene Behauptung aufſtellt; zu geſchweigen, daß eine unvollſtändige Erfahrung keinen vollſtändigen Beweis geben kann. Bemerkenswerth iſt es, daß bey ſo vielen, ſo berühmten Künſtlerinnen in Muſik und Lyrik, keine griechiſche Frau in der dramatiſchen oder der bildenden Kunſt bekannt geworden iſt. Man hat es vielleicht überſehen, daß es, wie zwey Arten der Kunſt, ſo auch

55) Herodot. Euterp. cap. 134, 135. Strab. XVII. p. 1161, fin. Anthol. Gr. II, 82.

zwey wesentlich verschiedene Arten der Begeisterung gibt, die dramatische und die lyrische. Man hat den Wink des Plato nicht beachtet, der im Jon die Eigenthümlichkeiten der plastischen und der musikalischen Begeisterung scharf und zart bestimmt. Diese musikalische Begeisterung ist mit der lyrischen eins; und wenn man von der vollständigen dramatischen, welche freylich auch die lyrische umfaßt, diese letztere trennt, so bleibt die plastische übrig. Vielleicht hat die Natur dem weiblichen Geiste wohl jenen Umfang und die Bestimmtheit, welche die dramatische Kunst erfordert, zwar nicht versagt, eine Macht, welche ihr über das freye Gemüth nicht zusteht, aber doch unendlich erschwert. Dagegen stimmt die Natur der lyrischen Begeisterung mit dem Begriff der Weiblichkeit und mit der Natur der weiblichen Seele so ganz überein, daß man sie auch die weibliche Begeisterung, wie die dramatische die männliche, nennen könnte. Vielleicht hat man aus einer ähnlichen Verwechslung den Weibern allen philosophischen Sinn abgesprochen, weil ihnen der systematische Geist fehlt, der doch nur ein Theil von jenem ist. Aber die Gabe, die tiefsten und zartesten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, ist doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unschätzbarem Werth; und wer mag sie den Weibern absprechen? So lange noch kein vollendetes System des Wahren in allumfassender Klarheit entfaltet und vollendet dasteht, bleibt das systematische Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig; und das systemlose lyrische Philosophiren zerstört wenigstens das Ganze der Wahrheit nicht so sehr, als die einseitigen, unvoll-

kommenen Syſteme. Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet ſind, bey weitem die meiſten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter ſein Syſtem iſt, um deſto weniger den Werth der lyriſchen Philoſopheme einer Diotima verkennen.

So viele Ausnahmen leidet alſo die gewöhnliche Meynung, daß nur ſittenloſe Frauen bey den Griechen an höherer Bildung und an männlichem Umgange Theil gehabt hätten. Aber war nicht dennoch in einigen oder wohl gar in den meiſten griechiſchen Freyſtaaten, wenn gleich nicht in allen, ſchlechte Erziehung, ungerechte Unterdrückung, rohe Verachtung, das Loos der Bürgerinnen? Und wenn die einmüthigſten Zeugniſſe, wenn Beweiſe aller Art, keinen Zweifel übrig zu laſſen ſcheinen, daß dieß zu Athen der Fall war, Athen aber der Gipfel der griechiſchen Bildung und Geſelligkeit geweſen iſt; was ſoll man von der Geſelligkeit, dem ſittlichen Sinn, der Liebe der Griechen überhaupt denken?

Einige, die von der Lage der attiſchen Frauen ganz übertriebne und unbeſtimmte Begriffe hatten, und dieſe auf die Griechen überhaupt ausdehnten, haben es unternommen, die Griechen gegen eine falſche Anklage aus falſchen Gründen zu vertheidigen; weil ſie nähmlich die Rechtfertigung der attiſchen Sitten als Unterlage für ihre Satire auf die Sitten des Jahrhunderts brauchen konnten. Es ſcheint ihnen wohl gar ein Vorzug der Alten, daß die verführeriſche Anmuth des reizenden Weibes, und die ernſte Thätigkeit der Frau, die Würde der Mutter, bey denſelben ganz getrennt war, daß die

zwiefache Anlage, welche die Natur in das Herz des Weibes pflanzte, sich auch in zwey verschiedne Stände und Lebensarten schied. Auch ist es wahr, daß dadurch die seltsamen, bald empörenden, bald lächerlichen, Mischungen unsrer Sitten vermieden wurden, wo sich oft die Neigungen einer Buhlerin und der äußre Anstand einer Matrone in scheinbarer Würde, die Ansprüche der letztern, und der Leichtsinn der erstern, beysammen finden. Allein, wie eine höhere Sittenkunst auch bey uns die Anmuth mit der Würde, so wie Zartheit und Größe der Seele verbinden und zu einem Ideal der vollständigen Weiblichkeit in sich vereinigen kann, so konnte eine edlere Naturbildung auch bey den Griechen dasselbe Ziel erreichen. Auf diese Weise wäre die griechische Eigenthümlichkeit vielleicht gegen die unsrige, aber noch nicht gegen die höhern Forderungen der Vernunft, gerechtfertigt. Bey uns ist es überdem jener höhern sittlichen Kunst doch unbenommen und frey, nach vollständiger weiblichen Bildung zu streben; wie läßt es sich aber rechtfertigen, daß die Bildung der höhern weiblichen Natur in dem freyen Athen durch die Gesetze selbst gehemmt, und die trennende Bestimmtheit der Natur zur Zerstörung der Vollständigkeit gemißbraucht ward? Die eigentliche Meynung jener Schriftsteller scheint diese zu seyn: die Weiber können und sollen nur nützlich seyn; macht die beklagenswerthe Üppigkeit eines Volkes nun einmal angenehme Weiber unentbehrlich, so ist es am besten, sie sind eines von beyden, jedes aber ganz. Das heißt mit andern Worten behaupten, die Weiber seyen nur um der Männer willen da; es heißt, das Gute und Schöne von der weiblichen Bestim-

mung ausschließen, worüber die Griechen jedoch ganz anderer Meynung waren.

Andre hingegen, und bey weitem die meisten, bleiben bey eben so unbestimmten und übertriebenen Begriffen von den attischen oder überhaupt von den griechischen Frauen, der Denkart des Jahrhunderts treu, und tadeln die Sitten der Griechen und diese selbst aufs heftigste. Es fehlte den Griechen, nach ihrer Meynung, wohl an Sinn für weibliche Anmuth und Schönheit in Wesen und Sitten, ihre gesellige Bildung war gegen die unsrige nur sehr roh, das Schöne vermochte ihr stumpfes Gemüth nicht zur Liebe zu reizen, oder sittenlose Üppigkeit, ungerechter Eigennutz, erstickten frühzeitig den zarten Keim. Viele, welche dieß nicht sagen, denken es doch. Zum Beweise, daß die Griechen für weibliche Anmuth und Schönheit nicht weniger reizbar waren als die Neuern, ja auch für die höhere Liebe in ihrer Art empfänglich; berufe ich mich erstlich auf die Überbleibsel der bildenden Kunst, weil doch hier der untrügliche Augenschein das Vorurtheil für gesunde Sinne am leichtesten und schnellsten entwaffnet. Ist nicht der Kreis der idealischen Gestalten der weiblichen Göttinnen, wie ein voller Kranz aus den schönsten Blüthen der Weiblichkeit geflochten 56)! Auch die wenigen Überbleibsel der griechischen bildenden Kunst beweisen nicht nur, daß wie überhaupt, so auch in der Darstellung der weiblichen Gestalt, während der

56) Man sehe die meisterhafte Charakteristik derselben, in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im 3ten Stück der Horen. 1795.

guten Zeit, das Reizende dem Schönen untergeordnet, und auch nach dem Verfall des Kunstgefühls, selbst in Werken mittelmäßiger Künstler nicht das Einzelne, sondern das Allgemeine dargestellt ward; was mehr ist, als man oft von den besten neuern Künstlern aller Art, aus Zeitaltern, die man goldene nennt, sagen kann; sondern sie beweisen auch die feinste Gabe, die zartesten Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur aufzufassen und wiederzugeben. Es bezeichnet die griechische Sage und Sprache, in vielen der schönsten sinnbildlichen Dichtungen und Ausdrücken und anmuthsvollen Ideen das Wesen der Weiblichkeit und die Begeisterung der Liebe, eben so bestimmt als zart; so daß sich auch hier die griechische Eigenthümlichkeit als eine allgemein menschliche bewährt und es kann auch in diesem Sinne das Griechische immer noch, wie beym Isokrates [57]), als alle höhere Bildung bezeichnend gelten. [58])

Ich berufe mich ferner zum Beweise des Sinns der Griechen für weibliche Anmuth und sittliche Schönheit auf die dichterischen Kunstwerke, auf die schöne Natur in Homers Darstellung weiblicher Sitten und Leidenschaften.

---

57) Isocr. cur. Battie. Panegyr. p. 144, tom. I. 58) Barbaren sind, nach dem Sinne des Strabo, Völker, in deren Masse die Natur und rohe Gewalt über die Vernunft und Freyheit das Übergewicht hat (βια λογου κρατουν εστι). Griechen wären also Völker, in deren Masse die Sitte und Bildung über die Natur das Übergewicht hat. So legt sich jede gebildete Nation im Gefühle und auf dem Gipfel ihrer Bildung, den allgemeinen Charakter der gesammten Menschheit bey. Strab. lib. I, fin. lib. IX, p. 615, B.

Zwar ist die Seele seiner Darstellung, Natur und nicht das freye Ideal, er stellt nicht das Allgemeine im Einzelnen dar, sondern er erhebt das Einzelne zum Allgemeinen. Die Darstellungen der weiblichen Seele in den charaktervollsten und der Natur getreuesten neuern Dichtern, wie Shakspeare und Goethe, sind mannichfaltiger, und reichhaltiger für den Geist, aber auch die Einfalt des alten jonischen Sängers hat ihre Schönheit und ist oft nicht ohne Anregungen eines tieferen Zartgefühls. Die Schönheit der weiblichen Sitten und Leidenschaften in den Darstellungen des Sophokles aber, ist ein vollkommnes Ideal, dem sich bis jetzt kein neuerer Dichter auch nur von fern nähert. Denn was haben wir vom dichterischen Ideal, wie überhaupt, so auch in der Darstellung der Weiblichkeit, aufzuweisen, als Theorien die nicht fertig, und Versuche die mißglückt sind? Man erinnere sich ferner an die idealische Schilderung der edelsten Frauen in den Sokratischen Geschichtsdichtungen des Xenophon, an die Darstellung der Liebe in der bessern lyrischen Kunst und so manches andre 59). Wer überdem den Griechen hier das Gefühl absprechen wollte, müßte es ihnen durchgängig absprechen. In dem Charakter neuerer Völker findet sich wohl hier Bildung und feines Gefühl, und dicht daneben in andrer Beziehung eine große Stumpfheit und Unbildung oder Mißbildung; aber nur eine gänzliche Unkenntniß kann dieß auf die Griechen übertragen. Ihre Bildung und ihr Geist war in durchgängiger Berührung, und ununterbrochnem Zu-

59) Siehe über alles dieses die vorstehende Abhandlung über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern.

sammenhang; ihre Geschichte ist ein lebendiger Stoff durch Eine Seele zu Einem Ganzen vereinigt. Eine höchst lebendige, sinnliche und sittliche Reizbarkeit ist die Grundlage ihrer Bildung, der Geist ihrer Geschichte; nicht nur ihre Tugend und Größe, sondern auch ihre Schwächen und Laster entspringen aus dieser außerordentlichen Lebendigkeit des Sinns und Beweglichkeit des Charakters, die nicht nur unsern Glauben, sondern fast die Gränzen unsrer Einbildungskraft übersteigt, und doch der festeste Leitfaden des griechischen Alterthumsforschers ist, der sich ohne eine jener griechischen Lebendigkeit ähnliche Reizbarkeit nie über das Gemeine erheben wird. Könnte man nicht überhaupt den Beweis auch von der andern Seite gegen die Neuern umkehren? Wer für schöne Männlichkeit in Wesen, Gestalt und Sitten gar kein Gefühl hat, und gar keinen Werth darauf legt, wie dieses wohl in so manchen Gebilden und Hervorbringungen der neuern Zeit vermißt wird; dessen erheuchelte Huldigung für schöne Weiblichkeit ist verdächtig, und vielleicht nichts andres, als nur eine durch Kunst und Verfeinerung übertünchte Sinnlichkeit. Wer aber auch die schöne Männlichkeit lebhaft empfindet und richtig würdigt, der hat überhaupt Sinn und Reizbarkeit für das Schöne und Gute, welches in beyden Geschlechtern nur ein und dasselbe ist.

Mehrere Ursachen äußern einen sehr nachtheiligen Einfluß auf unsre Urtheile über die Weiblichkeit, die Liebe und die gesellige Bildung der Alten überhaupt. Erstlich vermischt man die rohe Einfalt der ältesten, die Sittenlosigkeit der spätern Zeit, die Verderbtheit der schlechtesten Menschen, mit der schönen Bildung der bessern

Menſchen in der guten Zeit. Dann wirft man Griechen und Römer unter einander. Auch auf die römiſche Bildung in Hinſicht auf den geſelligen Geiſt und Witz kann man anwenden, was Horaz von der römiſchen Dichtkunſt ſagt: „Es ſind noch Spuren vom Landleben d. h. von der urſprünglichen Rohigkeit übrig 60).“ Die Römer waren urſprünglich, wie die Sabiner und andre italiſche Völker der alten Zeit, ein kriegeriſches Land- und Bauernvolk geweſen, welches dann ſehr ſchnell zu unermeßlicher Macht in der großen die Welt beherrſchenden Stadt emporgeſtiegen iſt. Dagegen iſt die attiſche Geſelligkeit gegen die kräftige und erhabene Art der Römer beynahe kleinſtädtiſch; denn der Sinn und die Art dieſes Volks ging in allen Dingen auf das Große, ſo wie der Sinn der Griechen ausſchließend auch im Leben auf das Schöne gerichtet war und in allem von dieſer Idee ausging. Wenn man die Freyheit von allen beſchränkten Anſichten und kleinlichen Sitten im Umgange und in der Lebensart, große Welt nennen will, ſo haben die Römer eine Höhe derſelben erreicht, der ſich kein altes und in mancher Beziehung vielleicht auch kein neues Volk nur von fern genähert hat. Drittens vergißt man das Weſentliche, und hält ſich an das Willkührliche und Unbedeutende, indem jedem ſeine beſchränkte Eigenthümlichkeit ein unbedingtes Geſetz der menſchlichen Natur zu ſeyn ſcheint. Die größere Keckheit der Leidenſchaften und ihrer Äußerungen in wärmern Ländern bey einem kräftigen Volk, iſt zwar eben ſo wenig allgemeingültig wie die nordiſche Kälte, hat doch

60) Manent vestigia ruris.

aber wenigstens gleiche Rechte. Die republikanische Offenheit und Entschiedenheit in den Sitten und im Umgange der Griechen und Römer hingegen könnte von einer Seite betrachtet, sogar als ein Vorzug erscheinen, indem sie die männliche Tugend beförderte, wenn auch das weibliche Zartgefühl nach unsern Begriffen dadurch verletzt ward. Vor allen Dingen aber muß, wer die alte Geschichte richtig fassen, ja wer den Menschen und das menschliche Leben überhaupt bestimmt und klar erkennen will, nur auf das Wesentliche in der Tugend und in den Sitten sehen, nicht aber zufällige Gewohnheiten und die Vorurtheile seiner Zeit zum Maaßstabe nehmen. Eine chinesische Ängstlichkeit der Sitten in dem Umgange und Verhältniß mit dem weiblichen Geschlecht ist bey weitem noch keine Reinheit; und die freyere Derbheit der antiken Sitten und Denkart in diesem Punkte der sinnlichen Natur und ihrer Regungen, ist der wahren Tugend vielleicht weniger nachtheilig gewesen, als oftmahls die verstohlne Lüsternheit in den Sitten wie in der Kunst der Neuern, wo die bösen Gedanken wie ein heimliches Gift im Verborgnen nur um so weiter fortschleichen. Auf der andern Seite aber wollen wir mit dieser Bemerkung auch die Grundsätze der Cyniker keineswegs rechtfertigen, welche auch im Alterthum nur eine Ausnahme bildeten, und deren Schaamlosigkeit oft ins Unglaubliche stieg, wie beym Krates; nach dem falschen Grundsatze, daß nichts, was die Natur gebeut, schändlich sey. Dieses ist aber so wenig in der Wahrheit gegründet, daß selbst manche der edleren Thiere in dem Geschäfte der Fortpflanzung das Verborgne suchen, und nur die Hunde, von welchen die Secte den Na-

men trug, dem Krates in seiner öffentlichen Unverschämtheit zum Beyspiel dienen konnten 61), in welcher die verirrte und überweise oder aberwitzig gewordne Vernunft wieder auf den Punkt zurückführte, auf welchem wir die roheste Natur, als eine selbst unter Wilden seltne Ausnahme, bey einigen Bewohnern der Südseeinseln wie in Otaheiti finden. Es ist belehrend, solche Verirrungen zu bemerken, um den schneidenden Gegensatz der überhaupt im Alterthum herrschenden sittlichen Grundbegriffe desto strenger zu fassen. Die bessere Denkart des edleren Alterthums aber war etwa folgende. Das Gesetz soll die Natur im Menschen nicht zerstören aber ordnen; und so soll auch die Schaamhaftigkeit nicht vertilgt werden, aber den Gesetzen des Verstandes und der Sitten untergeordnet seyn; so war es die Meynung des Plato, und ein solcher Gedanke lag auch den dorischen Sitten zum Grunde, auf welche wir hier überall als auf die edelste Entfaltung der Menschennatur im Alterthum, in dieser Untersuchung der Sittengeschichte zurückgeführt werden *).

---

61) Diog. Laërt. lib. VI, cap. 7. Κυνογαμεα.

*) Wenigstens eine Sittenlehre, welche nur von dem Standpunkte der Vernunft ausgeht, wird ihre Forderungen in dem Adel der dorischen Sitten mehrentheils befriedigt finden, da die Alten einmahl auch die Schaam nur für ein Gefühl der Natur hielten, welches der Vernunft unterzuordnen sey. Der eigentliche Begriff der Unschuld und innern Reinheit ist ihnen auch in der höhern Philosophie fremd geblieben, da er auf dem Geheimniß der Seele und ihrer göttlichen Bestimmung beruht. Darin besteht die wesentliche Verschiedenheit der antiken Denkart von der unsrigen; die Offenheit der Sitten aber soll man ihnen nicht so sehr zum Tadel anrechnen, da sie nur das Zufällige betrifft.

Hatte nun die Unterdrückung der übrigen griechischen Frauen etwa ihren Grund in alten Stammesgebräuchen, wie bey einigen nicht unedeln Völkern des Orients? Es ist wahr, daß solche Urgebräuche oft zur andern Natur werden, daß sie auch gegen die höchste Bildung der edelsten Völker die Unsitte und das Unrecht schützen, und die schönsten Blüthen der Menschheit zerknicken können. Wer aber mit der ältesten Geschichte der Griechen bekannt ist, weiß es, wie begünstigt sie überhaupt in diesem Stücke von der Natur und dem Schicksale waren. Ihr unscheinbarer Ursprung, der sich vom gewöhnlichen nur durch wenige zarte, groben Augen ganz unsichtbare, Merkmahle unterscheidet, enthält doch schon den vollständigen Keim ihrer allbewunderten höchsten Blüthe; und in den Gedichten Homers findet sich noch keine Spur von dieser Unterdrückung, die also sehr neu seyn mußte. Die Frauen nahmen Theil an den Gesellschaften der Männer, und wurden mit Achtung behandelt in jenem heroischen Zeitalter; ganz das Gegentheil von der morgenländischen Einsperrung und deren Folgen. Ja sie nehmen Theil an der heroischen Bildung dieses Zeitalters der Helden und Sänger, wenn gleich die Bildung der Männer vom Zeitalter mehr begünstigt ward, als die der Frauen 62).

Die scheinbarste Erklärung wäre es, den Mangel

62) Man sehe darüber Lenz Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter; eine kritische unter manchen unkritischen Arbeiten über die Geschichte des weiblichen Geschlechts bey den Alten. Barthelemy ist darüber etwas kürzer als man wünschen möchte; und Pauw ist fast in keinem Abschnitte seines übereilten Werks so unendlich reich an Fehlern als in diesem.

von dem Überfluße, den Fehler von der sittlichen Kraft und eigenthümlichen Bildung der Griechen selbst herzuleiten, etwas auf ihren Republikanismus, das meiste aber auf ihre Gymnastik und Musik zu schieben! Denn diese drey waren gleichsam die Blätter, die sich aus der zarten Knospe der griechischen Bildung, wie wir sie im Homer finden, entwickelten, sobald diese sich zur vollendeten Blume der geistigen und sittlichen Freyheit *entfaltete*. Was der höchste Ruhm und der höchste Genuß der griechischen Männer war, daran hatten die Frauen keinen Theil. Diese Erklärung enthält sehr viel Wahres, befriedigt indeß nicht über alles, da sogar viele griechische Frauen an der Gymnastik und Musik Theil nahmen; am wenigsten aber gibt sie Aufschluß über die Abweichungen der attischen Sitten. Ohne Zweifel war in allen alten Republiken der gesellige Umgang mit den Weibern sehr verschieden von dem in alten und neuen Monarchien, und dadurch war es auch wenigstens die Außenseite, gleichsam die äußern Zuthaten, in dem Verhältniß der Liebe und der Ehe. Allerdings würde es einer Frau, gewohnt an asiatische Sitten und Huldigungen, und nun plötzlich unter alte Republikaner von Sparta versetzt, Anfangs etwas herbe dünken; wäre sie aber edler Natur, so würde sie bald einsehen, daß sie eigentlich dort entweiht und verachtet ward, wo man sie zwar vergöttert, aber ohne sie um ihrer selbst willen zu achten, als ein bloßes Werkzeug schlaffer Wollust. Die Gymnastik vollends, die Frauen mochten nun Theil daran nehmen, wie bey den dorischen Völkern, oder nicht, mußte eine wesentliche Veränderung und völlige Umwälzung in der Lage und in den Sitten

des weiblichen Geschlechts verursachen. Im letztern Falle, dem der meisten griechischen Staaten, wo nicht aller außer Sparta, gewiß aber aller jonischen, entfernte sie die Frauen von dem Umgange und der Gesellschaft der Männer, welche nun ihren eigentlichen Sitz in den Gymnasien nahm. Sie schwächte auch allmählich die Achtung derselben, und dadurch selbst ihren Werth, indem sie das weibliche Geschlecht von demjenigen ausschloß, was die höchste Blüthe des männlichen Lebens und die erste Liebe des Jünglings war; schöne Spiele nämlich und freye Thaten in männlicher Freundschaft.

Die Rechtfertigungen oder Erklärungen der griechischen Sitten, welche ich bis itzt anführte, setzen unbestimmte oder unrichtige Begriffe von dem voraus, was erklärt werden soll. Ich werde mich weiterhin in diesen Berichtigungen nur noch auf Athen beschränken, einen ganz allgemeinen aber doch bestimmteren Umriß der Thatsache entwerfen, und die Gründe derselben entwickeln. Haben wir nur erst hier, wo die Nachrichten doch am vollständigsten sind, Grund und Boden gewonnen; so kann bey der Untersuchung, in wie fern die Lage und die Sitten des weiblichen Geschlechts in den andern griechischen Staaten denen zu Athen und Sparta ähnlich waren, die Voraussetzung, daß die jonischen sich dem ersten, die dorischen dem letzten näherten, vielleicht zum Leitfaden dienen, die kleinen noch vorhandnen Bruchstücke zu einem Gemählde zu ordnen, dem es an einer schönen Einheit nicht fehlen würde. Die abweichendsten Eigenthümlichkeiten in der Lage und den Sitten der attischen Frauen, sind diese. Ihre Erziehung wurde erstens, außer

so viel Orchestik und Musik als etwa zu öffentlichen Festen unentbehrlich war, auf weibliche Handarbeiten eingeschränkt, worin ihr Fleiß und ihre Kunst gleich sehr bekannt sind. Jedoch waren sie auch Zuschauerinnen im Theater 63), wenigstens bey den tragischen Schauspielen, dieser hohen Schule der atheniſchen Bildung. Ferner waren sie von dem öffentlichen Leben, von den Gesellschaften, ja vom Umgange der Männer, bis auf wenige Ausnahmen, ausgeschlossen. Außerdem sind auch die Urtheile der attischen Schriftsteller über das andre Geschlecht ungewöhnlich hart, und die Übereinstimmung ihrer Äußerungen verräth, daß dieß ein öffentliches Urtheil und die Stimme des Volks war.

Die Gesetze selbst, die Gesetze des freyen Athen, des gerechten Solon, beförderten die Einschränkung der Frauen. Schon Solon beschränkte die öffentliche Erscheinung derselben durch ein Gesetz, dessen Buchstabe seltsam klingt, aber das ächte Gepräge des Alterthums hat. Es bestimmt die Zahl der Kleidungsstücke, das Maaß der Geräthschaften, und den Werth der Eß- und Trinkwaaren, welche eine Frau, wenn sie bey Tage ausging, mit sich führen und an sich tragen sollte, bey Nacht dürfte sie

63) Die Gründe für die entgegengesetzte Meynung S. in Teutsch. Merk. 1796. 1tes St. III. Waren die Frauen, in Athen Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen? Weil aber die positiven Gründe aus der historischen Wahrscheinlichkeit nicht unwiderleglich sind, die Stelle aus Aeschines nicht entkräftet, und auf die wichtige Stelle bey Plato de legg. libr. II. p. 69 70. ed. Bip. gar keine Rücksicht genommen worden ist; so habe ich den Text unverändert gelassen.

nur zu Wagen und mit einer Fackel öffentlich erscheinen 64). Ein Gesetz des Philippides belegte Weiber, welche auf den Straßen Unordnung erregten, mit einer Geldbuße von tausend Drachmen. Es gab eigne Obrigkeiten, die eben darüber so wie auch über andre Gegenstände der weiblichen Sitten die Aufsicht hatten und den Nahmen eines Γυναικοκοσμος und Γυναικονομος führten. Die atheniſchen Geſetze im Allgemeinen ſind nicht etwa willkührliche Einfälle, welche einem Volke gegen ſein Bedürfniß aufgezwungen wurden. Sie ſind, beſonders die Geſetze Solons, aus der innerſten Natur der Sitten und der Lage geſchöpft, und es iſt daher ein belehrendes Vergnügen, ihren verſteckten Sinn zu erforſchen. Die Erklärung dieſer Geſetze über die Weiber haben wir daher auch in der Geſchichte aufzuſuchen.

Beym erſten Blick ſcheint der einzige Zweck des Soloniſchen Geſetzes nur der zu ſeyn, die guten Sitten zu befördern und unnützen Aufwand zu beſchränken. Zwey Thatſachen beym Herodot aber haben mich auf die Ver-

64) Plut. in Solon. p. 359, edit. Reisk. — Plutarch iſt ſelten zuverläſſig, oft nachläſſig, und erinnert uns zuweilen an die etwas unhöflichen Bemerkungen der Alten über den Einfluß der böotiſchen Luft auf menſchliche Geiſtesgaben. Aber die Quellen, aus denen er die Geſetze des Solon ſchöpfen konnte, waren die beſten, und dieſe tragen außerdem das höchſte Gepräge der Ächtheit. Solons Geſetze wurden gleich geſchrieben; die attiſchen Redner führten ſie häufig ganz an, und dieſe letztern waren damals noch in aller Händen; gründliche und genaue Schriftſteller, wie Ariſtoteles, commentirten ſie frühzeitig. Es fiel alſo beynahe die Möglichkeit einer Verfälſchung weg, zu welcher es auch keine eigentliche Veranlaſſung, wie etwa beym Lykurgus, gab.

muthung gebracht, daß sein Nebenzweck und der Hauptzweck des spätern Gesetzes, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe war; denn dieser konnte der ungestüme Freyheitssinn, welcher auch die attischen Weiber beseelte, bey ihrer Leidenschaftlichkeit leicht gefährlich werden. Schon in sehr alten Zeiten rotteten sich die attischen Frauen zusammen, und brachten einen Unglücklichen um, der schuldig schien, weil er allein und als der einzige Gerettete von einer fehlgeschlagenen Unternehmung gegen Aegina zurückkehrte, indem eine jede ihn fragte, während sie ihn mißhandelten und tödteten, wo ihr Mann sey 65). Als Lycidas im persischen Kriege die Athener verführen wollte, Vorschlägen Gehör zu geben, welche auf den Verlust ihrer Freyheiten abzweckten, so tödteten sie den Verräther. Als die attischen Frauen zu Salamis Nachricht davon erhielten, brachen sie in sein Haus, und brachten sein Weib und seine Kinder um 66). Da die Volksherrschaft der Alten ohne strenge sittliche Erziehung, sogleich in Anarchie und leidenschaftliche Wuth entartete, und da die Frauen an dieser Erziehung, außer dem Drama, keinen Antheil hatten; so darf uns diese ochlokratische Weibergerechtigkeit nicht sehr befremden. Schon die Gewohnheit zahlreicher und unruhiger Versammlungen bey öffentlichen Frauenfesten konnte sehr leicht weiter um sich greifen und äußerst gefährlich werden. Man denke nur an die Bakchantinnen, an die geheiligten Ausschweifungen bey Ceresfesten, am Adonisfeste und andern. Dazu kam noch

65) Herodot. Terpsich. cap. 87. 66) Herodot. Calliop. cap. 4, 5.

die attiſche Heftigkeit! Man kann ſich den Ungeſtüm der alten Athener in der früheren herben Vorzeit nicht brennend und hart genug vorſtellen. Der erhabne Aeſchylus gibt uns davon ein treues Bild, welches durch einzelne Züge im Herodot und Thucydides noch vollſtändiger wird. Die alte Pelasgiſche Tiefe und ernſte Traurigkeit traf hier zuſammen mit der ioniſchen Beweglichkeit, um eine ganz eigenthümliche Erſcheinung von gränzenloſer Heftigkeit und leidenſchaftlichem Ungeſtüm hervorzubringen, welche das eigenthümliche Weſen des atheniſchen Volkscharakters bildet. Man erinnre ſich nur an die weibliche Heftigkeit in den Danaiden, den Choëphoren, den Sieben Helden des Tragikers. Schon Solon mußte ein Geſetz geben, daß der Schmerz der Frauen bey dem Leichenzuge geliebter Todten nicht in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausarten möchte [67]).

Eine neue Beſtätigung dieſer Meynung gewährt uns Ariſtophanes. Den Inhalt zwey noch vorhandener Komödien bildet ein Weiberauflauf, der eben ſo toll als lächerlich iſt; der Inhalt einer dritten iſt ein öffentliches Weiberfeſt, wo es auch ziemlich lebendig zugeht. Die Namen einiger verlohrnen Komödien dieſes und andrer Dichter laſſen ähnlichen Inhalt vermuthen. Wer glauben wollte, Weiberverhandlungen, wie die in der Lyſiſtrata, oder ein Weiberſtaat wie der in den Ekkleſiazuſen, ſeyen ein buchſtäblich treues Gemählde wirklicher Begebenheiten deſſen Urtheilskraft ſtände zu bezweifeln; aber ohne alle

67) Jenes Geſetz der zwölf Tafeln: Mulieres genas ne raduntо, neve lessum funeris ergo habento; iſt nach dem Zeugniſſe des Cicero, Goloniſch.

Veranlaſſung in der Wirklichkeit, waren doch gewiß dieſe Darſtellungen der Komödie nicht, welche ihren Stoff vom öffentlichen Leben entlehnte, und nur nach den Bedürfniſſen des komiſchen Ideals weiter ausbildete. Es iſt nicht immer leicht, dieſe reichhaltigſte Quelle der attiſchen Sittengeſchichte zu gebrauchen, und die ſehr in einander laufende Grenze des Wirklichen und des Erdichteten im Ariſtophanes mit Beſtimmtheit und Sicherheit unterſcheiden zu können.

Jene Geſetze waren freylich nichts anders als Linderungsmittel, wie ſchon ihre Wiederhohlung beweiſt, konnten nichts anders ſeyn, da eine Verbeſſerung und Abhülfe in den einmahl herrſchenden Sitten und Grundeinrichtungen des Lebens ganz unmöglich war. Indeß finden wir doch in ſpätern Zeiten keine ſolche Thatſache mehr angeführt, wie die obige beym Herodot. Die erwähnte Obrigkeit nämlich, „die weibliche Cenſur, iſt wie Ariſtoteles ſagt, nur in Ariſtokratien, in Demokratien aber ſo wenig wie in Oligarchien anwendbar. Denn wie wollte in Demokratien der Cenſor die Weiber zwingen, nicht öffentlich zu erſcheinen [68])?" Ich verſtehe dieſes nicht vom Ausgehen einzelner Weiber zu häuslichen Geſchäften, denn es wäre ungereimt, dieſes zu verbieten, und ohnehin verrichteten es meiſtentheils männliche Sklaven, ſondern von einem öffentlichen Erſcheinen, welches entweder den guten Sitten oder der öffentlichen Ruhe gefährlich war [69]). Wie konnte der Cenſor

68) Aristot. Polit. lib. IV, cap. 15. 69) Barthelemy tom. II. p. 99. hat alſo die Stelle des Ariſtoteles, wie das Geſetz des Solon, wohl mißverſtanden.

die arme Menge mit Geld strafen. Daher denn auch das Gesetz des Philippides in vielen Fällen unanwendbar seyn mochte. Mit Leibesstrafe aber konnte er Freye nur wegen Verbrechen belegen, und Schande hatte er nicht zu vertheilen; denn in einer Demokratie bestimmt die öffentliche Meinung, und nicht der Gesetzgeber, was Ehre und Schande bringen soll.

Durch die Entfernung der Frauen vom öffentlichen Leben, womit auch die Entfremdung von der Gesellschaft der Männer unvermeidlich verknüpft war, wurde zwar die Ruhe des Ganzen gesichert, aber die Trennung in der Erziehung und in den Sitten der beyden Geschlechter noch mehr befestigt und bestätigt. Das einzige Mittel, das Übel von Grund aus zu heben, wäre gewesen, die Frauen, wie zu Sparta, an der öffentlichen Erziehung Theil nehmen zu lassen, und dennoch die entgegengesetzten Fehler zu vermeiden. Dieses Mittel zu gebrauchen, stand aber nicht in der Macht des Solon, weil es den athenischen Begriffen widersprach. Er verzweifelte schon so gänzlich an den Sitten der Bürgerinnen, daß er es für nothwendig hielt, die strengen Gesetze des Drako gegen den Ehebruch, Verführung und Verkupplung zu bestätigen. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß es nicht die Aufgabe Solons war, willkührlich Gesetze zu erdenken, sondern nur die öffentliche Meinung zu ordnen und ihren besten Ausdruck zu finden, wenn man die Solonische Gesetzgebung, als das höchste Kunstwerk der Gerechtigkeit, Weisheit und Schonung, was der griechische Geist in den damahligen Sitten und Begriffen hervorzubringen im Stande war, nicht verkennen will. Und wenn es sich finden sollte, daß

seine Gesetze, wo es nur möglich war, der strengen Gerechtigkeit gemäß waren, daß er wo dies nicht in seiner Macht stand, durch recht sinnreiche Züge der schlauen Benutzung und der feinsten Schonung wenigstens das beste Gleichgewicht zwischen den Gesetzen der Nothdurft und den Foderungen der sittlichen Vernunft zu erreichen wußte, so scheint dieses vielleicht Einigen wenig gesagt, es dürfte aber mehr seyn, als sich von vielen andern Gesetzgebungen rühmen läßt. Scheinen jene Einrichtungen hart, so sorgte hingegen der attische Staat dafür, daß die jungen Bürgerinnen in weiblichen Arbeiten unterrichtet würden, er beförderte die Ehen. Die Töchter derer, welche sich ums Vaterland verdient gemacht hatten, wurden auf öffentliche Kosten erzogen oder ausgestattet. Wer eine Frau beleidigte, den durfte jedermann verklagen; selbst jene ausgestoßenen Hetären, denen die Rechte der Bürgerinnen versagt waren, fanden wenigstens Duldung. Alles ganz im Geiste des gerechten und guten Athen, wo die Gesetzesgleichheit einheimisch war, wo auch der Fremde gegen die sonstige Sitte des Alterthums, und selbst der Unfreye seine eigenthümlichen Rechte hatte, wo er, wie Demosthenes sagt, sogar freyer reden durfte, als in andern Staaten der Bürger, wo auch er sich freuen durfte 70).

Welches die gesetzlichen Ursachen der Ehescheidung zu Athen gewesen, ob der beyderseitige oder gar einseiti-

70) Atque id ne vos miremini, homines servulos
Potare, amare, atque ad coenam condicere.
Licet hoc Athenis. —
Plautus in Stich. act. III, scen. 1.

ge Wille hinreichte, darüber wage ich nicht zu entscheiden. Höchst wahrscheinlich ist es aber, daß die attischen Gesetze auch in diesem Stücke ihrem eignen Geiste treu und gerechter als andre, und daß die Rechte des Mannes und der Frau gleich waren. Der Umstand, daß die Obrigkeit, durch die Vermittlung eines Vergleichs in Güte, und die persönliche Erscheinung der Frau vor Gericht, den Leichtsinn zu hemmen suchte; die Namen der Scheidung selbst [71], lassen etwas sehr willkührliches vermuthen. Die sonderbaren Vorrechte jeder Familienerbin (επικληρος) hatten einen politischen Grund, und können zum Beyspiel dienen, wie viel tiefer Sinn auch in den seltsam scheinenden Solonischen Gesetzen liegt. Epikleros hieß nehmlich diejenige Bürgerin, welche in Ermanglung von Söhnen, das Vermögen ihres Vaters erbte. Die Obrigkeit verfügte über ihre Verheirathung, und sprach sie dem nächsten Verwandten zu, der jedoch in jeder Rücksicht zur Ehe fähig seyn mußte, sonst dem nächsten nach diesem [72]; ja, war sie zu der Zeit, da sie erbte, schon verheirathet, so wurde die erste Ehe wieder getrennt. Eine solche Erbin genoß nun eine Menge Vorrechte, von denen die meisten die Absicht hatten, ihr auf jede Weise Nachkommenschaft zu verschaffen; einige derselben waren aber von der Art, daß sie bald veralteten, und lächerlich wurden. Solon suchte nicht nur überhaupt die äußerst wichtige Einheit der kleineren Glieder und Stammvereine,

71) Αποπομπη, von Seiten des Mannes; απολειψις, von Seiten der Frau. 72) Der, welchem sie zugesprochen ward, hieß επιδικαζομενος.

aus welchen das Ganze des Staats zusammengesetzt war, durch Ehen in sich zu befestigen, welche sonst leicht der Kitt der Partheyen werden konnten; sondern er hatte auch bey jenen sonderbaren Verfügungen einen Zweck, der mit dem großen Ziel seiner ganzen Gesetzgebung in der genauesten Beziehung stand. Dieses Ziel war, die überhaupt, wo sie einmal eingerissen ist, besonders aber in Griechenland, schnell wachsende Ungleichheit des Vermögens wenigstens in so weit zu hemmen, daß die Erschütterungen, welche sie in Freystaaten nach sich ziehen mußte, vermieden würden. Er suchte durch jene Gesetze die Vereinigung zweyer Erbtheile zu verhindern, und wie die Einzelnen so auch die Familien und Stämme an Vermögen gleich zu erhalten. Die Vertheilung der Abgaben zu Athen war mit solcher Gerechtigkeit und Weisheit abgewogen; die Sorge des Staats für diejenigen, welche sich um das Vaterland verdient gemacht hatten, oder doch ohne ihre Schuld seiner Hülfe bedurften, war so großmüthig; die Gesetze waren so vortrefflich, daß es zu Athen keinen Bettler gab [73], unmäßiger Reichthum aber nur selten seyn, und schwerlich lange dauern konnte. Die Ungleichheit des Vermögens war, wie sie mehrentheils überhaupt die Veranlassung der demokratischen Staatseinrichtungen in Griechenland gewesen, so auch die erste geschichtliche Ursache der Solonischen Gesetzgebung, durch welche die höchste Aufgabe jedes griechischen Freystaates so zweckmäßig, und wenn man sich erinnert, daß Athen

73) Isocr. Areopag. p. 263.

eine demokratiſche Handelsſtadt war, kann man wohl ſagen, ſo glücklich aufgelöſet worden iſt.

Bey der bisher entwickelten Sittengeſchichte und Verfaſſung Athens, darf es uns alſo nicht befremden, in den attiſchen Schriftſtellern Äußerungen über das weibliche Geſchlecht zu finden, welche ſie zwar mit Unrecht zu allgemein ausdehnen, die aber in dieſer Stadt nicht ganz ohne Grund waren. Und doch redet nicht ſo wohl Geringſchätzung als Mißtrauen, nicht Leidenſchaft, ſondern gegründete Lebenserfahrung aus ihnen; ſelbſt der alberne, lächerliche Weiberhaß des Euripides verräth mehr die Erbitterung des beleidigten Theils, als den Übermuth eines ungerechten Unterdrückers. Erklärbar iſt alſo auch in dieſer Hinſicht der Vorzug, welchen die Griechen der geiſtigen Männerfreundſchaft vor der weiblichen Leidenſchaft gaben, und die Meynung, daß die edlere oder himmliſche Liebe nur zwiſchen Männern Statt finde 74). Solon ſelbſt hatte den Lauf der Begebenheiten genutzt und den ruhmwürdigen Verſuch gewagt, joniſche Ausſchweifung, die er nicht mehr ganz vertilgen konnte, zu doriſcher Liebe zu adeln. Er unterſagte die edle Männerfreundſchaft, als ein Vorrecht der Freyen, den Sklaven, ſuchte aber dagegen durch ſtrenge Strafgeſetze jede unnatürliche Ausſchweifung zu hemmen. Wenigſtens erreichte er ſo viel, daß man noch zu Plato's Zeit ſagen konnte; nur zu Athen und Sparta wiſſe man den himmliſchen Amor von der gemeinen ſinnlichen Liebe zu unterſcheiden 75).

---

74) Plat. Sympos. p. 184. 75) Plat. Sympos. p. 186.

Plato lebte in dem Zeitalter, wo attiſche Sittenloſigkeit und Geſetzloſigkeit, in noch ungeſchwächter Kraft, und ungehemmter Freyheit, nur deſto üppiger ausſchweifte; und er war noch nahe genug an der Zeit, wo die doriſche Tugend ihre höchſte Blüthe erreichte. Daher ſeine Vorliebe für die doriſchen Sitten, auch in Rückſicht der Frauen. Er hat mit wenigen Meiſterzügen eine Frau verewigt, welche dieſer Vorliebe entſprach, die ſein tiefes Gefühl und die hohen Ideen ſeiner Vernunft gleich ſehr befriedigte; die Diotima, in welcher ſich die Anmuth einer Aſpaſia, die Seele einer Sappho, mit hoher Selbſtſtändigkeit vermählt, deren edel begeiſtertes Gemüth uns ein Bild der vollendeten Menſchheit darſtellt.

VI.

Ueber die Gränzen des Schönen. 1794. *).

Der Verstand verknüpft das Einzelne und trennt das Ganze nicht willkührlich. Die Gränzen aller Vorstellungen

*) Diese kleine Abhandlung bemüht sich, die Idee des Schönen in ihrem Zwiespalt mit dem Wesen der Kunst zu betrachten; indem nähmlich zuerst Klage darüber geführt wird, wie das Schöne in der Kunst immer nur unvollständig, einseitig, getrennt und in seine Elemente zerspalten, zur Erscheinung und zur Wirklichkeit gelangt; dann aber auch nachgewiesen und angedeutet wird, wie das Schöne und seine Bestandtheile nicht bloß in der Kunst, sondern ursprünglich auch in der Natur und in der Liebe gefunden werden, und wie erst im vollendeten Einklang dieser drey Elemente das vollständige, wahre und höchste Schöne hervorgeht, wo die Fülle der Natur und die Einheit der Liebe zum Ebenmaaß der Kunst zusammenstimmen. So genommen, ist die Idee des Schönen nicht mehr getrennt von der des Wahren, als der Fülle alles lebendig Wirklichen, noch auch von der Idee des Guten, als der geordneten Liebe; und darauf eben ist dieser Versuch gerichtet, jene griechische Idee des Schönen in ihrer ganzen Vollständigkeit und höchsten Vollkommenheit zu ergreifen. Die Fülle aber und die Einheit sind hier in einem viel höhern Sinne zu nehmen, als wie es damahls in unserer Deutschen Philosophie üblich war, wo sie bloß als Elemente des Denkens, des Begriffs, oder des beschränkten Daseyns betrachtet werden. Unter der Fülle wird hier verstanden, die unendliche Fülle des Lebens der schöpferischen Natur, in der anwachsenden Schöne ihrer unermeßlich herrlichen Entfaltung; unter der Einheit aber ist nicht irgend eine äußre Einheit gemeynt, sondern die innere, ewige Einheit der Seele, oder der

und Bestrebungen sind durch zwey entgegenstehende Gesetzgebungen unabänderlich bestimmt. Von Innen die ewigen Richtungen des strebenden Gemüths; von außen die unwandelbaren Gesetze der Natur. Unsicher schwankt die Neigung zwischen der Stimme der Freyheit und dem Gebothe des Schicksals; mühsam bildet der Verstand am Einzelnen, und verliert sich vom Ganzen endlich so weit, daß es scheinen könnte, als sey dem Menschen Maßstab und Wagschale seines Lebens entrissen. Jene zwiefachen zarten Gränzen richtig zu treffen und treu zu bewahren, den Kampf des Schicksals und der Freyheit in volle Eintracht aufzulösen, ist der verschlungenste Knoten des menschlichen Lebens. Ist das Ungefähr weiser als die Kunst? Kann die schwerste Aufgabe nur von selbst erfüllt werden?

Wenn nicht absichtliche Kunst, sondern der Naturtrieb die Bildung lenket, so entwickelt sich gleichmäßig der ganze Mensch. Vollständigkeit und Bestimmtheit sind die unterscheidenden Merkmale des Alterthums, und seiner organischen Entwicklung. Alles Einzelne ist hier in durchgängiger Wechselwirkung; offen und deutlich liegen in der antiken Geschichte die großen Umrisse der Freyheit und des Schicksals vor uns; auf den verschiedenen Stufen der alten Bildung sind die reinen ursprünglichen Arten aller wesentlichen Verhältnisse zwischen dem Menschen und der Natur erschöpft, auf der höchsten Stufe ist mehr oder weniger die harmonische Eintracht und eine natürliche Vol-

Liebe; und so ist auch die Ordnung und das Ebenmaß in diesem Sinne nicht bloß auf die Kunst beschränkt, sondern es ist der ordnende Geist, der alle Bildung, bewußt oder unbewußt, leitet und bestimmt, und selbst ihr Wesen ist.

lendung und höchste Blüthe erreicht. Dieser Zusammenhang gegen unsere Zerstückelung, diese reinen Massen gegen unsere unendlichen Mischungen, diese einfache Bestimmtheit gegen unsere kleinliche Verworrenheit gehalten, sind Ursache, daß uns die Alten, Menschen im höhern Styl zu seyn scheinen. Doch dürfen wir sie nicht als Günstlinge eines willkührlichen Glücks beneiden. Unsere Mängel selbst bewähren und sichern unsere Hoffnung; denn sie entspringen eben aus der Oberherrschaft des geistigen Vermögens und des freyen Verstandes, dessen obwohl langsame Vervollkommnung dagegen auch gar keine Schranken kennt. Und wenn er das Geschäft, dem Menschen eine beharrliche Grundlage zu sichern, und eine unwandelbare Richtung zu bestimmen, beendigt hat, so wird es nicht mehr zweifelhaft seyn, ob die Geschichte des Menschen gleich einem Kreise ewig nur in sich selbst zurückkehre, oder ins Unendliche zum Bessern fortschreite. Eben so ist die Herrlichkeit der Alten von ihrem tiefen Falle unzertrennlich; beyde entspringen aus der Herrschaft des Triebes und einer sich aus sich selbst frey entwickelnden Natur. Der Verstand, wo er den Gang der menschlichen Bildung leitet, bleibt allerdings oft hinter der Natur zurück, und verkennt die Mittel, oder verwechselt Mittel und Zweck. Der Trieb dagegen fängt an mit der Natur und endigt auch wieder in der Natur; nur in der Mitte vereinigt er die Natur und den Menschen. Selbst die griechische Kunst, welche die Vollkommenheit erreichte, endigte in sich selbst, und beweiset die Hinfälligkeit der alten Größe. Und eben in der Kunst ist auch unsere Verworrenheit und Zerstückelung am offenbarsten. Eine Kunst schweift in das Gebiet der

andern, und eine Gattung in das Gebiet der andern hinüber. Darstellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anschauung, Zeichen und Wirklichkeit, Zeit und Raum verwechseln ihre Bestimmung. Der Künstler strebt auf Kosten der Einheit nur nach Natürlichkeit; der Kenner schätzt in der Natur nur das Künstliche; der Schwärmer nur nach dem Wiederschein seiner eignen Träume verlangend, sucht die Liebe in der Natur; der liebloſe Schwelger erfrecht sich den freyen Menschen, wie äußere Natur zu genießen. Dieser lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre, jener weiß das Schöne nur zum Nutzen zu brauchen. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menschheit verwirrt; er muß sie auch noch vereinzeln und verstümmeln. Wer in Musik allein schwelgt, verschwebt in Unbestimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich selbst zu Stein; wer in der Poesie allein lebt, verliert beydes, Kraft und Bestimmtheit, wird endlich zu einem Traume. Selbst Poesie und Wirklichkeit vereinigt, lassen eine große Lücke, welche nur durch die sinnlichen Künste ausgefüllt werden kann, in welchen die Gesetzmäßigkeit bestimmter und lebendiger als in der Dichtkunst, die Wirklichkeit gesetzmäßiger als in der Natur ist. Durch die Kunst allein wird der Mensch zu einer leeren Form; durch die Natur allein wird er wild und lieblos. Es ist ein beweinenswerther Anblick, einen Schatz der trefflichsten und seltensten Kunstwerke wie eine gemeine Sammlung von Kostbarkeiten zusammen aufgehäuft zu sehen. Trostlos und ungeheuer steht die Lücke vor uns; der Mensch ist zerrissen, die Kunst und das Leben sind getrennt. Und dieß Gerippe war einst Leben!

Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmliſche Feuer der Kunſt, wie die ſanfte Gluth des Lebens beſeelte Leiber durchdringt, das All der regen Menſchheit durchſtrömte!

Nicht weniger unnatürlich, wie jene verkünſtelten Schwelger der Einbildungskraft und eines ganz einſeitigen Kunſtſinnes, ſind die Schlachtopfer der Anſtrengung, die Sklaven des Nutzens, in denen ſteter Zwang zuletzt alle Schnellkraft des Triebes vernichtet. Im Denken und Handeln bewegt ſich der Mechanismus einer ſolchen Sinnesart und eines ſolchen Lebens noch leidentlich wie ein Menſch; im Genuſſe zeigt ſich unverhohlen das reine Thier. Dieſe verwahrloſten Naturen erröthen endlich bey dem Namen der Schönheit. Die leiſeſte Erinnerung an Kunſt, Natur, Liebe erregt ihnen eine ſichtbare Scheu und innre Verlegenheit, wie die ernſthafte Erwähnung eines Geſpenſtes.

Auch der geiſtige Genuß iſt der Seele nothwendig, er erfriſcht und belebt die Kraft zu neuem Kampfe; ſtete Anſtrengung zerrüttet und zerſtöret unvermeidlich, wie ſteter Genuß erſchlafft und auflöſt. Es iſt widerſprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen; denn der Menſch gelangt nur in der Natur zum Daſeyn, deren Geſetze mit den ſeinigen faſt überall in Widerſpruch ſtehen. Das Leben iſt ein ernſter Kampf; die kleinſte Unmäſſigkeit im Genuſſe beſtraft ſich ſelbſt. Nach dieſem Geſetz der Natur müſſen Menſchen, die ſich zum Seelengenuß der Liebe verbinden, wo dieſer Genuß keinen tiefern Grund und keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rauſch ſo hart beſtrafen. Andre, die ſich zu ernſter That verknüpfen,

und im Genuß nur ausruhen, werden durch die Reinheit und Beständigkeit ihres Genusses belohnt. Der Genuß hat um so mehr Werth, je selbstthätiger er ist, je mehr er sich dem Schönen nähert, in welchem sich das Gute mit dem Angenehmen vermählt. Er muß frey, darf nicht Mittel zu einem Zwecke seyn; absichtlicher Genuß wäre Geschäft und nicht Genuß. Das Heilige brauchen, heißt es entweihen; das Schöne aber ist heilig. Man kann durch Darstellungen den Verstand, durch das Schöne die Sitten bilden, die Kunst kann Stoff für den Denker werden; aber der Sinn gewinnt wenig oder nichts dabey. Wie jede Kraft sich nur im freyen Spiele entwickelt, so bildet sich auch das liebende Gefühl und der innre Sinn der Seele oder das Vermögen des Schönen, nur im freyen Genusse des Schönen. Dieser innre Sinn der Seele für das Schöne, ist noch verschieden von dem bloßen Kunstsinn, welcher dem erzeugenden und hervorbringenden Kunstvermögen, als die Empfänglichkeit, Darstellung und Erscheinung zu fassen, gegenübersteht; denn das Schöne waltet nicht bloß in dem Scheine oder in der Darstellung und Kunst, sondern auch in der Natur und im Menschen, oder in der Liebe. Die Gränze des geistigen Genusses der Seele, wo er anfangen darf und wo er aufhören muß, ist leicht zu bestimmen, aber äußerst zart zu treffen. Eben das gilt auch von den Gränzen der einzelnen Arten des Schönen. Deren gibt es drey, wie drey ursprüngliche Gegenstände des geistigen Genusses; die Natur, der Mensch, und die Kunst, in deren Darstellungen alles vereint wird.

Das Vorrecht der Natur iſt die Fülle und das unendliche Leben; das Vorrecht der Kunſt iſt die geiſtige Einheit und das harmoniſche Ebenmaaß. Wer das letzte läugnet, wer die Kunſt nur für Erinnerung an die ſchönſte Natur hält, der ſpricht ihr alles ſelbſtſtändige Daſeyn ab. Hätte ſie nicht ihr eigenes Geſetz, wäre ſie nichts als Natur, ſo wäre ſie nicht viel mehr als ein dürftiger Behelf des Alters, um die erlöſchende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu erſetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz verſagte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greiſen überlaſſen, ſich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in weſenloſen Schatten zu ſchwelgen. Andre Irrende läugnen die Natur, indem ſie ſie eine Künſtlerinn nennen, als wenn nicht alle Kunſt beſchränkt, die Natur aber überall unendlich wäre! Nicht nur das Ganze breitet ſich nach allen Seiten gränzenlos aus; das kleinſte Einzelne in ihr iſt zwiefach unerſchöpflich. Es iſt die durchgängige Beſtimmtheit des Geſtalteten, wie die allbewegliche Regſamkeit des Lebendigen unendlich; denn jeder Punkt des Raumes, jeder Moment der Zeit, deren unendlich viele ſind, iſt erfüllt. Nicht genug, daß die Kunſt alle Mannigfaltigkeit nur von der Natur entlehnt; ſie zerſchneidet auch Geſtalt und Leben, ſie zerreißt die Natur. Die einzige Schauſpielkunſt vereinigt ſie zwar, aber auch ſie reißt doch nur gewaltthätig ein beſtimmtes Einzelnes aus der unendlichen Fülle. Nothdürftig giebt ſie uns zwey Seiten der Natur zugleich und vereint, welche in den andern Künſten getrennt bleiben, das bewegliche Leben und die feſte Geſtaltung. Aber die

Vereinigung ist mangelhaft und es bleibt ein Gefühl von der Unvollkommenheit der Elemente, die nicht zusammengehn; vorzüglich ist der plastische Theil dieser plastischen Musik sehr unvollkommen. Die Alten opferten durch ihre idealischen Masken der Schönheit und Wahrheit Leben und Täuschung auf; die Neuern opfern umgekehrt die Schönheit und Wahrheit dem Leben und der Täuschung auf. Man vergleiche damit einen Blick an den freundlichen Himmelsbogen, der das Unendliche gleichsam ergreift; einen Augenblick des Frühlings, wo das verschiedenste Leben durch alle Sinnen in unser Innerstes dringt; den Anblick eines furchtbar-schönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft in Zerstörung überschäumt. In dieser Anschauung scheint der Mensch die ganze Fülle des Daseyns und die endlose Zeit selbst zu fassen, die verschwistert mit der Mannigfaltigkeit des Raumes, aus dem reichen Füllhorn der ewigen Natur hervorströmt. „Das Ganze bleibt immer jung, singt der Dichter der Natur; nur die Vergänglichen wechseln flüchtig. Völker kommen, Völker gehen; eilig wie im Wettlauf reichen sie die Fackel des Lebens weiter *)." — Entfliehe, scheint sie dem Menschen verführerisch zuzurufen, entfliehe deiner kleinlichen Ordnung, deiner armseligen Kunst; huldige der ehrwürdigen Einfalt, der heiligen Begeisterung deiner reichen Mutter, aus deren vollen Brüsten alles echte Leben quillet! Das furchtbare und doch fruchtlose Verlangen, sich ins Unendliche zu verbreiten; der heiße Durst das Einzelne zu durchdringen, überwältigen den Menschen so

*) Lucret. II. 75.

gewaltsam, daß die Macht der Natur ihm oft alle Freyheit entreißt. Wild verachtet er alles Gesetz; lieblos entweiht er die Würde seiner Natur. Kein Volk war größer im lebendigen Genusse der Natur und in der Ausschweifung in dieser sinnlich und geistig schwelgenden Lebensweise, kein Volk war kraftvoller und unmäßiger, gesetzloser, grausamer als die Römer, von der Zeit, da ein Brutus durch die ersten Fechterspiele seinen Nahmen befleckte, bis zum Nero. Kraft und Mittel zum Genusse waren hier so groß, daß die Fülle eines römischen Lebens die Gränzen unserer Einbildungskraft übersteigt. Die Selbstständigkeit, der große Styl ihrer Laster mischt selbst in unsern gerechten Unwillen über ihre nahmenlosen Frevel noch ein Gefühl von Bewundrung solcher allumfassenden und durch nichts zu erschütternden Willenskraft. Aber mit flammender Schrift ist in ihre Jahrbücher die Geschichte der sittlichen Ausschweifung im Großen für alle Zeiten eingegraben. Alles, was die Erde gewähren mag, vermochte nicht, die an sich unersättlichen Begierden zu befriedigen; auch römische Kraft konnte der Schwelgerey, welche selbst die stärkste Kraft am Ende unausbleiblich zerstört, nicht widerstehen, und endigte mit völliger Erschlaffung und Auflösung.

Die Liebe ist der Seelengenuß des freyen Geistes, und der Mensch ist zunächst ihr Gegenstand. Denn wie in Einem allein keine Wechselwirkung seyn kann, so giebt es keine Liebe ohne Gegenliebe. Zwar ist es kein Wahn, alles mit Liebe zu umfassen, und Eins mit der Natur zu seyn. Der menschliche Trieb ahndet einen Überfluß von Güte, Geist und Fülle; der menschliche Verstand fühlt

eine Lücke jenseits der Gränzen des Wissens. Jener Überfluß erfüllt diese Lücke, und erzeugt die Vorstellungen von höhern Wesen, und die Neigung zu Gott, als dem höchsten Urbilde des unvergänglichen Schönen *). Aber auch in der geistigsten Liebe ist die Schwelgerey der Seele schädlich. Erkenntniß ist Anstrengung des Geistes; Glauben ist Genuß der Seele. Die Früchte des Glaubens seyen der Lohn für die Anstrengung des Denkers! Unverdient genossen, werden sie sonst wie jede Unmäßigkeit, sich selbst bestrafen. Die kleinliche Verirrung, in Allem nur

*) Nur als solches, als höchstes Urbild des ewigen Schönen, kann und mag der begeisterte Gedanke das Wesen der Gottheit erfassen, auf diesem hier vorwaltenden Standpunkte des Alterthums, nach seiner Idee des höchsten Schönen, welche den Geist desselben bildet. Und hier zeigt sich klar der große Unterschied zwischen der idealen Begeisterung, oder der nur aus sich selbst denkenden Vernunft, und einer höher erleuchteten Offenbarung, in der Erkenntniß des göttlichen Wesens und seines Verhältnisses zu uns. Die Liebe, welche aus der Begeisterung des höchsten Schönen hervorgeht, ist mehr eine künstlerische Bewunderung, als eigentliche Liebe zu nennen; wo das vollkommenste Wesen, als das ewige Urbild des höchsten Schönen, zwar wohl als Maaßstab der Würdigung für jede andre Liebe gelten mag, ohne jedoch uns selbst auch wiederum mit der Hoffnung und Versicherung der gegenseitigen göttlichen Liebe erfüllen zu können; welche Gegenliebe Gottes gegen den Menschen vielmehr auf diesen Standpunkt, nur als eine Täuschung der Einbildungskraft erscheinen muß. Die Vernunft aber, indem sie den leeren Raum des eitlen Denkens mit dem Widerschein der eignen Ichheit im erkünstelten Glauben ausfüllt; gelangt nicht zum lebendigen Gefühl der ewigen Liebe, geschweige denn zur Hoffnung der göttlichen Gegenliebe; welche Idee des unversieglichen Lebens wir nur im Lichte der Offenbarung finden konnten, und zu erkennen im Stande sind.

sich und seinen Widerschein und die Gebilde der eignen, eitlen Vernunft zu suchen, findet nur in den gemeinen Gemüthern Statt, die wohl eine rege Empfänglichkeit im Denken, Bilden und Dichten, aber wenig Reitzbarkeit und schöpferische Tiefe der Seele haben. Solche Naturen werden auch in anderm, menschlichen Verhältniß, die Kunst mit der Liebe verwechseln, da doch jede Absicht das freye Seelengefühl entweiht, welches sich nicht erkünsteln läßt, da keine absichtliche Kunst den Namen der Liebe verdienen kann. In irrer Hoffnung eines größern Gewinnes vernichtet ein anderer geistig Liebender sein Selbst in unbedingter Hingebung. Der Arme! Mit der Selbstständigkeit riß er die Wurzel der Liebe aus seiner Brust. Denn die Liebe ist der Wechselgenuß freyer Naturen, und eben darum ist sie allein voll und ganz, und hat ihren unvergänglichen Quell in sich selbst. Aller Genuß der Natur ist halb und unbefriedigend. Wie schnell flieht das Schönste und drückt den Stachel der Sehnsucht nur tiefer in die Brust! Und nach einer kurzen Täuschung von Leben erstarrt das zurückbleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die sehnsuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer stumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchste Seelengenuß ist die Liebe, und die höchste menschliche Liebe ist die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem starken Triebe, der die Heldenbrust des Römers beseelte. Regulus, welcher den Blick niederwirft, sich den Seinen entreißt, sich von Rom wendet, und auf herrlicher Flucht zu den Feinden eilt; Decius, welcher sein Haupt verwünscht, sich den unterirdischen Gottheiten weiht und

in die offenen Arme des Todes stürzt, scheinen uns Halbgötter. Man vergleiche sie mit der himmlisch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias *); man vergleiche sie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas! Sie sind Barbaren, sie erfüllten das Gesetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bey Thermopylae starben, denn sie starben für das Gesetz, sondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im ächten Staate, dessen Zweck Vollständigkeit in der Gemeinschaft mehrerer freyer Wesen ist, giebt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechselgenuß Aller in allen. Das war es, dessen Verlust der unglückliche Lacedämonier, welchen das Gesetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterschied die Dorier durch milde Großheit von den Römern: dies verbreitet über das Leben eines Brasidas den Glanz selbstgenugsamer Freudigkeit. Die Römer nähern sich hingegen an hoher Selbstständigkeit dem attischen Styl, und sie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach außen sehr weit. Der heftigste Kampf riß gewaltsam ihr Innerstes bis zum Schwulst heraus; sie sind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae schwelgte man in den Gefühlen der begeisterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundschaft; und der Genuß und das Gefühl dieser schwelgenden Begeisterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. Diese Völker sanken endlich so tief, daß sie dem Reitze, der nur Hülle des Schönen seyn sollte, huldigten, und sich an der Natur vergiengen. Überhaupt ist die

*) Herod. Erat. cap. 132—137.

Reizbarkeit der Seele das gefährlichste, wie das schönste Geschenk der Götter. Man setze in einem Gemüth die Empfänglichkeit des Sinnes sehr gering, die Reizbarkeit der Seele aber so gränzenlos, daß die leiseste Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbstständigkeit des Willens aber sey so stark, daß sie die Leitung des Lebens mit der Reizbarkeit theile. Das Daseyn einer solchen Natur würde ein stetes Schwanken seyn, wie die stürmische Woge; eben schien sie noch die ewigen Sterne zu berühren, und schon stürzt sie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Diesem Gemüthe fiel aus der Urne des Lebens das höchste und das tiefste Loos der Menschheit; innigst vereinigt ist es dennoch ganz getrennt, und im Überfluß von Harmonie unendlich zerrissen. So denke man sich die Sappho, und alle Widersprüche in den Nachrichten über diese größte aller griechischen Frauen sind erklärt. Auch wir können sagen: „Noch lebt die Gluth der aeolischen Frau; noch athmet die Liebe, die sie den Saiten vertraute." Einige ihrer Gesänge und mehrere Bruchstücke gehören unter die köstlichsten Perlen, die der Strom der Zeit vom Schiffbruch der Vorwelt an das öde Ufer auswarf. Ihre hohe Zärtlichkeit ist von Schwermuth wie umflossen. Zahllose Lieder ähnlicher Art, die bewundert, aber gemein und matt sind, erscheinen gegen diese, wie trübes irdisches Feuer gegen den reinen Strahl der unsterblichen Sonne.

Die Liebe ist an sich arm und bedürftig; alle ihre Fülle ist eine Gabe der Natur. Die Natur dagegen, für sich genommen, ist nichts als Fülle und Leben; alle Harmonie in ihr und an ihr, so wie die innre Einheit, ist ein Geschenk der Liebe. In der Kunst vermählen sich Fülle und

Harmonie. Freundlich begegnen sich in ihr beyde Unendlichkeiten, und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freyheit und Schicksal vereinigt; welches nicht zerrüttend in das innere Mark der Seele dringt, sondern wohlthätig allen Streit löset. Die Natur giebt dem geistigen Sinne die Fülle und den Umfang, und die lebendige Kraft; die Liebe giebt ihm die innere Tiefe und Einheit, als die Seele jenes reichen Lebens, die Kunst aber die harmonische Ordnung und das Gesetz des Schönen. Nur vereinigt vollenden diese drey die Bildung des geistigen Sinnes und des innern Lebens; einzeln erhöhen sie nur die Empfänglichkeit, die Reizbarkeit, oder die Urtheilskraft. Im Sophokles vereinigt sich die Tiefe und Beseelung der Liebe und die Fülle der Natur, und ordnen sich beyde unter das Gesetz der Kunst. Hier vollendet der Mensch sein Daseyn, und ruhet in befriedigter Eintracht.

Also die zartesten Gränzen, das feinste Gleichgewicht nach dem Sinne jenes bedeutenden Götterspruches *), Maaß ist der Gipfel der Lebenskunst. Nur durch Vollständigkeit kann er erreicht werden; und diese kann man wie alles Göttliche nicht geradezu erfassen. Zwar pflegt der Mensch nur gleich nach der Palme zu greifen; aber wir sehen auch, daß dann der ernsteste Wille, die stärkste Kraft, die scharfsinnigste Kunst nur die krampfhaftesten Verzerrungen hervorbringen. Wie könnte auch aus lauter Einzelnheiten das vollendete Ganze hervorgehen? Der Mensch, der nach dem Göttlichen strebt, vermag nichts als unverrückt gegen alle Hindernisse zu kämpfen. Eben darum ist die Rückkehr auch

*) Die Delphische Sinnschrift: Μηδὲν ἄγαν.

nie unmöglich, wenn gleich die Eintracht in einer Brust noch so zerrüttet ist; wenn auch ein verfinstertes Volk schon lange Jahrhunderte elend und verworren durch das Leben taumelte. Tritt dann Vollständigkeit plötzlich und unbegreiflich wie ein Fund ins Daseyn, so schwankt der Mensch nach dem ersten Schrecken der Freude, gegen wen er sich seines Dankes entladen soll. Er darf nicht sich zueignen, was seine eifrigsten Bestrebungen nicht wirkten, dessen äußere Veranlassung vielleicht so deutlich scheint; er kann einem fremden Wesen nicht das zueignen, dessen er sich als seines innigsten Eigenthums bewußt ist. Er hat ein neues Stück seines unbekannten Selbst gewonnen. Er danke dem unbekannten Gotte! Die gefundne Eintracht ist nicht sein Verdienst, aber seine That.

VII.

Die epitaphiſche Rede des Lyſias. 1796.

Einleitung.

Es war ein alter Glaube der Hellenen, daß der unglückliche Schatten eines unbeſtatteten Todten wie ohne Heimath umherirre, und aus der Oberwelt verbannt ſey, ohne noch ein rechtmäßiger Bürger der Unterwelt werden zu können. Daher wagen die homeriſchen Helden alles, um eine geehrte Leiche aus Feindeshand zu retten; geliebte Verſtorbene zu beweinen, und heiligen Gebräuchen gemäß zu beſtatten, iſt ihnen die theuerſte Pflicht. Sie kennen keinen ſchrecklichern Fluch, als wenn den Vögeln und den Hunden die Leiche zur Speiſe und zum Spott Preis gegeben wird; die feſtliche Ehre des Begräbniſſes ſcheint ihnen für den Todten ſelbſt ein Troſt und einiger Erſatz für das entrißne ſüße Leben. Der ungebildete Sohn der Natur kann ſich ein Daſeyn ohne thieriſches Leben eben ſo wenig vorſtellen, als eine gänzliche Trennung der beſeelenden Kraft und des beſeelten Stoffes, welche ihm immer als ein untheilbares Ganzes erſchienen waren; und dennoch veranlaßt, lockt und nöthigt den Menſchen der gebrechliche Theil ſeines Weſens eben ſo ſehr, als der Gott in ihm, an eine Fortdauer ſeines Selbſt zu glauben. In

der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung; und der Wilde, welcher die Leichen ehrt, steht schon um viele Stufen über der Thierheit. Von der Meinung, daß die Bestattung und die Art derselben für den Todten selbst sehr wichtig sey, waren auch die tieferen Denker der Hellenen noch sehr eingenommen. Zwar lächelte und scherzte der sterbende Sokrates darüber, indem er nur auf den göttlichen Theil seines Wesens bedacht war, wohl wissend, daß das innere Selbst nichts gemein habe mit dem äußern Körper, und der rauhe Diogenes befahl, seinen Leichnam unbeerdigt hinzuwerfen [1]). Aristoteles aber zweifelt, ob es nicht für die Todten in der Sinnenwelt noch Güter und Uebel gebe, und ist der Meinung, daß das Schicksal der Nachkommen, Ehre und Schande, also auch ein ehrenvolles Begräbniß, oder Beschimpfung der Leiche, auf ihr Glück noch einigen, wenn gleich nur geringen Einfluß haben könne [2]); und Cicero [3]) hält das Vorurtheil für wichtig genug, um es sehr ernstlich zu widerlegen.

Die Hellenen waren von Natur ein spielendes Volk, und schon die homerischen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bey seiner prächtigen Bestattung. Festliche Freude schien ihnen das ächteste Band der Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen, und schöne Spiele die heiligste Gabe und die reinste Verehrung. Durch gymnastische Spiele und musikalische Feste an ihrem Gra-

1) Cic. Tusc. I. 43. 2) Nicom. I, 11. 3) Cic. Tusc. I. 43. 44.

be ehrten sie vergötterte Helden, und selbst in der Blüthezeit der helleniſchen Freyſtaaten wußten ſie für die gan ähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Braſidas und eines Timoleon, keinen ſchönern Lohn als dieſe Ehre eines heroiſchen Denkmahls.

Die Athener insbeſondere ſtrebten nach Ruhm und Lob nicht mit Leidenſchaft, ſondern mit Raſerey; in abergläubiſchen Gebräuchen ängſtlich gewiſſenhaft, waren ſie zur Schwärmerey geneigt; und die äußerſte Reizbarkeit zum innigſten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefſten Schmerz über eigne, iſt eine ihrer eigenthümlichſten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugniſſe des Demetrios Phalereus 4), ſchon vor Solon die Pracht der Athener bey Beſtattungen ſo hoch geſtiegen, die Klagen ſo ſehr in ſelbſtzerfleiſchende Wuth ausgeartet, daß er auch hierin die attiſche Heftigkeit durch Geſetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer ſchönen Empfindlichkeit zu mildern ſuchte; denn dieſer liebenswürdige und menſchliche Weiſe, der noch als Greis fröhlich zu ſcherzen wußte, geſtand ja ſelbſt den rührenden Wunſch 5), nicht unbeweint zu ſterben, und ſeinen Freunden Schmerz zu hinterlaſſen, damit ſie ſein Begräbniß mit Wehklagen und Seufzen feyern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bey den Leichenmahlen, wo die Eltern gekränzt erſcheinen mußten, den Verſtorbenen, ſo weit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, ſagt Cicero 6), ward wegen der Pracht jener großen Grabmähler, welche wir noch im Kerameikos ſehn, ein Geſetz gegeben,

4) Ap. Cic. de legg. II. 25. 5) Cic. Tusc. I. 49. 6) De legg. II. 26.

daß niemand ein Denkmahl setzen solle, welches mehr als dreytägige Arbeit von zehn Menschen erfordere; und außer andern Einschränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verstorbenen eine Rede zu halten, außer bey den öffentlichen Begräbnissen durch den vom Staat bestellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bey Bestattungen und an Gräbern wieder so sehr überhand, daß Demetrios Phalereus sie durch neue Gesetze einschränken mußte. Selbst Plato bestimmt für eine anständige Ausstattung dreyßig Minen, zum Bau eines Grabes für seine Mutter aber zehn Minen [7]). Es ist allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubischen Heftigkeit der attischen Menge im peloponnesischen Kriege machten; und wie Feldherren, welche zur See gesiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Todten nicht aus dem Meer gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden [8]).

Was war natürlicher bey dieser Art zu empfinden und zu denken, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Bestattung belohnt wurde? Überdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der gesetzlichen Verfassung, sondern auch allgemeiner Geist des Volks. Nach dem Gesetze der Gleichheit aber schien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche, bey gleicher Verpflichtung Aller, ihr Leben allein zum Vortheil der Übriggebliebenen verloren hatten, einen Ersatz schuldig zu seyn. Was konnten die Lebenden thun, um sich dieser Schuld zu entledigen, als die Verstorbenen ehren, und ihre Witt-

7) Ep. XIII. p. 174. tom XI Bip. 8) Xenoph. Hellen. I, 7.

wen und Eltern schützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Kosten erziehen?

Die Athener thaten das erste und auch das letzte 9), nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege umgekommenen. „Die Gebeine der Verstorbenen," sagt Thukydides, „werden drey Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüst zur Schau ausgestellt; jeder bringt dem Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Bestattung werden Gefäße von Cypressenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm Eines. Darin sind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen sind bey dem Begräbnisse zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmahl gesetzt, welches in der schönsten Vorstadt im äußern Kerameikos, am Wege nach der Akademia gelegen ist. Sie begraben die im Kriege umgekommenen immer an demselben Ort, außer die zu Marathon; denn weil sie ihre Tapferkeit für einzig hielten, so errichteten sie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmahl. Sind sie mit Erde bedeckt, so tritt ein vom Staat gewählter Mann, welcher an Einsicht nicht ungeschickt zu seyn scheint, und an Würde hervorragt, von dem Grabmahl auf eine hohe Stufe, damit er so weit als möglich von der Versammlung gehört werden kann, und hält über sie eine zweckmäßige Lobrede." Diese epitaphische Rede, denn so nannten die Hellenen jene festliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat im Kriege umgekommenen, wurde jähr-

9) Lys. Epit. p. 127. Reisk. Thuc. II. 46. Plat. Menex. p. 303—305. Bip.

lich wiederhohlt. Nie versäumte der Staat, das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Todten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten [10]), und stiftete außerdem gymnastische und musikalische Kampfspiele ihnen zu Ehren. Leichensteine verkündigten durch Inschriften den Ort, wo die Heldenschaaren gefallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger; und Pausanias [11]) fand hier noch die Denkmahle der größten Athener, welche für Vaterland und Freyheit gestorben wurden, den Staat gerettet, die Verfassung verbessert, oder Tyrannen besiegt hatten.

Hier sagt Pausanias [12]), waren zuerst diejenigen begraben, welches einst in Thrake von den Edonern überrascht, und getödtet waren. Hier war das Grabmahl der Athener, welche noch vor dem Zuge des Meders, gegen die Aegineten kriegten. Aber erst später fügten die Athener die epitaphische Lobrede zu diesem Gebrauch. Mögen sie nun, wie Dionysios in Zweifel stehe [13]), von denen, welche zu Artemisium, bey Salamis und in Platäa für das Vaterland starben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathonischen Thaten; oder mag Solon der Stifter auch dieser Einrichtung, und der Urheber der hellenischen Epitaphien seyn, wie Anaximenes der Rhetor behauptet [14]); gewiß ist es, daß diese Sitte, welche also mit dem Ursprunge der attischen Größe ungefähr gleichzeitig ist, unter die eigensten Eigenthümlichkeiten des attischen Volks gehört.

* * *

10) Plat. Menex. p. 305. 11) Paus. I. 29. 12) ibid. 13) Archaeolog. II. p. 291. ed. Sylb. 14) Plat. Poplic. p. 102. A.

Lysias, der Sohn des Kephalos, stammte von Syrakusischen Ältern, wurde aber zu Athen, wo sein Vater sich niedergelassen hatte, zur Zeit, da die attische Größe ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, geboren, Ol. LXXX. 2; und ward mit den vornehmsten athenischen Jünglingen erzogen. Nach Plato's Darstellung war sein Vater ein wohlhabender und sehr gebildeter Mann voll ächter Lebensweisheit, ein warmer Freund der Dichter, der selbst im hohen Alter wissenschaftliche Gespräche und Forschungen liebte. Dieser Kephalos nähmlich ist eben jener heitere Greis, mit dessen schönem Bilde Plato seine unsterbliche Republik so einladend eröffnet. Als Lysias funfzehn Jahr alt war, wanderte er mit seinen Brüdern nach Thurium, und nahm an der Kolonie, welche die Athener dahin sandten, Antheil. Daselbst hörte er den Tisias, welcher zuerst über die Grundsätze der Redekunst schrieb, und den Nikias aus Syrakus, wo die gerichtliche Beredsamkeit zuerst ausgebildet und verfeinert wurde. Nachdem er sich ein Haus gebaut und ein bürgerliches Eigenthum erlangt hatte, trieb er öffentliche Geschäfte in großer Wohlhabenheit, bis zu der bekannten Niederlage der Athener in Sikelia. In den bürgerlichen Unruhen, welche dieses Unglück nach sich zog, ward er mit dreyhundert andern, des Atticismus oder der Theilnahme an der atheniſchen Parthey beschuldigten, verbannt, und kehrte Olymp. XCII, 1. im sieben und vierzigsten Jahr seines Alters nach Athen zurück. Während der Herrschaft der dreyßig Tyrannen ward sein Haus geplündert, sein Bruder Polemarchos ermordet, und er selbst mußte sich flüchten. Er bewies sich nachgehends für die Wiederherstellung der attischen Frey-

heit sehr thätig. Er selbst gab zweytausend Drachmen, und zweyhundert Schilde her. Er miethete dreyhundert, oder nach dem Justinus 15) fünfhundert Gehülfen, und bewog den Thrasydaios von Elis, seinen Gastfreund, ihm zwey Talente zu diesem Zweck zu geben. Dafür machte Thrasybulos nach der Rückkehr den Antrag, ihm das Bürgerrecht zu schenken; welchen Antrag das Volk auch bestätigte. Weil aber dieser Volksbeschluß gegen die gesetzliche Form, ohne vorläufige Berathschlagung des Senats zum Vortrag gebracht worden war, so ward er auf Antrag des Archinos für nichtig erklärt, und Lysias blieb des Bürgerrechts verlustig. Er starb in hohem Alter (Ol. C.) kurz vor der Geburt des Demosthenes.

Anfangs gab Lysias Unterricht in den Grundsätzen der Redekunst 16); weil aber Theodoros in der Wissenschaft scharfsinniger, in den Reden selbst aber dürftiger war, als er, so ließ Lysias die Wissenschaft liegen, und fing an Reden zu schreiben. Dieser Zug ist nicht unbedeutend. Bey den Neuern würde Lysias sich wahrscheinlich dem wissenschaftlichen Unterricht, Isokrates hingegen den öffentlichen Vorträgen gewidmet haben. Wunderbar im Gegentheil sind die Beyspiele, wie einheimisch unter den Alten, auch bey gewöhnlichen Köpfen, das richtige Gefühl ihrer Bestimmung und vorzüglichsten Geschicklichkeit war. Die Alten wußten, was sie wollten; und fuhlten bestimmt, was sie konnten. Lysias schrieb sehr viele, größtentheils gerichtliche Reden für Einzelne; unter vierhundert und fünf und zwanzig angeblich von ihm

15) Iust. V. 9. 16) Cic. Brut. 12.

herrührenden, hielten die Kritiker zweyhundert, dreyund dreyßig für ächt. Er war nach Cicero zwar selbst in Rechtshändeln nicht bewandert [17]), aber ein äußerst scharfsinniger und ausgearbeiteter Schriftsteller, welchen man beynahe schon einen vollkommnen Redner nennen dürfe. Er verdunkelte alle zu seiner Zeit blühenden Redner, erwarb sich in allen Arten der Beredsamkeit Ruhm, und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Seine scheinbare Leichtigkeit ist der Gipfel der Kunst, und fast unnachahmlich.

Dionysios rühmt die Reinheit, Richtigkeit, Klarheit, Gedrängtheit und Angemessenheit seines Ausdrucks; seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung; seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten; vor allem aber eine gewisse eben so unbeschreibliche als unnachahmliche Anmuth, die eigenthümlichste seiner Eigenschaften.

In den gerichtlichen Reden war er nach dem Urtheil des Dionysios am glücklichsten, und auch in diesen ist er geschickter, das Geringe, Seltsame und Dürftige zierlich, als das Erhabne, Große und Reiche kräftig auszudrücken. Die Magerkeit seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks wird von den alten Kriti-

17) Cic. Brut. 9. Die Kenntniß des bürgerlichen Rechts war bey den Hellenen so wenig geschätzt, daß die sogenannten Pragmatiker, welche dem vornehmen Redner um geringen Lohn vor Gericht darin zur Hand gingen, durchaus verachtet waren. cfr. Cic. de Orat. I, 45.

kern, denen er für ein vollendetes Urbild des nüchternen attiſchen Styls der Beredſamkeit galt, oft erwähnt und bis zur ungerechten Einſeitigkeit hoch geprieſen. Jene attiſche Nüchternheit hatte nähmlich viele blinde Anbeter, welche die Dürftigkeit ſelbſt, wenn ſie nur geſund war, liebten. Sie glaubten, wer hart und trocken rede, wenn er es nur gefeilt und durchgearbeitet thue, der allein rede Attiſch. Mit Recht erinnert dagegen Cicero, der Urſache hatte, die Forderung ſtrenger Nüchternheit des Ausdrucks nicht übertreiben zu laſſen, ja auch wohl den Schwulſt ſelbſt verſteckter Weiſe in Schutz zu nehmen: nicht das ſey Attiſch im Lyſias, daß er mager und arm ſey, ſondern daß ſich nichts Abweichendes und Ungeſchicktes in ihm finde. Es war nichts Unbedeutendes und nichts Geſuchtes in ihm; man konnte kein Wort aus ſeiner Rede nehmen, ohne den Sinn zu ändern. Wer mit Salz und Nüchternheit rede, der rede ächt Attiſch. Die Geringfügigkeit der Gegenſtände, welche Lyſias, der mitunter ſo kraftvoll ſeyn könne, wie nur irgend jemand, meiſtentheils behandle, ſey der Grund, warum er ſich ſelbſt herabgeſtimmt habe.

Ein Schriftſteller unſres Zeitalters würde ſich nicht ſehr geſchmeichelt finden, wenn man von ihm ſagte, er ſey das Urbild der magern Schreibart. Indeſſen iſt es doch einleuchtend, daß nichts ungeſchicktes ſchön ſeyn kann. Der reine und geſunde Kunſtſinn der Athener verbannte daher mit Recht alle unnütze Pracht, und allen unzweckmäßigen Schwulſt, und verlangte vor allem, daß der Redner ſich ſeinem Gegenſtande gemäß ausdrücke. Auch der dürftigſte Stoff giebt dem Redner Gelegenheit genug, die größte Kunſt durch eben jene ſcheinbar kunſt-

losen Vorzüge, wegen welcher Lysias mit Recht bewundert wird, zu beweisen. Diese sind gewiß sein Verdienst, und beweisen, daß er ein Künstler sey; und bey einem Volke, wo sie mehr oder weniger allgemein und natürlich sind, da ist die Redekunst einheimisch. Wenn der Gegenstand selbst schon groß und erhaben ist, so ist es keine Kunst, hinreißend zu reden; die Beredsamkeit der Leidenschaft und der Begeisterung ist ein *unwillkührliches* Erzeugniß der Natur, kein absichtliches Werk der Kunst. Überdem darf der Redner sich seinen Stoff nicht wie der freye Dichter, selbst erfinden, oder auch nur wählen; er muß nehmen, was ihm gegeben wird, und eigentlich alles zu behandeln wissen. Und wenn er auch dem magersten und trockensten Stoff nichts abzugewinnen, wenn er sich auch in dem Vortrag der alltäglichsten und geringfügigsten Dinge nicht durch ein gewisses Etwas von dem Unberedten zu unterscheiden weiß, so hat er keine Ansprüche auf den Nahmen eines Redekünstlers.

Übrigens scheint es für die Bildung eines Volks nicht wenig zu beweisen, wenn seine gewöhnlichen gerichtlichen Reden über gemeine Rechtshändel, auch nachdem das Menschengeschlecht um einige Jahrtausende älter geworden ist, noch immer an Zweckmäßigkeit und Reinheit, an sorgfältig durchgearbeiteter Ausbildung, Bestimmtheit, Klarheit und Kürze des Ausdrucks kaum ihres Gleichen finden. Man denke nur an die Kunstsprache unsrer Rechtsgelehrten, an unsre Regensburger, oder wie Klopstock sie nennt, Heiligerömischerreichsdeutschernazionsperioden.

Ungleich schwächer ist Lysias nach dem Urtheil des Dionysios in den panegyrischen Reden, in welchen er erhabner und prächtiger seyn will. Ihr Charakter ist von dem der gerichtlichen Reden völlig verschieden. Wenn Theophrastos den Vorwurf der Überladenheit und der Spielerey, welchen er dem Lysias machte, nicht bloß auf eine unechte Rede, die er als Beyspiel angeführt hat, sondern auch auf die panegyrischen Reden des Lysias gründete; so hatte er wohl nicht Unrecht, wenn wir anders wagen dürfen, nach so unvollständigen Akten ein Urtheil zu fällen. Denn es ist nichts mehr von den panegyrischen Reden des Lysias vorhanden, als ein nicht ganz unverdächtiges und von manchen bezweifeltes Werk, der gegenwärtige Epitaphios; dann ein Bruchstück, welches wir als einen Beytrag zur Charakteristik seines panegyrischen Styls, als einen neuen Beweis seines patriotischen Eifers, und als eine merkwürdige Urkunde zur Geschichte der allgemeinen Sitte [18]) der Sophisten jener Zeit, die Hellenen zum allgemeinen Frieden und zum gemeinschaftlichen Krieg wider alle Tyrannen und Barbaren zu ermahnen, der Übersetzung des Epitaphios als eine Beylage angefügt haben; und eine von einem Gegner vielleicht nicht wörtlich angeführte Spielerey, die erotische Rede des Lysias im Platonischen Phaidros. Denn erotische Reden gehören gleichfalls zur epideiktischen, oder panegyrischen Gattung, deren Zweck es ist, die Geschicklichkeit des Redekünstlers vor einer Panegyris oder gemischten allgemeinen Versammlung von Zuhörern oder von Lesern glänzen zu lassen.

18) Plut. Timol. p. 254. init.

Ueberſetzung der epitaphiſchen Rede des Lyſias.

Wenn ich glaubte, meine Zuhörer, es ſey möglich, an dieſem Grabe, die Verdienſte der hier ruhenden Männer durch Worte auszudrücken; ſo würde ich denen Vorwürfe machen, welche mir nur wenige Tage zuvor den Auftrag gaben, über ſie zu reden. Weil aber die ewige Zeit dem ganzen Menſchengeſchlecht nicht hinreichend ſeyn würde, eine Rede, welche den Thaten dieſer Helden gleich wäre, hervorzubringen; ſo ſcheint mir deswegen der Staat, aus Vorſorge für diejenigen, welche hier reden, den Auftrag nur kurz zuvor zu ertheilen, in der Meynung, daß ſie ſo wohl noch am erſten Nachſicht bey den Zuhörern finden würden. Überdem gilt meine Rede zwar ihnen, aber es ſind nicht ihre Thaten, welche ich übertreffen ſoll, ſondern die Redner, welche vor mir über ſie geſprochen haben. Denn die Tapferkeit dieſer Helden gewährte denen, die dichten können, und denen, die reden wollen, einen ſo unerſchöpflichen Überfluß an Stoff, daß man ſchon ehedem viel Schönes über ſie geſagt, und doch vieles übergangen hat, und daß dennoch auch für die Zukunft genug zu reden übrig bleiben wird. Kein Land und kein Meer iſt von ihrem Ruhm unerreicht geblieben. Allenthalben und bey allen Menſchen giebt es Leute, welche ih-

se Großthaten besingen, indem sie ihr eignes Unglück bejammern.

Zuerst werde ich also die alten Abentheuer unsrer Vorfahren durchgehn, deren Kunde uns die Sage überlieferte. Denn auch sie sind würdig, daß alle Menschen sie preisen, in Liedern besingen, durch die Reden der Verständigen loben, bey solchen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, ehren, und die Lebenden nach den Thaten dieser Verstorbenen bilden.

Die Amazonen nähmlich, ursprünglich Töchter des Ares, welche am Flusse Thermodon wohnten, allein unter ihren Nachbaren mit Eisen bewaffnet waren, und die ersten von allen Rosse bestiegen, auf welchen sie unerwartet, wegen der Unkenntniß ihrer Gegner, die Fliehenden tödteten, den Verfolgenden aber entflohen, wurden vielmehr wegen ihres Muths für Männer, als wegen ihrer Natur für Weiber geachtet; denn sie schienen die Männer an Muth weiter zu übertreffen, als sie ihnen an Bildung des Leibes nachstanden. Sie beherrschten schon viele Völker und hatten alles um sich her unterjocht, als sie durch das Gerücht den großen Ruf von diesem Lande vernahmen und durch den herrlichen Ruhm und die große Hoffnung gereizt, mit den streitbarsten Völkern gegen diese Stadt auszogen. Da sie aber auf wackre Männer trafen, so entsprach ihr Muth ihrem Geschlecht. Sie machten, daß man ein dem vorigen entgegengesetztes Urtheil über sie fällte, und bewiesen ihr Geschlecht noch mehr durch ihre Niederlage, als durch ihre Gestalt. Nur ihnen allein war es versagt, durch ihre Fehler belehrt künftig weiser zu handeln, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihr

eignes Unglück und unsrer Väter Tapferkeit zu verkündigen. Denn hier starben sie, und bezahlten die Strafe ihrer Thorheit, indem sie den Ruhm der Tapferkeit dieser Stadt verewigten, und den Nahmen ihres Vaterlandes durch ihre hiesige Niederlage vertilgten. So verlohren die Amazonen also mit Recht ihr eignes Land, weil sie fremdes unrechtmäßig begehrten.

Als ferner Adrastos und Polyneikes gegen Thebae kriegten und in der Schlacht unterlagen, die Kadmeier aber die feindlichen Todten nicht begraben lassen wollten; da glaubten die Athener, wenn jene irgend eine Ungerechtigkeit begangen hätten, so hätten sie durch den Tod die größte aller Strafen erlitten; die Götter der Oberwelt und der Unterwelt würden aber durch dieß Betragen beleidigt; diese durch Vernachläßigung des Ihrigen, jene durch Befleckung der Heiligthümer. Sie sandten daher zuerst Herolde zu den Kadmeiern, und verlangten, man solle ihnen die Wegführung der Leichen verstatten. Nach ihrem Gefühl zieme es wackern Männern, ihre Feinde lebend zu strafen, aber nur denen, die sich selbst nicht trauten, sey es möglich, mit ihrem Muth gegen die Leiber der Todten zu prahlen. Da sie dieß nicht erlangen konnten, zogen sie wider die Kadmeier zu Felde, mit denen sie zuvor keinen Zwist gehabt hatten; nicht aus Vorliebe für die lebenden Argeier, sondern um die durch Gewohnheit geheiligten Rechte der im Kriege getödteten zu behaupten. Sie kämpften wider die einen für beyde; für die einen, damit sie nicht ferner ungerecht gegen die Todten handeln, und noch mehr wider die Götter frevela möchten; für die andern aber, damit sie nicht un-

verrichteter Sache, der väterlichen Ehre, der allgemeinen Hoffnung, welche ihnen das hellenische Gesetz zusicherte, verlustig und beraubt in ihre Heimath zurückkehren dürften. Mit dieser Gesinnung, und in dem Glauben, daß das Kriegsglück für alle gleich sey, siegten sie kämpfend; ihrer Feinde waren viel, aber das Recht stritt mit ihnen. Sie begehrten auch keineswegs, vom Glück aufgeblasen, eine übertriebene Strafe von den Kadmeiern, sondern sie begnügten sich, jene Verruchten durch ihre eigne Würdigkeit zu beschämen, nahmen den Siegeslohn, um den sie gekommen waren, die Todten der Argeier, und begruben sie in ihrem Gebieth, zu Eleusis. So handelten sie gegen die Umgekommenen vom Heer der Sieben wider Thebae.

In der Folge, nachdem Herakles unsichtbar geworden war, als seine Söhne vor dem Eurystheus flüchteten, und von allen Hellenen vertrieben, welche zwar unwillig über die Sache waren, aber die Macht des Eurystheus fürchteten, nach unsrer Stadt kamen, und sich Schutzflehend auf den Altar setzten; da beschloßen die Athener, sie dem Eurystheus, welcher sie herausforderte, nicht auszuliefern, und wollten lieber die Tugend des Herakles ehren, als ihre eigne Gefahr fürchten, und für die Schwächeren mit dem Recht kämpfen, als den Mächtigern nachgeben, und die, welchen von ihnen Unrecht geschehen war, ausliefern. Als nun Eurystheus mit denen, welche in der damahligen Zeit den Peloponnesos bewohnten, gegen sie zu Felde zog, so ließen sie sich durch die Nähe der drohenden Gefahr in ihrer Meynung nicht wankend machen, und beharrten bey ihrem einmal gefaßten Entschluß; wiewohl

sie für sich selbst nie eine Wohlthat von dem Vater der Herakleiden empfangen hatten, und obgleich sie gar nicht wissen konnten, wie diese handeln würden. Bloß weil sie es für gerecht hielten, übernahmen sie für dieselben eine so große Gefahr, ohnerachtet sie zuvor in keiner Feindschaft mit dem Eurystheus standen, und auch keinen andern Gewinn hoffen durften, als die öffentliche Hochachtung. Voll Theilnahme für die ungerecht Leidenden, und voll Haß wider die ungerecht Handelnden, versuchten sie, diese zu zwingen, und strebten, jene zu retten. Sie hielten dafür, das Merkmahl der Freyheit sey, nichts ohne eignen Entschluß zu thun; das der Gerechtigkeit, den ungerecht Leidenden zu helfen; und das der Tapferkeit, für beyde Zwecke, wenn es seyn müsse, kämpfend zu sterben. So stolz und hartnäckig waren beyde Theile, daß die Gesandten des Eurystheus gar nicht einmahl versuchten, etwas von dem guten Willen der Athener zu erhalten, und daß diese es nicht gestattet haben würden, wenn auch Eurystheus selbst als ein Schutzflehender versucht hätte, ihnen die Schutzflehenden abzulocken. Sie stellten sich also mit ihrer einzelnen Macht, und besiegten allein das aus dem ganzen Peloponnesos kommende Heer. Sie setzten zuvörderst die Leiber der Söhne des Herakles in Sicherheit, um der Tugend ihres Vaters willen, befreyten dann auch ihre Gemüther dadurch, daß sie die Furcht von ihnen nahmen, und erfochten ihnen mit ihrer eignen Gefahr und Anstrengung Kränze des Ruhms. So ungleich glücklicher als der Vater waren die Söhne! Denn dieser, obgleich der Urheber vieler Wohlthaten für das ganze menschliche Geschlecht machte sich selbst durch Streitsucht und Ruhmliebe das Le-

den schwer. Die andern Ungerechten strafte er, den Eurystheus aber, den er haßte, und der ihn beleidigt hatte, vermochte er nicht zu züchtigen. Seine Söhne hingegen erreichten durch diese Stadt an einem Tage die Rettung ihrer selbst, und Rache an ihren Feinden.

Daß unsre Vorfahren so einmüthig für das Recht kämpften, hatte viele Ursachen und Antriebe. Zuerst der rechtmäßige Ursprung ihrer Vereinigung! Sie bewohnten nicht etwa wie gemeine Völker, ein aus allen Orten zusammengeflossener Haufen, ein fremdes Land, nach Vertreibung der vorigen Besitzer; sondern sie waren ursprüngliche und einheimische Söhne ihres Landes, und bewohnten denselben Boden, welcher sie erzeugt hatte 1). Sie

1) Über die Sage von den Amazonen, vom Adrastos und Polyneikes, die Heraklelden, und über die Autochtonie der Athener ist vorzüglich der große Unterschied unsrer drey epitaphischen, und des panegyrischen Redners im Gebrauch dieser Sagen zu bemerken. Der Redner Lysias giebt der gläubigen Menge seiner Zuhörer, ihre eignen alten Mährchen, ganz unbefangen, als baare unbezweifelte Wahrheit zurück. Plato übergeht die mythischen Kriegsthaten, verweilt aber desto länger bey dem Mythus der Autochtonie, welcher ihm schöne Gelegenheit giebt, mit wissenschaftlichen Begriffen Sokratisch zu spielen. Isokrates, ein Zwitter von Philosoph und Sophist, will als panegyrischer Redner in seiner politischen Schrift zwar hauptsächlich vor allen glänzen, aber doch auch wohl Männer von mehr Kenntnissen und Einsicht, als unter der Athenischen Menge gewöhnlich waren, überzeugen oder bestechen. Er verachtet kein noch so kleines Mittel zu seinem Zweck, und pragmatisirt die geschichtlichen Mythen; eine Kunst, welche selbst die hellenischen Historiker so oft üben. Thukydides hingegen, dem es am meisten historisch Ernst war bey seiner epitaphischen Rede, dessen Werk „nicht augenblicklich glänzen, sondern ewig nützen sollte" (I. 22.) achtet die Mährchen keiner Erwähnung werth, und würdigt nur Ansichtsvoll geprüfte Thatsachen.

waren ferner die ersten und die einzigen in der damahligen Zeit, welche ihre Herren verjagten, und eine Demokratie errichteten. Sie glaubten, die Freyheit Aller sey das festeste Band der Eintracht; sie hatten alle gleichen Antheil der Hoffnung auf den Lohn gefahrvoller Anstrengungen. Sie wechselten Bürgerrechte mit ungeschwächten Freyheitssinn; und sie ehrten die Guten, und straften die Böse nach dem Gesetz. Sie glaubten, es sey die Art der Thiere, sich einander durch Gewalt zu zwingen, den Menschen hingegen zieme es, ihre gegenseitigen Rechte durch Gesetze zu bestimmen, und sich durch Vernunft leiten zu lassen; und vom Gesetz beherrscht, von der Vernunft belehrt, ihren Vorschriften gemäß zu handeln.

Durch einen Sinn, welcher ihrem schönen Ursprung entsprach, vollbrachten denn auch die Vorfahren der hier ruhenden Helden, viele herrliche und bewundernswürdige Thaten, welche unsterblich und erhaben sind, und hinterließen ihren Söhnen überall Denkmahle ihrer Tapferkeit. Denn sie allein bestanden den gefahrvollen Kampf für die ganze Hellas gegen viele Myriaden von Barbaren. Der Kaiser von Asien nähmlich, nicht zufrieden mit dem, was er besaß, sandte in der Hoffnung, auch Europa noch zu unterjochen, ein Heer von funfzig Myriaden. Überzeugt, daß sie der übrigen Hellenen leicht Herr werden würden, wenn sie nur diese Stadt freywillig auf ihre Seite ziehen, oder mit Gewalt unterjochen könnten, landeten sie zu Marathon. Sie glaubten, wenn sie das Glück versuchten, während ganz Hellas noch uneinig war, auf welche Art man sich gegen die anrückenden Feinde vertheidigen solle, so würden sie die Hellenen von Bundesgenossen am meisten

entblößt finden. Überdem hatten sie aus den frühern Begebenheiten die Meynung von unserer Stadt gefaßt, daß sie, wenn sie zuerst wider eine andre Stadt zögen, mit jenen und mit den Athenern zugleich kriegen müßten; denn eifrig würden diese herbeyeilen, um den Angegriffenen zu helfen. Wenn sie aber zuerst hieher kämen, so würde keiner der übrigen Hellenen es wagen, um andere zu retten, eine offenbare Feindschaft wider sie, für die Athener auf sich zu laden. So dachten die Barbaren; unsre Vorfahren aber vernünftelten nicht über die Gefahren des Kriegs, sondern voll von dem Gedanken, daß einem würdigen Tod ewiger Ruhm der Edlen folge, fürchteten sie die Menge der Feinde nicht, sondern trauten vielmehr zuversichtlich auf ihre eigne Tapferkeit. Beschämt, daß die Barbaren in ihrem Lande wären, warteten sie nicht, bis die Bundsgenossen es erfahren, und ihnen zu Hülfe kommen konnten. Sie wollten nicht andern, sondern die Hellenen sollten ihnen für ihre Rettung Dank wissen. Von diesem Entschluß alle einmüthig beseelt, rückten sie in geringer Zahl der großen Menge entgegen. Zu sterben, dachten sie, sey Aller Loos; groß zu handeln, nur weniger Auserwählten; das Leben würden sie zwar verliehren, aber dafür Ruhm durch ihre Heldenthaten gewinnen. Wen sie nicht allein besiegen könnten, dachten sie, den würden sie auch nicht mit den Bundesgenossen besiegen können; überwunden würden sie nur ein wenig früher als die andern fallen, siegend aber auch die andern befreyen. Sie bewiesen sich als wackre Männer, schonten ihres Leibes nicht, verschwendeten ihr Leben für die Pflicht, ehrten die Gesetze ihrer Vaterstadt mehr, als sie die Gefahr von den

Feinden fürchteten, und errichteten für Hellas Siegesdenkmahle über die Barbaren, welche aus Habsucht ein fremdes Gebiet überfallen hatten, an den Gränzen ihres eignen Landes. Und so schnell vollbrachten sie diese That, daß dieselben Boten den andern Hellenen die Ankunft der Barbaren hier, und den Sieg unsrer Vorfahren verkündigten. Wahrlich! keiner der andern hatte Zeit, die kommende Gefahr zu fürchten, sondern nur sie zu hören, und über seine Befreyung zu frohlocken. Es ist daher kein Wunder, wenn ihre Größe auch noch jetzt, als ob diese vor Alters geschehenen Thaten neu wären, von allen Menschen gepriesen wird.

Einige Zeit nachher kam Xerxes, Kaiser von Asien, welcher Hellas verachtete, und betrogen in seiner Hoffnung, beschimpft durch den Ausgang, und gekränkt durch den Unfall, über dessen Urheber er zürnte, weil er nie ein Unglück empfand, und nie einen edeln Mann kennen lernte, nachdem er sich zehn Jahre lang gerüstet hatte, mit zwölfhundert Schiffen an. An Fußvolk führte er eine so unendliche Menge mit sich, daß es eine beschwerliche Arbeit seyn würde, auch nur die Völker, welche mit ihm zogen, herzuzählen. Der größte Beweis ihrer Menge ist folgende Thatsache: obgleich er tausend Schiffe hatte, um das Fußvolk an der schmalsten Stelle des Hellespontos aus Asien nach Europa überzusetzen, so wollte er dennoch keinen Gebrauch davon machen, weil er glaubte, daß es ihn zu lange aufhalten würde. Lieber verletzte und verachtete er die Gesetze der Natur, die Winke der Götter, und die Meynungen der Menschen, bahnte sich einen Weg durchs Meer, und erzwang sich eine Schiffarth durchs

land, indem er den Hellespontos durch eine Brücke vereinigte, und den Athos durch einen Graben trennte. Niemand widerstand ihm; die einen unterwarfen sich gezwungen, die andern übergaben sich freywillig. Denn einige waren unfähig, sich zu vertheidigen, andre waren bestochen; beydes zugleich lockte sie, Gewinn und Furcht. Bey dieser Lage von Hellas bestiegen die Athener ihre Schiffe, und eilten nach Artemisium; die Lakedämonier hingegen und einige unter den Bundsgenossen rückten nach Thermopylae, weil sie wegen der Engigkeit der Gegenden im Stande zu seyn glaubten, den Paß zu behaupten. Als nun an beyden Orten das Treffen zu gleicher Zeit vor sich ging, siegten die Athener in der Seeschlacht; die Lakedämonier hingegen wurden, keineswegs aus Mangel an Tapferkeit, sondern weil sie sich in ihrer Rechnung in Rücksicht der Anzahl sowohl derer betrogen hatten, welche zu beschützen sie gekommen waren, als auch derer, wider die sie streiten mußten, zwar nicht von den Feinden besiegt, aber doch auf dem Platz, wo sie standen, kämpfend getödtet. Als sie nun auf diese Weise unglücklich gewesen waren, und die Barbaren sich des Passes bemächtigt hatten, so zogen dieselben gegen unsre Stadt. Als aber unsre Vorfahren das Unglück der Lakedämonier vernahmen, und aus den von allen Seiten auf sie eindringenden Begebenheiten keinen Ausweg zu finden wußten, verließen sie für Hellas ihre Stadt, um mit jedem der beyden Heere für sich, nicht mit beyden zugleich kämpfen zu müssen; denn sie wußten wohl, daß wenn sie zu Lande den Barbaren entgegen rückten, diese mit tausend Schiffen herbeyeilen, und die ver-

laßne Stadt erobern würden; und daß ihnen, wenn sie sich einschifften, von der Landmacht das ihrige weggenommen werden würde; daß sie aber beydes zugleich nicht können würden, ein Heer aussenden, und hinlängliche Besatzung zurück lassen. Und da sie nur zwischen zwey Uebel zu wählen hatten, nähmlich entweder ihr Vaterland zu verlassen, oder mit den Barbaren die Hellenen zu unterjochen, so wählten sie lieber Freyheit mit Tugend, Armuth und Verbannung, als Knechtschaft des Vaterlandes mit Reichthum und Schande. Ihre Kinder, Frauen und Mütter sandten sie nach Salamis, und versammelten die Seemacht der andern Bundesgenossen. Wenige Tage darauf kam die Landmacht und die Seemacht der Barbaren. Wer konnte sie ohne Schrecken sehen? Welchen gewaltigen und gefahrvollen Kampf bestand nicht unser Staat für die Freyheit der Hellenen? Was mußten nicht die empfinden, welche die Krieger in jenen Schiffen beobachteten, da selbst ihre eigne Rettung sehr zweifelhaft war, und die Gefahr nun immer näher heranrückte? Oder die, welche sich zum Kampf für ihr Liebstes, für den Siegeslohn in Salamis rüsteten? Von allen Seiten umgab sie eine so große Menge von Feinden, daß es nur ihr geringstes Uebel war, ihren Tod vorher zu wissen, das peinlichste ihrer Leiden hingegen war die Furcht vor dem, was die weggesandten Lieben von den siegenden Barbaren erleiden würden. In dieser hoffnungslosen Lage umarmten sie sich gewiß oft einander, und beweinten mit Recht ihr Schicksal; denn sie kannten die geringe Zahl ihrer Schiffe, und sahen die Menge der feindlichen; sie wußten, daß die Stadt ver-

ſſen, das Land verheert und voll Barbaren ſey. Bey den
ammen der heiligen Gotteshäuſer, und in der Mitte
er Schreckniſſe hörten ſie einen aus Helleniſchen und
rbariſchen Stimmen vermiſchten Schlachtgeſang; die er-
unternden Zurufungen nähmlich von beyden Seiten, und
as Geſchrey der Sterbenden. Das Meer war voll von
eichen, und zahlloſe Trümmer von feindlichen und befreun-
eten Schiffen ſtürzten gegen einander. Lange Zeit war
as Treffen unentſchieden, und bald glaubten ſie überwun-
en zu haben, und gerettet zu ſeyn, bald beſiegt zu wer-
en, und verlohren zu ſeyn. Vor Schrecken glaubten ſie
ewiß vieles zu ſehn, was ſie nicht ſahen, und vieles zu
ören, was ſie nicht hörten. Was für Gebethe ſandten
ie nicht zu den Göttern, und was für Opfer gelobten ſie
icht? Wie beweinten ſie ihre Kinder, wie bejammerten
ie ihre Frauen, und wie beklagten ſie ihre Väter und Mü-
er? Welche Gedanken von kommendem Unglück im Fall
es Mißlingens? Welcher Gott mußte ſie nicht über die
chrecklichkeit ihrer Lage bedauern? Welcher Menſch muß-
e ſie nicht beweinen? Wer mußte nicht ihre Kühnheit be-
undern? Wahrlich, an großen Entſchlüſſen und an krie-
eriſchen Thaten übertrafen ſie das ganze menſchliche Ge-
chlecht ſehr weit. Sie verließen ihre Stadt, beſtiegen die
chiffe, und ſtellten ihre kleine Schaar der Menge Aſiens
ntgegen. Durch ihren Sieg bewieſen ſie allen Menſchen,
s ſey beſſer, mit wenigen Männern für die Freyheit zu
ämpfen, als mit vielen Fürſtendienern für ihre Knecht-
haft. Sie trugen das meiſte und das wichtigſte zur Be-
reyung der Hellenen bey; zuerſt den Themiſtokles, zum
eldherrn, der am geſchickteſten zu reden, zu denken,

und zu handeln wußte; dann mehr Schiffe, als alle übrigen Bundsgenossen zusammengenommen; und endlich die erfahrensten Leute. Welche andern Hellenen hätten mit an Geschicklichkeit, Menge und Tapferkeit mit ihnen wetteifern können? Mit Recht empfingen sie daher von Hellas den unbezweifelten Siegerlohn im Seekriege. Sie verdienten es, daß das Glück ihren Gefahren und ihren Thaten entsprach, und sie bewiesen den *asiatischen* Barbaren die Ächtheit und Ursprünglichkeit ihrer *Tugend*.

So bewährten sie sich in der Seeschlacht, und indem sie den bey weitem größten Theil der Gefahren bestanden, erkämpften sie auch für die andern Hellenen durch ihre eigne Tugend die gemeinschaftliche Freyheit. Als aber nachher die Peloponnesier den Isthmus vermauerten, mit ihrer eignen Rettung zufrieden, sich von der Gefahr zur See befreyt glaubten, und die Absicht hatten, die andern Hellenen von den Barbaren unterjochen zu lassen, da wurden die Athener unwillig, und gaben ihnen den Rath: wenn das ihre Absicht wäre, so möchten sie nur um den ganzen Peloponnesos eine Mauer aufwerfen. Denn wenn sie von den Hellenen verrathen, auf Seite der Barbaren seyn würden, so würden dieselben keine tausend Schiffe bedürfen, noch würde ihnen die Isthmische Mauer etwas helfen; die Herrschaft des Meers würde dann dem König ohnehin von selbst zufallen. Überführt und überzeugt, was sie gethan, sey ungerecht, was sie beschlossen, thöricht; was die Athener hingegen sagen, sey gerecht, was sie riethen, das beste, zogen jene nach Platäa zu Hülfe. Als hier die meisten Bundsgenossen zur Nachtzeit ihren Posten verließen und davon liefen; so

schlugen die Lakedämonier hingegen und die Tegeaten die Barbaren in die Flucht; die Athener aber und Platäer besiegten kämpfend alle Hellenen, welche der Freyheit entsagt, und sich der Knechtschaft unterworfen hatten. An diesem Tag krönten sie ihre vorigen Thaten durch das schönste Ende und befestigten die Freyheit Europas. Sie hatten in allen Arten von Schlachten Beweise ihrer Tapferkeit gegeben, allein und mit andern, zu Lande und zur See, gegen Barbaren und gegen Hellenen; desfalls wurden sie auch sowohl von denen, mit welchen sie gekämpft, als auch von denen, gegen welche sie gestritten hatten, würdig geachtet, die Häupter von Hellas zu seyn.

Als aber in der Folge der Neid über ihr Glück, und die Eifersucht über ihre Thaten einen helleniſchen Krieg verursachte, weil alle übermüthig waren, und jeder nur geringfügiger Klaggründe bedurfte; da nahmen die Athener in der Seeschlacht wider die Ägineten und ihre Bundsgenossen siebzig ihrer dreyruderigen Schiffe gefangen 2).

2) Thuc. I. 104. — „Inaros, der Sohn des Psammetichus, ein Lybier und König der Lybier bey Aegyptos, zog aus von der Stadt Marcia über Pharos, und machte den größten Theil Aegyptens vom König Artaxerxes abtrünnig; er warf sich selbst zum Herrn auf, und rief die Athener. Sie verließen Kypros und kamen; denn sie waren mit zweyhundert Schiffen von ihren eignen und denen der Bundsgenossen gegen Kypros gesegelt. Sie schifften vom Meer in den Nilus hinauf, bemächtigten sich dieses Flusses, und zweyer Theile von Memphis, und kriegten vor dem dritten, welcher Leukonteichos (weiße Mauer) genannt wird. Darin befanden sich die geflohnen Perser und Meder, und die nicht mit abgefallenen Aegyptier." — Thuc I. 105. 106. — „Es brach ein Krieg zwischen den Aeginetern und Athenern aus, und es ward nach diesem bey Aegina eine große Seeschlacht der Athener und Aegineter geliefert; beyde

Während sie zu eben der Zeit Aegyptos und Aegina zugleich belagerten, und ihre Mannschaft theils auf den Schiffen, theils in dem Landheer abwesend war, glaubten die Korinthier und ihre Bundsgenossen, sie würden entweder das Land wehrlos finden, oder das Heer zum Rückzug

---

hatten ihre Bundsgenossen bey sich; und die Athener siegten, nahmen ihnen siebzig Schiffe gefangen, und stiegen ans Land. Sie führten die Belagerung unter der Anführung des *Leokrates*, des Sohns des Strobos. Da entschlossen sich die Peloponnesier den Aeginetern beyzustehen, und sandten zuerst dreyhundert schwerbewaffnete Krieger; dann fielen die Korinthier mit den Bundsgenossen ins Megarische Gebiet, indem sie glaubten, es würde den Athenern unmöglich seyn, den Megarern zu Hülfe zu kommen, da in Aegina und in Aegyptos ein so großes Heer abwesend war; thäten sie es aber doch, so würden sie sie dadurch nöthigen, Aegina zu verlassen. Die Athener aber ließen das Heer bey Aegina, wo es war; von den in der Stadt zurückgebliebenen rückte ein Heer von Greisen und Jünglingen nach Megara, unter der Anführung des Myronides. Nachdem ein unentschiedenes Treffen gegen die Korinthier geliefert worden war, trennten sie sich von einander, und glaubten beyde nicht besiegt zu seyn. Die Athener aber, denn sie waren doch etwas im Vortheil, errichteten nach dem Rückzuge der Korinthier ein Siegszeichen. Die Korinthier konnten die Schmähungen der Greise in der Stadt nicht dulden, rüsteten sich aufs höchste zwölf Tage später, zogen hin, und errichteten auch ein Siegszeichen, als wären sie die Sieger. Die Athener thaten einen Ausfall aus Megara, tödteten diejenigen, welche das Siegszeichen aufrichteten, stürzten auf die andern, und besiegten sie. Jene, da sie geschlagen waren, zogen sich zurück. Ein kleiner Theil von ihnen verfehlte, im Gedränge den Weg und gerieth in das Land eines gewissen Eigenthümers, welches durch einen tiefen Graben eingeschlossen war und keinen Ausweg hatte; da die Athener dies bemerkten, hielten sie selbige von vorn durch die schwerbewaffnete Mannschaft zurück, stellten das leichte Fußvolk im Kreise umher, und steinigten alle, welche hineingegangen waren. Dies war ein großes Unglück für die Korinthier. Die Hauptmasse ihres Heers aber zog sich nach Hause zurück."

on Aegina nöthigen, rückten in Masse aus, und nahmen Geraneia ein. Die Athener aber konnten sich nicht entschließen, jemanden zu Hülfe zu rufen, wiewohl sie Zeit dazu hatten, indem die Feinde noch entfernt, ihr Heer aber nahe war. Voll Zuversicht auf ihren Muth, und voll Verachtung ihrer Feinde glaubten die zurückgebliebenen, wiewohl sie theils schon zu alt, theils noch unter der männlichen Reife waren, dennoch die Gefahr allein bestehen zu können. Die einen waren tapfer durch lange Übung, die andern von Natur; jene waren schon oft selbst wacker gewesen, diese ahmten jene nach; die ältern wußten zu befehlen, die jüngern vermochten das befohlne auszuführen. Unter der Anführung des Myronides rückten sie gegen dieselben ins Megarische Gebiet aus, eilten dem Heer, welches in ihr eignes Gebiet einfallen wollte, in ein fremdes Gebiet entgegen, besiegten es in der Schlacht ganz, mit Kriegern, welche theils nicht mehr, theils noch nicht bey vollen Leibeskräften waren; und errichteten ein Siegeszeichen zum Denkmahl dieser für sie schönsten, für die Feinde aber schimpflichsten Begebenheit. Nachdem sie nun beyde gesiegt hatten, kehrten sie mit dem herrlichsten Ruhm in ihre Heimath zurück, und beschäftigten sich wiederum theils mit ihrer eigenen Ausbildung, theils mit der Besorgung der übrigen öffentlichen Angelegenheiten.

Ein einziger Mensch kann unmöglich die von so Vielen bestandenen Gefahren einzeln erzählen, oder alle seit Anbeginn der Zeit vollbrachten Thaten in einem Tage verkündigen. Denn welche Zeit, oder welche Kunst, oder welcher Redner wäre wohl dem Geschäft gewachsen, die Tapferkeit

der hier ruhenden Helden würdig darzustellen? Durch zahllose Anstrengungen, die glänzendsten Kämpfe und die herrlichsten Heldenthaten machten sie Hellas frey und ihr Vaterland zum mächtigsten Hellenischen Staat. Siebzig Jahr beherrschten dann die Athener das Meer, und verhüteten durch ihre weise Leitung unter den Bundsgenossen alle bürgerlichen Unruhen 3). Sie hielten es nicht für *gerecht*, daß die Mehrheit Wenigen knechtisch diene, sondern *erzwangen* die rechtliche Gleichheit Aller; sie schwächten keineswegs die verbündeten Staaten, sondern machten im Gegentheil auch sie mächtig. Die Größe ihrer eignen Macht aber legten sie dergestalt an den Tag, daß der große König kein fremdes Gut mehr begehren konnte, sondern von dem Seinigen hergeben, und sogar für das, was man ihm ließ, besorgt seyn mußte; und während dieser Zeit segelten weder Schiffe aus Asien her, noch erhob sich ein Tyrann in Hellas, noch ward ein Hellenischer Freystaat von den Barbaren in Knechtschaft gestürzt. So große Zurückhaltung und Ehrfurcht flößte die Tapferkeit dieser Helden jedermann ein! Deswegen haben sie auch allein gerechte Ansprüche, Vorsteher der Hellenen, und Anführer der Staaten zu seyn. Aber auch im Unglück bewährten

3) Siebzig Jahr sind eine runde Zahl für den Zeitraum von der Schlacht bey Salamis bis zur Schlacht bey Aegospotamos. Was die Ruhe und Einigkeit betrifft, in welcher die Bundsgenossen von den gütigen Athenern erhalten wurden, so hat hier Isokrates beynahe noch etwas mehr als seine Pflicht gethan, wer aber weiß, dem die Geschichte bekannt ist; nähmlich jene rhetorische Pflicht eines Hellenischen Redners, das Große klein, und das Kleine groß zu machen. Wenn man iemanden Hände und Beine bindet, so pflegt er ruhig zu seyn.

ſie ihre Tugend. Als nähmlich durch der Feldherrn Schuld oder der Götter Willen die Schiffe im Hellespontos verlohren gingen; ein Verluſt, welcher für uns, welche er traf, und auch für die andern Hellenen das größte Unglück war; zeigte ſich bald darauf, daß die Stärke dieſer Städt das Heil von Hellas ſey. Denn da die Hegemonie nun an andre kam, beſiegten diejenigen, welche ſich vorher gar nicht einmal auf's Meer wagten, die Hellenen zur See und ſchifften nach Europa; freye Städte der Hellenen geriethen in Knechtſchaft, und Tyrannen warfen ſich auf, theils nach unſerm Fall, theils nach dem Sieg der Barbaren 4). Damahls hätte, Hellas hier an dieſem Grabe ihre Haare ſcheeren 5); und die

4) Die groſſen Rüſtungen des Artaxerxes zur See wider die Lakedämonier, bald nach dem Fall der Attiſchen Seemacht, der Sieg bey Knidos durch Konon, und die darauf folgende Eroberung der Helleniſchen Freyſtaaten in Aſien ſind allgemein bekannt. Eben ſo bekannt ſind die Gräuel der dreyſſig Tyrannen zu Athen, und wie die Lakedämonier die Oligarchie in ganz Hellas einzuführen ſuchten.

5) Ariſtoteles (Rhet. III. 10) führt dieſen Ausdruck unter einer Menge anderer Beyſpiele, die eben ſo treffend gewählt ſind, als die Erklärung, welche ſie erläutern ſollen, ungenügend iſt, als ein Beyſpiel des Urbanen an; in einer Stelle, welche für den Alterthumsforſcher einen Schatz von Belehrung enthält, und noch jetzt demjenigen, welcher ſich etwa an die nicht leichte Aufgabe wagen wollte, ſich über die Natur des Urbanen vollſtändige und ſtrenge Rechenſchaft zu geben, und den Begriff deſſelben wiſſenſchaftlich zu beſtimmen, viel zu denken geben kann, und willkommen ſeyn muß. Er hat ohne Zweifel Recht, wiewohl man hier ohne ſeine Hinweiſung kaum etwas Urbanes wahrgenommen haben würde. Es iſt auch gar kein Wunder, daß die zartere Bedeutung, die eigenſte Eigenthümlichkeit, der ganze Umfang von Nebenbegriffen eines Worts aus der lebendigen Sprache, worauf es beym Urbanen ankömmt, in der todten Schrift meiſtens nur noch eben, oft aber

hier Ruhenden betrauern sollen, als würde ihre Freyheit mit diesen Tapfern zu Grabe getragen; denn die verwaiste Hellas mußte nach dem Verlust solcher Helden unglücklich seyn, glücklich aber war Asiens Beherscher, daß er es nun mit andern Hegemonen zu thun hatte. Jener drohte nach diesem Verlust ihrer Führer, Knechtschaft; dieser wagte, da nun andre herrschten, dem Lieblingsentwurf seiner Vorfahren nachzueifern. Doch ich ließ mich schon zu lange zu dieser Klage über ganz Hellas fortreißen.

Jene Helden aber verdienen von jedem Einzelnen für sich, und vom Volk öffentlich gepriesen zu werden, welche vor der Knechtschaft flohen, um für das Recht zu kämpfen; welche sich für die Demokratie sogar von ihren Mitbürgern trennten, sich alle zu Feinden machten, und nicht gezwungen durch das Gesetz, sondern durch ihre Natur getrieben, in den Piräus zurückkamen; welche durch neue Großthaten der Vorväter alte Tapferkeit nachahmten, und mit ihrem eignen Gut und Blut, den Staat als ein gemeinschaftliches Gut auch für die andern wieder eroberten, und einen freyen Tod einem knechtischen Leben vorzogen. Eben so beschämt über ihr Unglück, als zornig über ihre Feinde, wollten sie lieber in ihrem Lan-

---

gar nicht mehr fühlbar ist. Auch das gemeine Leben, und der Umgang haben ihre Kunstsprache; wer diese mit der gesetzlichen Freyheit, und freyen Gesetzmäßigkeit der gegenseitigen Mittheilung, welche das Wesen der guten Gesellschaft, und der großen Welt ausmacht, mit der Sprache des Dichters, Denkers und Redners geschickt zu mischen weiß, der besitzt die große Kunst des urbanen Ausdrucks, über dessen Wesen und Eigenthümlichkeit sich im Cicero, der hier als Kenner und als Künstler gleich groß ist, die fruchtbarsten Winke finden.

ße sterben, als in einem fremden leben. Eide und Verträge waren ihre Bundsgenossen, ihre Feinde aber außer den vorigen, auch noch ihre eigenen Mitbürger. Aber dennoch zitterten sie nicht vor der Menge ihrer Gegner, stürzten sich muthig in die Gefahr, und errichteten ein Siegeszeichen über ihre Feinde. Als Zeugen ihrer Tapferkeit können sie die in der Nähe dieses Denkmahls befindlichen Gräber der Lakedämonier anführen. Sie waren es, welche den geschwächten und durch innere Zwietracht zerrütteten Staat wieder stark und einig machten. Diejenigen von ihnen, welche zurückkehrten, bewiesen Gesinnungen, welche der Thaten der hier bestatteten würdig waren; sie dachten nicht auf Rache an ihren Feinden, sondern auf Rettung des Staats. Sie konnten keine Erniedrigung dulden, aber sie verlangten auch selbst keine Vorrechte; sie theilten ihre Freyheit sogar mit den Freunden der Knechtschaft, aber die Knechtschaft derselben hatten sie nicht theilen wollen. Durch die größten und schönsten Thaten rechtfertigten sie den Staat und bewiesen, daß er zuvor nicht durch der Bürger Feigheit, noch durch der Feinde Tapferkeit gefallen war. Denn da sie es während des Bürgerkrieges, wider Willen 6) und in Gegen-

6) Dieß ist auch nur rhetorisch wahr. Sparta war damahls von Partheyen zerrissen; und Pausanias begünstigte gegen den Willen des Lysander die Wiederherstellung der Athenischen Unabhängigkeit. Ueberdem wirkten die auf Sparta eifersüchtigen Thebaner, deren Häupter zu diesem Ende von den Persern bestochen waren, eifrig zur Rettung Athens mit. cfr. Plut. Lys. III. 59. ed. Reisk. — Nach den Gesetzen dieser rhetorischen Wahrheit ist es freylich nicht schwer, jemand zu loben, und lobend zu vergöttern. Sehr treffend und sinnreich sagt der Platonische Sokrates: „Wenn

wart der Peloponneſier und der andern Feinde, mög-
lich machten, zurück zu kehren; ſo iſt wohl offenbar, daß
ſie, wenn ſie einig geweſen wären, ihnen leicht die Spi-
tze hätten bieten können. Wegen dieſer ihrer Thaten im
Piräus werden ſie von allen Menſchen bewundert.

Aber auch die hier ruhenden Fremdlinge verdienen
gelobt zu werden, welche durch ihre Menge nützlich, für
unſre Rettung kämpften, die Tugend für ihr Vaterland
hielten, und ihr Leben ſo ruhmwürdig endigten; wofür
der Staat ſie öffentlich betrauert und beſtattet, und ihnen für
ewige Zeiten gleiche Ehre mit den Bürgern beſtimmt hat.

Die jetzt begrabenen [7]) aber, Mitſtreiter der von
alten Freunden beleidigten Korinthier, denen ſie neue
Bundsgenoſſen wurden, handelten nicht wie die Lakedä-
monier; denn dieſe misgönnten den Korinthiern auch das
Gute, was ſie beſaßen. Sie aber erbarmten ſich der Un-
rechtleidenden, und dachten nicht mehr an ihre alte Feind-
ſchaft, ſondern waren nur voll Eifers für ihre neue
Freundſchaft, und legten vor allen Menſchen einen ent-
ſcheidenden Beweis ihrer Tugend ab. Denn um Hellas zu
verherrlichen, hatten ſie den Muth, nicht bloß für ihre
eigne Rettung zu kämpfen, ſondern ſogar für ihrer Fein-
de Freyheit zu ſterben. Sie kämpften nähmlich gemein-
ſchaftlich mit den Bundsgenoſſen der Lakedämonier, für

---

die Athener vor einer Verſammlung von Peloponneſiern, oder die Peloponneſier vor einer Verſammlung von Athenern gelobt werden ſollten, dann wäre ein tüchtiger Redner nöthig, um ſeine Zuhörer zu überzeugen, und zufrieden zu ſtellen; wenn aber einer von eben denen auch beurtheilt wird, welche er lobt, da iſt es keine Kunſt, gut zu reden."

7) Über die Geſchichte des korinthiſchen Krieges S. Gillies IV. 26. folg.

ren Unabhängigkeit von denſelben. Da ſie nun ſiegten, gewährten ſie ihnen gleiche Vortheile; mislang ihre Abſicht, ſo hinterließen ſie denen im Peloponneſos gewiſſe Knechtſchaft. Jene waren in einer ſolchen Lage, daß für ſie das Leben kläglich, der Tod aber wünſchenswerth war; dieſe hingegen waren im Tode und im Leben beneidenswürdig. Erzogen in den Herrlichkeiten und Gütern, welche ihre Väter durch ihr Verdienſt erworben hatten, erhielten ſie, nachdem ſie Männer geworden waren, den Ruhm derſelben, und bewieſen ihre Tapferkeit. Sie ſind die Urheber vieler, herrlicher Wohlthaten für ihr Vaterland; ſie richteten wieder auf, was andre hatten ſinken laſſen, und entfernten den Krieg weit von ihrem Gebiet. Sie endigten ihr Leben, wie wackern Männern zu ſterben ziemt; dem Staat bezahlten ſie den Lohn ihrer Ernährung, ihren Ernährern aber hinterließen ſie Kummer.

Darum müſſen die Lebenden ihren Verluſt beklagen, ſich ſelbſt beweinen, und ihre Angehörigen wegen ihres noch übrigen Lebens bedauern. Denn welche Freude bleibt ihnen noch nach dem Begräbniſſe ſolcher Männer, welche alles geringer achteten, als ihre Pflicht, ſich ſelbſt des Lebens beraubten, und ihre Frauen zu Wittwen machten, und ihre Kinder zu Waiſen; ihre Brüder, Mütter und Väter hülflos verließen? Bey dieſem großen und mannichfaltigen Unglück beneide ich ihre Kinder, weil ſie noch zu jung ſind, um zu wiſſen, welche Väter ſie verlohren haben; bedaure hingegen ihre Eltern, weil ſie zu alt ſind, um ihr Unglück zu vergeſſen. Denn was kann wohl ſchmerzlicher ſeyn, als Kinder, welche man erzeugt, und erzogen hat, zu begraben, und nun im Alter ſchwach an

Kräften, aller Hoffnungen beraubt, ohne Freund und ohne Hülfe zu seyn? Von denen bedauert zu werden, welche uns ehedem beneideten? Den Tod mehr wünschen als das Leben? Denn je vortrefflichere Männer sie waren, desto tiefer ist der Schmerz der Verlassenen. Wann sollen sie ihren Schmerz endigen? Etwa wenn der Staat unglücklich ist? Dann ist es ja natürlich, daß auch die andern jene Tapfern ins Leben zurückwünschten! Oder bey öffentlichem Glück? Dann ist es eine hinreichende Ursache zum Schmerz, daß ihre Kinder todt sind, während die Lebenden die Früchte ihrer Tapferkeit genießen. Oder in eignen Leiden? — Etwa wenn sie sehn, daß ihre vorigen Freunde ihre Hülflosigkeit fliehen, und ihre Feinde ihr Unglück übermüthig verhöhnen? — Die einzige Art, dünkt mich, wie wir den hier ruhenden thätig danken können, ist; wenn wir ihre Eltern, eben so wie sie selbst es thaten, ehren, ihre Kinder so lieben, wie sie, die Väter, selbst; und ihre Frauen eben so beschützen, wie jene, da sie noch lebten. Wen könnten wir auch wohl mit mehr Recht ehren, als die hier ruhenden Helden? Für wen der Lebenden billiger eifrig sorgen, als für die Angehörigen derselben, welche die Früchte ihrer Tapferkeit nicht mehr genossen haben als jeder andre, den wahren Schmerz über ihren Tod aber eigentlich allein tragen?

Doch ich glaube, man hat überhaupt Unrecht, solche Fälle zu bejammern. Denn es ist uns ja nicht verborgen, daß wir einmahl sterblich sind 8). Warum sollten wir uns

8) Zur Vergleichung hier ein angebliches Bruchstück aus der epitaphischen Rede des Hyperides: Stob. Serm. CXXIII. — „Es

also härmen, daß diese hier litten, was wir alle schon lange erwarteten? Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wissen, daß der Tod den Schlimmsten, wie den Besten gemein sey? Denn der Tod versäumt die Bösen so wenig, als er die Guten schont; er beweist sich vielmehr gegen alle gleich. Wäre es möglich, daß diejenigen, welche den Kriegsgefahren entronnen sind, die übrige Zeit unsterblich seyn könnten; so hätten die Lebenden Recht, die Verstorbenen ewig zu beklagen. Nun kann ja aber unsre Natur den Krankheiten und dem Alter nicht widerstehen, und der Genius, dem die Be-

---

ist freylich schwer diejenigen, welche sich in solchen Leiden befinden, zu trösten; denn der Schmerz wird weder durch Vernunft noch durch Verbothe besänftigt, sondern durch das Maaß der Empfindsamkeit eines jeden, und seiner Liebe für den Verstorbenen begränzt. Dennoch muß man Muth fassen, und seinem Schmerz nach Möglichkeit zureden; und nicht blos an den Tod der Verstorbenen denken, sondern auch an das große Beyspiel, welches sie uns hinterlassen haben. Was sie gelitten, ist nicht beweinenswürdig, was sie aber gethan, höchst ruhmwürdig. Eben darum, weil sie das gebrechliche Alter nicht erlebt, aber dagegen unzerstörbaren Ruhm gewonnen haben, sind sie in jeder Rücksicht glückselig. Für diejenigen unter ihnen, welche kinderlos gestorben sind, werden die Lobgesänge der Hellenen unsterbliche Kinder seyn; statt derer hingegen, welche Kinder hinterlassen haben, wird der dankbare Staat der Vormund ihrer Kinder seyn. Überdem, wenn der Tod dem Nichtseyn ähnlich ist, so sind sie von Krankheiten, vom Schmerz und von andern Unfällen des menschlichen Lebens befreyt. Wenn sich aber das Bewußtseyn, und die Vorsorge des göttlichen Wesens auch noch bis in die Unterwelt erstreckt, wie wir glauben; so dürften wohl diejenigen, welche die angegriffenen Rechte der Götter schützten, die höchste Glückseligkeit von dem göttlichen Wesen erhalten."

stimmung unsres Schicksals zu Theil ward, ist unerträglich. Darum sollte man diejenigen für die Seligsten achten, welche für das Größte und Herrlichste kämpfend ihr Leben endigten; die es nicht dem Zufall überließen, über sie zu entscheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, sondern den schönsten wählten. Auch ist ja ihr Ruhm unvergänglich, und die Ehre, welche ihnen wiederfährt, ist werth von allen Menschen beneidet zu werden. Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; besungen aber als Unsterbliche wegen ihrer Seelengröße. Zudem werden sie öffentlich begraben, und zu ihrem Andenken werden Kampfspiele der Stärke, der Kunst und des Reichthums gefeyert, als wären die im Kriege Getödteten gleicher Ehre mit den Unsterblichen würdig. Ich preise sie daher, um ihres Todes willen glücklich, beneide sie und glaube, daß das Daseyn nur für diejenigen Menschen ein Gut sey, welche wiewohl in vergänglichen Leibern, durch ihre Selbstkraft einen unvergänglichen Ruhm hinterlassen. Jedoch ist es Pflicht, den alten Gebräuchen gemäß zu handeln, das väterliche Gesetz zu ehren, und die Bestatteten zu bejammern.

Beurtheilung.

Was dieſer epitaphiſchen Rede des Lyſias einen gewiſſen Werth, ja ſogar einen hiſtoriſchen Vorzug giebt vor den epitaphiſchen Reden des Plato und Thukydides und vor der panegyriſchen des Iſokrates, iſt; daß ſie rein epitaphiſch iſt. Iſt ſie ein durchaus ächtes Werk des Lyſias, wie die Alten nicht zu bezweifeln ſcheinen; ſo war ſie wirklich, freylich zu einer Zeit, wo die Blüthe des Atheniſchen Staats ſchon unwiederbringlich verwelkt, die öffentlichen Sitten ſchon ſehr tief geſunken waren, der Ausdruck jener großen Volkshandlung der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit an ruhmwürdige Vorfahren, bey deren Betrachtung der denkende Alterthumsforſcher gern mit Liebe verweilt. Sie iſt alsdann die ſchätzbare Urkunde, aus der wir den ächten und reinen Begriff jener alt Atheniſchen Sitte am unmittelbarſten ſchöpfen müſſen, von der uns jede noch ſo geringe geſchichtliche Spur werth iſt. Dies würde in gewiſſem Sinne ſelbſt dann noch wahr bleiben, wenn auch die Vermuthung einiger ſcharfſinnigen neuern Forſcher 9) ſchon völlig erwieſen wäre, daß

9) Wie Reiske und Wolf. Comm. ad Lept. p. 363. Die Einwürfe, welche man aus künſtleriſchen Gründen, oder aus der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit gegen die Aechtheit der ganzen Rede machen könnte, ſind wohl nicht unbeantwortlich. Freylich kommt es hier auf ganz andre

dieſe Rede zum Theil oder gar ganz unächt ſey. Wir dürfen und müßten dann vorausſetzen, der ſpätere Sophiſt habe aus ächt epitaphiſchen Quellen geſchöpft, nach rein epitaphiſchen Vorbildern gearbeitet; denn in der ganzen Rede ſey auch keine Spur von einer hiſtoriſchen oder philoſophiſchen Umbildung. Daher iſt denn auch die Rede des Lyſias ſo volksmäßig und lebendig. So ſcheint mir die Klage beym Schluß der epitaphiſchen Reden beym Lyſias viel wahrer und eindringender, als beym Plato, welcher uns, ungeachtet er, um neu zu ſeyn, die Verſtorbenen redend einführt, dennoch kalt läßt. Überhaupt verräth dieſe Sokratiſche Tändeley des auf Dichter und Redner eiferſüchtigen Plato, der hier hat zeigen wollen, er könne, wenn er es der Mühe werth achte, trotz dem beſten Redekünſtler, ſchön reden und glänzend vernünfteln, gar ſehr eine durchaus nicht panegyriſche noch volksmäßige Philoſophie; und die politiſche Schrift des Iſokrates, welche an geprüften Thatſachen, und einſichtsvollen Urtheilen ungleich reichhaltiger iſt, als die Rede des Lyſias, nahm das nur gelegentlich mit, was dem Redner Hauptzweck war, und war ohnehin

---

Gründe an, welche tiefer verwunden, und dem Vordertheil der Rede leicht den Garaus machen könnten. Ein Philolyſias würde es vielleicht recht gern ſehn, wenn das Werk ſeines Redners auf dieſe Weiſe von einigen Abgeſchmacktheiten gereinigt, oder lieber gleich die ganze Rede unter das kritiſche Mordmeſſer gebracht würde. Wer ſich aber für den Geiſt der Attiſchen Sitte lebhaft intereſſirt, ein Philepitaphios, wenn ich ſo ſagen darf, wird ſich das Ganze freylich nur ſehr ungern entreiſſen laſſen, ſo gering auch der Kunſtwerth desſelben iſt, es mag nun ächt oder unächt ſeyn; und wird wenigſtens wünſchen dürfen daß die Verurtheilung, nicht ohne diejenige förmliche Unterſuchung geſchehen möge, welche die kritiſche Gerechtigkeit ſo wenig wie die politiſche vernachläſſigen darf.

wohl geeigneter, von einzelnen gebildeten Müssiggängern gelesen, als einem ganzen Volk gesagt, und von einem ganzen Volke gehört zu werden. Von dem kräftigsten bürgerlichen Leben ist dagegen die epitaphische Rede des Perikles beym Thukydides voll, gedrängt voll; aber diese Rede, deren gedankenschwangrer Ausdruck von tiefer Weisheit trieft, welche auch den gespannten Denker durch die Last ihres Inhalts gleichsam niederdrückt, übersteigt die Geistesfähigkeiten vielleicht jeder großen Volksversammlung, gewiß der Athenischen, sehr weit. Sie ist der zusammengedrängte Ertrag der reichsten und geprüftesten Erfahrung. Die Gedankenarmuth in der epitaphischen Rede des Lysias war eine unvermeidliche Folge ihrer äußern Bestimmung, und darf dem Redner nicht zugerechnet werden.

Auch der schwelgerische Überfluß seiner Schreibart, welcher sich hier, wo er durch keinen bestimmten Zweck gebunden, frey spielen darf, unverhohlener zeigen kann, ist nicht des Künstlers, sondern des Zeitalters Schuld. Der künstlerische Styl des Lysias nähmlich, den wir aus seinen panegyrischen Reden am besten kennen lernen, ist eben der, welcher sich auch in den Werken des Aristophanes, Euripides, Plato und Isokrates findet, und bey noch so großer Verschiedenheit der Kunstart, des Charakters und Tons in allen ein und derselbe ist; der herrschende Styl der dritten Periode des öffentlichen Attischen Kunstsinns. Sein wesentliches Merkmahl ist das Uebergewicht der Fülle über die Harmonie. Ich meyne eine scheinbare Fülle, eine Fülle des Scheins, welche allein in das Gebiet der schönen Kunst gehört; denn unstreitig kann eine Rede oder ein Gedicht, an Gedanken und wirklichen Sachen sehr leer

und doch äußerst reich in dem Ausdruck behandelt ist, und eben dadurch auch so erscheinen. Man vergesse nicht, daß es einen dürftigen Überfluß giebt, daß ein Kunstwerk arm und doch üppig seyn kann; denn der Styl wird nicht sowohl durch das Maaß der künstlerischen Fülle und Harmonie, als durch ihr Verhältniß bestimmt. Besonders vergeße man dies nicht beym Lysias *und Isokrates*, welche zwar noch zum dritten attischen *Styl gehören*, sich aber doch schon der Gränze des vierten *nähern*; so wie das Werk des Thukydides im vollkommenen Styl der zweyten Periode des öffentlichen attischen Kunstsinns gebildet ist, aber noch an die erste und älteste gränzt. Es ist nur eine leise Erinnerung an den Aeschylus, was den vollkommensten aller hellenischen Redekünstler vom Sophokles entfernt; denn einen durchaus vollendeten hatten die Hellenen nicht.

Weniger verzeihlich, nach unserm Gefühl wenigstens, dürfte es scheinen, daß das Lob des Lysias so rhetorisch, ja mythisch ist; denn wir verlangen mit Recht, daß alles Lob historisch sey. Er begnügt sich nicht den Thatsachen durch Ausschmückung, nach dem Grundsatz der Hellenischen Redner, das Große zu verkleinern, und das Kleine zu vergrößern, kräftig nachzuhelfen; sondern er mischt ihnen auch noch schmeichelnde Mährchen bey, um das eitle Volk vollends zu berauschen. Er, der sich in seinen gerichtlichen Reden immer streng bestimmt und mit nüchternem Maaß und nie unangemessen ausdrückt, opfert hier fast in jedem Ausdruck die goldne Schicklichkeit der scheinbaren Fülle auf, welche ein Redner, wenn er den Dichter machen will, durch den dürftigen Überfluß von

Hyperbeln und Antitheſen zu erkünſteln ſucht. Mit Antitheſen beſonders und ähnlichen Zierrathen, Pariſoſen, Paromoioſen u. ſ. w. iſt der Epitaphios ſo reichlich ausgeſchmückt, daß die Überſetzung nur einen ſehr kleinen Theil derſelben nachbilden konnte; für Deutſche Leſer werden auch dieſe wenigen mehr als zuviel ſeyn. Die Helleniſche Sprache iſt an mannichfachen Beſtimmungen der Worte reicher, in der Stellung der Worte aber freyer, als die meiſten ihrer Schweſtern; daher es ihr auch im Spiel mit der Ähnlichkeit einander faſt in allen einzelnen Worten entſprechender Sätze, keine neuere Sprache gleich thun kann. Aber nicht blos einzelne Ausdrücke, ſondern die ganze Rede ſelbſt iſt ſpielend. Sie täuſcht unſre Erwartung, und ſcheint der Kunſt eines ſolchen Redners, ſo wie ihrer erhabenen Veranlaſſung unwürdig. Und welch einer Veranlaſſung? Der kalte, entfernte Forſcher ſogar wird warm bey dem Gedanken an Salamis, an Thraſybulos, und alle die Helden, welche für die öffentliche Freyheit ihr Blut vergoſſen. Wie ganz anders Thukydides, der uns unterrichtend hinreißt, der uns mit inniger Wehmuth, und mit froher Begeiſterung gleich ſehr durchdringt? Die Vorbereitung, und der Schluß ſeiner epitaphiſchen Rede ſind in der That wie die Einfaſſung eines großen Trauerſpiels. Es iſt befremdend, daß bey einem Stoff, wo ſelbſt der ruhige Forſcher, welcher für die Wißbegierde erzählt, unſer Innerſtes erſchüttert; daß bey einem ſolchen Stoff der Redner, dem das große Geſchäft gegeben war, im Angeſicht eines gerührten, und begeiſterten Volks für den öffentlichen Schmerz und die öffentliche Freude Worte zu finden, nur lau über die Oberfläche unſrer Seele weggleitet.

Doch auch dieſe Vorwürfe treffen nicht den Redner, ſondern die panegyriſche Redegattung überhaupt. Es ſind eigentlich gar kein Vergleich zwiſchen der epitaphiſchen Rede des Thukydides, und der des Lyſias Statt. Jene iſt das Stück eines hiſtoriſchen Werks, und keine panegyriſche Rede. Zwey durchaus verſchiedene Kunſtarten, deren Natur der größte Künſtler der Geſchichte, wenn auch nicht nach wiſſenſchaftlicher Einſicht, doch gewiß nach richtigem Gefühl ſorgfältig unterſchied! Nähm er Rückſicht auf die vom Perikles wirklich gehaltene panegyriſche Rede, ſo wird er ſie nach ſeinem beſondern Zwecke, nach den eigenthümlichen Geſetzen und Bedingungen ſeiner Kunſt umgebildet haben. Wenigſtens liegt in ſeinem Grundſatze (l. 22.): „ſeine Helden ſo reden zu laſſen, wie ſie hätten reden ſollen, dem ganzen Sinn des wirklich Geſagten ſo treu als möglich;" nichts, was dem widerſpräche. Vielmehr hat er die Volksmährchen von uralten Heldenthaten weggelaſſen; deren Erwähnung doch in den epitaphiſchen Reden allgemein gebräuchlich, ja Kraft verjährten Herkommens, beynahe nothwendig und pflichtmäßig geweſen zu ſeyn ſcheint.

Die panegyriſche Beredſamkeit nähmlich, welche durch die Sophiſten und unter dieſen vielleicht im Gorgias ihre höchſte Blüthe erreichte, iſt eine unächte und unnatürliche Zwitterart der Redekunſt und der Poeſie, oder vielmehr ein unrechtmäßiger Eingriff der Redekunſt in das Gebiet der Dichtkunſt. Die alten Rhetoriker theilen die Beredſamkeit in die gerichtliche, in die berathſchlagende, und in die panegyriſche oder epideiktiſche, welche man eine feſtliche Beredſamkeit nennen könnte. Zu einem eigentlichen Feſt gehört aber etwas mehr als eine fröhliche Geſellſchaft:

es iſt, wenigſtens im Helleniſchen Sinn, ein öffentliches Spiel. Ein öffentliches Spiel heißt ein ſolches, welches eine Handlung des Volks iſt. Unter einem Volk verſtehen wir aber nicht einen ungeordneten Haufen von Wilden, oder von rohen Menſchen, ſondern die gedachte Allheit der geſetzlich frey vereinigten Menſchen, welche in jedem Freyſtaat durch die Mehrheit der Bürger erſetzt wird, und die wirkliche Maſſe derſelben ſelbſt, in ſo fern ſie jene darſtellt. Ob das Volk ſpielen ſoll? Oder mit andern Worten; ob Feſte in jedem Freyſtaate nothwendig ſind? das iſt eine Frage tieferer Unterſuchung, deren befriedigende und bejahende Beantwortung jeder, welcher ſo etwas zu finden verſteht, im Plato finden kann. Jene Eintheilung der alten Rhetoriker iſt demnach, für die politiſche Beredſamkeit, welche ihnen die wichtigſte war, treffend und erſchöpfend; denn die Beredſamkeit eines Plato, Ariſtoteles oder Thukydides läßt ſich freylich nicht in dieſe Fächer bringen. Es laſſen ſich nähmlich keine andern urſprünglich und weſentlich verſchiedene Gelegenheiten denken, wo für das Volk, und an das Volk Reden geſagt werden könnten, als dieſe drey: entweder das Volk richtet, oder es giebt Geſetze, oder es iſt zu feſtlichen Spielen vereint. Aber nur den ſchönen Künſten iſt es erlaubt, an Feſten die Empfindungen des ſpielenden Volks auszudrücken; nicht auch der Beredſamkeit. Denn Spiele müſſen durchaus frey, und durch keinen ernſthaften Zweck gebunden ſeyn, ſonſt ſind es keine Spiele. Nun iſt es aber der weſentliche Unterſchied der Redekunſt von der Dichtkunſt, daß irgend ein ernſtliches Geſchäft ihr Hauptzweck, Schönheit aber nur ihr Nebenzweck ſey. Die Beredſamkeit ſoll den Ernſt

nur schmücken. Thut sie aber einen Eingriff in das Gebiet der Dichtkunst, und macht die Schönheit zu ihrem Hauptzweck, so geschieht unvermeidlich, was durchaus nie geschehen sollte; die Redekunst wird mit der Wahrheit, und mit der Gerechtigkeit spielen. Und noch oben drein wird sie unbelohnt freveln, und kunstwidrig spielen; denn was unschicklich ist, kann nie wahrhaft schön seyn. Die Erfahrung bestätigt dieß zur Genüge.

Kann der epitaphische Redner, welchen das Volk recht eigentlich, um sich von ihm kunstmäßig loben zu lassen, wählt, wohl etwas andres seyn, als ein Schmeichler? Kann ein Schmeichler etwas andres, als schön schwatzen, und glänzend vernünfteln? Kann der epitaphische Redner wohl einen andern Zweck haben, als den panegyrischen, nach dem Beyfall der bethörten Menge zu haschen? Oder den epideiktischen, mit seiner Geschicklichkeit wie einer, der sich mit seinen Künsten sehen läßt, zu prahlen? Eine Ausnahme ist es freylich, wenn, wie zur bessern Zeit der athenischen Größe, nicht die Geschicklichkeit des Redekünstlers, sondern der Werth des Bürgers, die Wahl des epitaphischen Redners bestimmt. Aber wenn dieser einzelne Bürger nicht so übermächtig ist, daß er sich zu dem ganzen Volk nicht als ein Unterthan, sondern wie ein Freund und weiser Führer verhält, so muß er doch ein Schmeichler seyn, um seinen Auftrag erfüllen zu können. Gewiß hatte die wirklich gehaltne epitaphische Rede des Perikles einen größern Charakter, als die des Lysias.

Dadurch läßt sich aber diese durchaus verwerfliche Kunstart der Beredsamkeit selbst nicht rechtfertigen; und nie

dürfen die epitaphischen Reden so wenig für eine Verbesserung, und einen glücklichen Zusatz der öffentlichen Bestattung zu halten, daß sie vielmehr schon eine Wirkung der einbrechenden Redewuth und Eitelkeit der Athener, und eine unglückliche Neuerung, durch welche die ursprüngliche Schönheit der alten Sitte verfälscht und entweiht ward, zu seyn scheint. Nur Dichtern sollte es verstattet gewesen seyn, bey der öffentlichen Bestattung, und an den jährlichen Festen für die Empfindungen des Volks einen Ausdruck zu finden, den öffentlichen Schmerz und den öffentlichen Dank auszusprechen, und durch Trauergesänge und Lobgesänge auf die für den Staat gestorbnen Helden um den Preiß zu kämpfen.

So sind überhaupt auch die erhabensten und schönsten Einrichtungen des Alterthums schnell ausgeartet!

Von dem hohen Werth jener attischen Sitte wird jeder leicht so durchdrungen seyn, daß es unnöthig seyn dürfte, Zergliederungen darüber zu machen. Nur das müssen wir erinnern, daß nichts unpassender seyn kann, als sie mit den römischen Parentationen, welche bekanntlich die römische Geschichte so sehr verfälscht haben, zu vergleichen. Was hat die Prahlerey einzelner adelicher und übermächtiger Geschlechter mit jenem großen Bürgerfeste gemein? Nie haben sich die römischen Leichenreden zur Würde einer öffentlichen Handlung erhoben! Allerdings aber hatte die athenische Sitte eine große Aehnlichkeit mit einem andern sehr bekannten Römischen, so wie mit einem von vielen mit Recht bewundertem spartanischen Fest. Die attischen Epitaphien, die römischen Triumphe, und die spartanischen Chöre der Greise, Männer und Jünglin-

ge 2) hatten im Ganzen einen und denselben Sinn; ein kriegerisches Volk an seine eigne Tapferkeit zu erinnern und diese Tugend durch die Erinnerung selbst zu verherrlichen. Ein großes Triumvirat von drey Heldenvölkern des Alterthums! Es ist lehrreich, wie sich in den Verschiedenheiten dieser ähnlichen Feste die eigenste Eigenthümlichkeit der drey größten Völker des Alterthums sichtbar spiegelt; welche Völker immer vollendete Vorbilder in der Kunst, für das Vaterland zu sterben, bleiben werden, und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. Der eigenthümliche Vorzug des spartanischen Festes ist schöne Fröhlichkeit und brüderliche Innigkeit. Gegen die Größe der römischen Triumphe sind die hellenischen Feste nur kleinlich. Das Charakteristische der attischen Epitaphien ist, erst die schwermüthige Empfindsamkeit, dann die geschwätzige Eitelkeit, und endlich der bewunderungswürdige Geist der Gerechtigkeit und gesetzlichen Gleichheit. Wo es solche Feste giebt, da ist es kein Wunder, wenn sich nicht bloß zahllose einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, sondern wenn auch ganze Schaaren begeisterter Bürger nicht in trunkner Wuth, sondern in nüchterner Besonnenheit mit fröhlicher Eil dahingehn, von wo sie wissen, daß sie nicht zurückkehren werden! Es ist kein Wunder, daß die Athener insbesondre für die öffentliche Freyheit so gut zu sterben wußten. Denn Solon war ein kühner, und schlau-

2) Plut. Inst. Lac. P. 423. Steph. — Die Greise. Wackre Männer waren wir einst. Die Männer. Wir aber sind's. Willst du? Versuchs! Die Jünglinge. Tapfrer noch werden wir seyn.

er Meister in der Kunst, Neigungen, Empfindungen und Gedanken zu mischen, und Menschen durch den Kitt aller himmlischen und irdischen Bürgerbande, von denen Plato lehrt [3], zu einer gesetzlichfreyen Masse zu vereinigen.

Beylage.

Die Olympische Rede des Lysias.

„Dionysios, der Herrscher Sikeliens hatte zu dem olympischen Fest Gesandte geschickt, um dem Gotte das Opfer zu bringen. Die Wohnung desselben auf dem heiligen Boden war sehr prächtig und reich; damit der Tyrann von Hellas desto mehr bewundert würde." Die folgende Rede des Lysias bewirkte eine so große Erbitterung, daß einige sogleich Hand ans Werk legten, und die Zelte zu plündern wagten.

* * *

„Wegen vieler andrer herrlicher Thaten, meine Zuhörer, ist Herakles würdig gepriesen zu werden, und auch weil er zuerst aus Liebe zu Hellas dieses öffentliche Kampfspiel versammelte. Denn in der damahligen Zeit war das Verhältniß der Staaten gegen einander feindlich. Nachdem er aber die Tyrannen vertilgt, und die Frevelnden gebändigt hatte, stiftete er dieses Fest, ein Kampfspiel der Leiber, für den Reichthum aber ein Antrieb zur Pracht und Ruhmliebe, und ein Schauplatz für Geisteswerke, mitten unter den schönsten Herrlichkeiten der ganzen Hellas; damit wir, um alles dies, theils zu se-

3) Plat. Polit. 6n.

hen, theils zu hören, an demselben Ort zusammenkommen möchten. Seine Absicht nähmlich war, daß diese Versammlung hier die Grundlage gegenseitiger Freundschaft für alle Hellenen seyn solle."

Das war also der Sinn seiner Stiftung! Ich aber trete auf, nicht um Vernünfteleyen zu schwatzen, oder um über Worte zu streiten. Denn ich halte dafür, dies sey eine Beschäftigung für ganz nichtsnutzige und hungrige Sophisten; die Pflicht eines wackern Mannes, und würdigen Bürgers hingegen, über das Eine, was noth ist, seinen Rath mitzutheilen. Ich rede von der ganz unwürdigen Lage von Hellas, welche wir vor Augen sehen; ein großer Theil derselben ist in der Gewalt der Barbaren, und viele freye Städte sind von Tyrannen vertilgt. Wäre die Ursache dieser Leiden unsre Schwäche, so müßten wir uns in das Schicksal ergeben; da es aber bürgerliche Uneinigkeit, und gegenseitige Streitsucht ist, wie sollte es denn nicht nothwendig seyn, jene zu besänftigen, diese zu bändigen? Und zu erwägen, daß Streitsucht der gewöhnliche Fehler der übermüthigen Glücklichen, Weisheit und Mäßigkeit in Entschlüssen aber ihre wichtigste Pflicht ist? Wir sehen ja die Größe dieser Gefahren, und wie sie uns von allen Seiten umringen. Ihr wißt es; der ist Herr, der auf dem Meer der Mächtigste ist; nun ist aber der König der Meister aller Schätze; und die Leiber der Hellenen sind ja dessen Eigenthum, der bezahlen kann: auch besitzt er selbst viele Schiffe, und viele andre der Tyrann Sikeliens. Es ist also nothwendig, den Krieg gegen einander zu endigen, und mit einmüthigem Sinn nur nach Rettung zu streben; uns über das Vergangene

zu schämen, für das Künftige aber ängstlich zu sorgen; und unsere Väter nachzuahmen, welche die Barbaren, die fremdes Gebiet begehrten, ihres eignen beraubten. Sie waren es, welche die Tyrannen verjagten, und dann die Freyheit allen mittheilten.

Am meisten staune ich aber über die Lakedämonier, was wohl ihre Absicht seyn mag, daß sie die Flammen der verheerten Hellas nicht achten; sie, welche und zwar mit Recht, theils wegen ihrer angebohrnen Tapferkeit, theils wegen ihrer Kriegskunst, die Hegemonen der Hellenen sind. Sie allein wohnen sicher und doch unbefestigt, leben einmüthig und doch unbesiegt, und beharren ewig in derselben Verfassung. Deßwegen muß man auch hoffen, ihre Freyheit werde unvergänglich seyn, und daß sie, die in vergangnen Gefahren Hellas Retter waren, auch die künftigen abwenden werden. Aber wahrlich der kommende Augenblick ist nicht zweckmäßiger, als der gegenwärtige. Man muß nähmlich den Fall derer, die schon verlohren sind, nicht für ein fremdes, sondern für ein eignes Unglück achten; und nicht etwa warten bis Beyder [1]) Mächte auch an uns selbst kommen, sondern so lange es noch möglich ist, ihrem Frevel ein Ende machen. Denn wer sieht nicht, daß sie durch unsre gegenseitigen Kriege mächtig geworden sind? Dieß erregt zugleich Unwillen und Schrecken; die großen Verbrecher vollbringen ihre Unthaten ganz ungestraft, und die Hellenen hoffen umsonst auf Rache."

1) Des Persischen Königs und des Sikelischen Herrschers.

Anmerkung.

Der erste Grundsatz des hellenischen Völkerrechts, war allgemeine Brüderschaft unter allen Hellenen, und ewige Feindschaft wider alle Tyrannen und Barbaren. In einer zur Erläuterung dieses hellenischen Grundsatzes äußerst merkwürdigen Stelle (Plat. Rep. lib. V. p. 44 — 48. tom VII. ed. Bip.) betrachtet Plato den Krieg unter Hellenen als einen unnatürlichen Zustand, den man als eine Krankheit ansehen, und so viel als möglich, wie einen freundschaftlichen Streit behandeln müsse; den Krieg der Hellenen gegen die Barbaren dagegen findet er in der Natur gegründet, nur dieser sey eigentlich ein ächter Krieg. Solche Aeußerungen der alten Schriftsteller verdienen aufmerksam beachtet zu werden, indem sie uns über die Natur der Begebenheiten selbst, so wie über die ganze Ansicht der Alten davon, erst den vollen Aufschluß geben. Unläugbar ist es, daß mit Tyrannen und Barbaren sich an keinen wahren Frieden denken läßt; daß ein gegenseitiges rechtliches Verhältniß, welches allein den offenbaren und heimlichen Gewaltthätigkeiten wirklich ein Ende macht, und den Frieden verbürgt, nur unter sittlich begründeten und sittlich geordneten Staaten statt finden könne. Unter allen sie umgebenden Barbaren hatten aber die Hellenen allein ächte Bildung, und eine rechtliche Verfassung. Gegen den hellenischen Grundsatz selbst, würde sich daher vielleicht wenig einwenden lassen; wenn sie nur demselben gemäß gehandelt, und ihn nicht blos zur Hälfte, sondern ganz in Ausübung gebracht hätten.

VIII.

Kunſturtheil des Dionyſios über den Iſokrates. 1796.

Einleitung.

Was zu Anfang der nachſtehenden Abhandlung eines der ſcharfſinnigſten alten Kritiker von den Lebensumſtänden des Iſokrates geſagt wird, iſt nur eine kurze Notiz. Auch vom politiſchen und philoſophiſchen Charakter und Werth der Iſokratiſchen Schriften ſagt Dionyſios, der ungleich mehr Künſtlerſinn, als hiſtoriſchen Geiſt beſaß, wie ſich ſelbſt in ſeiner vortrefflichen römiſchen Alterthumslehre offenbart, nicht ſehr viel, weder an Umfang noch an Bedeutung und Gehalt.

Der Überſetzer glaubte daher, ſchon durch die Überſchrift dieſes Werks die Aufmerkſamkeit des Leſers von allen Nebenſachen entfernen und auf das Weſentliche hinlenken zu müſſen. Dieſes aber, was den größten Werth darin hat, und für viele auch wohl am meiſten einiger Erklärung bedarf, iſt unſtreitig der künſtleriſche Geſichtspunkt und Geiſt des Ganzen. Den eigentlichen Charakter, Zweck und Gegenſtand der kritiſchen Abhandlung des Dionyſios, ſchien ihm aber kein andres Wort ſo ganz auszudrücken, als das Wort Kunſturtheil. Denn ſelbſt die Anordnung, Eintheilung und Behandlung des Stoffs wird ja darin nicht nach wiſſenſchaftlichen, oder wie es bey bürgerlichen

Reden wohl eigentlich seyn sollte, nach sittlichen und gesellschaftlichen, sondern nach künstlerischen Gesetzen gewürdigt.

Dionysios selbst bestimmt diesen Zweck in der Einleitung zur ganzen Schrift über die alten Redner und Geschichtskünstler, von der wir nur einige Abschnitte besitzen, deren einer gegenwärtiger Aufsatz über den Isokratischen Styl ist; mag das Übrige nun verlohren gegangen, oder das Ganze nie von ihm vollendet worden seyn. Er freut sich im Eingange, daß in seinem Zeitalter viele andre Kunstarten, vorzüglich aber auch die Kunst der bürgerlichen Reden so große Fortschritte zum Bessern gemacht habe. In dem vorigen Zeitalter sey die alte und weise Beredsamkeit aufs schändlichste gemißhandelt und verderbt; vom Tode Alexanders an habe sie angefangen allmählig zu sinken und zu welken, und gegen das jetzige Zeitalter habe nur wenig gefehlt, daß sie gänzlich verschwunden wäre. Nun fährt er fort, aufs lebhafteste wider die Redekunst zu eifern, welche seit gestern und heute aus ich weiß nicht welchen Höhlen Asiens gekommen sey, und die attische, alte und einheimische verdrängt habe. „Aber sagt er, die Zeit ist, nach dem Pindaros, nicht bloß gerechter Menschen herrlichster Retter, sondern wahrlich auch der Künste, der Bildungsarten und jeder würdigen Sache. Das bewies unser Zeitalter, mag nun ein Gott es so geleitet, oder der natürliche Kreislauf die alte Ordnung der Dinge zurückgebracht haben, oder mag auch das menschliche Begehren viele auf das Gleiche führen. Dieß geschah dadurch, daß unser Zeitalter der alten und züchtigen Redekunst die gerechte Ehre, welche sie auch vor

mahls besaß, wiedergab, die neue und unvernünftige aber nicht länger den ihr nicht zustehenden Ruhm genießen, noch sie in fremden Gütern schwelgen ließ." Die Umwälzung sey schnell gewesen und die Verbesserung groß. Denn außer einigen asiatischen Städten, wo man aus Unwissenheit das Schöne langsam begreife, habe man in allen übrigen aufgehört, die überladnen, frostigen und geschmacklosen Reden zu bewundern. Die Veranlassung und Ursache dieser so großen Umwälzung sey die alles beherrschende Roma, welche die gesammten Staaten, sich nach ihr zu richten, nöthige; und die Häupter derselben, welche die öffentlichen Angelegenheiten mit steter Hinsicht auf Vollkommenheit und auf das Würdigste verwalteten, und fürs Beurtheilen sehr ausgebildet und von herrlicher Natur wären. Durch ihre Beförderung habe sich der verständigdenkende Theil des Reichs noch vermehrt, und der unvernünftige sey gezwungen worden, wieder vernünftig zu werden. „Denn in der That werden von unsern Zeitgenossen viele schätzbare Geschichten geschrieben, viele gut abgefaßte bürgerliche Reden herausgegeben, und wissenschaftliche Werke, welche wahrlich nicht zu verachten sind." Er würde sich nicht wundern, fährt er fort, wenn die Nachahmung jener unvernünftigen Reden nicht länger als noch ein Menschenalter etwa dauern sollte. Denn was vom Ganzen aufs Kleinste zurückgebracht sey, könne leicht aus Wenigem Nichts werden. „Doch, dem die Dinge umwälzenden Zeitalter zu danken, die, welche den bessern Weg einschlugen, zu loben, und das Künftige aus dem Vergangnen zu vermuthen, und alles dem ähnliche, was der erste beste sagen könnte, übergehe ich. Was aber der be-

gonnenen Kunstverbesserung noch mehr Nahrung und Kraft geben dürfte, das will ich zu sagen versuchen; indem ich mir für meine Untersuchung einen allgemeinen, anfangenden und äußerst nützlichen Gegenstand wähle. Folgendes nähmlich: welches die schätzbarsten unter den ursprünglichen Rednern und Geschichtskünstlern seyen, welches der Geist ihres Lebens und ihrer Beredsamkeit war, und was man von einem jeden annehmen und beybehalten solle, Kunstvorschriften ferner, welche den Schülern der bürgerlichen Redekunst zwar unentbehrlich, aber wahrlich doch weder gemein, noch von den Vorgängern abgenutzt sind. Mir wenigstens ist keine dergleichen Schrift bekannt, so sehr ich auch darnach gesucht habe. Doch versichern will ich es nicht, als wenn ich es bestimmt wüßte; denn es dürfte wohl vielleicht solche Schriften geben, die mir entgangen wären. Sich selbst zum Maaßstab der Kenntniß aller Dinge zu machen, und behaupten, etwas sey nicht, was doch seyn kann; das ist sehr selbstgefällig und beynahe toll.' Die Zahl der vortrefflichen Redner und Schriftsteller sey zu groß, als daß er über alle schreiben könne. Er wolle daher nur die wichtigsten aus ihnen auswählen, und über jeden reden; für jetzt über die Redner, mit der Zeit auch über die Geschichtskünstler. „Die anzuführenden Redner werden seyn; drey von den ältern, Lysias, Isokrates, Isaeos, und drey von denen die nach diesen blühten, Demosthenes, Hyperides, Aeschines; denn diese halte ich für die vortrefflichsten. Die Schrift soll in zwey Abschnitte eingetheilt werden, und mit dem über die ältern abgefaßten anfangen."

Schon diese Einleitung und noch mehr die Schrift

selbst lehrt, daß Dionysios nicht alles erschöpfen wollte, was sich mit den Kenntnissen seines Zeitalters in künstlerischer Rücksicht über den ganzen Isokrates nur immer sagen ließe. Sein Hauptzweck war, den Isokratischen Styl, die Isokratische Kunstprosa, an und für sich, nach den bewährtesten Kunstlehren zu würdigen. Selbst über die ausgezeichnete künstlerische Meisterkraft des Isokrates, so vielen vortrefflichen Naturen seinen Geist, jedem nach dem Maaß seiner Kräfte und nach seiner Eigenthümlichkeit, lebendig mitzutheilen, ohne den seiner Schüler zu beschränken, eilt er mit einem Gleichnisse hin; welches jedoch so treffend ist, daß man sieht, Dionysios habe den Charakter und den hohen Werth dieser großen Eigenschaft, wodurch der Mann beynahe den Ehrennahmen eines rhetorischen Sokrates zu verdienen scheinen könnte, vollkommen begriffen.

Selbst die Künstlichkeit, das Fleißige der sorgfältig ausgebildeten und vielfach durchgearbeiteten isokratischen Prosa, erhält, wenn man sie in ihrem vollständigen geschichtlichen Zusammenhange betrachtet, eine Bedeutung, welche sie in der Ansicht des Dionysios nicht hat. Jene gewählte, gefeilte Ausbildung und Durchbildung der ganzen Kunstwerke bis ins feinste Geäder, welche durch die Strenge und durch das Maaß des Fleißes selbst, Kraft erfordern und beweisen kann; jene Correctheit (denn mit diesem Wort, dem man nur nicht die Bedeutung einer unmöglichen Fehlerlosigkeit unterschieben darf, kann man wohl am besten das bezeichnen, was an einigen Werken der Römer und sogenannten Alexandriner immer Beyfall und Nachahmung verdienen wird) ist in der Poesie der

Hellenen, wo man sie nicht vor Menander und Philemon etwa suchen darf, ungleich jünger, und hat sich in der Prosa der Hellenen und mit der Schrift zuerst entwickelt. In dieser Rücksicht macht die Prosa des Thukydides und Isokrates vornähmlich eine große Epoche in der Kunstgeschichte.

Es wird damit gar nicht geläugnet, daß die Hellenen in derjenigen schönen Kunst, welche unter allen überall am spätesten aufgeblüht, am langsamsten gewachsen ist, und nirgends gleiche Reife mit andern Künsten erreicht hat, wahrscheinlich also weder die leichteste noch die einfachste seyn mag, in der Kunst der schönen Prosa nähmlich, wie in der Musik von den ersten Anfängen so kunstwörtlich und schulmäßig reden, wie von dem Höchsten. Wir wollen es niemand verargen, welcher nicht nach unbestimmten Urbildern in todten Begriffen, sondern nach lebendiger Anschauung reiferer attischer, römischer oder andrer Kunstwerke in Prosa, den gewaltigen Anlauf, welchen Isokrates im Panegyrikos zum Beyspiel nimmt, nicht ohne einiges Lächeln mit dem vergleichen kann, was er denn nun wirklich geleistet hat.

Indessen wird der geschichtsforschende Kunstfreund auch noch nach einem solchen Lächeln die innigste Bewunderung für dieses wie für jedes andre Kunstwerk hegen, welches von ursprünglichem Geist beseelt, alles ist, was es in seinem Zeitalter, unter diesen Umständen, an seiner Stelle seyn konnte und sollte; und nichts vermag wohl in allen Kunstarten den Sinn so sehr zu wecken und zu schärfen, als wenn man den allmähligen Fortschritten der Kunst oft mit gesammelter Betrachtung folgt, und bey

jedem einzelnen dieser Fortschritte mit Achtung und Liebe verweilt. Daher wird vielleicht mancher wünschen, es wäre noch über jeden prosaischen Classiker ein so gediegenes, bewährtes, altes Kunsturtheil, wie das des Dionysios über den Isokrates, vorhanden.

Wenn Dionysios statt einiges, was den eigenthümlichen Ausdruck des beurtheilten Redners bezeichnen soll, zu wiederhohlen, und die Beyspiele zu häufen, die Verschiedenheit des Isokratischen Styls in den verschiedenen Gattungen der Redekunst nicht bloß behauptet, sondern wirklich charakterisirt hätte; so würde er beynah nichts von dem, was man von dem scharfsinnigsten hellenischen Kritiker dieses Zeitalters erwarten darf, zu wünschen übrig lassen. Aber selbst in diesen Wiederhohlungen zeigt sich die Reife, Tiefe und Eigenthümlichkeit seiner kritischen Wahrnehmungen; und die Rücksicht auf die Kunstart, und deren verschiedene Erfordernisse bezeichnet den Kenner, wie die stete Vergleichung mit dem Lysias, und die hohe Achtung, mit welcher er die Vortrefflichkeiten des Isokrates bewundert, bey der Strenge, mit welcher er seine Fehler tadelt.

Nicht als Episode, sondern zur Erläuterung eben dieses künstlerischen Geistes der ganzen Abhandlung ist alles bisher gesagte angeführt. Denn derselbe dürfte doch grade in dieser Anwendung und bey diesem Stoff manchem fremd seyn; weil nähmlich die Prosa, welche man im gegenwärtigen Zeitalter liest und schreibt, die bekannten Ausnahmen abgerechnet, im Ganzen genommen, durchaus Natur und keineswegs Kunst ist, noch auch als solche beurtheilt werden kann.

In den eigentlichen Gesichtspunkt des Dionysios kann man sich am besten und auf dem kürzesten Wege dadurch versetzen, daß man die bedeutende und schöne Vergleichung der Isokratischen Schreibart mit den Kunstwerken des Polykleitos und Phidias, und der Prosa des Lysias mit den Bildern des Kallimachos und Kalamis in ihrem tiefen Sinne vollständig auffaßt. Denn die Werke der bildenden Kunst betrachtet und würdigt man beynah allgemein und wie von selbst, jeder nach dem Maaß seiner Kräfte, aus einem rein künstlerischen Standpunkte, von dem hier keine fremdartigen Zusätze die Aufmerksamkeit ablenken und zerstreuen, wie in so manchen andern, mit wissenschaftlichem Stoff, oder mit nützlichen und sittlichen Zwecken vermischten Darstellungsarten. Die sinnliche Schwere des Stoffs und der Behandlung nöthigt hier gleichsam den Meister, auf die Dauer, ja auf die Ewigkeit zu arbeiten; und die bleibenden Werke locken den Kunstliebhaber zu jener häufig wiederhohlten und ruhigen Betrachtung, wodurch der Eindruck sich erst fest bestimmen, und allmählig zum Urtheil reifen kann.

Ein andresmahl sagt Dionysios, daß die Werke des Platon und Isokrates nicht wie geschriebene wären, sonder ausgehöhlter und erhobner Bildnerarbeit glichen; wir würden sagen, sie seyen wie mit Meißel und Feile hervorgetrieben und gerundet. Auch vergleicht er die ruhige Kraft des Isokrates, im Gegensatz der leidenschaftlichen Begeisterung des Demosthenes mit spondeischen Rhythmen und mit der dorischen Harmonie.

An Mannigfaltigkeit und Abwechslung setzt Dionysios den Ausdruck des Isokrates dem des Platon wie dem

des Demosthenes und Herodotos nach. Den aus dem geschmückten und einfachen gemischten und zusammengesetzten Ausdruck hätte nach dem Theophrastos, Thrasymachos zuerst gebildet und gestiftet; fortgesetzt, genährt, und beynah vollendet aber hätten ihn, nach dem eignem Urtheil des Dionysios, Platon und Isokrates. Denn es sey, den Demosthenes ausgenommen, unmöglich andre Schriftsteller zu finden, welche das Nothwendige und Nützliche tüchtiger bearbeiteten, oder im Schmuck und in den künstlichen Zuthaten mehr glänzten, wie jene beyden. Diesen aus dem dichterischen und wissenschaftlichen, oder bloß nützlichen, gemischten Ausdruck muß man aber nicht mit der aus der erhabnen und reizenden gemischten und mittlern, schönen und vollendeten Wortstellung des Dionysios verwechseln. Er legt dem Isokrates nicht die mittlere sondern die üppige, blühende und zierliche Wortstellung bey, in welcher er unter den Epikern den Hesiodos, unter den Melikern die Sappho, und nach dieser den Anakreon und Simonides, unter den Tragikern, den einzigen Euripides, unter den Geschichtskünstlern streng genommen keinen, mehr als die andern aber, den Ephoros und den Theopompos, unter den Rednern den Isokrates, welcher unter allen Prosaikern diese Wortstellung am strengsten beobachte, für Urbilder erklärt, und als solche theils anführt, theils aus den Beyspielen zergliedert. Dem Platon hingegen, welchen er mit Isokrates zusammen zu derselben Gattung des Ausdrucks geordnet hatte, legt er eine andre Wortstellung bey wie dem Isokrates, nähmlich die mittlere, weil er wie Herodotos Würde und Anmuth darin vereinige.

Es liegt aber noch etwas andres in jener Vergleichung der Isokratischen Prosa mit den Werken des Polykleitos und Phidias; dasselbe was Dionysios auf mehr als eine Weise zu erkennen giebt. Er hält nähmlich den Styl des Isokrates, ungeachtet er anerkennt, daß die Pracht und der Schmuck desselben oft unzweckmäßig, unschicklich und dadurch der lebendigen Wirksamkeit schädlich sey, für erhaben, wie den des Thukydides, und noch mehr als den des Gorgias. Diesen Eindruck wird die Isokratische Prosa wahrscheinlich auf Leser des gegenwärtigen Zeitalters durchaus nicht machen; es müßte denn etwa jemand die Schriften der Alten, mit dem Gefühl und Geist lesen, als ob er selbst ein Alter wäre. Um diese der Isokratischen Prosa beygelegte Erhabenheit zu erklären, und das Urtheil des Dionysios in diesem Stücke zu rechtfertigen, müßte man ganz in das Einzelne der Sprachbeschaffenheit und des Redestyls eingehen. Dazu bedürfte es nicht nur einer sehr genauen Darstellung des allgemeinen Geistes in jener Periode der attischen Künste, zu der Isokrates gehört; sondern auch einer vollständigen Theorie der Parisosen, oder der symmetrisch freyen Wiederkehr gleichlautender Sylbenfälle in den sich entsprechenden Gliedern der Rede, und andrer ähnlicher Figuren, deren Mißbrauch Dionysios an Isokrates so sehr tadelt. Wie viel Betrachtungen kann es nicht allein erregen, daß die Parisosen sich zum strengen Reim etwa so verhalten, wie der prosaische Numerus zum eigentlichen poetischen Metrum; so daß man die älteste hellenische Kunstprosa mit eben so viel Recht gereimt, wie rhythmisch nennen könnte. Und das war nicht etwa bloß eine Spielerey der Sophisten, sondern Geschmack des Pu-

blikums. Man erinnert sich, wie Gorgias durch solche Mittel zu Athen wirkte. Ueber die Natur der Antitheſen oder der Gegensätze in den Gedanken und Redeformen, dieſer gewöhnlichſten, unentbehrlichſten, und in Rückſicht auf Überfluß und Mißbrauch gefährlichſten Zier der Proſa, könnte man, leicht ein ganzes Buch ohne alle Iſokratiſche Ausdehnungs- und Erweiterungsmittel ſchreiben. Es wird eine anatomiſch genaue Kenntniß von dem Knochen- und Muſkelbau des menſchlichen Körpers vorausgeſetzt, um zu wiſſen, welche Stellungen und Verhältniße in der Sculptur richtig ſind, und warum einige derſelben den Eindruck des Großen machen, andre aber bloß gefällig und zierlich erſcheinen. Eben ſo iſt es auch mit der Sprache, ſobald ſie als Kunſt betrachtet, und bis in die feinſten Beſtandtheile der Rede künſtleriſch behandelt wird.

Wenn man ſich aber auch in die künſtleriſche Anſicht proſaiſcher Werke mit dem Dionyſios durchaus nicht verſetzen kann; ſo muß man ſeine Abhandlung über den Iſokrates dennoch als eine ſehr ſchätzbare Urkunde der alten Kunſtgeſchichte gelten laſſen. Weniges iſt von ſo großer Wichtigkeit für die Kenntniß der alten Künſte jeglicher Art, als die Kenntniß der alten Kunſtlehre. In der Rhetorik kennen wir dieſe und ihren Einfluß auf die Ausübung und Kunſt ſelbſt noch am vollſtändigſten; wie viel ſich aber daraus auch für die Theorie der Hellenen von andern Künſten, und für die Verhältniſſe dieſer Theorie folgern läßt, iſt vielleicht noch nicht allgemein bekannt. Aber grade der angewandte Theil der alten Kunſtlehre, ausführliche Beurtheilungen zum Beyſpiel, iſt der belehrendſte; und unter dieſen zeichnen ſich die Schriften des Dionyſios dadurch

vortheilhaft aus, daß sie zugleich sehr eigenthümlich und von der andern Seite ganz allgemein gültig sind; ein ursprünglichen Geistes, und doch in dem Sinn, welcher im ganzen Alterthum der herrschende ist.

Die Alten und besonders die Griechen zeigen sich besonders wieder darin als ein durchaus kunstsinniges und künstlerisches Volk, daß sie auch die Sprache nicht bloß als Poesie, sondern selbst in Prosa ganz wie ein Werk und Gebilde der Kunst behandeln, in der lebendigen Rede, wie in der ausgearbeiteten Schrift. Dieselbe Idee des Schönen, welche in der Kunst und den Sitten, in der Wissenschaft wie in der Geschichte des hellenischen Alterthums das vorherrschende Princip und den beseelenden Geist des Ganzen bildet, ward mit der gleichen Sinnigkeit von allen, die in noch so verschiedener Absicht und in den mannichfaltigsten Arten und Formen, die Kunst der Prosa übten, mit einem Scharfsinn und einer Zergliederung des Kunst- und Sprachgefühls, welcher nichts klein und unbedeutend schien, auf die feinsten Elemente des Gedankenausdrucks angewandt. Aus dieser künstlerischen Sorgsamkeit für den Ausdruck ging in der ersten Zeit und nach der ursprünglichen hohen Anlage, auch das Große des alten Redestyls hervor; wenn gleich sie in der spätern Zeit nur in leere sophistische Spitzfindigkeit oder Spielerey entartete. Uns ist und bleibt diese Art der Rhetorik eigentlich fremd; zwar findet sich wohl die gleiche, oder eine ganz ähnliche Absicht und Idee von einem festbestimmten Style der Kunst in der ausgearbeiteten Prosa bey Johannes Müller, Winkelmann, Klopstock; es ist aber sichtbar diese Idee von Redestyl und Prosakunst bey den genann-

ten Schriftstellern aus den Vorbildern des Alterthums geschöpft und entnommen. Außerdem aber und im Ganzen ist die Vortrefflichkeit der neuern Schriftsteller in Prosa mehr ein Talent der Natur und charakteristische Eigenschaft des hervorragenden Geistes, als ein fester Styl gebildeter und erlernter Redekunst.

Für uns war nur wichtig, dieselbe herrschende Idee des Schönen, und künstlerische Behandlung und Ansicht aller Dinge, wie in den Sitten und dem ganzen Gange der geistigen Entwickelung des hellenischen Alterthums, so auch im Einzelnen und Kleinen in der kunstreichen Rhetorik ihrer Prosa, an dem Beyspiele einer Rede des Lysias und in der nachstehenden künstlerischen Beurtheilung der Isokratischen Werke nachzuweisen.

Charakteristik des Isokrates.

Aus dem Griechischen des Dionysios.

Isokrates der Athener, dessen Vater Theodoros ein wohlhabender Bürger vom Mittelstande war, und vom Besitz einer Flötenmanufaktur lebte, ward gebohren in der sechs und achtzigsten Olympiade, als Lysimachos zu Athen Archon war, im fünften Jahre vor dem Anfang des peloponnesischen Krieges, zwey und zwanzig Jahre vor dem Lysias. Er genoß einer schönen Leitung, und ward nicht schlechter gebildet als irgend ein Athener. Sobald er ein Mann geworden war, ergriff ihn die Liebe zur Weisheitskunst. Er ward ein Zuhörer des Prodikos, des Gorgias und des Tisias, welche damahls den größten Nahmen bey den Hellenen in Rücksicht auf Weisheit hatten; wie einige erzählen, auch des Redners Theramenes, [1]) welchen die drey

1) Die politische Wichtigkeit und Zweydeutigkeit, der heldenmüthige Tod des Theramenes, welcher hier auch unter den Meistern des Isokrates angeführt wird, ist vielleicht manchen Lesern aus Aristophanes, Xenophon, Cicero und andern gegenwärtig. Auch gehört dieß nur in so fern hieher, als es, wenn er mit Recht auch

ßig Tyrannen tödteten, weil er ein Volksfreund zu seyn schien; und er widmete sich mit allen Kräften den bürgerlichen Geschäften und Reden. Da sich aber die Natur widersetzte, indem sie ihm die ersten und wesentlichsten Eigenschaften eines Redners, Dreistigkeit und Stärke der Stimme, ohne welche es nicht möglich war im Haufen zu sprechen, versagte; so stand er von diesem Vorsatz ab. Da er jedoch nach Ruhm strebte, und der Erste unter den Hellenen in der Redekunst seyn wollte, wie er selbst sagt; so ergriff er den Ausweg, was er gedacht hatte, schriftlich mitzutheilen. Er wählte sich kein kleines Ziel, weder die Verträge der Einzelnen, noch die andern gewöhnlichen Gegenstände der dämahligen Vernünftler, sondern er schrieb über die Angelegenheiten der Hellenen und der Könige dergestalt, wie er glaubte, daß es zur bürgerlichen Verbesserung der Staaten und zur sittlichen Vervollkommnung der Einzelnen dienlich sey. Denn so schreibt er von sich in der panathenaischen Rede. Vor ihm war die Kunst der Vorträge in den Vernünftlerschulen des Gorgias und Protagoras gemischt behandelt; er entfernte sich zuerst von

---

unter die Lehrer des Isokrates gezählt wird, bemerkt zu werden verdient, daß unter ihnen auch ein athenischer Staatsmann von solcher Bedeutung war. Sein redneriſcher Charakter wird durch eine Stelle des Cicero bezeichnet: „Die ältesten Redekünstler, von denen nähmlich Schriften vorhanden, sind etwa Perikles und Alkibiades und zur selben Zeit Thukydides. Sie sind genau, scharf, kurz; an Gedanken reicher als an Worten. Auf diese folgten Kritias, Theramenes, Lysias. Den Theramenes kennen wir nur aus Erzählungen. Sie alle hatten noch das Markige des Perikles, aber den etwas üppigern Gewebe."

den die Naturlehre und den Vernunftschein betreffenden, ging allein auf die bürgerlichen, und widmete sein ganzes Leben dieser Wissenschaft, welche wie er selbst sagt, das Nützliche wollen, reden und thun lehrt. Er ward der berühmteste derer, die in seinem Zeitalter blühten, und bildete die vortrefflichsten Jünglinge aus Athen und den übrigen Hellas, deren einige in gerichtlichen Reden die vollkommensten wurden, andere sich in bürgerlichen und öffentlichen Geschäften auszeichneten, und noch andere die die gemeinsamen Begebenheiten der Hellenen und der Barbaren aufzeichneten. So machte er seine Schule in Rücksicht auf die Verpflanzung der redenden Künste zu einem Nachbilde des Staats der Athener, erwarb sich einen größeren Reichthum als irgend einer von denen, welche sich mit der Weisheitskunst Geld verdient haben, und endigte sein Leben unter dem Archon Charonidas, wenige Tage nach der Schlacht in Charonea, nachdem er hundert weniger zwey Jahre gelebt hatte, aus freyem Entschluß, in der Absicht, mit dem Heil des Staats auch sein Leben zugleich aufzulösen, da es noch ungewiß war, wie Philippos, nun Herr der Hellenen, sein Glück brauchen werde. Das ist in Kurzem, was von seinen Lebensumständen erzählt wird.

2. Sein Ausdruck aber hat folgende Eigenthümlichkeiten. Er ist so rein wie der des Lysias, und setzt eben so wenig ein Wort ohne Ursache; er hält sich mit vorzüglicher Genauigkeit an die allgemeine und gewöhnlichste Sprache, denn auch diese scheut die Geschmacklosigkeit veralteter und räthselhafter Wörter. In den Bildern ist er etwas verschieden von dem des Lysias, und ist gleichmäßig gemischt; das

Klare aber und das Gegenwärtige hat er gleich jenem. Er ist bedeutend und anziehend. Gewunden aber und zusammengedrängt wie jener ist er nicht, noch zu gerichtlichen Kämpfen geschickt, sondern vielmehr hingeworfen und üppig fließend. Er ist ferner nicht so kurz, sondern matt und langsamer als billig; aus welchen Gründen, werde ich bald sagen. Auch die natürliche, einfache und kampfmäßige Wortstellung des Lysias zeigt er nicht, sondern vielmehr eine zu festlicher und bunter Pracht kunstmäßig gebildete, welche auf der einen Seite glänzender ist wie jene, auf der andern aber auch überkünstlicher. Denn dieser Mann strebt überall nach schönem Ausdruck, und bemüht sich mehr geschmückt als einfach zu reden. Er vermeidet das Zusammenstoßen der Selbstlauter, weil es den Zusammenhang der Schälle auflöset, und den glatten Fluß der Klänge zerstört; und er versucht die Gedanken in einem sehr rhythmischen, von dem dichterischen Maaß nicht weit entfernten, gegliederten und weiten Kreis zu umfassen. Es ist mehr zum Lesen als zum Vortrag gemacht; denn an Festen können seine Reden zwar glänzen, auch ertragen sie die Untersuchung des genauen Lesers; aber die Kämpfe in Volksversammlungen und Gerichtsplätzen können sie nicht bestehen. Der Grund ist, daß es dazu viel leidenschaftlicher Kraft bedarf; dafür ist aber eine künstlich gegliederte Wortstellung am wenigsten empfänglich. Die Ähnlichkeiten und Gleichheiten der Worte und Sylben, die Gegensätze und aller Schmuck ähnlicher Wendungen ist sehr häufig bey ihm, und schadet oft der übrigen Kunst, indem er dem Ohr widersteht.

3. Wenn es, wie Theophrastos sagt, überhaupt drey

Dinge sind, aus denen das Große, das Würdige und das Reiche im Ausdruck entsteht, die Auswahl der Worte, die Zusammenfügung derselben, und die Wendungen, welche sie umfassen; so wählt Isokrates sehr vortrefflich und setzt die besten Worte, fügt sie aber überkünstlich an einander, den musikalischen Wohllaut abmessend; ist überladen im Gebrauch der Wendungen, und wird hier meistens frostig, entweder durch das weit Hergeholte, oder durch die Unangemessenheit der Wendungen für die Gegenstände, oder weil er nicht Maaß zu halten weiß. Diese Dinge nun machen seinen Ausdruck oft auch zu lang; ich meine, daß er alle Gedanken in einen künstlichen Gliederbau zusammenfügt, daß er diesen immer mit denselben Arten von Wendungen durchflicht, und überall nach Eurhythmie hascht. Denn nicht jeder Stoff verstattet denselben Umfang, eine ähnliche Wendung, oder den gleichen Rhythmus. Dadurch wird es nothwendig, den Vortrag mit nichts helfenden Redensarten hie und da auszufüllen, und über das Zweckmäßige auszudehnen. Ich behaupte nicht, daß er dieß überall thue; so rasend bin ich nicht; denn er fügt die Worte auch wohl einmahl kunstlos zusammen, löst die Verkettung der Redeglieder mit einer schönen Natürlichkeit, und vermeidet gekünstelte und überladene Wendungen, vorzüglich in den berathschlagenden und gerichtlichen Reden. Weil er aber meistens dem Rhythmus und dem Umfang des Perioden knechtisch dient, und die Schönheit des Vortrages in dem Reichthum setzt, so hab' ich mich allgemeiner ausgedrückt. In diesen Stücken nun behaupte ich, bleibe die Sprache des Isokrates hinter der des Lysias zurück, und auch in der Lieblichkeit

Zwar blühend iſt Iſokrates, ja er nimmt es darin mit jedem andern auf, und zieht die Hörer an durch ſeinen Reiz; aber dieſelbe Anmuth wie jener hat er doch nicht. In dieſer Vollkommenheit bleibt er ſo weit hinter ihm zurück, wie eine aus fremden Schmuck erborgte hinter der natürlichen Schönheit menſchlicher Bildungen. Denn der Ausdruck des Lyſias iſt von Natur angenehm; der des Iſokrates will es ſeyn. In dieſen Vollkommenheiten ſteht er alſo dem Lyſias, meines Dafürhaltens, nach; in folgenden aber übertrifft er ihn. Er hat mehr Erhabenheit in der Bezeichnung, weit mehr großartigen Glanz und Würde. Denn bewunderungswürdig und groß iſt die mehr der heroiſchen als der menſchlichen Natur angemeſſene Hoheit des Iſokratiſchen Styls. Man könnte, dünkt mich, ohne das Ziel zu verfehlen, die Beredſamkeit des Iſokrates mit der Bildnerkunſt des Polykleitos und des Phidias vergleichen, in Rückſicht auf das Erhabne und das Große und Würdige; die des Lyſias hingegen mit der des Kalamis und Kallimachos, der Zierlichkeit wegen und der Anmuth. Denn ſo wie die letztgenannten Bildner in den kleinern und menſchlichen Werken glücklicher, die erſtern aber in den größern und göttlicheren geſchickter ſind; ſo iſt auch der eine dieſer Redner im Kleinen verſtändiger, der andre hingegen im Großen reicher. Vielleicht weil er ſchon von Natur großartig war; wo nicht, ſo war doch ſein abſichtliches Streben ganz auf das Erhabne und Bewundrungswürdige gerichtet. So viel vom Ausdruck unſres Redners.

4. In Rückſicht auf die Kunſtvorſchriften für den Stoff und deſſen Behandlung iſt Iſokrates in einigen Stücken eben ſo gut als Lyſias, in andern beſſer. Die

jedem Gegenstande angemeßne Erfindung der rednerischen Schlüsse ist reich und dicht, und steht jener nichts nach. So zeigt auch die Beurtheilung von einem gleich großen Verstande. Die Anordnung aber und die Eintheilung der Gegenstände, und die Ausführung in Rücksicht auf den kunstmäßigen Beweis, und das Durchflechten der Gleichartigkeit mit innern Veränderungen und äußern Zusätzen, und die andern Vollkommenheiten, welche die Anordnung des Stoffs betreffen, sind beym Isokrates weit höher und herrlicher; vorzüglich aber der Zweck der Untersuchungen, welchen er sich widmete, und die Schönheit des Stoffs, welchen er stets bearbeitete. Sie waren von der Art, daß dadurch die, welche ihren Geist darauf richteten, nicht bloß zu rednerischer Geschicklichkeit gebildet werden konnten, sondern auch zu sittlichem Werth, und zum Nutzen für ihr Haus, ihren Staat und das ganze Hellas. Ja ich behaupte, daß diejenigen, welche sich die gesammte bürgerliche Vollkommenheit und nicht bloß einen Theil derselben zueignen wollen, diesen Redner stets in der Hand haben müssen; und wenn jemand nach der wahren Weisheit strebt, und nicht nur den lehrenden sondern auch den ausübenden Theil derselben liebt, noch sich bloß das zum Ziel setzt, was ihm selbst ein zufriedenes Leben gewähren muß, sondern auch das, was allgemeinen Nutzen stiften kann, so dürfte ich ihn wohl auffordern, die Grundsätze dieses Redners nachzuahmen.

5. Denn wen begeistert wohl nicht Liebe zum Staat und zum Volk; oder wer strebt wohl nicht nach dem bürgerlichen Guten und Schönen, wenn er seinen Panegyrikos lieset? in welchem er die Tugenden der Alten durch

geht und sagt: „Daß die, welche Hellas von den Barbaren befreyten, nicht allein im Kriege gewaltig waren, sondern auch edel von Sitten, und ruhmbegierig und enthaltsam; die für das Allgemeine mehr sorgten als für das Eigne, und das Fremde weniger begehrten als das Unmögliche; welche die Glückseligkeit nicht nach dem Maaß des Geldes beurtheilten, sondern nach dem der Achtung, indem sie glaubten, in der Ehre bey den Völkern ihren Kindern ein großes und tadelloses Vermögen zu hinterlassen; die einen schönen Tod für vorzüglicher hielten, als ein ruhmloses Leben. Sie sannen nicht darauf, glänzende und fein berechnete Gesetze zu haben, sondern daß die Mäßigkeit der herrschenden Sitten des alltäglichen Lebens, sich in nichts von der väterlichen Gewohnheit entferne. Ihre gegenseitigen Verhältnisse athmeten so viel Ruhmliebe und Bürgersinn, daß sie selbst bey ihren Zwistigkeiten darum stritten, nicht wer die andern vernichten, die übrigen beherrschen, sondern wer sich um den Staat die meisten Verdienste erwerben könne. Eben so waren sie auch gegen Hellas gesinnt, und fesselten die Staaten mehr durch aufmerksame Dienste und durch die Lockung der Wohlthaten an sich, als durch die Gewalt der Waffen. Worte waren bey ihnen zuverläßiger, als jetzt Eide, und sie achteten es für eben so unmöglich, Verträge zu brechen, als nothwendige Naturgesetze. Sie glaubten über Schwächere so verfügen zu müssen, wie sie in gleichem Falle von Mächtigern gefodert haben würden; sie hegten solche Gesinnungen, als seyen ihre Staaten ihnen eigen, Hellas aber ihr gemeinsames Vaterland."

6. Welcher gewalthabende Mann und welches Haupt

eines Reichs würde wohl nicht billigen, was er an Philippos, den Makedonier, geschrieben hat? wo er ihn dert: „Daß ein Feldherr und Besitzer einer solchen Gewalt die uneinigen Staaten nicht wider einander stoßen, sondern befreunden, Hellas vergrößern, und kleinlichen Ehrgeitz verachtend, solche Thaten unternehmen solle, durch die er, wenn sie gelängen, der berühmteste aller Fürsten werden müßte, wenn sie aber mißlängen, er sich wenigstens die Liebe der Hellenen erwerben würde, die zu erlangen beneidenswerther sey, als große Städte und viele Länder zu unterjochen. Ferner ermahnt er ihn, den Grundsätzen des Herakles zu folgen und der andern Heerführer, so viele mit den Hellenen wider die Barbaren zogen; und sagt, daß die, welche sich vor den übrigen auszeichneten, sich große Handlungen zum Ziel setzen, und sie mit Geisteskraft vollenden müßten, eingedenk, daß wir einen sterblichen Leib haben, durch Geisteskraft aber unsterblich werden; daß wir die Unersättlichkeit in Rücksicht auf jedes andre Gut misbilligen, diejenigen aber bewundern, welche stets nach größerm Ruhm streben als sie schon besitzen; und daß es sich oft füge, daß alles andre, was der große Haufen für Glückseligkeit hält, Reichthum, Gewalt und Herrschaft, an die Feinde komme, daß sich die Tugend hingegen und das dadurch erworbene öffentliche Wohlwollen auf die Angehörigen eines jeden vererbe." Es ist schlechthin nothwendig, daß Fürsten, welche dieß lesen, von erhabnern Gesinnungen erfüllt werden, und eifriger nach der Tugend streben.

7. Was könnte aber wohl mehr zur Gerechtigkeit und zur Verehrung des Ehrwürdigen anfeuern, jeden für sich

m Einzelnen und ganze Staaten im Allgemeinen, als ie Rede vom Frieden? Denn in dieſem beſtrebt er ſich ie Athener zu überreden: „mit dem Vorhandnen zufrie- en zu ſeyn und nichts Fremdes zu begehren; die kleinen Staaten wie Beſitzthümer zu ſchonen, die Bundsgenoſſen aber, wo möglich, mehr durch Liebe und Wohlthaten an ſich zu feſſeln, als durch Nothwendigkeit und Gewalt; und unter den Vorfahren nicht denjenigen zu folgen, wel- che vor dem dekeliſchen Kriege den Staat beynah vernich- teten, ſondern denen, welche vor dem perſiſchen Kriege alles Große und Gute ſtandhaft übten. Er beweiſt, daß nicht die Menge dreyrudriger Schiffe, noch mit Gewalt beherrſchte Hellenen den Staat groß machen, ſondern ge- rechte Grundſätze, und der Unterdrückten Beſchützung. Er ruft ſie auf, das Wohlwollen der Hellenen, welches er zur Glückſeligkeit für höchſt wichtig hält, dem Staat zu erwerben; kriegeriſch ſollten ſie ſeyn in Rückſicht auf die Zurüſtung und Übung, friedlich aber dadurch, daß ſie nie- manden das geringſte Unrecht zufügten. Er zeigt, daß nichts zum Reichthum, zum Ruhm und zur Glückſeligkeit überhaupt ſo mächtig helfe, als die Tugend und deren Be- ſtandtheile; und er tadelt diejenigen, welche dieß nicht glauben, ſondern die Ungerechtigkeit für vortheilhaft und zum alltäglichen Leben für nützlich halten, die Gerechtig- keit aber für unvortheilhaft, und mehr andern als denen, die ſie üben, heilſam achten." Ich zweifle, ob jemand entweder ſittlichere oder richtigere, oder der Weisheits- lehre angemeßnere Vorträge halten könnte.

8. Wer kann wohl die areopagitiſche Rede leſen, ohne dem Geſetz geneigter und treuer zu werden? Oder

wer muß nicht das Unternehmen des Redners bewundern, der es wagte zu den Athenern über ihre Staatsverfassung, worüber keiner der Demagogen zu reden versuchte, zurden und zu fordern: „Sie sollten die damahls bestehende Demokratie abschaffen, weil sie dem Staat viel schade, indem er in Erwägung zieht, wie sie in solche Unordnung gerathen sey, daß nicht einmahl die Gewalthaber die Einzelnen mehr im Zaum halten könnten, sondern daß jeder thue und sage was ihm beliebe, und daß die unzeitige Redefreyheit allgemein für die eigentliche Volksherrschaft gehalten werde; und sie möchten die vom Solon und Kleisthenes errichtete Verfassung wieder herstellen." Indem er die Grundsätze derselben und die öffentlichen Sitten, auf denen sie beruhte, durchgeht, sagt er; „Die damahligen Menschen hätten es für entsetzlicher gehalten, Älteren zu widersprechen, als die Schlachtordnung zu zerstören; nicht die Ausschweifung habe ihnen für Volksherrschaft gegolten, sondern strenge Zucht; die Freyheit hätten sie nicht in der Geringschätzung der Oberen, sondern in der Verrichtung des Befohlnen gesetzt. Sie hätten keinem Sittenlosen Macht anvertraut, sondern den Vortrefflichsten die Gewalten und Ehren verliehen, des Glaubens, daß auch die übrigen so seyn würden, wie die Verwalter des Staats; anstatt dem eignen Vermögen aus dem öffentlichen wieder aufzuhelfen, hätten sie die eignen Reichthümer zum allgemeinen Besten verwendet. Außerdem hielten die Väter strengere Aufsicht über ihre Söhne, wenn sie Männer geworden, als da sie noch Knaben waren; eingedenk, daß das öffentliche Beste mehr durch diese Zucht als durch jene Erziehung befördert werde. Sie hät-

ten gute Sitten für wichtiger gehalten als eine künstliche Gesetzgebung; denn ihr Zweck sey nicht gewesen, die Fehlenden durch Strafen zurückzuhalten, sondern daß niemand etwas Strafwürdiges übe; das Vaterland, hätten sie geglaubt, müsse mächtig und frey seyn, den Einzelnen aber dürfe nichts zu thun erlaubt seyn, was die Gesetze verbieten; mit den Gefahren müsse man muthig kämpfen, und vor keinem Unfall erschrecken."

9. Und wer könnte wohl einen Staat und Männer kräftiger überreden als unser Redner, bey vielen andern Gelegenheiten, und auch in dem an die Lakedämonier gerichteten Vortrage, welcher Archidamos überschrieben ist, des Inhalts, daß man Messene den Böotern nicht überlassen solle, noch die Befehle der Feinde erfüllen! Denn damahls war die Schlacht bey Leuktra für die Lakedämonier unglücklich ausgefallen, und viele andere nach jener; und die Macht der Thebaner blühte, und war hoch gestiegen zu großer Herrschaft; die von Sparta hingegen war gesunken, und des alten Vorranges und Einflußes unwürdig geworden. Zuletzt also berathschlagte der Staat, ob man, um nur Frieden zu erhalten, Messenia fahren lassen solle, indem die Böoter diese harte Bedingung auferlegten. Da Isokrates nun sah, daß Sparta der Ahnen unwürdig handeln wollte, so verfaßte er diese Rede für den Archidamos, der zwar ein Jüngling war und die königliche Würde noch nicht bekleidete, aber große Hoffnungen hatte, zu dieser Ehre zu gelangen. Er geht in demselben zuerst durch: „wie rechtmäßig die Lakedämonier Messene erwarben, indem die Söhne des Kresphontes dasselbe übergaben, da sie der Herrschaft beraubt,

worden waren, auch die Gottheit befohlen hatte, sie anzunehmen und die Beeinträchtigten zu rächen; und da überdem der Krieg den Besitz bestätigte, und die Zeit ihn fest und sicher machte. Er beweiset, daß man nicht den Messeniern, die nicht mehr vorhanden wären, sondern Knechten und Heloten die Stadt zum Freyhafen und Zufluchtsort geben werde. Er geht die gefahrvollen Kämpfe durch, welche die Vorfahren der Herrschaft wegen muthig bestanden; er erinnert sie an ihren unter den Hellenen bestehenden Ruhm; er ermahnt sie, nicht mit dem Glück zu sinken, noch an einer Änderung zu verzweifeln. Sie möchten erwägen, daß schon viele, die eine größere Macht besaßen als die Thebaner, von Schwächeren besiegt worden seyen; daß viele schon durch Belagerung eingeschloßne, nachdem es ihnen schlimmer gegangen als den Lakedämoniern, die angreifenden Feinde dennoch vernichtet hätten. Er stellt ihnen den Staat der Athener zum Vorbilde auf, der nach einem sehr blühenden Zustande seinen Sitz habe verlassen müssen, und die äußersten Gefahren auf sich genommen habe, um nur nicht den Befehlen der Barbaren gehorchen zu müssen. Er ruft sie auf, über dem Gegenwärtigen nur nicht den Muth zu verliehren, und für das Künftige zu hoffen; da sie ja wüßten, daß die Staaten durch eine gute Verfassung und durch Kriegserfahrung, worin Sparta andere Staaten übertreffe, sich von solchen Unfällen zu erhohlen pflegten. Er glaubt, sie müßten jetzt, da es ihnen unglücklich ginge, den Frieden gerade nicht begehren, weil sie nach dem gewöhnlichen Wechsel der menschlichen Dinge auf eine vortheilhafte Veränderung hoffen dürften; sondern vielmehr die glücklichen Fein-

de, denn die Behauptung erlangter Vortheile sey gefährlich. Außerdem geht er noch vieles andre durch, alle glänzende Thaten, die von ihren berühmtesten Mitbürgern in den Kriegen gemeinschaftlich und einzeln ausgeführt worden; zeigt, wie viel Schande das verdiene, was sie thun wollten, und wie übel man von ihnen bey den Hellenen reden werde, und daß sie, wenn sie den Kampf nur begönnen, von allen Seiten her Beystand erhalten würden, von den Göttern, von den Bundsgenossen und von allen Menschen, deren Neid die vergrößerte Macht der Thebaner erregt habe. Er zeigt, welche Unordnung und Erschütterung in den Städten geherrscht habe, während die Böoter die Oberaufsicht über Hellas führten; und endigt damit, daß er, falls von allem diesem nichts geschehen und kein andrer Ausweg der Rettung übrig bleiben sollte, ihnen befiehlt, die Stadt zu verlassen; indem er ihnen angiebt, sie sollten die Kinder und Frauen und den übrigen unnützen Haufen nach Sikelia senden und nach Italia, selbst aber den festesten und zum Kriege tauglichsten Ort besetzen, und die Feinde zu Lande und zu Wasser auf alle Weise angreifen und beunruhigen. Denn kein Heer werde gegen Männer anrücken wollen, welche unter allen Hellenen die tapfersten und erfahrensten Krieger, jetzt aber in Rücksicht auf das Leben verzweifelt gesinnt, und von gerechtem Zorn beseelt wären, und eine ehrenvolle Gelegenheit, ihr Schicksal zu erfüllen, erlangt hätten." Ich möchte wohl sagen, daß er hier nicht bloß den Lakedämoniern Rath ertheile, sondern auch den andern Hellenen und allen Menschen; weit besser als alle Wei-

sen, welche die Vollkommenheit und die Schönheit zum Zweck des Lebens machen.

10. Ich könnte noch viele andre an Staaten, Herrscher und Einzelne geschriebne Reden von ihm zergliedern, deren einige die Völker zur strengen Zucht ermahnen, andre die Gewalthaber zur Mäßigkeit und zur gesetzlichen Herrschaft anführen, andre die Lebensart der Einzelnen sittlich zu bilden streben, indem sie jedem seine Pflicht zeigen. Aus Besorgniß indessen, daß meine Abhandlung sich über die Gebühr verlängern möchte, werde ich dies übergehn. Um aber das Obige faßlicher zu machen, und weil die Verschiedenheit, durch welche Isokrates vom Lysias abweicht, so wichtig ist, will ich ihre Vorzüge in einem Auszug zusammenstellen, und dann zu den Beyspielen übergehn.

11. Die erste Vollkommenheit ihrer Reden, sagte ich, sey die klare Bezeichnung, worin ich bey keinem einige Verschiedenheit fand. Dann die genaue Beobachtung der damahls gewöhnlichen Sprache; und auch diese sah ich bey beyden in gleichem Maaße. Nachher bemerkte ich, daß beyde sich der eigenthümlichen, gewöhnlichen und allgemeinen Worte bedienen; die Sprache des Isokrates mit einem Zusatze von bildlicher Künstlichkeit, worin sie so weit geht, daß sie Überdruß erregen kann. Den Vorzug der Klarheit und der Lebendigkeit, behauptete ich, besäßen beyde in gleichem Maaß; die Gedanken kurz auszudrücken, das, glaubte ich, gelinge dem Lysias mehr; in Rücksicht auf die Erweiterungen hingegen schien es mir Isokrates besser zu treffen. Im Zusammenrücken der Gedanken und im gedrängten Vortrage lobte ich den Lysias,

als geschickt zu wahrhaften Kämpfen; in der Bezeichnung sittlicher Eigenthümlichkeiten fand ich beyde gewandt; in der Lieblichkeit aber und der Anmuth gab ich ohne Bedenken dem Lysias den Vorzug. Das heldenmäßige Große fand ich beym Isokrates; das Überzeugende und Schickliche vermißte ich bey keinem von beyden. In der Wortstellung sey Lysias, nach meinem Urtheil, einfacher, Isokrates aber gelehrter; jener mehr ein täuschender Nachbildner der Wahrheit, dieser mehr ein glänzender Wettkämpfer der Künstlichkeit.

12. Dieß sagte ich vom Ausdruck der Beyden. Als ich den Inhalt würdigte, fand ich die Erfindung bey beyden bewundrungswürdig und auch das Urtheil; in der Anordnung der Schlüsse aber, in der Eintheilung der Beweise, in der Ausarbeitung jeglicher Art derselben, und in allen andern Forderungen aus dem vom Stoff handelnden Theile der Kunstlehre, hielt ich dafür, daß Isokrates den Lysias bey weitem übertreffe. In Rücksicht auf den glänzenden Werth der Gegenstände und die Erhabenheit des weisen Zwecks, sey er ihm noch überlegner als ein Mann einem Kinde, wie Platon gesagt hat 2); ja,

2) Die Stelle des Platon, worauf sich der Kunstrichter hier beziehet, steht im Phädros. Sokrates sagt: „Isokrates, o Phädros, ist noch jung. Doch will ich sagen, was ich von ihm ahnde. Phaed. Was denn? Sokr. Er scheint mir, in Rücksicht auf seine Anlagen, für die Art von Reden des Lysias zu gut zu seyn; und auch von edlerem Charakter. So daß ich mich nicht wundern würde, wenn er bey fortschreitender Reife in den Reden selbst, mit denen er sich jetzt beschäftigt, alle, welche sich je den Reden gewidmet haben, so weit überträfe, als ob sie Kinder wären; noch auch, wenn ihn dieß nicht befriedigte, sondern eine göttlichere Begeisterung ihn

um die Wahrheit zu sagen, auch allen übrigen Redner, welche diese Lehre mit wissenschaftlichem Geist behandelt haben. Aber das Kreismäßige im Gange seiner Perioden und die jugendliche Eitelkeit in den künstlichen Wendungen seines Ausdrucks billigte ich nicht. Denn oft dient der Gedanke dem Wohllaut der Sprache, und die Richtigkeit wird über der Zierlichkeit vernachläßigt; und die beste Weise in einem bürgerlichen und streitenden Vortrage ist doch die, welche der Natur am meisten gleicht. Die Natur aber fordert, daß der Ausdruck den Gedanken folge, nicht die Gedanken dem Ausdruck. Ich kann mir nicht denken, welchen Nutzen dieser jugendliche und der Bühne angemeßne Schmuck einem Rathgeber, der über Krieg und Frieden redet, oder einem Bürger, der vor seinen Richtern den Kampf über Leben und Tod besteht, gewähren könne; vielmehr weiß ich, daß dieses sogar Schaden verursachen könne. Denn jede absichtliche Verzierung ist bey ernsthaften und unglücklichen Angelegenheiten unzeitig, und nichts verhindert so sehr das Mitleiden.

13. Ich bin nicht der erste, welcher dieß behauptet; denn auch viele unter den Alten dachten eben so über ihn. Philonikos, der dialektische, lobt zwar die übrige Kunst seines Ausdrucks, tadelt aber dieses Gesuchte und Überladne; er gleiche einem Mahler, sagt er, welcher alle seine Gemählde mit den nähmlichen Bekleidungen und Gestalten verziere. „In der That, sagt er, fand ich, daß

zu größeren Dingen führte. Denn von Natur, o Freund, ist eine gewisse Weisheitsliebe in der Seele dieses Mannes. Dieses anzugehe ich, auf Eingebung der benannten Götter, dem Isokrates, als meinem Geliebten, zu verkündigen."

lle seine Schriften dieselben Wendungen des Ausdrucks ebrauchen; so daß in vielen, obgleich das Einzelne künstlich ausgearbeitet ist, das Ganze doch völlig ungeschickt rscheint, weil der Vortrag der herrschenden Stimmung des Inhalts nicht angemessen ist." Hieronymos, der Philosoph [3]) sagt: „Lesen könne man seine Reden wohl schön, mit erhobner Stimme aber und mit einer dieser Absicht angemeßnen Gebehrdung in Volksversammlungen hersagen keineswegs. Denn was das wichtigste ist und die Menge am meisten zu bewegen pflegt, das Leidenschaftliche und Beseelte nähmlich, habe er vermieden; überall diene er dem Fließenden; das Gespannte aber und das Gelassene zu mischen und abwechseln zu lassen, und mit Leidenschaft erregenden Gegenständen zu durchflechten, das habe er vernachläßigt. Überhaupt aber ziehe er sich in den kleinen Umfang der Stimme eines vorlesenden Knaben

---

3) Dieser Hieronymus, welchen Dionysios hier zur Bestätigung seines Urtheils anführt, war ein berühmter Gelehrter der peripatetischen Schule, welcher über viele Gegenstände der Kunstlehre Schriften hinterlassen hatte. Cicero im Redner, wo er davon handelt, wie sehr man in Prosa Verse vermeiden müsse, und wie schwer dieß sey, sagt: „Aus vielen Schriften des Isokrates hat Hieronymus etwa dreyßig Verse ausgesucht, meistens senarische, d. h. iambische Trimeter, doch auch Anapaeste. Was kann häßlicher seyn, als dieß? Freylich ist er beym Auswählen boshaft verfahren. Er hat nähmlich die erste Sylbe vom ersten Wort eines Gedankens weggenommen, und wieder die erste Sylbe des folgenden an die letzte angefügt. Auf diese Weise ist der Anapaest herausgekommen, welcher der aristophanische genannt wird. Dieß kann und braucht man nicht zu vermeiden. Und doch hat dieser Verbesserer selbst gerade in der Stelle, wo er tadelt, wie ich bey genauer Untersuchung gefunden habe, sich unbedachtsamer Weise einen Senarius entwischen lassen."

zurück, und sey nicht gemacht, um mit rednerischer Stimme, mit leidenschaftlicher Kraft und mit lebendiger Gebehrdensprache vorgetragen zu werden." Dieß und ähnliches haben auch viele andre gesagt, worüber ich nichts zu schreiben brauche. Denn aus den angeführten Beyspielen vom Ausdruck des Isokrates, wird der überall nach Schmuck jagende Wohlklang seiner gegliederten Wortstellung offenbar werden, und das um Gegensätze, Gleichheiten und Ähnlichkeiten stets bemühte Kindische seiner Wendungen. Doch tadle ich nicht die Gattung dieser Wendungen überhaupt, sondern nur das Übermaaß; denn viele Geschichtskünstler und Redner haben sie gebraucht, um der Sprache Blüthe zu geben.

14. Denn durch das Unzeitige und Unnatürliche, widerstehen sie, behaupte ich, dem Ohr. In dem Panegyrikos, der berühmten Rede, ist er sehr reich an dergleichen Fehlern. »Ich achte sie der meisten Güter schuldig, und der höchsten Ehren würdig." Hier ist nicht nur das Glied dem Gliede ähnlich, sondern auch die Wörter den Wörtern; dem „Meisten" das „Höchsten", dem „Güter" das „Ehren", dem „Schuldig" das „Würdig." Und wiederum: „Sie benutzten es auch nicht wie eignes, und verwahrlosten es wie fremdes"; denn das zweyte Glied endigt dem vorhergehenden ähnlich; und unter den Worten ist dem „Benutzten" das „Verwahrlosten" entgegengesetzt. Er fügt hinzu: „sondern sie verpflegten es zwar, wie ihnen zustehendes, verschonten es aber pflichtmäßig, wie sie nichts angehendes." Denn auch hier entspricht dem „Verpflegten" wiederum das „Verschonten" und dem Ihnen „zustehendes" das „Sie nichts angehendes." Und sogar

dieß ist noch nicht hinreichend; in dem folgendem Perioden setzt er wiederum dem: „Er würde sowohl selbst am meisten gelten;" das nachfolgende: „Als auch seinen Kindern großen Ruhm hinterlassen;" entgegen, und dem: „Noch ahmten sie ihre Verwegenheiten gegenseitig nach;" das darangefügte: „Noch richteten sie ihre Unternehmungen gegen sich selbst." Ohne auch nur einen kleinen Zwischenraum zu lassen, setzt er nach diesem hinzu: „Sondern sie hielten es für ein größeres Übel, schimpflich von ihren Mitbürgern getadelt zu werden, als rühmlich für das Vaterland getödtet zu werden." Auch hier entspricht dem „Schimpflich" das „Rühmlich" und dem „Getadelt zu werden," das „Getödtet zu werden." Wenn er nun hier wenigstens Maaß hielte, so wäre er noch erträglich; aber er kann nicht nachlassen. Demnach setzt er in dem folgenden Perioden wieder: „Daß gute Menschen nicht vieler Abhandlungen, sondern nur weniger Bedingungen bedürfen, um sich über das Allgemeine und über das Besondre zu vereinigen." Das „Abhandlungen" und „Bedingungen" endigt ähnlich; und das „Vieler" und „Weniger" und „Allgemeine" und „Besondre" sind sich entgegengesetzt. Darauf, als ob er noch nichts dergleichen gesagt hätte, will er den Hörer mit gehäuften Gleichheiten der Endigung überschwemmen, und setzt gleich hinzu: „Die Angelegenheiten der übrigen Staaten verwalteten sie so, daß sie die Hellenen verpflegten und nicht verhöhnten. Sie glaubten sie anführen, nicht sie beherrschen zu müssen; sie wollten lieber Häupter als Herren, geheißen, Erretter und nicht Verderber genannt werden, die Städte mit Wohlthaten an sich ziehen, und nicht mit Gewalt an sich reißen. Ihre

Worte waren zuverläßiger als jetzt Eide, und Verbindungen galten ihnen für unabänderliche Fügungen." Da wozu bedarf es einer weitläuftigen Zergliederung des Einzelnen? Denn fast die ganze Rede ist durch solche Verbindungen verziert. Jedoch haben die gegen das Ende seines Lebens geschriebenen Reden weniger dieses Jugendliche, weil sie, wie mir es scheint, durch die Zeit zu reifem Verstande gelangten. Darüber ist das bisher *Gesagte* hinreichend.

15. Jetzt wäre es wohl Zeit, zu den Beyspielen überzugehen, und durch dieselben zu zeigen, worin die eigenthümliche Stärke dieses Redners besteht. Alle Gattungen von Aufgaben, und alle Arten von Reden in einem so engen Raum zu bezeichnen, ist unmöglich. Eine angeführte Volksrede, und einer von den gerichtlichen Vorträgen wird hinreichend seyn. Die berathschlagende Rede ist diejenige, in welcher er die Athener aufruft, den sogenannten bundsgenossischen Krieg zu endigen, welchen die Chier gegen sie führten und die Rhodier; und ihren ehrgeitzigen Absichten auf die Oberherrschaft zu Lande und auf dem Meer zu entsagen; indem er *ihnen zeigt*, daß die Gerechtigkeit nicht nur sittlicher sey, als die Ungerechtigkeit, sondern auch vortheilhafter. Das Hingeworfene und Nachläßige im Gange, und die Künsteley der Perioden findet sich freylich auch hier; doch sind die der Bühne angemeßnen Wendungen sparsam gebraucht. Dieß müssen die Leser übersehen und nicht wichtig achten; auf das übrige aber ihre ganze Aufmerksamkeit richten. Die Rede fängt so an:

16. „Alle welche hieher treten, pflegen zu sagen,

das sey das größte und wichtigste für den Staat, worüber sie Rath ertheilen wollen. Indessen wenn sich eine solche Einleitung nur für irgend einen andern Gegenstand schickt, so scheint es mir auch den gegenwärtigen Angelegenheiten angemessen, damit den Anfang zu machen. Denn wir sind hier zusammengekommen, um über Krieg und Frieden zu berathschlagen, welche den größesten Einfluß im menschlichen Leben haben; und wer über sie richtige Entschlüße faßt, muß also nothwendig die, welche das nicht thun, an Wohlfahrt übertreffen. So groß ist die Wichtigkeit der Gegenstände, wegen welcher wir versammelt sind! Aber ich sehe, daß ihr die Redenden nicht nach dem Gesetz der Gleichheit anhört, sondern euren Geist zu den einen wendet, den andern aber nicht einmahl euer Ohr leihen wollt. Es ist nicht befremdlich, daß ihr so handelt. Denn auch zu andern Zeiten wart ihr gewohnt, alle übrigen hinweg zu stoßen, außer diejenigen, welche nach euren Wünschen reden. Man könnte euch mit Recht tadeln, daß ihr, da ihr doch wißt, daß viele große Geschlechter durch die Schmeichler zu Grunde gerichtet worden sind, und da ihr diejenigen, welche diese Kunst im häuslichen Leben üben, haßt, in Staatsgeschäften euch nicht so gegen sie verhaltet; sondern, indem ihr diejenigen tadelt, welche ihnen Gehör und Beyfall geben, dennoch ihnen selbst offenbar mehr traut, als andern Mitbürgern. Denn ihr habt gemacht, daß die Redner darauf sinnen und nachforschen, nicht was dem Staat nützlich seyn würde, sondern Reden, wie sie euch gefallen können, zu sagen; in Erwartung welcher, auch jetzt der große Haufe unter euch zusammengeflossen ist. Denn es ist allen offenbar, daß euch die bes-

ser gefallen, welche euch zum Krieg ermuntern, als die, welche euch über den Frieden Rath ertheilen. Jene erregen nähmlich die Erwartung in euch, daß wir die Besitzthümer in den Städten bekommen, und die Macht wieder erlangen werden, welche wir ehedem besaßen; diese hingegen erwähnen nichts dergleichen, sondern daß man Ruhe halten müsse, und nicht gegen das Recht nach großen Dingen streben, sondern mit der Gleichheit zufrieden seyn; welches für die meisten Menschen unter allem das schwerste ist. Denn wir hängen so an Hoffnungen, und sind so unersättlich in dem, was ein Vortheil zu seyn scheint, daß nicht einmahl die, welche die größten Reichthümer besitzen, dabey stehen bleiben können, sondern immer mehr begehren, und sich der Gefahr aussetzen, auch das, was sie haben, zu verliehren. Daher darf man wohl besorgen, ob ihr nicht auch von solcher Unvernunft ergriffen werden möchtet. Denn mit Ungestüm scheinen mir einige in den Krieg zu stürzen, als ob ihnen nicht die ersten besten dazu gerathen, sondern als ob sie es von den Göttern selbst gehört hätten, daß wir überall glücklich seyn, und die Feinde leicht besiegen werden. Was sie schon wissen, müßten Vernünftige nicht erst überlegen, denn das ist überflüßig; sondern handeln, wie sie beschlossen haben. Von dem, was sie noch überlegen, müssen sie aber den Ausgang nicht schon zu wissen glauben, sondern so darüber denken, als vermöchten sie nur Vermuthungen anzustellen, was, wie es der Zufall füge, geschehen werde. Keines von beyden ist euer Fall; euer Zustand ist vielmehr so widersprechend wie nur möglich. Ihr seyd nähmlich zusammengekommen, als müßtet ihr das Beste aus allen Vorschlä-

gen auswählen; und ihr wollt niemand hören, wie die, welche euern Wünschen gemäß reden, als wüßtet ihr schon ganz klar, was zu thun sey. Ihr solltet vielmehr, um das öffentliche Beste ausfindig zu machen, auf diejenigen eure Aufmerksamkeit richten, welche sich euren Meynungen widersetzen, als auf die, welche ihnen willfahren; überzeugt daß unter denen, die hier auftreten, die, welche sagen, was ihr verlangt, leicht täuschen können. Denn das nach Wunsch Gesagte verfinstert die Einsicht des Besten. Von denen hingegen, welche nicht nach eurem Beyfall streben, sondern euch Rath ertheilen wollen, dürft ihr dergleichen nicht besorgen. Denn es ist unmöglich, daß sie euch von eurer Überzeugung abbringen könnten, ohne die Heilsamkeit ihrer Rathschläge einleuchtend zu beweisen. Außerdem aber, wie könnte wohl jemand entweder das Vergangne richtig beurtheilen, oder über das Zukünftige gut berathschlagen, wenn er nicht die Gründe der Gegner mit einander vergliche, und einem so wie dem andern zuhörte? Ich erstaune sowohl über die Ältern, daß sie vergessen, als auch über die Jüngern, daß sie noch von niemand gehört haben, wie wir noch niemahls durch diejenigen, welche uns ermahnten, den Frieden zu suchen, irgend ein Uebel erlitten; daß wir hingegen durch diejenigen, welche so leicht für den Krieg entscheiden, in großes Unglück gerathen sind. Daran denken wir ganz und gar nicht, sondern sind bereit, ohne daß wir uns dadurch im geringsten weiter brächten, Schiffe zu bemannen, Abgaben zu bezahlen, Hülfe zu senden, und mit den ersten den besten Krieg anzufangen, als wenn es nicht unser eigner Staat ware, den wir in Gefahr setzen. Daran ist

Schuld, daß ihr, da es eure Pflicht wäre, für das Allgemeine wie für das Eigne eifrig zu sorgen, in Rücksicht auf beydes nicht eines Sinnes seyd. Wenn ihr über eine Angelegenheiten berathschlagt, so sucht ihr die vernünftigsten Rathgeber unter euch aus; wenn ihr aber über Staatsangelegenheiten Versammlungen haltet, so seyd ihr mißtrauisch und tadelsüchtig gegen Rathgeber solcher Art, und gebt euren Beyfall den Nichtswürdigsten unter allen, welche die Rednerbühne besteigen; und haltet die Trunkenen für bessere Volksfreunde als die Nüchternen, und die welche keine Vernunft haben, als die Verständigen, und die welche die Güter des Staats vertheilen, als die, welche öffentliche Ausgaben aus eignem Vermögen für euch bestreiten. Daher muß man sich wundern, wenn jemand hofft, der Staat werde, wenn er solchen Rathgebern folgt, zu größerer Wohlfahrt anwachsen. Aber ich weiß wohl, daß es ein steiler Weg ist, sich euren Gesinnungen zu widersetzen; und daß man, wo das Volk herrscht, nicht frey reden darf, außer hier die, welche die tollsten sind und sich nichts um euch kümmern, und die Possenreisser auf der Bühne. Das ist das Schrecklichste unter allem, daß ihr denen, welche die Gebrechen des Staats unter die übrigen Hellenen ausbringen, mehr Dank wißt, als den Wohlthätern; diejenigen hingegen, welche euch mit Worten strafen und zur Vernunft zu bringen suchen, so sehr haßt, wie die, welche dem Staate etwas Uebles zugefügt. Obgleich sich dieß nun so verhält, so will ich doch nicht von dem Vorsatz abstehn, den ich einmahl gefaßt. Denn ich bin nicht gekommen, um euch zu schmeicheln, noch um ein Händeklatschen zu buhlen,

ondern um zu offenbaren, wovon ich überzeugt bin; erst ich über die Gegenstände, welche der Prytanis aufgiebt; dann über die übrigen Angelegenheiten des Staats. Denn die Vorträge über den Frieden werden nichts fruchten, wenn wir nicht über die letztern künftig richtige Beschlüsse fassen. Ich behaupte, man müsse Frieden machen, nicht bloß mit den Chiern und Rhodiern und Byzantiern und Koern, sondern mit allen Menschen; nicht nach den Verträgen, welche jetzt einige entworfen haben, sondern nach denen, welche mit dem König der Perser und mit den Lakedämoniern geschlossen wurden; worin verordnet ist, daß die hellenischen Staaten selbstständig seyn, die Besatzungen aus fremden Städten ausziehn, und alle nur die ihrige inne haben sollen. Denn gerechtere und für den Staat nützlichere, wie diese, werden wir nirgends finden."

17. Nach dieser Einleitung und angemeßnen Vorbereitung der Zuhörer für die zu haltende Rede, wo er die herrlichste Lobrede auf die Gerechtigkeit ausführt, und die gegenwärtige Verfassung tadelt, läßt er sogleich die Vergleichung der damahligen Menschen mit den Vorfahren darauf folgen: „Ich habe diese Einleitung deßwegen vorangeschickt, weil ich im folgenden ohne alle Verheimlichung und ganz unbekümmert zu euch reden werde. Denn welcher aus der Fremde kommende, und von euch noch nicht angesteckte, sondern plötzlich in die gegenwärtigen Begebenheiten versetzte, würde wohl nicht denken, wir seyen rasend und von Sinnen, die wir stolz sind auf die Thaten der Vorfahren, und fordern, daß man die Stadt über das damahls verrichtete lobpreise, und doch nichts von dem thun, was jene, sondern ganz das entgegengesetzte? Denn

jene kriegten beständig für die Hellenen mit den Barbaren; wir hingegen haben diejenigen, welche sich in Asia ihren Unterhalt erwarben, von dort entfernt, und gegen die Hellenen geführt. Jene wurden ferner der Hegemonie würdig geachtet, weil sie den hellenischen Städten Freyheit verschafften und Beystand gewährten; wir hingegen haben sie zu Knechten gemacht, und das Gegentheil gethan, was jene, und zürnen noch, wenn wir nicht dieselbe Ehre und Macht wie jene haben sollen; wir, die wir an Thaten und Gesinnungen so weit hinter den im damahligen Zeitalter lebenden zurückbleiben, als jene für die Rettung der Hellenen" u. s. w. So wenig bekümmern wir uns um sie; wenn ihr einen Fall anhören wollt, so könnt ihr auch die übrigen leicht entscheiden. Obgleich die Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn jemand der Bestechung überführt wird; so wählen wir doch die, welche dieß am offenbarsten thun, zu Feldherren, und setzen den, welcher die meisten Bürger verführen kann, über die wichtigsten Angelegenheiten. Wir achten die Verfassung nicht minder wichtig, als das Heil des ganzen Staats; wir wissen, daß die Demokratie bey Ruhe und Sicherheit zunimmt und bleibt, im Kriege hingegen schon zweymahl umgeworfen ward; und dennoch bezeigen wir uns feindlich gegen die, welche den Frieden wünschen, als seyen sie oligarchisch; und halten diejenigen, welche Krieg wollen, für wohlgesinnt, als Freunde der Demokratie. Wir, in Reden und Geschäften die erfahrensten, sind so ganz ohne alle Überlegung, daß wir über dieselben Gegenstände desselben Tags nicht dasselbe denken, sondern das nähmliche, was wir, ehe wir in die Versammlung gingen,

mißbilligten, wenn wir zusammengekommen sind, beklatschen; kurze Zeit darauf aber, wenn wir weggegangen sind, das hier Beschloßne wieder tadeln. Wir, die wir die weisesten der Hellenen seyn wollen, folgen Rathgebern, die jeder verachten würde; und bestellen die nähmlichen zu Herren aller öffentlichen Angelegenheiten, denen niemand irgend eine seiner eignen würde anvertrauen wollen."

18. So ist der Mann in berathschlagenden Reden. In den gerichtlichen ist er übrigens sehr streng und natürlich; in der Wortstellung aber hat er jenes Fließende und Glänzende; zwar weniger, wie in andern Reden, aber er hat es doch. Niemand glaube indessen, ich wisse nicht, daß Aphareus, der Stiefsohn und adoptirte des Isokrates, in der Rede gegen den Megakleides über die Erstattung behauptet, sein Vater habe keine gerichtliche Schrift verfaßt; oder daß Aristoteles erzählt, es würden sehr viele Bände gerichtlicher Isokratischer Reden von den Buchhändlern umhergetragen. Ich weiß es, daß sie das sagen. Ich traue aber weder dem Aristoteles, welcher dem Isokrates einen Flecken anhängen will, noch stimme ich dem Aphareus bey, welcher in dieser Absicht eine glänzende Rede erdichtet. Den Athener Kephisodoros hingegen, der ein Zeitgenosse und der ächteste Schüler des Isokrates war, und die bewundrungswürdige Vertheidigung in der Gegenschrift wider den Aristoteles verfertigte, halte ich für einen gültigen Zeugen der Wahrheit, und glaube nach ihm, daß unser Redner einige gerichtliche Aufsätze geschrieben habe, aber nicht viele. Ich führe ein Beyspiel derselben an, denn für mehrere ist kein Raum; nähmlich die

sogenannte Wechslerrede, die er für einen gewissen Fremden, der unter seine Schüler gehörte, gegen den Wechsler Pasion schrieb. Die Rede ist folgende:

19. „Der Streit, ihr Richter, ist für mich sehr ernsthaft. Ich kaufe nähmlich nicht bloß Gefahr, eine große Geldsumme zu verliehren, sondern daß man von mir glaube, ich begehre widerrechtlich fremdes Gut; eine Sache von der äußersten Wichtigkeit für mich. Vermögen würde mir doch hinlänglich übrig bleiben, wenn mir auch dieses genommen wird. Wenn man aber glaubte, ich fordere dieses Geld, ohne Ansprüche darauf zu haben; so würde ich Zeit Lebens einen üblen Ruf haben. Es ist äußerst schlimm, mit Gegnern von dieser Gattung zu thun zu haben, ihr Richter. Denn die Verträge mit den Wechslern werden ohne Zeugen geschlossen; und widerfährt einem Unrecht, so geräth man natürlich in eine sehr üble Lage, da sie so viel Freunde haben, und so viel Geld durch ihre Hände geht, und da sie durch ihr Gewerbe den Schein der Zuverläßigkeit erhalten. Dessen ungeachtet hoffe ich es allen klar beweisen zu können, daß mir dieses Geld vom Pasion geraubt worden sey. Zuerst will ich euch, was vorgefallen, so gut ich es vermag, erzählen. Mein Vater, ihr Richter, ist ein Sinoper, der wie alle wissen, die nach dem Pontos schiffen, mit dem Satyros in einer so freundschaftlichen Verbindung steht, daß er eine große Strecke Landes unter sich hat, und die gesammte Herrschaft desselben besorgt. Der Ruf dieser Stadt und der übrigen Hellas machte mir Lust, auf Reisen zu gehn. Mein Vater befrachtete zwey Schiffe mit Korn, gab mir Geld und schickte mich weg, zum Handel, und zugleich auch damit ich die Merk-

würdigkeiten sehen könnte. Pythodoros, der Sohn des Phönix machte mich mit dem Pasion bekannt, welchen ich denn auch als meinen Wechsler brauchte. Einige Zeit darauf, da man Verläumdungen an den Satyros gebracht hatte, mein Vater strebe nach der Herrschaft, und ich ginge mit den Verbannten um, ließ er meinen Vater ergreifen, und trug den aus dem Pontos hieher Reisenden auf, das Geld von mir in Empfang zu nehmen, und mir zu befehlen, daß ich heimkommen solle, und mich, falls ich das nicht thue, von euch auszufordern. Da ich mich nun in einer so äußerst üblen Lage befand, ihr Richter, so erzähle ich dem Pasion mein Unglück. Denn ich war so genau mit ihm verbunden, daß ich ihn vorzüglich, nicht bloß in Geldsachen, sondern auch in andern Angelegenheiten, zum Vertrauten machte. Nun glaubte ich, wenn ich alles Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen, falls es mit meinem Vater nicht gut ginge, des hiesigen und des dortigen Vermögens beraubt, alles zu verlieren; wenn ich es hingegen auf den Befehl des Satyros nicht übergeben wollte, mit offnem Geständniß dieser Absicht, würde ich mich selbst und meinen Vater beym Satyros den größten Verläumdungen aussetzen. Nachdem wir es also überlegt hatten, schien es uns das rathsamste, dasjenige Geld, was sich nicht verbergen ließ, zu übergeben, dasjenige aber, was bey ihm in Verwahrung lag, nicht bloß abzuläugnen, sondern mich sogar selbst anzugeben, als sey ich auch andern auf Wucher schuldig, und alles zu thun, was jene am meisten überzeugen könnte, ich hätte kein Geld. Damahls nun, ihr Richter, glaubte ich, Pasion rathe mir alles dieses aus Freundschaft; nachdem ich

aber meinen Anschlag gegen die Geschäftsträger des Satyros ausgeführt hatte, erfuhr ich, daß er es in der besten Absicht gethan, mir das Meinige zu entwenden. Denn da ich mein Eigenthum zu mir nehmen, und zu Schiffe nach Byzantion reisen wollte, glaubte er, jetzt zeige sich ihm die günstigste Gelegenheit; denn die bey ihm in Verwahrung liegende Geldsumme sey ansehnlich, und *einer schamlosen Handlung* wohl werth; ich habe vor vielen *Zeugen* abgeläugnet, daß ich irgend etwas besitze, da es mir öffentlich abgefodert worden, und habe eingestanden, daß ich andern schuldig sey; und überdem, o Richter, glaubte er, wenn ich hier zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Satyros ausgeliefert werden; wenn ich mich anders wohin wenden wollte, würde er sich um meine Reden nicht zu kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimschiffen wollte, würde ich mit meinem Vater umgebracht werden. Durch diese Gründe bewogen, faßte er den Gedanken, mir das Geld zu rauben, und gegen mich gab er vor, er habe jetzt nichts, um mich bezahlen zu können. Als ich aber, um zu wissen, was an der Sache sey, den Philomelos und den Menexenos zu ihm schickte, um ihn zu mahnen, so läugnete er gegen sie, daß er etwas von dem meinigen habe. Welchen Entschluß, glaubt ihr wohl, daß ich faßte, da so viel Unglück von allen Seiten auf mich einbrach? Ich hatte die Wahl, entweder zu schweigen, und mir von ihm das Geld rauben zu lassen, oder zu reden, und nichts mehr dadurch zu gewinnen; beym Satyros aber mich und meinen Vater in die größte Verantwortung zu bringen. Nach der Zeit aber, ihr Richter, kamen Boten zu mir, daß mein Vater losgelassen

sey, und daß Satyros alles Vergangne so sehr bereue, daß er ihm die größten Beweise seines Zutrauens gegeben, seine Herrschaft noch größer als die er zuvor besaß, gemacht, und meine Schwester zur Frau für seinen Sohn gewählt habe. Als Pasion dies erfuhr, und da er wußte, daß ich ihn nun öffentlich über das Meinige belangen würde; so schaffte er den Sklaven bey Seite, der um das Geld mitwußte. Da ich kam und ihn suchte, indem ich in ihm den klarsten Beweis meiner Anklage zu finden glaubte; so sprach er das entsetzliche Wort, ich und Menexenos, wir hätten ihn, da er bey Tisch saß, verführt, und sechs Talente Silbers von ihm genommen. Damit aber kein Beweis noch Untersuchung darüber Statt finden möchte, sagte er, hätten wir den Sklaven aus dem Wege geräumt, kämen ihm nun mit einer Klage entgegen, und forderten den heraus, welchen wir selbst aus dem Wege geräumt hätten. Das sagend, zürnend, und weinend, zog er mich zum Polemarchos, foderte Bürgen, und ließ mich nicht eher los, bis ich ihm für sechs Talente Bürgen stellte. Zeugen, tretet herbey."

20. Daß diese Rede in der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks von den spielenden und berathschlagenden der ganzen Gattung nach verschieden sey, wird jeder zugeben. Doch weicht sie nicht ganz von dem Isokratischen Gange ab. Sie enthält noch Spuren jener Künstlichkeit und Prachtliebe; und die Schlüsse sind oft mehr dichterisch als natürlich. Zum Beyspiel, wenn er sagt: „Ich glaubte, wenn ich das Geld fahren ließe, würde ich in Gefahr kommen" u. s. w. Denn kunstlos und einfach wäre es so gewesen; „Ich glaubte, wenn ich das Geld nicht herausgä-

be, würde ich in Gefahr kommen." Ferner die Stelle: „Und außerdem, ihr Richter, glaubte er, wenn ich zu bleiben wagen wollte, würde ich vom Staat dem Tyros ausgeliefert werden; wenn ich mich wo anders hinwenden wollte, würde er sich um meine Reden nicht kümmern brauchen; wenn ich aber nach dem Pontos heimschiffen wollte, würde ich mit meinem Vater getödtet werden." Denn der Periode ist über die Gewohnheit des gerichtlichen Vortrags ausgedehnt, die Wortstellung hat etwas dichterisches, und die Gestalt des Ausdrucks ist aus den in Kunstreden gebräuchlichen Gleichheiten und Aehnlichkeiten genommen. Daß das „Wagen wollte," und „Hinwenden wollte," und „Heimschiffen wollte," an derselben Stelle steht, und die gleiche Größe der drey Glieder, sind Kennzeichen des Isokratischen Styls. Ferner was kurz darauf folgt; „Daß er ihm die größten Beweise seines Zutrauens gegeben, und seine Herrschaft noch größer, als die, welche er zuvor besaß, gemacht, und meine Schwester zur Frau für seinen Sohn gewählt habe." Denn hier ist wieder das „Gegeben" und „Gemacht" und „Gewählt" ähnlich. Man könnte außer diesem leicht noch mehres sagen, wodurch die Eigenthümlichkeit dieses Redners noch weiter ins Licht gesetzt werden würde. Es ist aber wohl nothwendig, auf die Zeit Rücksicht zu nehmen.

IX.

Caesar und Alexander.

Eine welthistorische Vergleichung. 1796. *)

Als Julius Caesar in den Geschäften eines Quästor nach Gades im jenseitigen Hispanien kam, und daselbst neben

*) Wie die Idee des Schönen das herrschende Princip und das göttlich Positive in der Kunst und im Leben der Griechen ist, und aller hellenischen Bildung als der beseelende Mittelpunkt zum Grunde liegt; so ist es die Idee des Großen, welche in dem römischen Volkskampf so wie in der historischen Entwicklung des römischen Charakters alles bestimmt, und überall vorherrschend den Ton, obwohl in veränderter Gestalt, zu allen Zeiten angiebt. Das Große aber gehört mehr der Natur an, als der Kunst; wie denn auch leicht zu bemerken ist, daß die Römer selbst in dem Gebiete des Kunstschönen, wo sie am glücklichsten waren, wie in der Baukunst, dieses mehr in das Naturgroße hinübergezogen haben. Die Größe des Charakters aber, wenn sie, wie bey den Römern, nicht aus einer geistigen Gesinnung hervorgeht, welche nur das Göttliche sucht, sondern so wie sie mit ausdauernder Festigkeit sich in dem Kampf der rauhen Wirklichkeit bewährt und kriegerisch durcharbeitet, beruht auch mehr auf der Naturkraft, als auf dem innern Sinn und Leben eines sittlichen Gemüths. Indem nun die Römer durch die volle und freye Entwicklung solcher großen Naturkraft, so wie durch die vorherrschende Klarheit des Verstandes mit den Griechen ganz auf einer Linie stehen, gleichwohl aber auch wieder weit von ihnen abgetrennt sind, weil ihnen jene Idee des Schönen und der echte Künstlersinn eigentlich immer fremd geblieben ist; so hat es von jeher einen besonderen geschichtlichen Reiz

dem Tempel des Herkules das Bild Alexanders des Großen erblickte, seufzte er tief; es eckelte ihn gleichsam an seiner Schläfrigkeit, in einem Alter, wo Alexander schon den Erdkreis unterjocht hatte, noch nichts Ruhmwürdiges vollbracht zu haben. Er forderte sogleich Urlaub, um in Rom die erste Gelegenheit zu größern Unternehmungen zu ergreifen. In seinen Träumen der folgenden Nacht fanden Traumdeuter Anzeichen einer künftigen Alleinherrschaft über den Erdkreis; jedes nur nicht blöde Auge konnte seine Wünsche errathen. Mit diesem Seufzer, mit dieser Rückkehr nach Rom, beginnt ein ganz neuer Abschnitt in dem Leben des Caesar, welcher sich bis zum Übergang über den Rubiko erstreckt.

Caesar selbst hat sich also zuerst neben dem Alexander gestellt; und was war natürlicher, als daß man sie nachher sehr oft verglich? „An Erhabenheit der Entwürfe, Schnelligkeit im Siegen, und Ausdauer in Gefahren, sagt der kostbare Vellejus, (bey dem der wahre Caesar

---

gehabt, eine Nation gegen die andre, oder verwandte Charaktere aus beyden, vergleichend zusammenzustellen. Den höchsten Gipfel solcher Parallelen aber bilden wohl die beyden großen Eroberer, deren Charakteristik dieser Aufsatz gewidmet ist; denn ihre welthistorische Einwirkung war vor allen ähnlichen die umfassendste und dauerndste in ihren Folgen bis auf die spätesten Zeiten; wie auch jeder von ihnen, Caesar wie Alexander, die entscheidende Epoche eines allgemeinen Umschwunges in Sitten-, Geist und Denkart, und eines ganz veränderten Zustandes der Dinge, für beyde Nationen bezeichnet. In Hinsicht auf den zum Grunde liegenden Ernst eines solchen Strebens, wird man in diesem ersten Versuche der Art, die jugendliche Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdruckes mit Nachsicht aufnehmen.

schon anfängt, sich in den Divus Julius der spätern Römer zu verlieren) war Caesar, entsprossen aus dem edelsten Geschlecht der Julier, an Schönheit, Geisteskraft und verschwenderischer Freygebigkeit der Erste seiner Mitbürger, dessen Größe die Natur und den Glauben der Menschen überstieg, jenem großen Alexander, aber wenn er nüchtern und nicht zornig war, höchst ähnlich." Auch Plutarch hat das große Paar in die Reihe seiner vergleichenden Lebensbeschreibungen aufgenommen; glücklicherweise ist uns aber für dießmahl die Vergleichung selbst geschenkt worden. Die Liebhaber können sich jedoch im Appian schadlos halten, welcher die beyden Weltüberwinder durch eine ermüdend lange Reihe ganz oberflächlicher oder zufälliger Ähnlichkeiten vergleicht, die nur ein historischer Sophist so zierlich beschreiben und so wunderbar deuten konnte. Plutarch selbst würde ihn kaum übertroffen haben. Überhaupt könnte einem Plutarch, durch sein Haschen nach unbedeutenden Ähnlichkeiten oder Gegensätzen, alle solche Zusammenstellungen sehr verleiden. So bemerkt er einmal nicht ohne Erstaunen, daß die vier tapfersten und schlauesten Feldherren, Philippus, Antigonus, Hannibal und Sertorius, sämmtlich einäugicht waren; und es dürfte uns kaum Wunder nehmen, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, uns eine vergleichende Geschichte dieser vier einäugichten Helden zu hinterlassen.

Um die vollständige Eigenthümlichkeit eines großen Mannes zu erforschen, muß man ihn vielmehr für sich allein, in seinem Zusammenhange und in seiner Welt betrachten, und sich vor der Hand wenigstens alle stören-

den Seitenblicke verſagen. Dabey kann es denn auch ein Bewenden haben, wenn man nur im Allgemeinen bewundern will. Will man aber den Werth oder Unwerth eines Helden genau beſtimmen; ſo iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man auch in die andre Schaale der Wage ein mächtiges Gegengewicht legen kann. Nur muß man nicht Erzeugniſſe verſchiednr Welten zuſammen paaren wollen. So ſollte man nie Helden der alten und der neuen Geſchichte mit einander vergleichen, weil man doch nur Gefahr läuft, indem man nach einem leeren Schatten von Ähnlichkeit haſcht, das Weſentliche aus den Augen zu verlieren. Bey tieferem Forſchen ſtößt man gewiß auf urſprüngliche Verſchiedenheiten, welche alle Vergleichung unmöglich machen; denn die Geſetze, Gränzen und Verhältniſſe der antiken und der modernen Bildung weichen ſo weit von einander ab, daß man die alte und die neue Geſchichte, wie zwey für ſich beſtehende, wenn gleich in einander eingreifende Welten betrachten kann. Wahrer Werth iſt überall ein und eben derſelbe; aber der Maaßſtab der Würdigung für die Alten und für die Neuern iſt dennoch durchaus verſchieden. — Nicht ſo mit den Vergleichungen griechiſcher und römiſcher Männer; dieſe ſind Bürger Einer Welt, und die Vergleichung der Einzelnen ſetzt ſelbſt den allgemeinen Charakter der beyden antiken Völker, welche eine gemeinſchaftliche und ganze Bildung ſo ungleich theilten, in ein helleres Licht; daher ſind auch viele Zuſammenſtellungen des Plutarchus ſo glücklich, und lehrreich unterhaltend.

Caeſar und Alexander, ein gewaltiges Paar; die beyden mächtigſten und auch die beyden würdigſten Welt-

beherrſcher des ganzen Alterthums! Beyde haben ſo unermeßlich viel gethan, daß man Bücher über ſie ſchreiben müßte, wenn man auch nur das Merkwürdigſte ausheben wollte. Die eigentlichen Urkunden zur Geſchichte des Caeſar gehören ſchon an ſich zu den gediegenſten Schriften des Alterthums; hier iſt lauter reines Gold, und man darf ſich nicht erſt durch Schlacken durcharbeiten. Die Hauptquellen zur Geſchichte des Alexander hingegen ſtrömen ſo trübe, die verlohrnen Spuren zur Seite ſind ſo zerſtreut und oft ſo unkenntlich, daß eben dadurch der Scharfſinn des Forſchers gereitzt wird. Um hier nicht das ſchon ſo oft Geſagte bloß wiederhohlen zu dürfen, muß man entweder ganz weitläuftig, oder ſehr kurz ſeyn. Ich habe die Kürze gewählt, und werde nur die bedeutendſten Züge bemerken; ich gebe nur ein Urtheil mit Beyſpielen, keine Geſchichte.

* * *

„Caeſar, ſagte Cato, ſey unter allen allein mit nüchterner Beſonnenheit daran gegangen, den Staat umzuſtürzen"; und Cato war vielleicht der einzige ſeiner Zeit, welcher den großen Feind mit der gleichen Nüchternheit des Urtheils durchſchaute. — Schon als Jüngling hatte Caeſar dieſen nüchternen Blick, und ließ ſich auch den glänzendſten Schein nicht blenden. Er war eben in Aſien, als er den Tod des Sulla erfuhr, und kehrte in Hoffnung auf die neue durch Lepidus erregte Spaltung eilends nach Rom zurück; aber obgleich er durch große Bedingungen gelockt wurde, ließ er ſich dennoch in keine Verbindung mit dem Lepidus ein, weil er theils der Geſchicklich-

keit desselben nicht traute, theils die Gelegenheit nicht so günstig fand, als er erwartet hatte. Während seiner männlichen Reife aber wußte er die Gelegenheit und den Augenblick so behutsam zu erwarten, dann schnell und entschlossen zu ergreifen, und auch so vollständig zu benutzen, wie kein andrer. Er lieferte seine Schlachten nicht bloß nach dem Entwurf, sondern auch ganz unvorbereitet, so wie sich plötzlich eine günstige Gelegenheit zeigte; oft trotz Ermüdung und Ungewitter, um den Feind desto mehr zu überraschen. Es war zweifelhaft, ob er kühner oder vorsichtiger sey. Zur rechten Zeit wagte er das verwegenste, aber er verschwendete seine Tapferkeit nie. Er sparte sie auf die Fälle, wo seine Krieger einer solchen Anfeurung wirklich bedurften; und pflegte wohl die Pferde wegzuschicken, das seinige zuerst, um sich selbst die Mittel zur Flucht zu nehmen. Dann that aber auch sein durch die Seltenheit selbst wirksameres Beyspiel, und besonders die Gleichheit der Gefahr, Wunder! Die schrecklichste Gefahr brachte ihn nie aus der Fassung, und ein beyspielloses stetes Glück machte ihn nicht sicher und sorglos im Kriege. Im Gegentheil hat er grade da seine schönsten Siege erfochten, wo man ihn schon rettungslos verlohren glaubte; und je öfter er gesiegt hatte, desto zurückhaltender ward er zum Schlagen. Kurz man wird kein Beyspiel finden, daß er den Augenblick versäumt, oder nur halb benutzt hätte, oder daß der Augenblick ihn unvorbereitet und unschlüssig überraschte. Dieses war ihm so natürlich, daß ihn das Gegentheil an andern gleichsam befremdete. Als er bey Dyrrhachium geschlagen und nicht verfolgt ward, sagte er: „Pompejus verstehe nicht zu siegen." Nie besiegte er den Feind, ohne

ihn zugleich des Lagers zu berauben; nie ließ er den Erschrocknen Zeit. Es ist sehr merkwürdig, wie aufrichtig er oft die große Macht des Augenblicks anerkennt, den Eigensinn des wandelbaren Glücks bemerkt. Diese Bescheidenheit hat einen ganz eigenen Reiz in dem Munde eines Helden, der alles, was ihm durch eine gewaltige Anstrengung, oder durch irgend eine große List gelungen ist, mit so sichtbarer Freude, und mit dem Nachdruck einer fröhlichen Heiterkeit erzählt. Er hatte durch eignen Verstand und eigne Kraft so viel selbst gethan, daß er der Fortuna, welche durch ihre Gunst gegen ihn ein altes römisches Sprichwort [1]) bestätigte, ihren Antheil nicht mißgönnen durfte.

Bey der damahligen allgemeinen Schlemmerey der Römischen Großen, und bey Caesars sonstiger Sinnlichkeit ist es nicht unbedeutend, daß er auch im wörtlichen Sinne so nüchtern war; seine Feinde selbst konnten es nicht läugnen, daß er im Wein äußerst enthaltsam sey. Noch bedeutender aber ist es, daß er auf diese an sich nicht so seltne Enthaltsamkeit einen gewissen Werth legte, und den Cato in seiner Schrift gegen ihn, unter andern auch darüber schmähte, daß dieser sich einmal im Sokratischen Becher nach alt Catonischer Sitte [2]) einen Rausch getrunken hatte. Doch möchte ich nicht sagen, daß er, wie vielleicht Augustus, gefürchtet habe, zu offenherzig zu werden. Diese Art von Verstellung war ihm fremd; er wußte von Furcht so wenig als von Schaam. Er ist in dieser Rück-

1) Fortes Fortuna juvat.

2) Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

ſicht der Einzige ſeiner Art; ein deſpotiſcher Eroberer, der offenherzig und ohne alle mißtrauiſche Angſt war. Entdeckte Verſchwörungen und nächtliche Zuſammenkünfte verfolgte er nicht weiter, als daß er durch ein Edict zeigte, daß ſie ihm bekannt wären. Er lebte ſo ſorglos dahin fort, daß man nach ſeinem Tode glauben konnte, er habe aus Lebensſattigkeit die Dolche der Verſchwornen abſichtlich nicht vermieden; aus Furcht war er alſo nicht ſcharfſichtig. Und dennoch hörte er auch als ewiger Dictator der Römiſchen Republik, als vergötterter Gefährte 3) des Gott Quirinus mitten unter ſeinen Triumphen nicht auf, die Menſchen mit der gewohnten Nüchternheit des Urtheils zu durchſchauen. „Ich ſollte ſo thöricht ſeyn", ſagte er, „und noch daran zweifeln, wie ſehr ich gehaßt werde, da Marcus Cicero ſo lange im Vorzimmer warten muß, bis es mir gelegen iſt, ihn zu ſprechen? Zwar, wenn einer wenig empfindlich iſt, ſo iſt Er es; doch zweifle ich nicht, daß er mich vom Grunde ſeines Herzens haßt." Nachdem Brutus für den Dejotarus ſehr feurig und frey geredet hatte, ſagte er: „Es kommt viel darauf an, was dieſer Brutus will; was er aber auch wollen wird, das wird er entſchieden wollen." — Was von ſeiner Ahndung über die weiſſagende Hagerkeit des Caſſius erzählt wird, iſt bekannt.

Noch mehr aber beweiſt die Art ſeines Todes eine faſt beyſpielloſe Gegenwart des Geiſtes. „Das iſt Gewalt!" rief er als er zuerſt, ergriffen ward, und: „Verruchter Caſca, was beginnſt du?" und verwundete dann ſchnell den

3) Quirini contubernalis.

Cassius. Sobald er aber die gezognen Dolche von allen Seiten auf sich eindringen sah, verhüllte er sein Haupt mit der Toga, und zog zugleich mit der Linken das Gewand herab, um mit Anstand zu sinken. Die holde Schaam einer sterbenden Polyxena darf man wohl nicht bey dem greisen Imperator voraussetzen; denn nichts war entfernter von ihm, als solche überflüßige Empfindungen. Es war ihm zur andern Natur geworden, keinen Augenblick unthätig zu seyn; sobald daher die Vertheidigung zwecklos war, widmete er nun die wenige noch übrige Zeit und Kraft dem äußern Anstand, für den er ja auch im Leben eine beynahe übertriebne Sorgfalt trug; wohl nicht aus Gefallsucht oder aus eigentlicher Liebe zum Schönen, sondern weil er in den größten wie in den kleinsten Dingen die höchste Angemessenheit um ihrer selbst willen liebte, und alles Ungeschickte und Ungestaltete haßte. Er schrieb noch als Imperator eine grammatische Schrift, welche lange nach seinem Tode gepriesen und angeführt ward; denn da er viel zu schreiben und zu reden hatte, so war es ihm, wie überhaupt, so auch hier unmöglich, diesseits der Vollendung stehen zu bleiben. Darum konnte er auch die heillose Zeitverwirrung nicht leiden, und berichtigte den Kalender. So war ihm sein eigner viel verspotteter Kahlkopf sehr verhaßt; auch ergriff er keine Ehre begieriger, als das Vorrecht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen.

Es war die vollkommene Harmonie seines großen Verstandes, und seiner eben so großen thätigen Kraft, aus der jene hohe Nüchternheit entsprang, und welche ihm über seine Gegner eine so entschiedene Überlegenheit gab. Nur der einzige Cato kam ihm darin gleich; ein

Feind, der ihm nicht gewachsen war, weil er nur mäßige Mittel brauchen konnte. Diese Nüchternheit ist eigentlich die charakteristische Eigenschaft des Caesar, und unterscheidet ihn gar sehr vom Alexander, welcher den Wein erst nur als Würze fröhlicher Geselligkeit, bald aber auch um seiner selbst willen ausschweifend liebte; der selten nüchtern, und auch nüchtern tollkühn und jachzornig wie ein Trunkner war. Er pflegte eigentlich alle Knoten, wie den Gordischen, zu zerhauen, nicht zu lösen; und wollte oft das Unmögliche ungestüm gegen das Glück erzwingen und ertrotzen. Es beantwortet sich daher jene Frage, welche die alten Schriftsteller mehrmahls aufgeworfen haben, eigentlich von selbst, wer von beyden Sieger gewesen seyn würde, ob der nüchterne oder der trunkne Held, wenn sie mit gleichen Mitteln um die Alleinherrschaft gegen einander gekämpft hätten.

Caesar hatte allerdings Leidenschaften auch außer denen, die ihn zu seinem Ziele führten; unedle Leidenschaften, welche seinen großen einfachen Gang leicht hätten stören oder ganz verwirren können. Er wußte sie aber zu überwinden, und während seiner Reife gehorchten wirklich alle seine Kräfte schnell und unfehlbar seinem imperatorischen Verstande. — In seiner Jugend konnte er jachzornig aufbrausen. Er vertheidigte einen Clienten gegen den König Hiempsal so eifrig, daß er im Streit den Juba, des Königs Sohn, beym Bart packte, der ihm dafür in Bürgerkriege, als einer der eifrigsten und mächtigsten Pompejaner sehr viel zu schaffen machte. Ueber seine sehr starke Anlage zur Rachsucht giebt der jugendliche Zug mit den Seeräubern viel Licht. Er ward von denselben auf

einer Reise nach Rhodus, wo er seine Muße dem Apollonius, dem berühmtesten Lehrer der Redekunst seiner Zeit, widmen wollte, gefangen und mußte zu seinem großen Verdruß vierzig Tage unter ihnen bleiben, nur mit einem Arzt und zwey Kammerdienern; denn seine übrigen Begleiter und Sklaven hatte er gleich Anfangs fortgeschickt, um Geld zu seiner Auslösung herbey zu schaffen. Als darauf das Geld ausgezahlt, und er am Ufer ausgesetzt worden war, mußte er, wiewohl er damahls keine obrigkeitliche Macht und Würde hatte, noch in der folgenden Nacht eine Flotte zusammen zu bringen, segelte nach dem Ort, wo die Räuber waren, schlug einen Theil ihrer Flotte in die Flucht, nahm einige Schiffe und viele Mannschaft gefangen, und kehrte frohlockend über den nächtlichen Sieg zu den Seinigen heim. Er gab die Gefangnen sogleich in Verwahrung, und eilte nach Asien zum Proconsul Junius, um sich von diesem die Vollmacht auszuwirken, die Gefangnen nach Willkühr bestrafen zu dürfen. Da dieser es abschlug, und sagte, er wolle die Gefangnen verkaufen, eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit an die Küste zurück, ehe die Briefe des Proconsuls daselbst ankommen konnten, und ließ alle, die er gefangen genommen hatte, wie er es ihnen oft im Scherz gedroht hatte, ans Kreuz schlagen. Eine wohl überlegte, kleinliche und nicht einmal kluge Rache! Denn als er bald darauf nach Rom zurückeilen mußte, gerieth er in die größte Gefahr, weil diese Seeräuber damahls das Meer entschieden beherrschten. Man erschrickt ordentlich, wenn man liest, daß es ihm noch als eine besondre Milde angerechnet ward, daß er die Gefangnen vor der Kreu-

zigung umbringen ließ; denn sie kreuzigen zu lassen, hatte er einmal geschworen. Für einen jungen Römer und einen künftigen Welteroberer freylich milde genug! Allerdings aber zeigt eine solche Einfachheit in Vernichtung seiner Feinde und Befriedigung der Rachsucht von einer gewissen großen Art, durch die sich ein Caesar von dem Pöbel gemeiner Tyrannen unterscheidet, deren sinnreiche Grausamkeit eigentlich kindische Leidenschaftlichkeit und eckelhafte innere Ohnmacht verräth. Jener wird auch wohl fähig seyn, wenn sein Verstand es ihm gebietet, der Rache ganz zu entsagen, und wie der milde, versöhnliche Caesar während seiner Reise, seinen Haß bis auf die kleinste Spur zu vertilgen. Seine hoch gepriesene Milde im Bürgerkriege und während seiner Herrschaft war ein tief durchdachter Entwurf; und die Kraft, mit der er ihn durchsetzte, die Standhaftigkeit, mit der er ihm treu blieb, können in der That nicht genug bewundert werden. Nur muß man dieß seinem gütigen Herzen nicht anrechnen; und an ein Gefühl von Achtung für Pflicht und Recht ist vollends bey ihm gar nicht zu denken. Ich gestehe es, ich habe keinen rechten Glauben an die natürliche Milde eines rachsüchtigen Eroberers, von dem es so ausdrücklich gerühmt wird, daß er die berühmtesten Blutvergießer weit übertroffen habe, dem es auch nicht einmahl einen Entschluß kostete, selbst die entsetzlichste, wenn nur zweckmäßige Grausamkeit zu vollbringen. „Auf diese Art", schreibt er selbst seinen Vertrauten, „wollen wir, wo möglich versuchen, Aller Neigung zu gewinnen, und einen daurenden Sieg zu erlangen; denn die andern haben durch ihre Grausamkeit dem allgemeinen Haß nicht entfliehen, noch auch den Sieg

lange behaupten können, außer dem einzigen Sulla, den ich nicht nachzuahmen denke. Dieß soll eine ganz neue Art zu siegen seyn, daß wir uns mit Milde und Schonung waffnen. Wie dieß möglich sey, darüber fällt mir manches bey, und vieles kann noch ausgedacht werden." — „Nicht aus Entschluß oder aus Hang sey Caesar nicht grausam", sagte der offenherzige Curio: „sondern weil er die Milde für ein Mittel halte, das Volk zu gewinnen; hätte er die Liebe des Volks verlohren, so würde er grausam seyn." Caesar war wirklich sehr versöhnlich, wie er zum Beyspiel den Catullus, wiewohl er selbst gestanden hatte, daß derselbe ihn durch einige noch vorhandne, sehr derbe, aber vielleicht sehr wahre, Gedichtchen auf ewig gebrandmarkt habe, sobald er ihm Genugthuung leistete, noch an demselben Tage zur Tafel zog; aber vielleicht war er nur deshalb so versöhnlich, weil er eigentlich niemanden achtete, und auch niemanden liebte. Nur denke man nicht, daß gar keine Rachlust in der Tiefe seines Herzens vorhanden war. Seine eigne Erzählung verräth, daß er sich sehr gern an den Massiliern, welche eifrig Pompejanisch waren, und ihm mit äußerster Hartnäckigkeit widerstanden hatten, gerächt hätte; und auf seinen vorzüglichen Haß gegen sie, bezieht sich Cicero, als auf etwas allgemein bekanntes. Er giebt vor, er habe die Massilier, ein sehr gebildetes und freyheitsliebendes Volk jonischer Abkunft, nur in Rücksicht auf den Ruhm und das Alterthum dieser Republik geschont; wie Alexander bey der Plünderung Thebens das Haus eines beynahe schon ein Jahrhundert verstorbenen alten Dichters heilig halten ließ. Dem Caesar ist bey jener Versicherung wohl nicht ganz zu trauen. Zwar

hatte er wirklich noch jene köstliche Ehrfurcht vor dem classischen Alterthum, vor ächter Bildung in Künsten und Wissenschaften, wie viele Züge beweisen; aber er konnte auch, wenn er anders seinem großen Entwurf einer klugen Milde treu bleiben wollte, mit einer so wichtigen Stadt, die so große Vorrechte genoß, und in das Factionsspiel der Hauptstadt so tief verwickelt war, nicht so gradezu verfahren, als mit einer unbedeutenden thessalischen Stadt, die er, bloß weil sie gewählt hatte, was ihr das sicherste schien, ohne Bedenken vernichtete. — Man wundre sich nicht, daß ich auf ein Gefühl einen so hohen Werth lege, welches jetzt fast nur zur Schminke der Faulheit mißbraucht wird, die es behaglicher findet, an den Trümmern der Vorwelt wollüstig zu klagen, als mit angespannter Kraft auf dem graden Wege wacker vorwärts zu streben. So wie bey den Neuern die innige Ueberzeugung von einer unverliehrbaren und gränzenlosen Vervollkommungsfähigkeit des einzelnen Menschen wie des ganzen Geschlechts der letzte Anker der sinkenden Tugend ist; so bey den spätern Alten, als die Menschheit schon rettungslos gesunken war, und immer tiefer sank, die Ehrfurcht vor dem classischen Alterthum damahls die einzige Grundlage ächter Größe, wie jetzt die Ehrfurcht für Wissenschaft und Aufklärung.

Zwar verachtete er in der Blüthe seiner Kraft seine Gegner, einen einzigen ausgenommen, viel zu sehr, um sie recht ernstlich hassen zu können. Die harten Reden indessen, mit denen er seine milden Thaten begleitete, hatten wohl nicht bloß die Absicht, ein heilsames Schrecken einzuflößen, sondern waren zugleich ein Beweis seiner

gar nicht milden Natur. Seine eignen Darstellungen bekräftigen das mehr als zur Genüge. Wie gehässig und verächtlich macht er nicht alle seine Feinde, nicht ohne triumphatorischen Muthwillen; außer den einzigen Pompejus, welchen er auffallend schont. Besonders gegen den Cato wird er so ausgelassen und spottend, daß er die Würde der Geschichte beynahe darüber vergißt. Ueberhaupt muß es denen, die ein Werk, in welchem Cato und die Pompejaner nicht weniger komödirt werden, als Sokrates und seine Schüler in den Wolken des Aristophanes, als ein unnachahmliches historisches Kunstwerk preisen, noch nicht klar seyn, was ein historisches Kunstwerk ist. Wahr ists, Caesar schrieb seine Commentarien mit dem Geiste, mit welchem er siegte. Ein bloßer Stoff zur Geschichte kann nicht gediegener seyn, und in dieser Rücksicht sind sie leicht einzig in ihrer Art; diese gediegene Kraft der lebendigsten Darstellung in so gedrängter Kürze und leichter Klarheit hat einen ganz eignen Reitz. Ein so höchst einfacher Styl des Ausdrucks würde, nach Cicero's treffender Bemerkung, durch den künstlichen Schmuck eines Redners nur verfälscht werden, und könnte Verständige von fernerer Bearbeitung desselben Stoffs ganz abschrecken. Auf den Nahmen eines vollkommnen historischen Kunstwerks aber darf doch ein solches Partheywerk keinen Anspruch machen; dazu gehört vor allem ein Stoff und Gegenstand, welcher einen allgemeinen Werth und einen bleibenden Gehalt hat, als ein Theil und wesentliches Stück der Menschengeschichte; so groß und würdevoll aufgefaßt, erklärt, geordnet, gewürdigt und dargestellt, wie ein Mann, von sittlich und bürgerlich gediegenem

und großem Charakter, der zugleich ein tiefer historischer Denker und nicht ohne poetisches Gefühl wäre, einen solchen Stoff verarbeiten würde. Die erste Bedingung einer Geschichte des Pompejanischen Bürgerkrieges wäre wohl die gewesen, aus einem höhern sittlich geschichtlichen Standpunkte die Optimaten und Caesarianer mit jener erhabenen Gerechtigkeit eines Thukydides, welcher Athener und Spartaner gleich wahr und streng gerecht würdigt, nach dem Grundsatz der historischen Gesetzesgleichheit gegen einander zu würdigen. Caesars Commentarien hingegen sind, wie schon Asinius Pollio urtheilte, nicht einmal durchgehends aufrichtig und mit zureichend gründlicher Prüfung abgefaßt. Die auffallende Schonung des Pompejus in denselben aber ist eigentlich sehr natürlich. Wer etwa glaubt, daß er in ihm den ehemahligen Freund und Verwandten, den verdienten Bürger oder den großen Mann ehrt, der kennt den Caesar nicht. Er schonte in ihm nur den Triumvir, wie selbst im Sulla den Dictator; darum ließ er Beyder Bildnisse, welche der Pöbel niedergerissen hatte, wieder aufrichten. So wetteiferten die macedonischen Fürsten, Ptolomäus und Demetrius, ein Mann von grausamen und bösem Charakter, aber von geistiger Bildung und von dem zartesten Kunstgefühl, während Tausende der Ihrigen für ihre Ehrsucht im Kriege umkamen, in einer Großmuth die sie nichts kostete, gegen einander! Sie waren nur Nebenbuhler; die eigentlichen Feinde Beyder waren ihre zertretnen Völker.

Die Menge der Frauen, mit welchen Caesar ein Verständniß hatte, verräth eine heftige Sinnlichkeit; und gewiß war es nur sein Verstand allein, welcher seine Lei-

denſchaften, wo dieß jemahls der Fall war, zurückhielt, und nicht etwa irgend ein ſittliches Gefühl. Auch von Seiten des männlichen Umgangs brachte ihn Nikomedes in üblen Verdacht. Sein berüchtigter Umgang mit dieſem bithyniſchen König war Gegenſtand des Spottes mancher Jambendichter, und der Gemeinplatz aller Pompejaniſchen Redner. Bibulus, welcher nicht vergeſſen konnte, daß man ihr gemeinſchaftliches Conſulat, nur Spottweiſe das Conſulat des Julius und des Caeſar genannt hatte, hieß ihn dafür die „Bithyniſche Königinn." „Erſt habe er einen König geliebt, ſo wie nun das Königthum." Cicero antwortete ihm im Senat, als er die Sache der Nyſa, der Tochter des Nikomedes vertheidigte, und die Wohlthaten des Königs gegen ſich erwähnte: „Rede nicht davon, ich bitte dich; wir wiſſen nur zu gut, was er dir und was du ihm gegeben haſt." Curio, der Vater, ging ſo weit, daß er ihm vorwarf: „Er ſey der Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer." Schon als Herr der römiſchen Welt, während er bey Fackeln, wo vierzig Elephanten zur Rechten und Linken die Fackelträger führten, im ſtolzeſten Siegsgepränge das Capitol feſtlich beſtieg, mußte er ſich von ſeinem Commilitonen ſehr nachdrücklich an jene böſe Geſchichte vom Nikomedes erinnern laſſen. Die übermüthige Soldateske ſpottete auch in ihren frechen Triumphliedern über ſeine Verſchwendung erborgter Gelder, über das ſchlechte Eſſen, welches er ihnen zu Dyrrhachium gereicht hatte; ja ſogar über ſeinen Kahlkopf. Die merkwürdigen Bruchſtücke dieſer Triumph- und Spottlieder auf den Caeſar beweiſen zur Genüge, daß die Soldaten-Scherze der römiſchen Veteranen ſo ſcharf trafen, wie

ihre Schwerdter. Überhaupt waren eine derbe Lustigkeit, und kecke Spottsucht ursprüngliche Züge und Eigenheim des römischen Charakters; und nichts ist unrömischer als jene mürrische Steifheit, welche wir aus der späteren Zeit, wo jede freye Regung unterdrückt war, oder nach einer angenommenen Würde des Ausdrucks bey den Schriftstellern, in das Bild, welches wir uns von dem römischen Charakter entwerfen, aufzunehmen pflegen. Die unbegränzte Freyheit der Soldaten-Scherze bey Triumphen aber war eine uralte Sitte der Römer, welche Dionysius als einen Beweis für ihre griechische Abstammung anführt. Sie hat auch wirklich etwas Attisches; nur daß die festliche Freyheit zu Athen ein Recht aller freyen Bürger, zu Rom nur dem Soldaten, als solchem, vergönnt war.

Es liegt in dieser durch die Sitte geheiligten Freyheit ausgelassener Scherze und fröhlichen Spottes etwas sehr bedeutendes; und es ist ein recht eigentlich charakteristischer Zug, welcher die freye Bildung und den classischen Sinn der alten Völker verräth und bezeichnet, wenn man anders ganze Nationen und Zeiten, wie einzelne Menschen aus ihren Spielen oft besser kennen lernt, als aus ihrem Ernst, wo sie mit einem Anlauf und auf den Effekt handeln.

Unter den vielen römischen Frauen, mit welchen Caesar in Liebes-Verbindung gestanden, war auch eine Frau des Crassus und eine des Pompejus. Es ist bemerkenswerth, daß der arglistige Mann, während er mit dem Gelde des einen, und mit der Macht und Würde des andern eigentlich allein herrschte, auch in ihrem Hause und Ehebette statt ihrer einzutreten gewagt. Fast könnte

man daraus vermuthen, daß er bey seinen Liebeshändeln ehrgeitzige und politische Nebenabsichten hatte, wie man dieß späterhin dem Augustus vorwarf, und daß er die Frauen nur zu gewinnen suchte, um die Männer desto sichrer zu lenken oder ihre Geheimnisse zu erforschen. Seine Heirathen wenigstens hatten sichtbar immer einen politischen Zweck! Wie das Eheband in den ruhigen Perioden der alten Republiken der festeste Kitt der geselligen Ordnung war; so gingen in der Periode der bürgerlichen Kriege die Römischen Frauen bey der großen Leichtigkeit der Ehescheidung, als ein wichtiges Verbindungsmittel der gegen einander stehenden Partheyen, schnell aus einer Hand in die andre, und veränderten die Familie nach dem Wechsel der politischen Verhältnisse und Absichten.

Aber Caesar hatte bey seinen Liebesverständnissen gewiß nicht immer bloß solche ehrgeitzige Nebenabsichten; denn er überließ sich ihnen auch da, wo es seinen Hauptzweck hindern konnte. „Er hat auch Königinnen geliebt;" sagt Suetonius: „unter andern die afrikanische Eunoë, Boguds Frau, dem er unermeßliche Reichthümer schenkte; am meisten aber die Kleopatra, mit der er oft die Nächte durch beym Gastmahle zubrachte, und die er sogar nach Rom kommen ließ, mit Ehren und Geschenken überhäufte, und ihr erlaubte, den Sohn, welchen sie gebohren hatte, nach seinem Nahmen zu nennen." Hier hatte ihn wohl die Leidenschaft überwältigt; denn er schadete sich dadurch ungemein viel bey den stolzen Römern, die gar keinen Sinn dafür hatten, daß eine besiegte Königinn des Auslandes eine andre Bestimmung haben könne, als einen Triumphzug in der Alles beherrschenden Roma, vollständiger auszuschmücken, und dann zu sterben, oder zu ei-

nem erniedrigten Leben aus Erbarmen begnadigt zu werden, wie die junge und schöne Arsinoë, der Kleopatra Schwester, mit welcher Caesar seinen Alexandrinischen Triumph zierte.

Aber wie stimmt nun die für sein Gelingen in Rom ihm so nachtheilige Liebe für diese Königinnen, und besonders der verderbliche Aufenthalt bey der Kleopatra, mit der sonst ihm eignen vollkommnen Herrschaft seines Verstandes über seine Leidenschaften überein? — Nur während der Periode der höchsten Stärke seines Wesens bewährte sich die innre Übereinstimmung aller seiner Kräfte in größter Charakter-Einheit so durchaus vollkommen. Nachher finden sich häufige Spuren von Versunkenheit, und vorher eben so häufige Spuren von Unreife, deren mehrere schon gelegentlich angeführt sind; nicht bloß in dem ersten Abschnitt seines eigentlichen Lebens, welcher mit der hartnäckigen Verweigerung, seine Frau, Cornelia, des Cinna Tochter, auf des blutdürstigen Dictators Gebot, zu verstossen, und mit Sulla's Urtheil, daß in diesem jungen Menschen mehr als ein Marius stecke, beginnt; sondern auch in dem zweyten von der Rückkehr aus Hispanien bis zum Übergang über den Rubico. Wie alle organischen Kräfte, wenn sie nicht gehindert werden, aus ihrem Keim sich allmählig bis zur Reife entwickeln, und nach erreichtem Gipfel, sich wieder ihrer Auflösung nähern; so findet sich dieses auch im Ganzen und im Einzelnen der antiken Menschheit, indem die Bildung der Alten nur ein reines Erzeugniß der durch keine Kunst gestörten Natur war. Es befremdet uns beym ersten Blick, mit welcher Zuversicht die Alten die Perioden und besonders die höch-

ie Blüthe eines Künstlers und Denkers, oder eines Hel-
ren angeben; da aber die bestimmteste Entschiedenheit der
Bildungsstufen wie der Arten eine wesentliche Eigenschaft
er freyen, natürlichen Entwicklung ist, so bedurfte es
uch wirklich nur eines gesunden Blicks, um sie wahrzu-
ehmen. Wer den angebohrnen Sinn für das Classische
urch vielfaches Forschen genährt und geschärft hat, kann
eicht in diese Weise der Beurtheilung und der Lebensan-
icht eingehen, selbst da wo ihn die Spuren der Alten ver-
assen. In Caesars Leben vollends sind die Abschnitte so
ervorspringend, daß sie sich dem Auge von selbst darbieten.
Wer kennt nicht sein merkwürdiges Verweilen am Rubi-
co, und seine rasche Entscheidung? Eine große Epoche
nicht bloß in seiner äußern Lage, sondern auch in seinem
innern Charakter! Von diesem Übergange über den Ru-
bico, wo er nun endlich grade auf sein großes Ziel, durch
ie drohendsten Gefahren und Hindernisse aufs höchste ge-
pannt, unverhohlen zugehn konnte, bis zur Pharsalischen
Schlacht, waren alle seine Kräfte in der größten Wirk-
amkeit und in der vollkommensten Harmonie. Man wird
ährend dieser Zeit auch nicht die geringste Spur von Un-
orsichtigkeit oder Erschlaffung an ihm entdecken können;
elbst seinem natürlichen Übermuth wußte er Einhalt zu
hun. In dieser Periode drängen sich ordentlich die Züge
iner ächt Themistoklëischen Verschlagenheit, nicht wie die
erunglückte Nachahmung des Themistokles beym Pom-
ejus, der seine ungeschickte Flucht mit dem großen Beyspiel
enes alten classischen Meisters 4) politischer Verschlagenheit

4) Die Römischen Großen der damaligen Zeit verglichen sich gern mit den classischen Staatsmännern der gebildeten politischen Vor-

zu beschönigen suchte, während er, der doch auch nur herrschen wollte, eigentlich floh, weil er hoffte, wie Sulla zurückkehren zu können, und diese thörichte Hoffnung nicht einmahl verschweigen konnte. Ob Caesar bey Alesia mehr Kriegskunst gezeigt hat, würde schwer zu entscheiden seyn; daß er sich aber bey Ilerda und Dyrrhachium noch mehr als großen Mann und Charakter überhaupt zeigte, das ist aus seiner eignen Erzählung klar. Jetzt ersann er auch seinen großen Entwurf einer durchaus milden und schonenden Dictatur und Militärherrschaft ganz gegen die Natur aller, und gegen das Herkommen der römischen Bürgerkriege. Die glücklichsten Erfindungen haben ein so natürliches Ansehen, daß jeder hinterdrein denkt, so würde er es auch gemacht haben. Man bedenke aber nur, daß Caesar die vorhandnen republikanischen Formen ohne Umschweif über den Haufen warf; daß er auch nicht einmal den Schein annahm, bloß als gesetzmäßiger Dictator im alt-römischen, schon verlohren gegangnem Sinn des Worts, neue Formen an ihre Stelle setzen, den Staat reinigen, von seinen Wunden heilen, und eine Constitution stiften zu wollen; daß er schlechthin ins Große rauben und plündern mußte, um die Kriegskosten zu bestreiten; daß er von Verbrechern und Grunde gerichteten Verschwendern umgeben war, die alles zu fordern wagten, und ihn unaufhörlich zum Morden ermunterten. Er war genöthigt,

zeit; denn als solche betrachteten sie wirklich die berühmtesten griechischen Staatsmänner und beurtheilten ihren politischen Charakter völlig nach Art der Kunstkritiker. So verglich Caesar, der so geschickt grade die Schmeicheleyen zu treffen wußte, welche den Cicero am meisten gewinnen mußten, denselben in seinem Antikato mit dem Theramenes und Perikles.

ie Republik und die Provinzen Männern anzuvertrauen,
eren keiner, wie Cicero doch wohl etwas übertrieben
agt, sein väterliches Vermögen nur zwey Monathe hatte
erwalten können. Dazu kommt noch, daß ein einziger
aſcher Schritt unvermeidlich unzählige andre nach ſich
ezogen hätte; wie denn Curio, welcher den Gang der
Begebenheiten gewiß aus der Nähe beobachtet hatte, ur-
heilte, daß die Ermordung des hartnäckigen Metellus,
u welcher der Sieger allerdings ſehr gereitzt ward, un-
ermeidlich ein großes Blutvergießen nach ſich gezogen
aben würde. Ueberdem war der Weg ganz gebahnt, nach-
em Proſcriptionen und Hinrichtungen den römiſchen
Partheyen in ihrem erbitterten Kampf ſo geläufig ge-
worden waren. Pompejus ſelbſt verhehlte nicht einmahl
ie Abſicht, den Sieg nach Sullas Art zu gebrauchen, und
uch die Optimaten erwarteten nichts andres, als was
ich von der gleichgültigen Härte eines unter Blutvergieſ-
en grausgewordnen Kriegers, von einer Rotte raubgie-
iger Verbrecher, und von der Wuth eines Bürgerkriegs
rwarten ließ; nämlich ein allgemeines Morden und eine
llgemeine Plünderung. Auch der Undank der begnadig-
en Pompejaner mußte Caeſars Rache und Leidenſchaften
ufreitzen. Wenn man alle dieſe Umſtände erwägt, ſo
ann man der Kraft der Selbſtbeherrſchung, der hohen
Standhaftigkeit, mit welcher Caeſar ſeinen großen Ent-
wurf ausführte, die höchſte Bewunderung nicht verſa-
gen. Er gab der Welt zum erſtenmahle das beyſpielloſe
Beyſpiel einer den republikaniſchen Gegnern ſelbſt bey-
nahe heilſam erſcheinenden Tyranney; wie denn
Cicero ſelbſt nach Caeſars Tode gleichſam wider Willen

gesteht, das verworfne Zeitalter hätte einen solchen Herrn kaum verweigern dürfen.

Den Augenblick, wo Caesar den höchsten Gipfel seiner Charakterstärke erreichte, und nun wieder zu sinken anfing, hat er selbst wunderbar deutlich bezeichnet. In seinen Commentarien, die sonst immer so entfernt von allen müßigen Betrachtungen, schnell und grade zum Ziele eilen, und auch das gedrängte Urtheil *nur als* Thatsache geben, verweilt er nur ein einzigesmal bey jenem gewöhnlichen Volks-Aberglauben, mit welchem griechische Mythographen und Rhetoriker wie Römische Chronikenschreiber im Geiste der Priester und Augurn ihre kunstreiche historische Darstellung, so oft überfüllt haben. Er kann nicht müde werden, die Wunderzeichen des Pharsalischen Sieges zu häufen. Es ist, als wollte er sagen: es geschah ein gewaltiger Ruck durch die ganze Natur, da Caesar Herr der römischen Welt wurde. Auch ging wirklich das in ihm selbst vor, was er auf die Natur übertrug. Gleich darauf sagt er: „Caesar hatte, in Vertrauen auf den Ruhm seiner vollbrachten Thaten nicht angestanden, mit einer geringen Macht nach Alexandria zu reisen, und glaubte nun an jedem Orte sicher zu seyn." „In Alexandria" fährt er fort „zwangen ihn die Etesien oder Jahreswinde zu bleiben; denn diese sind die widrigsten für die, welche von Alexandria abschiffen wollen." Man weiß, welchen aegyptischen Zauber diese Etesien bedeuten. Es ist auch nicht unbedeutend, daß er nun nicht gut fand, seine Geschichte nicht weiter selbst zu schreiben: denn Muße hatte er wohl vorher eben so wenig wie seitdem. Sein dürftiger Nachfolger in der Aufzeichnung sei-

ner Thaten, sagt uns bald darauf: „daß die Kleopatra im Schutz des Caesar geblieben sey.“ Endlich reißt er sich von ihr los; aber seine ausschweifende Freude über die seltne Schnelligkeit 5) eines für ihn gar nicht ausgezeichneten Sieges über den Pharnakes ist schon ein Beweis der rettungslosen Versunkenheit, welche wir hier nicht weiter zu verfolgen brauchen.

Der Charakter eines classischen Staatsmannes und antiken Helden muß nach dem beurtheilt werden, was er in der Periode seiner vollendeten Kraftentwicklung war. Caesars eigenthümlichste und unterscheidende Eigenschaft ist diesem gemäß die innre Consequenz seines Wesens; die vollkommene Uebereinstimmung nämlich einer vollendeten imperatorischen Kraft, und eines vollendeten imperatorischen Verstandes. Was unter der imperatorischen Kraft zu verstehen sey, bezeichnet schon der Römische Nahmen so glücklich, daß es kaum einer langen Erklärung bedarf; die Kraft, Menschen nicht bloß äußerlich zu besiegen, sondern auch innerlich ihren Geist sich zu unterwerfen und zu beherrschen. Daß Caesar eine empörte Legion durch ein Wort beugte; daß er einen Lucullus durch bloße Drohungen so zu überwältigen wußte, daß dieser ihm zu Füssen fiel; gehört eben so gut dazu, als daß er oft allein ein wankendes Heer wieder zum Stehen brachte, indem er sich den Fliehenden entgegenwarf, sie einzeln bey der Kehle faßte, und mit dem Angesicht gegen den Feind kehrte, wenn auch der Schrecken schon so groß war, daß ein

5) Veni. Vidi. Vici.

Adlerträger ihn zu verwunden drohte, ein andrer das Zeichen in seiner Hand zurückließ.

Auch Caesars Verstand war durchaus nur ein imperatorischer Verstand, aber dieses war er im höchsten Maaße; es war eben ein solcher, wie ihn ein vollkommener Held zum Handeln und zum Siegen braucht, ohne alle andre überflüssige Zugabe. An dieser imperatorischen Einsicht und Gewalt übertreffen denn auch seine Commentarien selbst die größten historischen Kunstwerke der Griechen, so wie durch die Römische Größe und durch jene den Römern eigenthümliche und in Caesars Familie einheimische Urbanität und geistreiche Art der fröhlichen gesellschaftlichen Stimmung, welche überall hindurchschimmert. Eben dieses war auch an seinen Reden zu bemerken, welche er mit heller Stimme und feuriger Gebehrde vortrug, an denen man vorzüglich die große Kraft, Schärfe und Raschheit, vor allen aber eine bewundernswerthe Sorgfalt in der Sprache, eine vollendete Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks pries. Caesar ist zwar in allem, was noch von seinen Werken, Briefen oder Reden vorhanden ist, nie auf Kosten der Klarheit kurz im Ausdruck; doch liebte er auch hier wie überall im Leben und Handeln den kürzesten Weg, grade zum Ziele, so daß ihm auch der schnellste Tod der beste dünkte. Der ganze Charakter seiner Beredsamkeit ist eine Bestätigung seines Strebens in allen Dingen nach dem, was auf die meisten am schnellsten wirkte. Was seinen Commentarien so großen Werth giebt, ist nicht etwa eine der Dichterkraft ähnliche Rednergabe. Es ist in ihnen auch kein Gedanke von einer schön gegliederten und kunstreich großen Anordnung des Gan-

gen, wie in keiner römischen Geschichte, den Sallustius ausgenommen; und in dieser Rücksicht scheinen sie selbst gegen Xenophons Anabase ungebildet und roh an Kunst.

Wohl hatte auch Caesar die Schwachheit, Gedichte zu machen; diese waren aber nicht glücklicher, als die des ernsten Brutus und des gelehrten Cicero, und beynahe schlecht zu nennen. Man kann es nicht ohne Lächeln lesen, wie sorgfältig sich Cicero bey seinem Bruder nach der vollständigern Meynung des Caesar über einen poetischen Versuch von sich erkundigt, und dann dessen vorläufiges Kunsturtheil anführt, das durch seine Bedingtheit und durch seinen geistreich abgefaßten Ausdruck selbst noch schmeichelhafter lautet, und einen komischen Anstrich von Kennerschaft hat. Ueberhaupt hatte Caesar durchaus kein eigentliches Gefühl für das wahre Schöne. Seine Liebe für die Werke der alten Mahler und Bildner, für künstliche, prächtige und kostbare Sachen aller Art, widerspricht dem nicht, und ging ganz natürlich aus vielen andern charakteristischen Eigenschaften seines Wesens hervor. Wohl hatte er eine eigne Liebe und Liebhaberey für das Vollendete jeglicher Art; dieselbe Ehrfurcht für das alte Classische, welche in jener Zeit unter den Gebildeten allgemein war. Dazu kam die römische Liebe zu gediegener Pracht; und endlich jener den großen Herrschern und Eroberern oftmahls eigne Hang zu Kostbarkeiten von blos willkührlichem Werth. So war er ein Liebhaber von großen Perlen, deren Gewicht er dann und wann vergleichend in seiner Hand prüfte.

Consequent vollendet, wie sein ganzes Wesen waren auch die beyden wesentlichen Bestandtheile desselben,

seine praktische Kraft und sein großer Verstand. Die Schnelligkeit und die intensive Stärke seiner Thätigkeit war nicht größer, als ihr unermeßlicher Umfang, ihre unerschütterliche Ausdauer. Sein Urtheil war unfehlbar sicher, sein Verstand fest, aber auch sein Gedächtniß war stark und sein Geist erfinderisch. Wegen dieser innern Consequenz und Zusammenstimmung aller seiner intellectuellen Vermögen und praktischen Eigenschaften zu dem Einen Ziele, wird man auch nicht leicht in der neuern Geschichte einen Helden auffinden, welcher darin dem Caesar gleich gestellt werden könnte; da überdem der eigenthümliche Vorzug der Neuern nicht sowohl in der ausserordentlichen Größe der einzelnen geistigen und moralischen Kräfte, als in der Anlage zu einer höhern Richtung und Anwendung aller besteht. Sonst wird man hier im Einzelnen wie im Ganzen der modernen Bildung und Geschichte, sehr oft Schnelligkeit und Ausdauer im Leben und Handeln, Charakterstärke und Umfang, umfassende Größe des Geistes, so wie auch mehrentheils Gedächtniß und Erfindsamkeit, oder Geist und Einbildungskraft und Beurtheilung, nur auf gegenseitige Unkosten zu einer großen Höhe gebracht finden. Den Charakteren des Alterthums giebt dagegen eben jener Einklang aller Kräfte und des ganzen Lebens, auf einen gegebnen Mittelpunkt und auf ein, wenn gleich nicht so geistiges, bestimmtes Ziel, die antike Größe und den festen, sichern Styl im Leben, welcher ihnen den Anstrich einer höhern Vollendung, d. h. einer entschiednen und consequent vollendeten Naturkraft verleiht. Ueberdem haben solche Schwierigkeiten und ein solcher Schauplatz für politische Charakter- und

Heldengröße nach dem Untergange der römischen Republik kaum jemahls wieder in der Art Statt gefunden. Die Kraft, welche dazu gehört, eine ererbte Monarchie zu erheben und zu erweitern, und die, welche erfordert wurde, eine Republik, und zwar die größte, welche je gewesen ist, durch republikanische Mittel monarchisch zu beherrschen, leiden gar keine Vergleichung. Es kann uns das nur als ein einzelner Zug von der Thätigkeit und Schnelle seines Geistes gelten, daß er zwey Briefe im Reiten, oder auch vier, oder wenn er ganz müssig war, sogar sieben zugleich dictiren konnte. Wohl aber erregt es Erstaunen, wenn wir erwägen, daß darunter Briefe so großen Inhalts waren und vielleicht oft auch von so vollendeter Feinheit, wie ein noch vorhandner an Cicero, der ganz das Gepräge des Caesar an sich trägt. Er mußte überhaupt, um seinen Zweck zu erreichen, alle bedeutenden Männer in der ganzen ungeheuren Römerwelt, welche ihm nützlich oder schädlich seyn konnten, durchschauen, bewachen und nach seinen Absichten lenken; wie er aber dieses wirklich ausgeführt hat, das kann man schon aus seinem Verhältniß zum Cicero und zum Pompejus, welches wir noch am vollständigsten kennen, einigermassen sich denken und bewundern lernen.

An Schnelligkeit und Feuer war er dem Alexander gleich, an Ausdauer und Umfang übertraf er ihn sehr weit; auch hatte ihm kein Philippus vorgearbeitet. Kein früherer und kein späterer römischer Held hat solche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die ältern hatten es eben darum leichter, weil sie, wenn auch eben so ehrgeizig von Gesinnung, doch der Form nach Republikaner

waren, und also wie Caesars Nachfolger einen schon gebahnten Weg betraten.

Gäbe es einen Maaßstab von Herrscher-Größe, so würde Caesar in Hinsicht der Kraft wohl den höchsten Gipfel derselben bezeichnen. Wollte man bloß in dieser Rücksicht die Heldencharaktere der neueren und neuesten Zeit, welche in ähnlicher Art die gleiche Laufbahn imperatorischer Allgewalt haben beschreiten wollen, gegen ihn aufstellen und mit ihm vergleichen; so würde Caesar besonders durch die innre Consequenz und glückliche Vollendung, und die eben daher rührende große Sicherheit des Verstandes, den Vorzug behaupten. Wir müssen hier die Begriffe genau auffassen und sorgsam auseinander halten; denn der vollendete Charakter ist von dem, welcher bloß außerordentlich und groß in dem Maaße seiner Kraft ist, nicht bloß dem Grade sondern selbst der Art nach ganz verschieden. Man bemerkt an mehreren großen Eroberern der modernen Zeit vom Attila an, etwas Trauriges in ihrer Stimmung, eine innere Unzufriedenheit, die aus dem Mangel an Uebereinstimmung hervorgeht, und einen hier und da sogar mürrischen Anstrich hervorbringt. Caesar hingegen war mit sich zufrieden, ja von entschieden fröhlichem Charakter, wie alle vollendeten und mit sich selbst in Harmonie stehenden Menschen. Der Genuß der inneren Vollendung scheint wohl der höchste, den es, so weit die Natur allein solchen gewähren kann, für den Menschen überhaupt giebt; gegen diesen ist selbst der in seiner seltnen Reinheit köstliche Genuß der frischesten Jugendblüthe des ganzen Wesens gering. Vollendung aber, diese höchste Gunst der Natur, ist nichts andres, als das glückliche Zu-

sammenwirken, die vollständige Vereinigung mehrerer großen Kräfte, und aus dieser Vereinigung gehen ganz neue Eigenschaften und Vollkommenheiten hervor, welche kein auch noch so großes Maaß einer einzelnen Kraft hervorbringen kann. Die wunderbare Macht, welche in der innigen und gegenseitigen Gemeinschaft und Harmonie aller sittlichen und geistigen Kräfte liegt, geht schon aus der Geschichte der alten Staaten hervor, die ganz auf dieser Gemeinschaft beruhten. In Rücksicht dieser glücklichen Vollendung kann Caesar mit dem Perikles verglichen werden, der groß als Staatsmann, Feldherr, Redner und Oberhaupt einer untergehenden Republik, gleich ihm, an der Gränzscheide einer glorreichen alten Zeit und einer neuen Weltentwicklung für den kleineren Kreis von Athen in der Geschichte da steht, wie Caesar in der umfassenderen Römischen Welt.

Die Natur hat, so scheint es, ihre Günstlinge; doch wird das Gleichgewicht einigermaaßen durch das große Gesetz wieder hergestellt, daß Vollendung fast immer nur durch mannichfache Beschränkungen erkauft wird.

So war zum Beyspiel ein gänzlicher Mangel an dem feinerem sittlichem Zartgefühl ein wesentlicher Zug und Bestandtheil in Caesars Charakter und eigenthümlicher Größe. Ein Caesar, der dabey noch einige Regungen von Edelmuth oder von Gewissenhaftigkeit, kurz so eine gewöhnliche halbe Tugend gehabt hätte, würde nicht nur ein höchst unvollkommnes, sondern vielleicht sogar, trotz der Größe einzelner aber übel zusammenhängender Kräfte, ein sehr schwaches Wesen gewesen seyn; denn Schwäche ist oft nicht ursprünglicher Mangel, sondern Folge ei-

nes unglücklichen Verhältnisses groſser Kräfte, die sich gegenseitig hemmen und aufheben.

Für einen vollkommnen Weltüberwinder war Alexander bey aller Leidenschaftlichkeit, welche bey so gränzenloser Macht freylich mehrentheils schlimmere Folgen haben kann und wirklich hat, als die nüchterne Bösartigkeit eines vollendet klugen Verstandes, ein viel zu guter und menschlicher Held. Die leichte Entzündbarkeit seines *Herzens* und seiner Leidenschaften selbst, war von sehr edler Art, wie die des Homerischen Achilles. Sie verräth eine so tiefe Fühlbarkeit, so regen Sinn und lebendige Schnellkraft starker und edler Neigungen, daß Caesar dagegen als eine rohe Römische Natur ganz hart und rauh erscheint. Nur muß man dem Alexander verzeihen, daß er Gefühle, die einen tiefen Quell ächter Sittlichkeit in seinem Innern verrathen, mit gewohnter despotischer Gewaltsamkeit äuſserte; und dem Caesar in seiner mehrentheils noch republikanischen Welt, die mehr bürgerlichen Formen nicht zum Verdienst anrechnen; da er von Charakter und nach seinen Absichten und Gesinnungen mehr Tyrann war als jener. Das, was Alexander gegen schuldige oder angeklagte Macedonier that, muß man wenigstens nach den Grundsätzen des strengen Kriegsrechts beurtheilen, welche immer auch bey den billigsten Völkern rascher zu Werke geht, als die bürgerliche Rechtsstrafe. Alexanders scheinbare Tollkühnheit übrigens war mehrentheils dem Zweck gemäß und im Ganzen auf richtige Einsicht gegründet, eine Folge und eine Pflicht seiner Lage. Es galt hier nicht, einen verständigen Feind durch gröſsern Verstand kunstmäßig zu beſiegen, sondern eine überlegne aber blinde Macht über den

Haufen zu werfen, wobey der Ruf seiner unglaublichen Thaten fast mehr that, als diese selbst. In dem Charakter keines Eroberers wird man so viele tugendhafte Elemente und schöne Züge finden. Die unvermeidliche Zerstörung Thebens kostete ihm einen schweren innern Kampf. Mit Zuversicht gab er sein Leben in die Hand des Philippus, eines eifrig ergebnen und erprüften, aber schwer verläumdeten Dieners. Er glaubte an Treue und ist der höchsten, innigsten Freundschaft fähig gewesen. Er liebte den Hephästion so, daß er in der Blüthe seiner Kraft, und im Überfluß von Macht und vergötternden Ruhm, kurz von allen Gütern, die das Glück geben und nehmen kann, über seinen Verlust untröstlich blieb.

Man könnte vielleicht nach gewöhnlichen Vorurtheilen sagen, an die Tugend zu glauben, sey Thorheit an einem Eroberer, und die wahre Freundschaft eine unnütze Episode in seinem Leben. Aber darin zeigt es sich eben, daß Alexander mehr war, als die gewöhnlichen Eroberer; der nüchterne Caesar dagegen war von solchen ruhmwürdigen Schwachheiten allerdings ganz frey. Doch diesen Mangel an edlen und sittlichen Gefühlen hat Caesar wohl mit vielen andern großen Eroberern und Weltbeherrschern gemein. Eine ganz andre Beschränktheit, die seines politischen Geistes, der Bildung, die er selbst hatte, und die er der zerrißnen Welt zum Ersatz hätte geben können, so wie in der Art und den Mitteln, wie und durch welche er diese Bildung zu befördern und auszubreiten vermochte, ist ihm mehr ausschließend eigen.

Nach dem pharsalischen Siege glaubte er, es sey nun alles geschehen; und da begann doch eigentlich erst der

schwerste Theil seiner Aufgabe. Denn die Macht der Pompejaner, oder vielmehr die alten republikanischen Formen hatten in der ganzen römischen Welt unglaublich tief Wurzel gefaßt, und waren nach allen etlittenen Erschütterungen noch sehr fest und stark. Man kann leicht denken, daß die Verfassung der Römer, die bis auf ihre Landstrassen und Wasserleitungen wie für die Ewigkeit bauten, nicht sogar lose begründet, noch so leicht *umzuwerfen* gewesen. Was war natürlicher, als daß das ungeheure morsche Gebäude über dem Haupte des sorglosen Siegers zusammenstürzte, der ihm den letzten Stoß gegeben hatte. War sein Fall nothwendig, mußte sein Entwurf scheitern; so lag die Schuld also an einem innern Widerspruch desselben, der bey seiner Vollendung wohl nur aus einem ursprünglichen Mangel seines Genius entspringen konnte.

Caesar hat während der kurzen Zeit seiner ungestörten Alleinherrschaft viel Großes angefangen, vieles Größere gewollt; nur das einzige nicht, was Rom vor allem Noth war, und was allein ihm selbst Sicherheit geben konnte: eine wenn gleich im innern Wesen mehr monarchische, doch aber zwischen den alten Formen der Republik, und der neuen Zeit und Epoche dieser zur Weltherrschaft angewachsnen einzelnen Stadt, schonend und weise vermittelnde, aber fest begründete Verfassung und organische Staatsgestaltung. Sehr nachdrücklich erinnert ihn Cicero in der schönen Rede für den Marcellus an diese Pflicht, mit einer Würde und Freymüthigkeit, welche man hoch ehren müßte, wenn der Redner sie nicht durch falsche Betheurungen von Wünschen für Caesars Sicherheit entweiht hätte, während er nach dem Tode des

Siegers lechzte, vielleicht gar um die keimende Verschwörung wußte; denn daß er die heilsame Wahrheit an die angenehme mit Feinheit anschließt, daß er den Caesar so glänzend aber doch mit Wahrheit lobt, darf wohl nicht getadelt werden.

Hätte Caesar gekönnt, was Cicero, Rom und die Menschheit laut und schweigend von ihm forderten, so würde er es sicher auch gewollt haben. Aber er hatte überhaupt nur diejenige politische Kraft und Geschicklichkeit und einen solchen Verstand, welcher dazu gehört, um das Haupt einer Parthey zu seyn; aber durchaus gar kein gesetzgebendes, oder organisch einrichtendes Staatsgenie, wie etwa ein Solon oder andre große Staatenbegründer und Erneuerer. Ein überraschender Mangel zeigt sich beym Caesar, sobald es über die Gränzen jenes Partheykampfs hinaus geht. Selbst da er auf der größten Höhe seiner Macht stand, und noch neu, zuerst als Sieger nach Rom kam, machte er sich in sechs, sieben Tagen jener Menge selbst, deren Sache er zu führen vorgab, so verhaßt, daß Cicero daraus große Hoffnungen schöpfte. Er fand den hartnäckigsten Widerstand, und gesteht selbst, daß er ohne seinen Zweck erreicht zu haben, die Stadt hatte verlassen müssen. Und was durften sich nicht die Republikaner, selbst nach ganz beendigtem Kriege, eben um seines Übermuthes willen gegen ihn erlauben? Es ist daher nicht für zufällig zu halten, wenn alles Politische in seinen beynahe nur militärischen Geschichtsbüchern immer nur so beyläufig berührt, und ganz oberflächlich behandelt wird. An der Spitze seines Heeres oder als Haupt einer Parthey im politischen Kampf und Bürgerkrieg hatte er eine unüber-

windliche Gewalt und war einzig groß; nicht so aber als oberster Lenker eines großen Staats in ruhiger Friedenszeit, um auf die Dauer mit Ordnung zu herrschen.

Wenn ein Mann das Ziel aller seiner Wünsche und den höchsten Gipfel des Glücks bis zur Sättigung erreicht hat; so kann man aus diesem Ziele selbst die eigentlichen Gegenstände und den Umfang seiner Neigungen am besten vollständig kennen lernen. Da geschieht es denn *oft*, daß wer nur von göttlich hohen Bestrebungen träumte, oder laut prahlte, plötzlich still wird, und nun keine Wünsche mehr hat, weil seine nächsten Begierden befriedigt sind. Die Gränzen der Neigung sind ein sicherer Maaßstab der Kraft; denn, was der Mensch recht vollständig kann, das will und wünscht er auch dauernd. Caesar hat das äußerste Ziel seiner Wünsche erreicht, und war vor Zufriedenheit ordentlich lebenssatt, jedoch ohne alle Spur jener Schwermuth, welche ein unbefriedigtes und hoffnungsloses höheres Streben andeuten könnte. Es war auch nicht Überdruß und Unmuth aus heimlicher Verzagtheit oder aus Mißtrauen in die bestehende Fortdauer seines Glücks; eine reine Lebenssattigkeit war es, ohne Wunsch und Furcht; bey der er immer heiter, ja sogar ausgelassen fröhlich blieb; das bloße Gefühl, daß er am Ziel sey. „Ungern, sagt Cicero, habe ich Dein höchst erhabenes und höchst weises Urtheil gehört: „Du hättest zur Befriedigung der Natur, und auch für den Ruhm genug gelebt. Genug, wenn du willst, vielleicht für die Natur; ich will auch, wenn du meynst, hinzusetzen, für den Ruhm; aber, was das wichtigste ist, für das Vaterland, gewiß *noch* viel zu wenig. Daher laß, ich bitte dich, diese Einsicht

denkender Männer in Verachtung des Todes; wolle nicht auf unsre Unkosten ein Weiser seyn. Denn ich muß es oft hören, daß du dasselbe immer wiederhohlst: „Du bedürfest des Lebens nicht weiter." Ich würde es zugeben, wenn du nur für dich lebtest, oder nur für dich gebohren wärest. Jetzt aber, da deine Thaten das Heil aller Bürger, und den ganzen Staat umfaßt haben, bist du so weit von der Vollendung der größesten Werke entfernt, daß du noch nicht einmal mit der Grundlage deiner Entwürfe fertig bist." So redeten die großen Römer jener Zeit einer zu dem andern!

Da Caesar nichts mehr wünschte, hatte er gewiß alles gethan, was er vermochte, und wozu er die Kraft und die Anlagen, so wie das Streben des Geistes besaß. Oder war es etwa kein lockendes Ziel einer hohen Ruhmbegierde, die sinkende Größe des römischen Volks zu retten? — Selbst die leichteste Auflösung der schweren Aufgabe jenes für eine neue, monarchische Staatsgestaltung reifen Zeitalters; den alten bürgerlichen Formen leise einen andern, der jetzigen Beherrschung angemeßnern Sinn unterzuschieben, das ganz Morsche aus dem frühern Leben in der Stille bey Seite zu schaffen, das blos Schadhafte zu bessern, zu stützen und neu zu übertünchen, schien ja ein so verdienstvolles Werk, daß der versteckte und verstellte Charakter, der das Glück und den Verstand hatte, es zu vollenden, beynahe von der Geschichte selbst unter die Götter versetzt worden ist. Der neue Stifter des größesten Staats, der neue Bildner des erhabensten Volks zu seyn, dazu fehlte dem Caesar die innre Kraft und Anlage. Siegen im weitesten Sinne des Worts,

das konnte er; nicht bloß mit dem Schwerdt, sondern auch durch die Gewalt der Rede und den Einfluß der gesellschaftlichen Verbindung, durch überlegne Kraft und Verschlagenheit die Menschen einzeln und in der ganzen Masse unter sich beugen, an sich reißen und fesseln, und nach seinen Absichten lenken; und das war sein eigenthümliches Talent, worin Caesar vielleicht von keinem andern Staatsmann oder Helden übertroffen worden ist.

Moderne Sophisten irren sehr, wenn sie dem Caesar ihren Lieblingsirrthum leihen, und durch sein Beyspiel vielleicht bestätigen wollen: als sey die Alleinherrschaft ihm nur Mittel gewesen, um seiner unbegränzten Menschenliebe Genüge zu leisten, und die allgemeine Glückseligkeit nach dem ganzen Maaße seiner unermeßlichen Kräfte befördern zu können. Nein, das Siegen selbst, in jenem weitern und auch im gewöhnlichen Sinn, war sein letzter Zweck. Es war einer seiner Lieblingsentwürfe einen Tempel des Mars zu bauen, so groß als er noch nirgends vorhanden wäre; ein Zug, der bedeutend ist für diese Seite seines Charakters. Das Triumphiren war es, was er eigentlich wollte und liebte. Auch konnte er es sich nicht versagen, gegen alle politische Klugheit, selbst über römische Bürger auf eine Weise zu triumphiren, welche alle, die noch römisch dachten, empören mußte.

Seine Bildung beschränkte sich darauf, daß er Vollendung jeder Art, in den größten, wie in den kleinsten Dingen um ihrer selbst willen liebte, alles Ungeschickte haßte, und das Classische, nicht weil es wahr, gut, schön und gerecht, sondern weil es in seiner Art vollendet war, ehrte. Denn für ächte sittliche Güte,

künſtleriſche Schönheit, oder die innere göttliche, Wahrheit und Gerechtigkeit hatte er ſo wenig Anlage, Sinn und Vermögen, als zum Dichten. Seine Welt und ſein Gegenſtand war das Angenehme und das Nützliche. Aber freylich betrieb er das Nützliche ins unermeßlich Große; daher denn auch viele ſeiner Entwürfe durch die Weiſe und die Kraft erhaben ſcheinen, wiewohl ihr letzter Zweck von der Art iſt, daß er ſtreng genommen, nie erhaben genannt werden darf.

Das höchſte, was er zur Beförderung und Verbreitung dieſer materiellen Bildung zu thun vermochte, war: Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, vor denen jeder andre erſchrocken wäre, und unermeßlichen Stoff zur Stelle zu ſchaffen. Er hat nicht vermocht, auch nur auf einen ſeiner Anhänger einen geringen Theil ſeines großen Geiſtes fortzupflanzen, wie Alexander eine ganze Pflanzſchule von Helden, Feldherren und großen Herrſchern hinterließ, noch wie ein Solon oder Themiſtokles politiſche Einrichtungen zu ſtiften, oder neu zu beleben, und ihnen ſeinen Gedanken einzuhauchen. Er iſt zur größern Hälfte ein Barbar; denn ſein Genius war kinderlos.

Ein rohes, oder mißgebildetes Volk zu einer ächt menſchlichen Bildung zu erheben, das lag ganz außer ſeinem Gebiet. Aber ein kriegeriſches und freyheitliebendes Volk mit dem Schwerdt in der Hand dergeſtalt zum Frieden zurichten, (was die Römer mit einem eigenen Ausdrucke pacare nennen,) daß es wie zerſchmettert war, und ſich fortan geduldig unter das Joch der eiſernen Weltherrſchaft von Rom beugte, das verſtand er wie kein andrer. Nach ſolchem Zwecke und in dieſem Geiſte handelte er

denn auch in Gallien so, daß einige im Senat den Vorschlag machten, ihn den Feinden auszuliefern. Gallien war für ihm freylich nur ein Mittel und Vorbereitung zu andern höhern Zwecken; eine reiche Goldgrube, und eine Kriegsschule für seine Legionen.

Alexander hingegen, immer das Entgegengesetzte zusammenfassend, schützte seine neuen Unterthanen eben so sehr gegen den Uebermuth seiner Krieger, als gegen die Grausamkeit und Habsucht der eigenen Satrapen. Noch in den späteren orientalischen Sagen wird seine Menschlichkeit hoch gepriesen. Heißt er auch einigen der „Räubergott"; welcher Eroberer hat jemals der leidenden Menge nicht so geheißen? Und weiß denn diese auch die unvermeidlichen Uebel, welche selbst den gerechtesten Krieg besonders im Alterthum begleiten mußten, von den überflüssigen und zwecklosen Verheerungen zu unterscheiden! Alexanders Krieg gegen die Perser aber war so gerecht, als nur je einer ist geführt worden. Freylich wuchs und vermehrte sich seine Lust am Erobern mit den Fortschritten selbst; er nahm dann auf seinem Wege mit, was ihm zur Hand lag, sonst wäre er nicht Alexander gewesen. Die griechische Freyheit schonte er so sehr, daß er sogar einige, die sich zu Tyrannen aufgeworfen hatten, ihren Mitbürgern auslieferte.

Es genügte ihm nicht, Völker zu überwinden; das höchste Ziel seines Ehrgeitzes war, der Stifter eines allgemeinen Staats, der Bildner aller Völker zu seyn, und das ganze menschliche Geschlecht mit dem hellenischen Geist zu erfüllen. Ueberhaupt war der Charakter des griechischen Erobrungstriebes, der sich schon geraume Zeit

vor Alexander, ja selbst vor den Entwürfen des Philippus, Jason und Agesilaus, und vor dem Rückzuge der Zehntausend mit Xenophon mächtig zu regen anfing, ungleich edler als der Römische. Die Triebfeder der Asiatischen Erobrer war Ruhmsucht und Liebe zum Glanz; die Seele der Karthagischen Eroberungen war Habsucht und Geld, oder Handelsvortheile; von den Scythen endlich d. h. von allen, welche nomadisch lebten und dachten, könnte man sagen, daß sie nur aus Noth und Mangel an Lebensunterhalt oder an hinreichender Beschäftigung auf Eroberungen ausgingen. Die Römer strebten nach unbegränzter Macht und Ehre und Herrschaft; daher die Größe des Römischen Weltstaates; denn jedes über die sinnliche Gegenwart hinaus gehende Streben nach einer Idee von dauerndem Nachruhm und Ehre des Vaterlandes, ist schon im Einzelnen erhaben, geschweige denn die öffentliche Begeisterung eines ganzen Volks. So wie jede organische Kraft, wenn ihre innre Entwicklung vollendet ist, und der Stoff des Lebens sich nun vollkommen gestaltet hat, sich fortzupflanzen und ein Gleichartiges aus sich heraus zu bilden strebt; so äußert sich bey den Griechen von dem Augenblick an, da ihre gesammte Bildung, deren allgemeine Gültigkeit und hohe Bedeutung sie selbst nicht wissenschaftlich wußten und erkannten, aber sehr bestimmt ahndeten, den höchsten Gipfel erreicht hatte, den Trieb, diesen Geist allgemein zu verbreiten, und alle Völker helleniſch zu bilden. Von diesem Augenblick an war allgemeiner Frieden und Brüderschaft unter allen Griechen, und ewiger Krieg gegen alle angränzenden Barbaren und Tyrannen der öffentliche Lieblingswunsch, und der Ge-

meinplatz aller Sophisten und politischen Redner, weil es die herrschende Denkart jener Zeit und des ganzen hellenischen Volks war.

Alexander hat wohl den Anfang gemacht oder wenigstens die große Absicht gehabt, die mißgebildeten Asiaten zu einer ächt menschlichen Bildung zu erheben. Konnte nun gleich der hellenische Geist in Asien nie völlig durchdringen, welches ihn auch, als ein von Ursprung aus fremdartiges Element, in einer späten Zeit, obwohl sehr verfälscht, ganz wieder von sich geworfen hat; so ist doch die allgemeinere Verbreitung ächter Bildung, zu der Alexander so jung und so schnell, einen so dauerhaften Grund zu legen wußte, für die Entwicklung der Menschheit nicht verlohren gewesen, und sie beweis't in ihrem Gründer einen Umfang und eine Mittheilungskraft ächter Bildung, gegen welche das Wirken des Römischen Weltbeherrschers nur roh und ungebildet erscheint. Man findet diese ächte Bildung, so wie den Geist und Sinn dafür, überhaupt wohl nur bey Griechischen Herrschern und Eroberern, deren erster und würdigster Alexander war und geblieben ist.

Er wußte den königlichen Feldherrn der Macedonier, das freye Oberhaupt des Systems der Griechischen Freystaaten, und den Asiatischen Beherrscher des großen Persischen Reichs auf das vollkommenste in sich zu vereinigen. Während er in der Kriegskunst Epoche machte, dem Handel eine ganz neue Richtung gab, Asien mit griechischen Pflanzstädten übersäete, Entdeckungsreisen veranstaltete, durch welche die Gränzen der Erdkunde und Naturgeschichte unermeßlich erweitert wurden; untersuchte er, ein

würdiger Schüler des Aristoteles, mit Philosophen die Natur ächter Bildung, den Charakter der fremden Asiatischen Völker und ihre zweckmässigste Behandlung. In der Anmuth des Betragens und des Geistes ein zweyter Alcibiades, schmückte er den Gang seiner Eroberungen selbst dergestalt mit ächt Griechischer Schönheit der Kunst und des Lebens, mit gymnastischen Spielen und musikalischen Festen, daß er einem fröhlichen Zuge des Bakchus ähnlicher sah, als einem verheerenden Kriege. Ganz eigen war ihm besonders, was man das Vermögen politischer Belebung und organischen Schöpfung nennen könnte; die Kraft und die Kunst, Menschen nicht bloß an sich zu binden, sondern auch unter sich in einer neuen politischen Schöpfung zu vereinigen; dem so vereinigten und neu gestifteten Wesen aber ein von seinem Stifter unabhängiges eignes Leben mitzutheilen, und überhaupt den eignen Schöpfergeist auf seine Anhänger fortzupflanzen. Es ist bekannt, wie geschickt er die Sitten der Asiaten und der Griechen umzubilden, zu mischen und zu vereinigen verstand. Seine Neigung, Städte zu stiften, ging beynahe in das Uebertriebne, und war nicht ohne hellenische Eitelkeit; denn nach dem Sinne der Griechen, war es noch schöner und heiliger, Urheber eines politischen Wesens, Bildner eines Volks (κτίστης) als Sieger in öffentlichen Spielen zu seyn. Wie aus der Schule des Sokrates und Isokrates durch ihre bildende Meisterkraft eine Schaar von Philosophen und Rednern hervorging; so war das Lager des Alexander eine Pflanzschule von Königen. Seine Nachfolger und Schüler waren an Kraft und Geist, an Kühnheit und Verschlagenheit, an Schönheit

und Würde der Gestalt, königliche Menschen; sie schienen, sagt ein Alter, nicht aus einem einzigen Volke, sondern aus dem ganzen menschlichen Geschlecht auserlesen zu seyn. Der geringste von ihnen wäre noch würdig gewesen, mit dem Caesar um den Preiß des Sieges als Feldherr zu kämpfen.

Von Alexanders höherm sittlichem Charakter wollen wir nur noch zwey Züge anführen. Er ist wohl der einzige bekannte Welteroberer, von dem uns berichtet wird, wie er seine im Zorn begangenen Fehler so aufrichtig bereuen konnte. Seine heiße Reue über die Ermordung des Klitus kann an den Schmerz erinnern, durch welchen Timoleon seine große Handlung nicht, wie ein griechischer Sophist wähnt, entweihte, sondern vielmehr die heilige Reinheit seiner Triebfeder bestätigte. Die rettungslose Schwermuth, in welche Alexander gegen das Ende seines Lebens versank, die er so vielfach und so heftig äußerte, ist in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerth und giebt den tiefsten Aufschluß über das innerste Wesen seines sittlichen Vermögens und Strebens. Es liegt in dieser erhabnen Unzufriedenheit, welche der Tod des geliebten Freundes beym Alexander nur veranlaßte, etwas wunderbar rührendes, und wiederum auch etwas ergreifend großes. Ein lebendiger Beweis gleichsam, daß der Mensch nur die Wahl hat, zwischen zufriedner Beschränktheit und rastloser Hoheit. Was ist größer, als im üppigsten Ueberfluß von allem, was man nur begehren kann, unbefriedigt nach dem unerreichbaren Höhern und Göttlichen zu schmachten? Das ist mehr als Ilerda und Dyrrhachium!—Wohl war auch über das Leben und ganze

Wesen des Brutus, wie uns von den alten Geschichtschreibern bemerkt wird, eine Schwermuth von ähnlicher Art verbreitet, durch welche die Strenge seiner Tugend für unser Auge zur sittlichen Schönheit gemildert wird. Dem Caesar aber war ein solches Gefühl ganz fremd. Sein materieller Lebensüberdruß war eine bloße Sattigkeit im Uebermaaß aller irdischen Güter; und grade an diesem Endpunkte seiner Lebensbahn wird es am auffallendsten sichtbar und deutlich, wie es überhaupt in allen seinem großen Thun und Wirken an dem Streben nach dem unsichtbaren Höheren und an einer göttlichen Idee gefehlt hat. Wer wollte nun nicht lieber der unbefriedigte, unvollendet gebliebene Alexander seyn, als der glückliche Caesar, welcher das volle Ziel seines Strebens erreicht hat; der aber dabey dem Catilina ähnlich war, und den Cato hassen mußte?

Seine Aehnlichkeit mit dem Catilina bekannte Caesar selbst öffentlich, als man ihm Vorwürfe machte, daß er einige Menschen von der niedrigsten Herkunft zu den höchsten Ehrenstellen befördert hatte, indem er darauf erwiederte: „Wenn ihm Meuchelmörder und Räuber in Behauptung seiner Macht und Würde nützlich gewesen wären, so würde er auch diese eben so belohnen." Es ward allgemein geglaubt, er hätte bey einer gewissen Gelegenheit, einen gemietheten Angeber, weil der Entwurf mißlang, durch Gift bey Seite geschaft. In seinem ersten Consulat stahl er dreytausend Pfund Gold aus dem Capitol, und legte eben so viel vergoldetes Erz an dessen Stelle, verkaufte Bündnisse und Reiche. Sehr oft plünderte er Tempel und geheiligte Stätten und zerstörte un-

ſchuldige Städte der Beute wegen. Die Koſten des bürgerlichen Krieges, und den Aufwand ſeiner Triumphe und öffentlichen Schauſpiele und Werke beſtritt er nur durch ſolche und ähnliche Räubereyen.

Cato, der lieber gut ſeyn als ſcheinen wollte, und in allem ſittlich ſtreng nach altrömiſcher Tugend handelte, weil er nach ſeinem Charakter nicht anders konnte, war dem Caeſar an Seelengröße in einer entgegengeſetzten Art völlig gleich und gewachſen; welcher ihn eben darum herzlich haßte, weil er ihn nicht verachten konnte. Der Anfang ihrer offnen Fehde war jener große Tag, wo die Donner der Catoniſchen Beredſamkeit den ſchon ſiegreichen, verrätheriſchen Rath des verſchlagnen Caeſar über die Catilinariſchen Verſchwornen zerſchmetterten, und den ſinkenden Senat mit altrömiſcher Begeiſterung erfüllten. Wie klein war es, daß der Sieger das Bildniß dieſes Mannes im Triumphe aufführte, welcher durch ſeinen freyen Tod eigentlich in höherm Sinne über ihn triumphirt hatte; denn allerdings glaublich iſt die Nachricht eines ſonſt nicht ſehr glaubwürdigen Zeugen, daß der Tod des Cato den Caeſar wirklich ſchmerzte, weil er ihn um den gehofften Triumph brachte, wiewohl er ſich nicht darüber äußerte, bis er endlich in die wohlfeile Betheurung der milden Abſichten ausbrach, die er gegen ihn gehabt zu haben verſicherte. Kleinlicher noch iſt, daß er ſelbſt als Dictator, einem müſſigen und zänkiſchen Redner gleich, Schmähungen gegen ihn ſchrieb, welche ſo armſelig waren, daß die Republikaner ſelbſt ſie zu verbreiten wünſchten, um Cato's Ruhm dadurch deſto mehr zu verherrlichen, und Caeſars Abſicht, den Cato zu tadeln, lächerlich zu machen.

Alexander gab seinem Zeitalter eine ganz angemeßne, ja die möglichst beste Richtung auch für die griechische Geistescultur und deren Verbreitung in Asien. An den Gräueln der nachfolgenden Despoten hatte er keinen Theil und keine Schuld; sie waren seiner großen Natur ganz entgegen. Caesar hat den Sturz des alten freyen Rom nicht zum Bessern angewandt oder umgestaltet, sondern nur auf das Schlimmere und Schlimmste beschleunigt und vorgearbeitet; und andre unwürdigere Welttyrannen haben, ihm nachfolgend, die Früchte seiner Thaten genossen. Der ganze Ertrag seiner herkulischen Arbeiten war am Ende doch nur ein Beytrag mehr zum Glück des Augustus. Caesar würde Legionen von Menschen, wie Sulla und Augustus waren, in jenem weitern Sinne des Worts besiegt haben; aber in der feinern Herrscherkunst war er nur ein Anfänger gegen den Augustus, der so meisterhaft der verborgne Monarch einer scheinbaren Republik zu seyn wußte; und an organischem Gesetzgebergenie übertraf ihn selbst Sulla, der zwar ein unumschränkter Dictator, aber doch noch in einem ganz republikanischen Geiste und Sinne Dictator war, sehr weit. Für einen republikanischen Imperator war Caesar zu tyrannisch, für einen unumschränkten Monarchen zu republikanisch, zu frey und sorglos in seinen eignen Sitten und Leben.

Und dieses war nicht etwa Folge eines zufälligen Fehlschrittes, welcher die andern unvermeidlich nach sich gezogen hätte. Es war nicht, daß er gleich im Anfange seines öffentlichen Lebens über den Rubikon gegangen war; es war vielmehr eine ursprüngliche Unzulänglichkeit seines

Wesens, um der großen Aufgabe der damaligen Weltepoche völlig Genüge leisten zu können. Er war schon von Natur tyrannisch gesinnt und voll von monarchischem Stolz, aber ohne die solcher Form angemeßne innre Würde und sittliche Haltung und Strenge gegen sich selbst. Schon sehr frühe rühmte er sich in der Leichenrede auf seines Vaters Schwester Julia, seines vermeynten königlichen Geschlechts, und prieß die Erhabenheit einer solchen Abkunft. Solche Äußerungen waren sehr unweise und unpassend für den Bürger eines Freystaats, für ein Partheyhaupt in der damaligen Römerwelt, und konnten nicht anders als zu einer solchen Katastrophe führen. Aber leicht wird diese vergessen, so lange der Gott des Tages noch auf dem Gipfel des Glücks steht; und unaufhaltsam schnell und leicht ist der Übergang von einem demagogischen Sieger zu einem tyrannischen Alleinherrscher. Caesar hatte seine herrschsüchtigen Gesinnungen auch gar nicht hehl, und führte immer den Spruch des Eteokles beym Euripides im Munde: „Um der Herrschaft willen könne man schon ungerecht handeln, im übrigen gerecht." Als Sieger scheute er den Nahmen eines unumschränkten Herrschers und Tyrannen so wenig, daß er ihn vielmehr zu fordern schien. „Sulla sagte er, habe nicht die Anfangsgründe der Herrscherkunst verstanden, daß er die Dictatur niedergelegt habe. Die Republik sey nichts, als ein wesenloser Nahme; die Menschen möchten immer schon vorsichtiger mit ihm reden, und seine Worte als Gesetze ehren." Gegen das Ende seines Lebens pflegte er oft im Schlaf zu erschrecken. Er mußte wohl fallen, so groß